GROSSES MÄRCHENBUCH

Johann Andreas Christian Löhr

J. A. C. Löhr

Großes Märchenbuch.

Neu geordnet

von

Gustav Harrer.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verlag von Emil Berndt.
1876.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

Erstes Buch. Deutsche Märchen.

Zweites Buch. Morgenländische Märchen.

Anhang. Kalmuckische Märchen.

Erstes Buch.

Deutsche Märchen.

Reinhold das Wunderkind.

Vor alten Zeiten lebte ein reicher, reicher Graf, ich weiß nicht mehr wo. Der hatte Städte und Schlösser, Felder und Wälder, und sein Einkommen war sehr, sehr groß.

Da ging's ihm denn, wie es vielen überreichen Herren ergangen ist. So vieles Gut, meinte er, könne ja gar nicht alle werden und darum lebte er alle Tage herrlich und in Freuden mit Banketten, Turnieren, Bällen und andern Festen, mit Bret- und Würfelspiel, und wenn ein Ritter bei ihm einkehrte, gab er ihm drei Tage lang ein Fest.

Sein Hof hatte die schönsten Edelknaben zur Aufwartung, und Läufer, Jäger und andere Diener, allesammt prächtig gekleidet, und die theuersten Pferde und Jagdhunde. Das hatte er Alles zu seiner Lust, und dabei mochte es ihm auch wohl recht sehr gefallen, wenn man allenthalben vom reichen Grafen und von der Herrlichkeit seiner Hofhaltung sprach.

Er gehörte zu denjenigen Reichen, wie es ihrer viele gibt. Sie wissen wohl, wie man in Lust und Freude viel Geld und Gut verthut, aber wie man einen einzigen Thaler nur erwerben kann, das haben sie nimmermehr gelernt.

Unser Graf kam immer tiefer und tiefer herunter und hatte die wunderliche Scham, daß er es nicht wollte merken lassen. Darum trieb er das alte Wesen immerdar fort, so lange es nur ging, und verpfändete lieber eine Stadt nach der andern, ein Schloß nach dem andern, eine Besitzung nach der andern, als daß er sich eingeschränkt hätte. Aber am Ende wurden doch die Diener abgedankt, die Juwelen und Pferde verkauft, die Hunde todtgeschlagen, und der Graf zog mit seiner frommen Gemahlin und drei wunderschönen Töchtern auf ein altes Waldschloß, das er vielleicht sein Leben lang niemals gesehen hatte. Da lebte er kärglich und dürftig und seine Kost war Wurzeln und Beeren, und allenfalls einmal ein Stück Wild, das wollte ihm gar nicht zu Sinne und Halse. Wäre er immer arm gewesen, so hätte es Nichts ausgemacht und er hätte wohl mögen zufrieden sein, aber er war *verarmt*, — er war, was noch mehr ist, durch eigene Schuld verarmt, und das ist viel schlimmer. Da wurde er denn sehr unmuthig, und tobte und lärmte und wetterte im Hause herum, und die Seinen, die doch keine Schuld hatten, hatten es sehr schlimm bei ihm.

Der Wald, in welchem der Graf sein Wesen trieb, war verdächtig und es hieß, es sei nicht richtig darin, und darum wurde er denn auch der Zauber-

wald geheißen, zumal da Niemand, der tiefer in den Wald hinein gekommen war, aus demselben zurückkehrte.

Einmal war der Graf mit seinem Jagdspieß tiefer in den Wald hinein gekommen als sonst. Er hatte lange gejagt und Nichts erjagt, und setzte sich ermüdet unter eine alte Eiche, und holte sein Brod mit Salz aus dem Jagdranzen hervor.

Da schritt ein ungeheurer Bär auf ihn zu, vor dem er gewaltig erschrak, zumal da er auf Bärenjagd sich gar nicht gerüstet hatte. Den Jagdspieß, welchen er dem Ungethüm entgegenhielt, zerknickte es wie einen Strohhalm, und brummte ihm zu:

„Was hausest und jagst du in meinem Wald, du Räuber? — Wisse, daß du mit deinem Leben mir verfallen bist und mit dem Leben sollst du auch büßen!"

„O! freßt mich nicht, gestrenger Herr Bär," jammerte der Graf, „ich will Euch Euren Honig nicht rauben. Habt Ihr aber Appetit, so will ich Euch geben, was ich vermag, aber es ist freilich nur Hausmannskost."

Hierauf bot er dem Bären all' seinen Mundvorrath an. Aber dieser brummte unwillig:

„Was bietest du mir für elende Kost? Ich bedarf ihrer nicht. Aber ich will deines Lebens schonen, gibst du mir deine älteste Tochter Wulfhilde zur Frau!"

„Gern! gern! edler Bär," antwortete der Graf in der Todesangst. Aber er hatte doch gleich eine List ersonnen, und setzte hinzu: „Es versteht sich aber jedoch, daß Ihr nach Landesgebrauch die Braut löset, und selbst kommt, sie heimzuführen?"

„Es gilt!" sprach der Bär, und hielt dem Grafen die rauhe Tatze hin, um einzuschlagen. „In acht Tagen lös ich sie mit einem Zentner Gold und führe Wulfhilde heim." Und damit trabte er seiner Höhle zu.

Der Graf eilte aus dem furchtbaren Wald und kam in später Abendzeit, zitternd und ermattet, auf seinem Waldschloß an.

Er erzählte am andern Morgen, was ihm begegnet war, und was er in der Angst habe versprechen müssen. Da weinten und schrieen Mutter und Töchter überlaut, und keine konnte sich trösten.

Aber der Vater ging finster und stumm hinaus, und besahe sich die Mauern und Graben des Schlosses und sah zu, ob das eiserne Thor noch haltbar sei, und fand Alles noch tüchtig genug, einem dickköpfigen Bären den Eingang zu verwehren, indem er doch nicht durch's Schlüsselloch werde hineinschlüpfen können. Er zog die Zugbrücke auf, verwahrte alle Zugänge, und brachte Wulfhilde in ein festes, wohl vermauertes Kämmerlein, hoch oben im Wartthurm. — So hielt er sich denn völlig sicher.

Sechs Tage waren vergangen und der siebente brach an. Da erhob sich vom Walde her ein gewaltiges Getöse und Halloh. Peitschen knallten, Hörner schallten, Reiter trabten mit Rossen heran und es näherte sich ein prächtiger Wagen wie von lauter Gold und Silber, und die Reiter, die den Wagen umgaben, waren allesammt herrlich gekleidet.

Der Wagen kam bis an's Schloßthor, und es stieg ein schöner junger Herr, in Sammt und Silber gekleidet, aus demselben heraus. Perlenschnuren mit Diamanten liefen an seinem Hut, und eine goldene Kette hing um seinen Hals. Riegel und Schlösser des Thores und der Thüren öffneten sich von selbst, und die Zugbrücke fiel von selbst herab. Rasch, wie ein Sturmwind, flog der junge Herr die Treppe hinan, und brachte zwei Augenblicke darauf die bebende Braut in seinen Armen herab, und trug sie in seinen Wagen.

Ueber dem Getöse war der Graf erwacht, und sahe seine Tochter dahinführen und erhob ein großes Jammern, und schrie ihr nach: „Ade, mein Töchterlein, fahr wohl, fahr wohl, du Bärenbraut!"

Und die Mutter, die auch aufgewacht war, suchte nach dem Töchterlein im ganzen Schloß und fand es nirgends, aber oben in der Kammer der Warte fand sie einen silbernen Schlüssel auf einem Tische, den nahm sie mit herab.

Drei Tage verlebte das Haus in Jammern und Wehklagen, dann ging der Graf aus dem Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen. Da stand auf dem Hof eine Kiste von glänzend polirtem Ebenholz, die recht schwer war zu heben. Er merkte schon, was drinnen war und schloß mit dem Schlüssel die Kiste auf, und fand einen Zentner Goldes in schöne Münzen ausgeprägt.

Da erwachte im Grafen der alte Geist der Thorheit und die geraubte Tochter und alles Herzeleid waren vergessen. Und das Bankettiren und Tafeln und Hofhalten mit Dienern, Jägern, Pferden und Hunden ging wieder von vorne an; denn so viel Geld konnte nicht alle werden. Aber es ward doch in kurzer Zeit alle, und die Gläubiger kamen und räumten ihm das alte Waldschloß aus, und ließen dem Grafen fast Nichts übrig, als einen alten Jagdfalken. Das herrliche Leben war vorbei, und das kümmerliche fing wieder an.

Voll Ueberdruß und Langeweile ging er mit seinem Falken auf die Jagd, aber nicht in dem Walde, vor welchem er große Scheu trug, sondern auf dem weiten Blachfelde, das vor demselben lag.

Eines Tages ließ er den Falken steigen; der kreiste hoch in den Lüften umher, und da sein Herr ihn lockte, wollte er nicht zurückkehren, sondern schwebte dem grauenvollen Walde zu, wohin der Graf ihm nicht zu folgen wagte.

Plötzlich stieg ein mächtiger Adler aus dem Walde auf, und über den Falken hinauf, der ängstlich und geschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um Schutz zu suchen. Der Adler aber fuhr ihm nach bis zu dem Grafen hin, und schlug einen seiner mächtigen Fänge in die Schulter des Grafen, indessen er mit dem andern den armen Falken zerquetschte.

Der Graf suchte zwar sich mit dem Jagdspieß gegen den gewaltigen Aar zu schützen, aber der Aar zerknickte ihm den Jagdspieß ebenso leicht, als der Bär.

„Verwegener," kreischte der Aar, „was wagst du dich in mein Jagdgehege in der Luft? — Das gilt dein Leben."

Der Graf hatte schon bei dem Bären eine lehrreiche Erfahrung gemacht

und sagte: „Seid nur nicht ungnädig, gnädigster Herr! Es ist Alles wider meinen Willen geschehen. Den armen Falken habt Ihr ja auch schon bestraft. Speiset ihn nach Belieben."

„Heute lüstert mich einmal nach Menschenfleisch," sprach der Aar, „und du scheinst mir ein guter Bissen."

„Ach Gott," jammerte der Graf, „ist denn gar kein Abkommen? Fordert doch Alles, was ich habe, nur schont meines Lebens."

„Gut," sprach der Adler, „gibst du mir deine zweite Tochter Adelheid, so schone ich dein. Ich will sie lösen mit zwei Goldstufen, jede von einem Zentner und in sieben Wochen hol' ich das Mädchen."

Der Graf war das zufrieden und ging ganz wohlgemuthet heim, denn nun bekam er wieder Gold und konnte also auch wieder in Saus und Braus leben; doch sagte er daheim kein Wort, und klagte nur über den Falken, der sich verflogen habe. So ersparte er sich die Vorwürfe der Seinen und seiner Tochter den Schmerz.

Sechs Wochen waren um. Adelheid wußte, was ein Mädchen thun muß, das einmal eine gute Hausfrau werden will, und spann das feinste Gespinnst, und konnte es selbst weben und bleichte das zarte Gewebe auch selbst, am frühen Morgen, auf frischem Rasen, beim kühlen Thau.

Eben war sie mit Bleichen am Morgen des siebenten Sonntages beschäftigt, als dahergezogen kam ein Zug Ritter und Knappen. Adelheid verbarg sich hinter einem blühenden Rosenstrauch, denn sie war noch im Morgenkleide. Der schönste Ritter in dem Zuge sprang vom Pferde und sprach: „Ich sehe dich, schöne Adelheid, ich liebe dich lange; o, komm mit mir, und werde mein Gemahl!"

Das war ihr zu unerwartet, und sie fiel in Ohnmacht in's Gras, und als sie erwachte, hielt sie der Ritter in seinen Armen fest, und sie war schon viel tausend Schritte vom väterlichen Schlosse entfernt.

Als die Tochter nicht zum Frühstück kam, welches die Mutter bereitet hatte, da wurde der Mutter bänglich zu Muthe. Sie suchte und rief da und dort, und zum Scheine half der Graf suchen und rufen. Als er nun während dessen an den Rosenbusch kam, siehe, da lagen zwei große Eier, jedes von einem Zentner und dem Grafen lachte das Herz im Leibe. Doch bei den Goldeiern bekam die Gräfin Verdacht und der Graf entdeckte ihr auch Alles.

Es half ihr Nichts, daß sie den ruchlosen Vater mit Thränen schalt; er schwieg, bis sich ihr Eifer gelegt hatte, und brachte seine Eier in Sicherheit, that drei Tage, als ob er Leid trüge um den Verlust der geliebten Tochter, und fing dann das alte Unwesen wieder an.

Nun hatte er nur noch eine Tochter, die lieblich holde Bertha, die bei jedem Ritterspiel mit demjenigen Ritter tanzte, welcher den Preis davon trug.

Die edelsten Ritter kamen von nah und von fern, immer einer schöner und adlicher als der andere, und bewarben sich um Bertha's Hand; aber Bertha konnte zu keiner Wahl kommen.

Es währte nicht lange, da waren die Goldeier auch verthan, das Schloß

ward wieder wüste und leer, und die alte Kärglichkeit und Dürftigkeit zogen statt des Prunkens und Prachtens abermals ein, und der Graf durchstrich unmuthig Feld und Flur.

Er hatte einmal ein Völklein Rebhühner verfolgt, und war dabei dem grausigen Walde nahe gekommen, aber er wagte sich nicht hinein, sondern ging am Rande hin. Da sah er einen großen Fischweiher, den er sein Lebtag noch nicht gesehen hatte. In dem silberklaren Wasser des Teichs spielten muntere Forellen und scherzten im Wasser, — und der Teich sah gar nicht gefährlich aus. Hier wird es manch gutes Gericht geben, dachte der Graf, ging nach Hause, und strickte sich ein Fischernetz, und schon am andern Morgen war er am Ufer des Teichs, auf welchem er einen kleinen Nachen fand. Der Nachen kam ihm eben recht, und er ruderte lustig auf demselben umher, und warf sein Netz aus, fing mehr Forellen, als er fortbringen konnte, und der Mund wässerte ihm schon vor dem köstlichen Mahle, das er halten wollte.

Aber als er zurück wollte, stand einige hundert Schritte vom Ufer der Nachen so fest, als sei er aufgenagelt und der Graf brachte ihn mit aller Kraft nicht von der Stelle. Rings um den Nachen umher wich das Wasser zurück, der Kahn schien sich zu heben und immer weiter vom Ufer sich zu entfernen, und der Weiher dehnte sich zu einem mächtigen See aus, und der See schwoll und seine Wogen und Wellen schäumten und brausten, und er ward mit Entsetzen gewahr, daß ein gewaltiges Seeungeheuer den Nachen auf dem Rücken trug. — Er bebte.

Das Meerwunder tauchte unter, erhob nun seinen großen greulichen Kopf aus dem See, sperrte den Rachenschlund auf, und sprach: „Du Tollkühner, was störst du meine Fluthen und willst meine Unterthanen fangen? Wisse, daß dein Leben verfallen ist."

Der Graf war nun schon zu bekannt mit solchen Dingen, als daß er sich nicht leicht von seiner Bestürzung erholt hätte. Er sprach zum Fisch:

„Hochgewaltiger Herr Behemot, verletzt das Gastrecht nicht und gönnt mir das Gericht Fische. Solltet Ihr einmal zu mir kommen, so sollen Euch Küche und Keller auch offen stehen."

„Hoh!" sprach der Fisch; „der Stärkere frißt den Schwächeren. Du willst meine Unterthanen verschlingen, dafür verschling' ich dich."

Und damit riß das drohende Ungeheuer den Rachen noch eins so weit auf, gleich als wollt' es den Nachen mit sammt dem Mann verschlingen. Da bat der Graf flehentlich um sein Leben, und das Ungeheuer schien sich zu bedenken.

„Gib mir deine Tochter zum Weibe," sprach er, „so sollst du dein Leben gewonnen haben."

„Ja!" sagte der Graf, „gern! Ihr seid schon ein stattlicher Eidam; aber womit wollt Ihr die Braut lösen?"

Der Fisch antwortete, er habe köstliche Zahlperlen auf dem Grunde seines Sees, von welchen er ihm drei Scheffel verhieß und in sieben Monaten werde er seine Braut heim holen.

Das Forellengericht, das der Graf heimbrachte, schmeckte Allen sehr wohl. So etwas Gutes hatten sie lange nicht gegessen; aber die gute Bertha wußte nicht, wie theuer ihr dieses Gericht konnte zu stehen kommen.

Der Vater schwieg.

Der Mond hatte sechsmal gewechselt und als der siebente Vollmond kam, machte er eine Reise in's Land; denn er wollte nicht Augenzeuge sein von Bertha's Entführung und von dem Jammer der Mutter.

In der Mittagsstunde, als der Vollmond eingetreten war, meldete sich vor der Schloßpforte ein bekannter Ritter mit großem Gefolge, der ehemals oft den Ritterspielen beigewohnt hatte, die der damals noch reiche Graf veranstaltete. Er hatte vielmals mit der schönen Bertha getanzt, und oft den Ritterdank, den Preis des Sieges, aus der Hand derselben erhalten, und weil er nie Wein trank, hatte man ihn im Scherz den Wasserritter genannt.

Die Gräfin schämte sich ihrer Armuth, weil sie reich gewesen war. Sie konnte dem Ritter Nichts vorsetzen. Aber der Ritter verlangte Nichts, als einen frischen Trunk aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses. Bertha holte den Trunk. Aber der Gräfin fiel ein, daß sie eine köstliche Wassermelone im Schloßgarten habe, und ging hin, dieselbe zu holen, um damit den Ritter zu bewirthen. Aber als sie zurückkam, war Bertha fort, der Ritter war fort, das Gefolge war fort und alles Suchen und Wehklagen waren vergebens. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, und waren gefüllt, aber die Mutter achtete in ihrem Schmerz gar nicht darauf; denn sie war ja nun ganz einsam und verlassen. Aber der Graf, welcher zurück gekommen war zu rechter Zeit, achtete mehr darauf, als auf die ganze Geschichte von Bertha's Entführung, und als er die Säcke öffnete und lauter Zahlperlen darin waren von der seltensten Güte und groß wie große Gartenerbsen, da tröstete sich selbst die Gräfin; denn sie dachte, ein Eidam, der solche Geschenke machen könne, müsse von hohem Stande und großem Reichthum sein, und so wäre er denn kein Ungeheuer. Der Graf wußte es besser, aber er ließ sie bei ihrem Glauben.

Der Perlenschatz war unermeßlich und wurde nach und nach zu Gelde gemacht. Es wimmelte auf dem Schlosse von Juden und Juwelieren, die um die köstlichen Perlen handelten. Der Graf löste alle seine verpfändeten Schlösser, Städte und Ländereien ein, und kaufte noch neue Besitzungen dazu, und zog auf sein schönstes Schloß. Niemand wußte, woher ihm wieder auf einmal so großes Gut zugekommen war. Sein Hofstaat wurde wieder eingerichtet, aber mäßiger und vernünftiger, als vorher. An das ehemalige Sausen und Brausen, Bankettiren und Turnieren ward nicht mehr gedacht; denn es war keine Tochter mehr zu verhandeln. Der Graf lebte in großer Behaglichkeit, die Gräfin aber in großer Bekümmerniß. Sie legte die Trauerkleider, in welchen sie Leid trug um ihre Töchter, nicht mehr ab, und wäre der Tod gekommen, so wäre er ihr sehr erwünscht gewesen.

Aber die arme Mutter sollte noch Freude erleben. Sie gebar dem Grafen einen Sohn, ein wunderliebliches Kind, und weil es kam, da die Gräfin kein

Kind mehr hoffen konnte, so wurde es **Reinhold das Wunderkind** geheißen, und brachte große Freude in's Haus der Eltern.

Als der junge Knabe ziemlich heraufgewachsen war, wußte er das ganze Geheimniß von den verlorenen drei Schwestern. Die Mutter hatte so oft geweint, wenn sie ihn liebkosete, denn sie dachte an die drei Töchter mit Mutterherzen, und Reinhold fragte dann: „Ach, liebe Mutter, was weinst du?" und weinte gar oftmals mit, obwohl er noch nicht verstand, warum. Und zuletzt erfuhr er Alles, was sich zugetragen hatte, ausführlich von der Mutter, und behielt es Alles gar genau. Da wünschte er denn, er möchte schon groß und wehrhaft und zum Ritter geschlagen sein, dann wolle er ausziehen, die Schwestern zu erlösen.

Er wurde denn groß, bekam Wehr und Waffen, und wurde zum Ritter geschlagen. Nun begehrte er sogleich Urlaub vom Vater, denn er gab vor, er wolle nach Flandern einen Zug thun. Der Vater war gar hoch erfreut, daß sein Sohn solch ritterlichen Muth hatte, gab ihm schöne Pferde und kostbare Waffen, und viele Knappen und Troßbuben.

Reinhold zog fort; aber bald lenkte er von der Heerstraße ab und nach dem alten Waldschlosse zu, wo er über Nacht herbergte. Am frühen Morgen machte er sich ganz allein davon, da Alles noch im festen Schlafe lag, ließ sein Gefolge zurück und eilte auf seinem edeln Falben dem Zauberwalde zu. Niemand wußte, wo er geblieben war.

Immer tiefer kam er in den Wald, und immer dichter wurde das Gebüsch; Alles war einsam und öde. Er mußte vom Pferde absteigen und sich mit dem Schwerte in der Faust Weg machen, Felsen hinanklettern, in Abgründe hinabsteigen. Er kam zuletzt in ein grünes, liebliches, von hohen Felsen umgebenes Thal, wo er eine tiefe Felsengrotte entdeckte, vor welcher sich Etwas regte, das einer Menschengestalt ähnlich sahe. Der kühne Jüngling schlich sich hinter den Bäumen hin, der Grotte gegenüber und stellte sich so, daß er nicht konnte entdeckt werden.

Da sahe er eine junge und schöne Dame sitzen im Grase und auf ihrem Schooße einen kleinen jungen Bären, der gar nicht absonderlich aussahe, und den sie dennoch recht herzlich und freundlich liebkosete. Zu ihren Füßen trieb ein etwas älteres Bärenkind sein Spiel, schlug Purzelbäume, machte Männchen, und wollte den kleinen vom Schooße herunter haben, und die Dame hätschelte und streichelte ihn auch.

„Das ist die Bärenbraut, das ist Wulfhilde," dachte der junge Ritter, und trat plötzlich aus seinem Hinterhalte hervor.

Wulfhilde, — denn sie war es wirklich, erschrak so sehr, daß sie den kleinen Bären von ihrem Schooße in's Gras fallen ließ. Sie trat dem Jüngling entgegen und sagte mit ängstlicher Hast: „Flieh, Jüngling! flieh eilends! Hier hauset ein Bär, der Alles zerreißt!"

Aber Reinhold wollte nicht fliehen. Er überzeugte Wulfhilden, daß er ihr Bruder sei, und bestand darauf, bei ihr zu bleiben.

Da führte ihn denn die Schwester, weil er nicht weichen und wanken

wollte, in die Höhle, aber mit Angst und Beben, wie das ablaufen werde. In der Höhle war ein Lager von Moos, worauf der Bär mit seinen Jungen schlief; gegenüber aber stand ein großes prächtiges Bett mit seidenen Vorhängen, worin Wulfhilde schlief. Reinhold mußte sich unter dem Bette verstecken und sollte sich nicht räuspern, nicht niesen, noch auch sonst das leiseste Geräusch machen, damit ihn der Bär nicht merke und zerreiße, weil die Schwägerschaft beim Schwager Bär gar Nichts gelte.

Kaum war er unter dem Bette, als der Bär brummend in die Höhle trat, und mit blutiger Schnauze überall umher schnupperte. Er hatte des Ritters edeln Falben im Walde aufgespürt und zerrissen.

Wulfhilde saß auf ihrem Bette mit beklemmtem Herzen, denn sie merkte, daß der Herr Bär sehr übler Laune war. Sie liebkosete ihn zärtlich, sie streichelte ihm das rauhe Haar, sie krauete ihm hinter den Ohren; aber er war grämlich und achtete nicht darauf. „Menschenfleisch!" brummte er. „Herzensbär," sagte Wulfhilde, „wie sollte hier Menschenfleisch herkommen?" „Menschenfleisch!" brummte er stärker und grimmiger und spionirte um das Bett der Gemahlin herum, wobei dem herzhaften Ritter der Angstschweiß vor die Stirn trat. Der Bär kümmerte sich wenig darum, daß ihn seine Gemahlin bedräuete und ihn fortgehen hieß von ihrem Bette. Eben wollte er den Dickkopf unter die Bettlade zwängen; aber da faßte sich Wulfhilde aus lauter Angst ein muthiges Herz und gab dem Bären einen tüchtigen Fußtritt in die Weichen. Da kroch der Bär, demüthig zwar, aber noch immer ein wenig brummend, auf das Lager zu seinen Kleinen hin, sog an seinen Tatzen, leckte die Jungen und schlief so fest ein, daß er schnarchte.

Nun war die Gefahr vorbei und die Schwester versah den Bruder mit Zwieback und Wein. Auch er fiel bald in tiefen Schlaf, und schnarchte eben so arg, als der Schwager Bär.

Als Reinhold am andern Morgen erwachte, war die Höhle verschwunden und er lag in einem prächtigen Bette, welches in einem Zimmer stand, das reich und kostbar ausgeschmückt war. Er rieb seine Augen, welchen er nicht trauen wollte, er ergriff eine silberne Schelle, die da stand, und schellte, und ein nett gekleideter Bedienter trat herein, fragte nach seinen Befehlen und meldete, daß seine Schwester und ihr Gemahl, Albert der Bär, ihn sehnsüchtig erwarteten.

Reinhold fürchtete sich vor dem Bären, aber der war ein schöner Ritter geworden und die beiden kleinen Bären allerliebste kleine Knaben; die Höhle war ein großes prächtiges Schloß geworden voll herrlicher Geräthe, Haiducken, Läufer und Diener und Alles war anders.

Albert und Reinhold waren gleich mit einander herzlich vertraut, und Reinhold erfuhr nun, daß sein Schwager sechs Tage mit seinen Kindern in Bären verwandelt würden, und das Hofgesinde würde auch verwandelt in Dachse, Füchse, Marder und die Hofdamen in Eulen, Fledermäuse und anderes Gethier. Am siebenten Tage aber erhielte jeder wieder seine eigene Gestalt und Natur, und Wulfhilde sei an einem solchen glücklichen Tage von ihm

heimgeführt worden, und habe im Anfang gar sehr geweint; aber nun sei sie Alles schon längst gewohnt. Sie Beide liebten sich herzlich, und jeden siebenten Tag wären sie alle gar hochvergnügt. Uebrigens habe der Zauber über Wulfhilden gar keine Macht. Sie bliebe Tag und Nacht, was sie sei.

Einen schönen Tag hatten sie zusammen verlebt in Herrlichkeit und Lust, als Albert seiner Gemahlin Etwas heimlich zuflüsterte. Es war nämlich an der Zeit, daß Reinhold nun bald Abschied nehmen mußte, weil die Stunde der gefährlichen Verwandlung herannahte, wo Albert wieder ein grimmiger Bär wurde, der, seine Gemahlin ausgenommen, keines Menschen dann schonen konnte. Der Schwager Reinhold wollte zwar gar nicht gerne fort, allein es mußte so sein.

Reinhold fragte beim Abschied, was er denn thun könne, den Zauber zu lösen? „Nichts, mein Bruder," antwortete der Schwager und nahm darauf drei Bärenhaare aus seiner Tasche und gab sie Reinhold. „Achtet sie nicht gering," sprach Albert; „und wenn Euch einmal Etwas zustößt, so reibt sie zwischen den Händen."

In einem herrlichen Wagen, bespannt mit sechs Rappen, und begleitet von vielem Gefolge, fuhr Reinhold von dannen, und sausend ging es dahin. Noch funkelten am Nachthimmel die Sterne, aber als nach einer Stunde die Sterne erbleichten, erlöschten auch die Windlichter am Wagen und die Morgenröthe schimmerte am Himmel herauf. Reinhold saß plötzlich auf der Erde, ohne zu wissen wie, und sahe noch, wie sechs schwarze Ameisen mit einer Nußschale fortgaloppirten, und merkte wohl, jetzt müsse die Stunde der Verwandlung eingetreten sein.

Drei Tage lang zog Reinhold im Walde umher, ohne daß ihm etwas Seltsames begegnete. Aber am vierten Tage rauschte ein Adler hoch über ihm hin und ließ sich auf einem Neste nieder, welches auf einem großmächtigen Eichbaume erbaut war. Aus seiner Größe vermuthete das Wunderkind, es möchte wohl gar der Schwager Aar sein, und verbarg sich vor seinen Fängen und Schnabel im Dickicht.

Der Adler flog nach sieben Stunden vom Neste, und nun trat der Ritter hervor, stellte sich unter die Eiche und rief Adelheid, seine Schwester, bei Namen und sagte ihr, er sei Reinhold das Wunderkind.

„Ach, bist du mein Bruder, so sei mir willkommen," sprach es vom Gipfel der Eiche herab, „denn ich bin einsam;" — und damit fiel eine seidene Strickleiter herab, auf welcher er bis zum Gipfel und in's Adlernest hinauf kam. Das Nest war fest und geräumig, und die Schwester saß auf einem Thronhimmel, ringsum mit starkem Wachstaffet gegen die Witterung geschützt und mit Atlas inwendig ausgeschlagen, und auf dem Schooße hatte sie ein Adlerei, das sie ausbrütete.

Edgar, ihr Gemahl, war auf sechs Wochen verwünscht, und in der siebenten wurde er erst wieder ein Mensch. Die ersten Wochen mußte Reinhold in einem hohlen Baume abwarten, wo ihn die Schwester von ihren Vorräthen versorgte. Sie warnte ihn vor Edgar's scharfem Adlerblick, und

erzählte, er habe erst gestern drei Knappen des Bruders, die diesen im Walde aufsuchten, die Augen ausgehackt und die Leber ausgefressen. Mit der Schwester aber konnte Reinhold Gespräch halten, wenn der Adler vom Neste flog, denn unter sieben Stunden kehrte er niemals wieder zurück.

Als nun die gute Stunde der Verwandlung kam, da gab es ein Freudenfest. Das Nest war auch zum Schlosse geworden, wie zuvor des Bären Höhle, und es fehlte daselbst an keiner fürstlichen Pracht noch Lust, die sieben Tage währten.

Am Abend des siebenten Tages bat Edgar den Schwager, er möchte nun scheiden und nicht in seinem Gehege verweilen, damit er nicht wider Willen ihm Leides thun müsse. Und als Reinhold fragte, ob er ihn und die Schwester denn gar nicht könne erlösen, sagte der Schwager: „Nein, wofern er nicht den Schlüssel der Bezauberung fände. Wenn er aber dazu ersehen sei, werde sich Alles schon selbst fügen." — Damit zog Edgar drei Adlerfedern aus seiner Tasche, und gab dieselben dem Reinhold, damit er sie zwischen den Händen riebe, wenn er einmal in Noth käme.

So schieden sie nun von einander, mitten in der Nacht, und als die Sonne aufstieg, war das Schloß verschwunden, welches zuvor über alle Bäume hervorgeragt hatte, und war das Wunderkind vorher durch herrliche Alleen von Waldbäumen gegangen, so befand es sich nun in einer traurigen Einöde, auf einem Felsenabhang, welcher sehr schroff war. Da erblickt es auf dem Felsen einen großen See, wo es die Schwester Bertha zu finden verhoffte.

Drei Tage arbeitete sich Reinhold durch Sumpf und Moor, durch dichten Wald und Gebüsch, ehe er an den See kam, und wie er daran gekommen war, ging er am Ufer hin, und suchte die Wohnung der Schwester. Aber da war nirgends ein Gebäude. Er rief die Schwester, aber Niemand antwortete. Er befahl den Forellen, sie sollten der Schwester ansagen, ihr Bruder, das Wunderkind, sei so eben ganz frisch angekommen; aber die dummen Fische verstanden ihn nicht und schwammen spielend davon.

„Finden muß ich sie dennoch," sagte Reinhold; und weil er schwimmen konnte wie die Forellen im See, legte er seine Wehr und Waffen ab, behielt nur sein Schwert und stürzte sich in den See. Und als er lange geschwommen war, da sahe er einen dünnen Nebel aufsteigen, und steuerte darauf zu, und fand eine hohle Säule von Bergkristall, die ragte ein wenig über dem Wasserspiegel hervor, und es stieg daraus ein wohlriechender Rauch auf. Er hielt sie für den Schornstein von der Wohnung seiner Schwester, und stieg kühnlich hinein. Er hatte sich auch nicht getäuscht, sondern kam in das Schlafgemach der holden Schwester, die eben beim Frühstück saß, welches über einem kleinen Feuer von Sandelholz warm erhalten wurde. Sie erschrak nicht wenig, als ein Paar Menschenbeine aus dem Schornstein herunter zappelten und ein Menschenkörper nachfolgte und sank ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück, aber Reinhold rüttelte sie wieder zurecht, und gab sich ihr zu erkennen, und als sie ihn bat, sich schnell zu entfernen, damit er sich und sie nicht in's Unglück und [illegible], sagte er: er fürchte sich gar nicht und er verließe sich auf sein gutes

Schwert. Ob's nun damit großer Ernst mochte gewesen sein, kann wohl leicht zu errathen stehen, denn er sagte doch auch zu der Schwester, sie möchte ein Versteck für ihn suchen.

„Ach, du siehst ja," sprach die geängstete Bertha, „daß die Wohnung von Kristall, und Alles so durchsichtig ist, wie die Luft." Da er denn aber nicht weichen und wanken wollte, wußte sie in der Angst keinen andern Rath, als den Bruder in der Holzkammer zu verbergen, und zu dem Ende verschränkte der Ritter das Holz und verbarg sich darin, und Bertha schmückte sich so schön als sie vermochte, damit sie dem Fischungeheuer gefalle, wenn dasselbe nun käme, und es desto weniger etwas Verdächtiges vermuthen möge, wenn es die Kristallwohnung umkreise, welches es täglich einmal that.

Das Rauschen und Brausen der Wellen und ihr Wirbeln um den Glaspalast her meldeten die Ankunft des großen Fisches. Er stand außen vor Bertha's Gemach und glotzte die schöne Frau mit seinen Augen stier an, verschluckte Ströme von Wasser, und stürzte sie wieder aus seinem Schlunde hervor. Bertha war in unsäglicher Angst, die sich auf ihrem Gesichte verbreitete, denn sie konnte nicht, wie viele Damen, heiter sehen, wenn sie Traurigkeit und Angst hatte, und nicht freundlich, wenn sie Haß und Zorn im Herzen trug. Der Seekönig faßte Verdacht und umkreiste tobend das Glashaus, als wollte er es zersprengen. Bertha bebte vor Angst, aber zum Glück konnte das der Fischgemahl nicht sehen, denn er hatte durch seinen Ungestüm das Wasser getrübt, da zog er denn ab.

Alle Tage umkreiste das Ungeheuer wohl dreimal den Glaspalast und durchspähete mit seinen Glotzaugen alle Winkel desselben. So gingen fast sechs Monate hin, aber im siebenten trat mit dem Vollmond die Stunde der glücklichen Verwandlung ein, und Reinhold befand sich beim Aufwachen in einem königlichen Palast auf einer wunderschönen Insel mit Marktplätzen, Lustgärten, und schönen Gebäuden versehen, und auf den Kanälen schwammen lustige Gondeln hin und her, und Alles war voll Leben, Gewerbe und Lust.

Mit seinem Schwager, Ufo genannt, wurde Reinhold recht vertraulich, denn er konnte einen ganzen Monat lang bei ihm bleiben, weil Ufo immer den ganzen siebenten Monat ein Mensch war.

Aber eines Abends wurde dem Ritter gesagt, daß es Zeit sei, Abschied zu nehmen, und der Schwager Ufo sprach ihm ernstlich zu, er möge nun nach Hause reisen und seine bekümmerten Eltern erfreuen, die ihn überall suchen ließen.

Ufo merkte, daß seine Worte wenig Eingang fänden und nahm daher drei Fischschuppen aus seiner Tasche und gab sie dem Schwager und sagte: „Reibe sie zwischen den Händen, wenn dir einst Hülfe wird Noth thun."

Eine reich gezierte Gondel brachte Reinhold an's Ufer. Kaum war er ausgestiegen, so verschwand die Gondel, und die Insel mit ihren Bewohnern, Gärten und Plätzen war zugleich mit verschwunden. Der junge Ritter befand sich an derselben Stelle, wo er in den See gesprungen war, und fand auf derselben alle seine Waffen wieder.

Das Wunderkind zweifelte nicht, es sei bestimmt, den Schlüssel der Bezauberung zu finden, weil es doch Wunderkind heiße, und durchstrich den Wald dahin und dorthin, wohl sieben Tage lang. Um die endlosen Wildnisse zu überschauen, erkletterte es einen himmelhohen Felsen bis auf die Spitze. Da erblickte es in einem von Felsen umschlossenen, mit Tannen und Zypressen umkränzten Thale einen seltsamen großen Bau, wie wenn ein altes Todtendenkmal dort aufgerichtet wäre, und sehr große Marmorsäulen, welche ein Gebälke trugen. Unter denselben war ein sehr großes Thor von Stahl mit starken Bändern und Riegeln, und es hing ein Schloß davor, größer als ein Ochsenkopf. Und ein großer schwarzer Stier marschirte im Grase vor dem Thore auf und ab, gleichsam wie eine Schildwache.

Reinhold meinte, hier müsse der Schlüssel der Bezauberung zu erhalten stehen, und beschloß, den Stier zu erlegen. Er kletterte von seiner Felsenspitze herab, und kam demselben immer näher. Aber der Stier that gar nicht, als ob er ihn sähe. Als aber Reinhold immer näher kam, da lief der Stier schnaubend hin und her, rannte dumm wie ein Stier mit den Hörnern gegen die Felsen, daß große Stücke davon flogen, und stampfte mit den Füßen die Erde, daß sie in Staub aufflog.

Der Stier kam auf den Ritter zu, und dieser führte einen gewaltigen Hieb auf ihn, um ihm mit einem Streich den Hals abzuhauen. Aber das Ungethüm war verzaubert, und das Schwert zersprang in Stücken, und Reinhold behielt nur das Heft in den Händen. Jetzt wollte er den Stier mit der Lanze abwehren, die aber zerknickte wie ein Schilfrohr. Nun war Reinhold wehrlos, und das grimmige Unwesen erfaßte ihn mit den Hörnern, und schleuderte ihn in die Luft wie einen Ball, und lauerte nun auf, um ihn, wenn er herabfiele, mit den Füßen zu zertreten oder mit den Hörnern aufzuspießen. Zu seinem Glück fiel Reinhold zwischen die Aeste eines hohen Baumes. Da war er aber auch nicht sicher, denn der Stier stieß so gewaltig gegen den Stamm, daß sich der Baum aus seinen Wurzeln hob, und umstürzen wollte. Da war's denn aus mit dem Muthe des Ritters. In der höchsten Angst jedoch fielen ihm die Haare des Bärenschwagers ein, und er rieb dieselben aus Leibeskräften.

Da kam sogleich mit großen Schritten ein mächtiger Bär daher getrabt, der kämpfte einen harten Kampf mit dem Stier, und zerriß ihn zuletzt. Aber aus dem Bauche des Stiers flog ein scheuer Entvogel mit großem Geschrei in die Höhe. Reinhold merkte nun wohl, worauf es ankam, und rieb schnell die Federn vom Schwager Aar zwischen den Händen. Da kam hoch in den Lüften daher ein mächtiger Adler, vor welchem der Entvogel sich furchtsam in's dicke Gebüsch niederduckte, so daß ihn der Adler nicht erspähen konnte. Aber Reinhold hatte gesehen, wo er sich niederließ, und scheuchte ihn auf, und verfolgte ihn, und der Entvogel flog immer weiter und weiter, bis endlich der Wald lichter wurde. Da flog der Vogel nach dem Weiher zu, und alsbald stieß der Adler auf ihn, und zerriß ihn; aber indessen der Vogel zerrissen wurde, ließ er ein Ei in den Weiher fallen.

Da rieb Reinhold die Schuppen von dem Schwager Ufo, und sogleich kam im Wasser ein großer Fisch, der verschluckte mit dem weit aufgesperrten Rachen das Ei, und spie es an's Land.

„Da steckt der Schlüssel der Bezauberungen darin," dachte Reinhold, und als er das Ei mit einem Steine aufschlug, lag fürwahr ein kleiner Goldschlüssel darin. Mit diesem eilte er zum stählernen Thor zurück, und obwohl der Schlüssel für Schloß und Thor viel zu klein schien, sprangen Beide doch auf, als sie vom Schlüssel nur angerührt wurden, und die mächtigen eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück.

Der Ritter stieg in ein düsteres Gewölbe hinab, und ging durch sieben prächtige Zimmer, die mit sieben Thoren versperrt waren, welche durch Berührung mit dem Goldschlüssel sich sogleich aufthaten. In allen Zimmern brannten die prächtigsten Kerzen.

Reinhold kam darauf auch in sieben Kammern und zuletzt in ein Kabinet. Hier lag eine wunderschöne junge Dame auf einem Ruhebettlein; aber sie lag im Todtenschlaf, denn ihr Schlaf war bezaubert. Reinhold scharrte, hustete, schneuzte sich, nieste, aber das schöne Todtenbild blieb unerwecklich. — — Ihr gegenüber befand sich auf einer Marmorsäule eine seltsame Tafel von Alabaster, und wundersame schwarze Zauberzeichen waren darauf eingegraben. Sein Geist verrieth dem Ritter, dieß sei der Talisman, von welchem alle Zaubereien des Waldes abhingen.

Er wollte den Talisman zernichten und schlug mit seiner mit eisernem Handschuh gewaffneten Faust tüchtig darauf, und die Schläferin fuhr schreckhaft auf, aber sie versank sogleich wieder in festen Todtenschlaf, als die Schläge aufhörten. Das geschahe noch einige Mal; aber weil Reinhold die Tafel nur erschüttern, doch nicht zerschmettern konnte, so wachte das Mädchen auch nicht völlig auf. Da nahm er die Tafel zwischen beide Hände und warf sie mit großem Krachen auf den Marmorboden. Alsobald zertrümmerte sie in viele Stücke und die Schläferin erwachte nun ganz, und Reinhold sagte ihr vor allen Dingen, daß er das Wunderkind sei, und erzählte, was sich hätte begeben und die Erwachte dankte ihm mit vielen süßen und holden Worten, Alles wie sich's gehört.

Lange dauerte es, ehe sich Beide aus den tiefen Höhlengängen heraus an's Tageslicht fanden; denn alle Lichter, welche zuvor gebrannt hatten, waren erlöscht. Aber als sie herausgekommen waren, erzählte ihm die Auferweckte ihre ganze Geschichte.

„Hildegard heiße ich," hob sie an, „und bin eine Tochter des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Fürst der Sorben, wollte mich zu seiner Hausfrau haben, aber weil er ein Heide war, und ein Riese, und ein abscheulicher Schwarzkünstler obendrein, so mochte ich ihn nicht, und der Vater mochte ihn auch nicht. Da bekriegte er den Vater und schlug ihn in einer Schlacht todt, und nahm ihm all' sein Land. Ich floh zu des Vaters Schwester, der Gräfin Vohburg, denn meine drei Brüder, die tapfere Ritter waren, waren auf Ritterzügen auswärts. Als ich einmal mit dem Oheim auf die Jagd reiten wollte, brachte

mir ein unbekannter Stallmeister im Namen seines Herrn, den er aber nicht nennen wollte, einen wunderschönen Schimmel und bat, ich möchte ihn erst versuchen, und wenn er mir gefiele, behalten; dann wollte er mir seinen Herrn schon nennen. Herrlich war das Pferd und reich mit Gold und Edelsteinen geschmückt und es gefiel meinen Augen gar sehr. Auch sahe es so sanft und fromm aus — und ich dachte ja nichts Arges. Es ging anfangs so lenksam und so leicht, daß es die Erde kaum mit den Hufen berührte. Es setzte über Hecken und Gräben, man fühlte es kaum, und kein Reiter konnte ihm folgen.

Mir stieß ein weißer Hirsch auf, den ich verfolgte. Neckend führte er mich immer weiter und tiefer in den Wald, und da ich ihn nicht einholen konnte, wollte ich umkehren zu den Jägern, die weit hinter mir waren. Da widerstrebte mir das Roß und bäumte sich wild, streckte zwei große Flügel aus, Kopf und Hals verwandelten sich in einen Vogelhals mit Greifenschnabel, und es stieg mit mir sausend in die Luft, und hielt vor einer stählernen Pforte eines alten Schlosses still.

Es kam der Stallmeister, der mir früh den Schimmel anbot, und half mir aus dem Bügel. Er führte mich durch viele Prachtzimmer, worin viel Gesellschaft war. Der Stallmeister war aber Zornebock selbst, der nach wenigen Tagen in Gestalt eines langen Zigeuners um meine Liebe flehte, aber ich verabscheute ihn von Herzen. Mehrmals bat er, ich möchte ihn doch lieb haben, ich sollte es ja recht sehr gut bei ihm haben. Aber wenn ich meinen Abscheu blicken ließ, so wurde er wild und wüthend, und dräuete, er wolle mich unter den Trümmern des alten Schlosses begraben; — das wünschte ich ja eben.

Einmal stürzte er in voller Wuth aus meinem Zimmer, da bebte die Erde unter mir und das Schloß schien in den Abgrund hinein zu rollen. Ich verlor meine Besinnung, und sank in einen Todesschlaf, aus dem er mich aber nach Tagen oder Wochen oft wieder erweckte, und bat: ich sollte ihn lieb haben. Das konnte ich nicht und kein Mensch hätte es gekonnt. „Nun, so schlaf denn,“ sagte er und hob die Tafel auf die Säule, die Ihr zertrümmert habt. Da schlief ich denn, ich weiß nicht wie lange. Er sagte mir zuvor noch, daß er meine Brüder und alle ihre Leute in große und kleine Thiere verwandeln wolle, wenn ich ihn nicht lieb haben würde. Ich weiß aber nicht, ob er das wird wahr gemacht haben.“ — Also erzählte Hildegard.

Reinhold erzählte ihr dagegen nun von seinen Abenteuern, woraus sie wohl sahe, daß ihre Brüder von Zornebock seien wirklich verwandelt worden.

Indem sie noch darüber sprachen, kamen daher Pferde und Wagen, Reiter und Fußleute und allerlei Volk. Das waren die drei verzauberten Schwäger mit ihren Kindern und Leuten, die nun alle wieder Menschen waren. Alle umhalseten und küßten sich, und zogen nun nach dem alten Waldschloß, und schickten nach dem alten Grafen und der Gräfin, die sogleich zum Waldschloß hinfuhren.

Da war denn viel Freude und Herrlichkeit, ein ganzes Jahr lang. Dann

zog Albert der Bär fort, und kaufte das Land Bernburg, wo er die Stadt gleiches Namens erbauete. Edgar der Aar zog in die Schweiz und bauete Aarburg, die von ihm, wie der Fluß Aar, der daneben fließt, den Namen hat. Ufo aber, der Delphin, eroberte ein Land in Frankreich, welches daher das Delphinat, Dauphiné, hieß. Zornebock war im Kriege gegen die Königin Libusa in Böhmen umgekommen, die noch mehr Künste konnte, als er, und so konnte er denn Niemand mehr Etwas thun. Reinhold aber heirathete die schöne Hildegard, die Schwester der Schwäger und blieb mit ihr bei den alten Eltern in rechter Liebe; und Alle lebten nun in großem Vergnügen und in Lust und Freude bis an's Ende.

Martin und Ilse.

Martin und Ilse waren Bruder und Schwester und waren recht sehr arme Kinder; denn die Eltern hatten noch viel Kinder mehr, und konnten ihnen nicht satt zu essen geben. Da mußten denn Martin und Ilse in den Wald und Erdbeeren suchen, die aßen sie zu einem kleinen Stücklein Brod und die übrigen trugen sie nach der Stadt zum Verkauf und brachten das Geld den Eltern.

Einstmals gingen sie auch in den Wald, aber die Erdbeeren waren schon selten. Da mußten sie tiefer und immer tiefer hinein, und wußten nun bald nicht mehr, wo sie waren und konnten sich gar nicht zurecht finden.

Als es schon Abend geworden war, da hatten sie entsetzliche Angst und gewaltigen Hunger. Aber da fanden sie auf einmal auf einem grünen Platze ein artiges Häuschen, und als sie hinkamen, da war das Häuschen von Brodteig gebacken und das Dach war von Kuchen und die Fenster von weißem Kandiszucker und die Fensterrahmen von Marzipan.

Die hungrigen Kinder fragten nicht lange, wem das Häuschen gehöre, und ob sie auch davon essen dürften, sondern weil es sie hungerte, so brachen sie vom Häuschen ab, was losging und aßen. Aber das hätte übel ablaufen können. Indem sie nämlich eben Jedes noch eine Kandisfensterscheibe losbrachen, war's drinnen als säng es mit feiner Stimme:

„Knasper, Knusper, Knäuschen;
Was knaspert an mei'm Häuschen?"

Da erschraken die Kinder, ließen die Scheiben fallen und wollten davon laufen. Aber es trat ein altes kleines Mütterchen aus der Thür, die war ganz zusammen geschrumpft und sagte gar freundlich: „Ach! Ihr armen Kinderchen! Ihr habt euch gewiß verirrt, da kommt nur herein, Ihr sollt's gut haben."

Als sie nun drinnen waren, gab ihnen die Alte Nüsse und Aepfel, Milch und Reisbrei und auch schönen Wein dazu. Da wurden die Kinder recht froh und dann auch recht müde. Die Alte aber hatte schon zwei weiche Bettchen bereitet, darein legten sie sich und schliefen recht süß.

Die Alte aber war eine böse Hexe, die den Kindern sehr nachstellte, sie schlachtete und aß; denn wenn sie ein Kind gegessen hatte, wurde sie wieder um drei Jahre jünger. So war sie wohl schon tausend Jahre alt geworden. Sie konnte aber nur solchen Kindern Etwas anhaben, die sie zu einem Unrecht verführen konnte, über die Andern hatte sie keine Macht. Sie hatte das Brodhäuschen dahin gebaut, daß die Kinder davon abbrechen sollten, hätten die Kinder das nicht gethan, so hätte sie ihnen auch Nichts thun können.

Früh, ehe es noch Tag war, stand das böse Weib auf und trug den Knaben in einen Stall, der hatte ein eisernes Gitter, und Ilsen weckte sie und sagte: „Steh' auf, du Faullenz, mach' Feuer an, hole Wasser und koche gut Essen. Deinen Bruder hab' ich in den Käfig gesperrt, da sollst du ihn füttern, bis er recht fett ist, dann will ich ihn schlachten."

Ach, wie weinte das arme Mädchen, aber es half ihm Nichts! Es mußte alle Tage dem armen Bruder gute Speisen kochen und ihn trösten und hatte doch selbst keinen Trost!

So oft auch die Hexe den Knaben besahe, nahm er doch nicht zu. Das machte die Angst. So wollte sie denn das Mädchen zuerst essen.

Es waren wohl vier Wochen so hingegangen, da sagte sie eines Morgens: „Mach' hurtig, Mädchen, und thue deine Arbeit; heute soll dein Bruder dran, wenn er auch noch magerer wäre, ich will nun nicht länger warten, ich will derweil den Teig zurecht machen, damit wir auch Brod haben. In ein paar Wochen schlacht' ich dich auch!"

Ilse wollte vor Angst vergehen; aber sie mußte Wasser zum Sieden bringen, die Alte aber heizte den Backofen. Ilse seufzte zu dem lieben Gott und rief ihn an.

Jetzt rief die Alte: „Komm her, Mädchen, und sieh', ob das Brod recht braun ist; meine alten Augen können es nicht mehr erkennen. Setz' dich hier auf das Brett, das will ich in die Höhe heben und dann kannst du in den Ofen hinein gehen und zusehen, ob das Brod gar ist."

Das Mädchen merkte die Bosheit der Alten gar wohl, sagte, dergleichen habe es noch niemals gemacht und wüßte sich dabei nicht anzustellen; die Alte möcht' ihr es vormachen. Das that die denn auch und setzte sich auf's Brett.

Ilse war stark, denn sie hatte viel arbeiten müssen; aber die Hexe war dürr und sehr leicht. Ilse schob sie, wer weiß wie weit in den Ofen und als sie zurück wollte, stieß sie dieselbe mit dem Brette wieder hinein und schlug die Ofenthür zu, daß sie gar jämmerlich verbrannte.

Nun suchte Ilse die Schlüssel zum Gitterkäfig und als sie diese gefunden, ließ sie den Bruder heraus. Da waren die Kinder recht froh und dankten dem lieben Gott und aßen sich seit langer Zeit wieder zum ersten Mal mit Freuden satt und nahmen auch noch Speise auf den Weg mit.

Hierauf suchten sie im Häuschen Alles durch und fanden viel Perlen und Edelgestein, die nahmen sie auch mit für die Eltern. Dann machten sie sich auf den Weg, und kamen bald an bekannte Stellen und als es Abend war, waren sie wieder zu Hause.

Und die Eltern waren so glücklich, so sehr glücklich! Sie hatten die Kinder acht Tage hinter einander gesucht, und als sie dieselben nicht fanden, da war ihr Herz bekümmert. Nun waren sie aber wieder da und hatten so viel mitgebracht, daß sie einen großen Edelhof hätten kaufen können, oder wohl gar noch viel mehr.

Der fahrende Schüler.

Herumziehende Studenten waren Gauner und Leutebetrüger, gaben große verborgene Weisheit vor und lebten von der Einfalt Derjenigen, die sich betrügen ließen.

Es saßen eines Abends mehrere Bauern in einem Wirthshause am Fuße des Riesengebirges beisammen und hatten gegessen und getrunken und fingen nun an, einen jungen Menschen zu necken, der blöde und still im Winkel hinter dem Ofen saß und schien ein fahrender Schüler, obwohl er gar nicht so dreist und unverschämt war, als diese zu sein pflegten.

Als in den Geschichten, welche die Bauern einander erzählten, einige Mal des Berggeistes unter dem Namen Rübezahl erwähnt wurde, that er sehr furchtsam, und bat auch, aber recht demüthig, sie möchten doch solcher gefährlichen Dinge nicht gedenken und absonderlich den Namen Rübezahl vermeiden, zumal es schon gegen die Nacht gehe. Da erzählten sie aber solcher Geschichten nur immer noch mehr und nannten alle Augenblicke den Namen Rübezahl, damit er sich recht sollte fürchten.

Als er sie noch einige Mal gebeten, abzulassen von solchen Erzählungen, sagten sie zu ihm, er solle vielmehr aus denselben etwas Gutes an nützlicher und erbaulicher Lehre heraus nehmen. Das müsse er als ein fahrender Schüler doch können.

„Ja!“ meinte der Schüler, das dächte er wohl zu können, aber er hätte kein Herz dazu, denn sie möchten es ihm übel auslegen und Händel an ihm suchen, aber er sei gar furchtsam und friedlich.

Da lachten die Bauern und versprachen sich eine gute Lust mit ihm, verhießen ihm aber Frieden und auch freie Zeche, wo er seine Sache recht verstehe. — Da erzählte denn Einer:

„Es wollte einmal ein Mensch ein Zauberbüchlein haben, woraus er Wetter machen, Vieh behexen und wieder die Verzauberung lösen, sich verwandeln und unsichtbar machen, die Goldschätze aus der Erde heraufbringen und viele andere Dinge in's Werk setzen könne. Da wollte er denn ein gewaltiger und reicher Mann werden. Er dachte aber, Rübezahl werde ihm ein solches Büchlein schon geben, wenn er ihn darum bäte. So ging er denn auf dem Gebirge fleißig umher, bis er nach langer Zeit einmal den Rübezahl fand. Der saß als ein eisgraues Männlein vor einer Höhle und gab ihm ein Büchlein, als er begehrt hatte. Da er aber nach Haus kam und das

Büchlein probiren wollte und aufschlug, da waren es Baumblätter mit Fasern und Linien, aber mit keinen Buchstaben."

Nun sollte der Schüler die nützliche Lehre herausziehen. Der besann sich ein wenig und sagte dann leise:

„Wer Wunderdinge leisten will,
Der höre zu, aufmerksam, still,
Was die Natur für Werke treibt,
Und schau, was sie in Büchern schreibt.
Dem Klugen stehn die Bücher auf,
Der Tölpel bringt draus Nichts zu Hauf.
Wer recht ein Baumblatt lesen kann,
Wird auch daraus ein rechter Mann.
Kommst drüber du mit Holz im Kopf,
So bist und bleibst ein dummer Tropf."

„Herr," sagte der Bauer, welcher erzählt hatte, „meint Ihr's damit auf uns?" Dabei schlug er mit der Faust mächtig auf den Tisch.

„Ja!" riefen die Andern, „auf uns meint er's; wir sind die Tölpel und dummen Tröpfe, weil wir niemals Etwas aus Baumblättern haben lesen können!"

„Da seht nun selbst, liebe Herren, daß ich wahr gesagt habe," sprach fast weinend der Schüler. „Seht! Ihr suchet eine Ursache gegen mich. Hätte ich doch nur geschwiegen!"

Da redeten ihm die Bauern wieder gutmüthig zu und sagten, es sei nicht so böse gemeint, sondern sollte nur Scherz sein und nöthigten ihn Eins zu trinken.

„Nun, lieber fahrender junger Herr," sagte ein anderer Bauer, „nun will ich auch einmal Etwas von einem Eures Gleichen erzählen. Da wollen wir auch unsere Lust dran haben."

„Es zog einmal ein solcher Gesell, wie Ihr, über's Gebirg; hatte einen grimmigen Stoßdegen angethan zum Schutz und Trutz; hatte eine Zither im Arm, spielte drauf und sang lustige und närrische und auch wohl leichtfertige Lieder dazu."

„Ach! der war viel dreister als ich;" sagte der Schüler blöde. „Freilich, Herr! das wollt' ich selbst meinen," sagte der Bauer schmunzelnd und erzählte dann weiter.

„Als nun so der Schüler fürbaß zieht, kommt Einer seines Gleichen hinter ihm drein und gesellt sich zu ihm. Da führten sie allerhand seltsame und leichtfertige Reden und Gespräche. Der neue Gefährte borgt dem Andern die Zither ab, um ihn ein hübsches Lied mit artiger Weise zu lehren, hat aber das Saitenspiel kaum, so ist er damit alsbald oben auf dem Wipfel eines hohen Baumes, so schnell wie eine Eichkatze und musizirt erst fein und anmuthig, dann so garstig und häßlich, daß der fahrende Schüler sein Spiel wieder zu haben begehrt. Aber der oben im Baumwipfel gibt's ihm nicht, sondern singt garstige Schandlieder auf die Liebste des fahrenden Schülers,

der darauf zornig den Degen zieht und den Andern herabkommen heißt, um einen Gang mit ihm auf Tod und Leben zu machen. Da stürzt krachend die Zither auf die Steine herab, als sollte sie in tausend Stücken zersplittern und ein scheußliches Gesicht steht vor ihm und kreischt ihm gräßliche Worte entgegen, daß er davon in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich kam, merkte er wohl, mit wem er zu thun gehabt, nahm seine Zither, die noch ganz war, schlich stillschweigend mit ihr über's Gebirge und kam sobald nicht wieder."

„Das will ich wohl glauben," sagte ein Bauer, „und ist der Jüngling wohl gar unser blöder Schüler hier gewesen, der uns nun seinen Spruchreim sagen soll."

Da sagte der Schüler den Reim, der hieß aber also:

„Wem eine Zither Gott verliehn,
Der preise damit dankbar ihn,
Und brauch' zu Narrentheiding nicht,
Was Gott ihm selbst hat zugericht.
Doch spielt er auch einmal nicht recht,
So ist er drum noch selbst nicht schlecht.
Die Zither springt nicht gleich entzwei.
Nur, daß er künftig sittig sei,
Und seiner Lieder zarte Blüthe
Vor garstigen Gesellen hüte."

„Wahrhaftig," sagte ein Bauer, „das soll uns gelten! Garstige Gesellen! Hüten! — So? — — Herr, laßt das Sticheln; oder Ihr sollt es sehen!"

„Ei, laßt's gut sein," sagte ein anderer; „wir wollen ihm auch schon Eins anhängen, denn wir sind wohl so pfiffig als er." Das meinten sie denn Alle, und so zechten sie wacker fort, und ging der Handel noch gütlich ab.

Darauf erzählte ein Dritter.

„Einmal hatte ein vornehmer Mann einen großen Ingrimm auf einen Andern. Dem wollte er grausame Worte schreiben und that es auch; aber der Rübezahl war ihm in die Feder gekrochen und machte, daß alle Worte gerade umgekehrt und widersinnig auf das Papier kamen, und statt daß es hätte heißen sollen: „Du bist ein meineidiger Schuft und ein Großhans; und ich schlag' dich noch todt, wenn ich dich einmal treffe," und dergleichen mehr, stand es ganz anders da und hieß: „Ich bin ein meineidiger Schuft, und nicht werth, dir die Schuhriemen aufzulösen und bin ein Großhans; ich werde mir aber einmal das Fell tüchtig durchgerben und schlage mich noch todt, wenn ich mich einmal treffe."

Das gefiel den Bauern ausdermaßen, und wünschten sie, es möchte ihnen einmal Jemand den tollen Brief vorlesen, wenn er ihn hätte, dieweil sie selbst nicht lesen gelernt hätten.

Da sagte der Schüler, die Lehre ist dasmal kurz, und lautet:

„Wer will verbrühn den Nachbarsmann,
Fing meistens klüger sonst was an;
Denn wenn er's nicht genau beschaut,
Verbrüht er sich die eigne Haut.

Hierauf sagte der Student, er wüßte wohl ein artiges Kunststück, wie das mit dem Briefe; da brauchten sie gar nicht lesen zu können, sondern könnten es selbst mit anschauen und dabei mitspielen, aber das könnte er ihnen vormachen, wenn sie einwilligten und es zufrieden wären.

„Nur drauf, nur angefangen, lieber Herr Schüler," jauchzten die benebelten Bauern, „das soll ein wahrer Spaß werden, wie auf einer Hochzeit; nur frisch!"

Da schritt der Schüler vor den Zechgästen im Kreise herum und machte vor dem Munde eines Jeglichen einige Zeichen in der Luft und sprach wunderliche Reime dazu, die lauteten aber also:

„Die Zung' und auch die Katze
Sind Thiere; schlau genug,
Wie man die Andern kratze,
Sich selber krau die Glatze, —
Die Zung' und auch die Katze,
Sie können's Zug um Zug,
Die Eine mit der Tatze,
Die Andre mit dem Spruch.
Die Zung' und auch die Katze
Sind doch nicht schlau genug,
Daß sie sich selbst nicht kratze,
Und Andern kraun die Glatze. —
Die Zung' und auch die Katze
Zwingt Zauber Bannes Zug.
  Nun, liebe Zunge schwatze,
  Und sprich verkehrten Spruch!"

Die Bauern hatten ihre Lust dran, daß der blöde Schüler so dreist und herzhaft geworden sei, und meinten, das habe ein guter Trunk gethan, und wenn man ihm erst noch besser werde zugetrunken haben, dann müsse die Lust mit ihm erst recht angehen.

Als nun der Schüler sich wieder auf die Ofenbank ruhig hatte niedergelassen, brachte ihm ein Bauer ein volles Glas zu und sprach: „Nun frisch! nun muß ich trinken, bis ich umfalle oder es wird nicht gut abgehen!"

„So thut nur nach Eurem Gefallen," sagte der Student gelassen.

„Ja!" sagte der Bauer barsch, „nach Eurem Belieben sollt Ihr thun ganz und gar, und wenn mir's im Mindesten einfiele, Euch dran zu hindern, Herr! kurzum, da könnt' es leicht kommen, Ihr zähltet mir Etwas auf."

„Hans," riefen die Andern, „wie sprichst du denn so wunderlich?" Einer aber, von dem sie dachten, er sei unter ihnen der Klügste, weil er's ihnen so oft vorgesagt und bewiesen hatte, sprach gar ernsthaft: „Laßt meinen ehrlichen Nachbar Hans. Was hat's da zu wundern? Ja! wenn mir's passirte, der ich so ein stummer dummköpfiger Kerl bin. Aber der Hans ist nun schon einmal ein Bischen klüger, dem müßt Ihr's zu gut halten."

Die Bauern sahen einander voll Erstaunen an. Endlich sagte Einer: „Ich glaube, wir haben den Studenten abscheulich behext!" — „Ja," riefen

Andere, „uns ist es gleich so vorgekommen!“ und Alle wurden nun zornig und wild, und schrieen: „Es hilft Nichts vor, der Student muß uns zusammenhauen, bis wir keinen heilen Knochen mehr haben. Wir haben's ihm gar zu arg gemacht. Wart', das soll uns schön bekommen.“

Sie merkten wohl, daß sie immer das Gegentheil von dem sagten, was sie sagen wollten, aber sie konnten nicht anders und wurden deßhalb nur desto toller und wilder und wollten im grimmigen Zorn über den fahrenden Schüler her.

„Du mußt uns todt schlagen!“ riefen sie mit verwirrten Sinnen, indem sie ihn todt schlagen wollten, aber es pfiff ein Zugwind durch die Gaststube und alle Lichter erlöschten. Dagegen saß ein großer Schuhuh mit leuchtenden feurigen Augen auf dem Ofen und schnaubte die Empörten an, deren Grimm sich stracks in Furcht umwandelte.

Sie wollten die Thür suchen, fanden sie aber nicht und riefen kläglich: „Wir sind Hexenmeister, sind Kobolde, sind der Rübezahl; das hätte der Student ja gleich wissen sollen.“

„Ruhe doch, liebe Gesellen!“ schnarrte der Schuhuh, „ich bin ja auch ruhig und bin der Student noch und der Vogel der Weisheit und habe mich gar nicht verwandelt. Aber ich bin der Rübezahl und wir sind tausend Klafter tief unter der Erde, in meiner Schatzkammer. Fürchtet Euch gar nicht, liebe Zechgenossen; Ihr habt mir einen guten Trunk gegeben; so will ich denn dankbar sein. So seht her. Das Dach ist von Gold und die Sparren sind von Diamanten. Brecht Euch durch und nehmt mit, was Ihr fortbringen könnt.“

Erst kletterten sie aus Angst Einer auf des Andern Schulter und als sie nun durch waren und den Sternenhimmel sahen, dachten sie an das goldene Dach und an die diamantenen Sparren. Nun fingen sie recht an, hinein zu arbeiten und wollte ein Jedweder so viel als nur möglich von den Schätzen mit heimbringen, am Meisten der Wirth.

Aber als der Morgen heraufleuchtete, sahen sie, daß sie mit Dachsparren und mit Stroh und Schindeln, woraus das Dach war, sich recht schwer belastet hatten. Gold aber und Diamanten hatte Keiner.

Wenn aber künftig ein Reisender in's Wirthshaus einkehrte, der still war und blöde, neckte ihn Niemand mehr, weil sie Rübezahl geneckt hatten.

Das Galgenmännlein.

Ist man erst einmal in der Gewalt des Bösen, so kommt man schwer, ach recht schwer wieder daraus los, und ehe man nicht davon wieder los ist, kommt kein Friede in's Herz und keine Freude in's Leben. Aber Ihr werdet das schon von selbst ersehen in Reichard's Begebenheiten.

Reichard war ein junger Kaufmann in Deutschland und hatte gar hübsches

Gut und Geld von den Eltern ererbt. In Deutschland aber waren damals trübselige und klägliche Zeiten, weil es Krieg war, in welchem der Handel und Wandel fast ganz aufhörte.

So begab sich denn Reichard nach Italien, in die reiche Stadt Venedig, die nach allen Gegenden der Erde hin handelte und dadurch unermeßliche Reichthümer zusammengebracht hatte, und weil die Reichthümer dorten zu Hause waren, so war auch das Wohlleben und alle Pracht und Ueppigkeit und recht gute Gelegenheit vorhanden, mitten unter dem größten Reichthume in die größte Armuth zu gerathen.

Reichard lebte hier herrlich und in Freuden und dachte nicht an Handel und Wandel, sondern nur an seine Lust. Nichts war ihm für sein Vergnügen zu theuer und zu kostbar und in dem Gasthause, wo sich alle Abende die reichen Taugenichtse der Stadt versammelten, fehlte er niemals. Da wurde gezecht, geschlemmt, gespielt, gelärmt bis zum Anbruche der Morgenröthe und noch sonst allerlei nichtswürdiges und böses Werk und Wesen getrieben und fünfzig Ducaten oder noch mehr war oft in wenigen Stunden verthan. Reichard sahe wohl, wie mehrere in dieser Gesellschaft all ihr Geld zusetzten und hatten sie erst das Geld verloren: so achtete sie von allen ihren Trink- und Spielgesellen, mit welchen sie lustig gelärmt und geschwärmt hatten, kein Einziger mehr. Er sahe das wohl, aber doch ward er dadurch nicht klug: und so ging denn in kurzer Zeit sein Geld auf die Neige und die lustige Vergnüglichkeit seines Wesens und Lebens ging auch auf die Neige und seine Kumpane hatten das bald genug weg.

Unter den Lärmbrüdern im Gasthause war ein Hispanier, der aber eben nicht mitlärmte, sondern nur dem Lärmen zusahe. Er war fast immer stumm und verschlossen, und auf dem finstern und hagern Gesicht lag eine Unruhe seltsamer Art. Dennoch wurde er von der wild jubelnden Bande recht gerne gesehen; denn er schonte kein Geld und hielt die Schwärmbrüder oft wochenlang in allen Genüssen frei.

Eines Abends war Reichard recht traurig, weil all das lustige überherrliche Leben für ihn bald zu Ende gehen mußte. Da gibt ihm der Spanier einen Wink und geht mit ihm in so eine grausige Einöde vor der Stadt, wo er sich auf ein altes verfallenes Gemäuer mit ihm setzt. Dem Reichard wurde es unheimlich zu Muthe, als sollte es sein Leben gelten.

Der Hispanier sprach zu ihm also: „Hör', junger Gesell, mit deinem Gelde geht's sichtlich zu Ende, das läßt sich wohl merken. Willst du aber, so sollst du bald im Stande sein, in jedem Augenblick und zu jeder Stunde so viel Gold zu haben, als du nur wünschen magst. Ich bin im Besitze des Mittels dazu, und verkauf dir's für wenige Ducaten.

„Was?" sagte Reichard, „Ihr könnt in jedem Augenblick so viel Gold haben, als Ihr wollt, — was kann Euch denn noch am Gelde liegen, daß Ihr mir das Mittel verkaufen wollt? — Und warum wollt Ihr denn desselben gern los sein? — — Das ist mir zu hoch!"

„Ich will Euch reinen Wein einschenken," erwiderte der Hispanier. „Viel-

leicht habt Ihr einmal von den kleinen furchtbaren, aber zum Glück seltenen Wesen gehört, die man Galgenmännlein nennt. Es sind schwarze kleine Teufel mit Hörnchen auf dem Kopf und sehen überhaupt so aus, als der große Teufel selbst und werden in kleinen Gläsern eingeschlossen. Besitzt Jemand solch ein Männlein, so ist alle Lust und Freude und alles Gold der Welt sein, so lange er lebt, aber die Seele ist dem Bösen verfallen, wenn der Besitzer stirbt, ohne vorher das furchtbare Männlein in andere Hände gebracht zu haben, welches nur durch Verkauf geschehen kann, indem man immer etwas weniger dafür nimmt, als man selbst gegeben hat. Meins kostet mich zehn Ducaten; gebt mir dafür neune, so ist es Euer. — Ich bin wider Willen zu der gefährlichen Waare gekommen, indem mir es ein betrügerischer Mann als eine Naturseltenheit verkaufte."

So ein Wesen hätte Reichard gern gehabt, das ihm alle Freuden der Welt gewähren könne, und zweifelte nicht, er werde es schon leicht wieder los werden, sobald er es sattsam gebraucht habe: aber er war in Venedig so oft schon betrogen worden, daß er auch hier fürchtete angeführt zu werden, welches er dem Hispanier ganz ehrlich gestand.

„Du armseliger Wicht," fuhr dieser ihn zornig an, „denk an mein Fest von gestern Abend, um zu verstehen, ob ich dich um deine paar lumpigen Ducaten betrügen will."

Reichard wollte das Wesen gern besitzen und bot fünf Ducaten. „Narr!" sagte der Hispanier, „gib mir meinetwegen nur Einen Ducaten, oder nur einen Heller; genug, wenn ich's nur los bin. Ich forderte neun Ducaten nur zu deinem Besten und zum Besten derer, die nach dir das gefährliche Ding kaufen werden, damit nicht zu früh es Einer für die niedrigste Münze in der Welt erstehe, und dann unwiederbringlich in Teufel's Klauen falle. Du weißt ja, daß es Jeder um geringern Preis verkaufen muß, als er's erstand."

Aber Reichard wollte nur fünf Ducaten geben, gab sie, und erhielt ein gläsernes Fläschlein, worin er beim Sternenlicht ein schwarzes Wesen wild auf- und niederfahren sah. Er machte mit dem Dinge die Probe sogleich, wünschte sich sein Kaufgeld doppelt zurück und hatte so stracks zehn Ducaten in der Hand.

Heiterer als sie gegangen waren, kamen Beide in's Wirthshaus zurück, der Eine deßhalb, weil er so ein herrliches Ding besaß, der Andere, weil er ein so gefährliches Ding los geworden war, und die noch zechenden Gesellen wunderten sich, daß Beide so trübselig gewesen und nun so heiter geworden seien. Beim Reichard fanden sie bald, warum er so vergnügt sei, denn er gab mit vollen Händen dem Wirthe Gold aus seinen Taschen, damit dieser noch um Mitternachtszeit ein köstliches Mahl zurichte und noch genug hätte, um für mehrere Tage alle seine Eß- und Trinkgesellen im herrlichsten Saus zu erhalten. — Der Hispanier nahm an dem Allem keinen Theil mehr. Er sagte noch in der Mitternacht den Genossen ein kurzes: „Lebt wohl!" und soll sogleich in ein Kloster gegangen sein, um im härenen Kleid, unter an-

haltendem Gebete und mit zerfleischenden Geißelhieben abzubüßen, was er auf seinem Gewissen hatte, dessen wohl etwas Viel sein mochte. Glücklich hatte ihn also der kleine Teufel gar nicht gemacht.

Wie es nun Reichard trieb, und welch ein Leben er leben mochte, ist wohl unnoth zu erzählen. Er lebte in Saus und Braus, kaufte sich Schlösser und Landhäuser und Güter, gab Bälle und das Herrlichste und Kostbarste, was nur zu haben war, das durfte ihm nicht fehlen. Daß er recht liederlich und gottlos ward, und aller Tugend und Ehrbarkeit vergaß, das läßt sich leicht denken.

Ein lustiger Geselle saß eines Tags mit ihm auf einem seiner Landhäuser am Ufer eines klaren Bächleins und Beide schäkerten und scherzten. Da ersahe der Spießgeselle, daß eine kleine Kette um seinen Hals hing und zog dieselbe hervor, und entdeckte das Galgenmännlein im Fläschchen, welches an der Kette hing. Das Männlein machte tausend Sprünge, welches sie belustigte; aber als der Spießgesell den Unhold näher ansahe, und sahe wie gräßlich und häßlich er aussahe, schrie er mit Entsetzen: „Pfui Teufel; das ist ja wohl gar eine garstige Kröte." Damit warf er das Fläschchen in's Wasser.

Wie erschrocken war Reichard! Er sagte, das Gläschen hätte eine Naturseltenheit enthalten, die ihm lieb gewesen wäre, indessen daure sie ihn nicht so sehr viel, zumal da er sie wieder haben könne. Aber wir wissen dafür, wie viel ihm daran gelegen war, und er bedachte, was nun zu thun sei. Der Galgen- und Goldteufel war fort, aber er hatte noch sein Schloß, seine Landhäuser, seine Grundstücke und noch Ducaten in seiner Tasche. — Als er allein war, und nun in die Tasche nach den Ducaten griff, siehe, da kommt ihm die Flasche mit dem Galgenmännlein in die Hand und jetzt erst begriff er ganz, daß ohne Verkauf das gefährliche Ding nicht von ihm weichen und lassen würde und jubelte hoch darüber. — Ach hätte er gewußt, wie viele Angst und Höllenqual er noch würde ausstehen, um den Höllengeist los zu werden, er hätte fürwahr nicht gejubelt, und er jubelte auch da nicht mehr, als er den bösen Geist im Glase ansahe, um zu ersehen, ob er denn der rechte wäre? Der rechte war es zwar, aber er hatte eine so gräßliche und grimmige Gestalt.

War's bei Reichard hoch hergegangen, so ging es freilich noch höher, und auf's Allerhöchste her, und Venedig, das reiche üppige Venedig, konnte oft nicht schaffen, was er begehrte. — Die Wünsche des thörichten Menschen sind ja oft größer als die ganze Welt.

So war's eine Weile gegangen, als unser Lüstling krank wurde, sehr krank und obwohl er das Galgenmännlein um Besserung ersuchte, so erfolgte doch keine, und des Arztes Rath und Kunst war auch nicht im Stande, einer durch Ausschweifungen erschöpften und zerrütteten Natur alsbald wieder zu helfen. — Er selbst hätte es durch Enthaltsamkeit und Mäßigkeit vielleicht am Besten gekonnt, hätt' er es ernstlich gewollt.

Während er so krank da lag, hatte er einmal in der Nacht einen gar

sonderlich bösen Traum. Es war als ob die Arzneigläser, die auf dem Tische vor seinem Bette standen, in Bewegung kämen und eines derselben tanzte und sprang, und rannte den andern Gläsern klingend gegen Hals und Bauch. Das war aber das Glas mit dem Galgenmännlein. Und da träumte ihm weiter, wie er das Galgenmännlein anrufe und bitte, es möge ihm doch helfen, und wenn es das nicht könnte, ihm doch wenigstens die Gläser nicht zerschmeißen; aber das Männlein tanzte und sang in der Flasche: „Hei! hei! Was hilft dir dein Stöhnen und Klöhnen, du bist ja mein und nimmer will ich dich lassen. Hei! hei! hei! hei! in die ewige Pein kommst du hinein; der Schwarze läßt mit sich nicht spaßen."

Und damit machte sich das Galgenmännlein lang und dünn, wie einen Faden und kroch aus dem verpechten Glase hinauf, obwohl Reichard den Pfropfen fest zuhielt, und wurde ein langer schwarzer Mann, welcher sich mit großen Fledermausflügeln gräulich drehte und tanzte und schwirrte dazu mit den häßlichen Flügeln. Ja am Ende legte er die Brust so kalt und rauh an Reichard's Brust, und umwickelte ihn mit den Flügeln und drückte ihn mit denselben fest an sich, und die Fledermausaugen und das ganze Gesicht sahen fürchterlich und grimmig ihn an.

Da erwachte er in kaltem Todesschweiß, und es war ihm, als kroch eine schwarze Kröte ihm eilig von der Brust über den Bauch und schlüpfte in die Tasche des Nachtkleids hinab, und als er darnach hingriff, ergriff er das unheimliche Ding in der Flasche.

Ach! der arme Mensch hatte der bösen schrecklichen Träume noch viel, vor welchen die Kniee ihm Tage lang erbebten und die Glieder erzitterten. Aber die Träume wären wohl nicht so böse gewesen, wäre das Leben nur besser gewesen.

Während er so Nächte lang da lag, voll Angst und Schrecken und von den Träumen höllisch geängstigt, hatte er oft den Dienern geschellt, aber sie hatten im Todesschlaf gelegen und es war keiner gekommen. Das mochte wohl der Geist im Glase gemacht haben.

So lag er denn in seiner Krankheit so oft allein, ach so oft allein und dachte nur daran, wie er, hätte Gott nur erst ein wenig geholfen, des Galgenmännleins sich möchte entledigen.

Zuerst dachte er dabei an seinen ehrenwerthen und frommen Doktor, der ein großer Naturliebhaber war, und ein gelehrter Mann obenein. Der erbot sich zwar, das seltsame Wesen zu kaufen und am Arztlohn etwa abzurechnen, wollte aber, da er eben nicht reich war, nur drei Ducaten geben. Ach, dafür gab es der Kranke gar gern, und was er empfangen hatte, das gab er den Armen, denen er vorher, da er Hunderttausende von Ducaten verthat, keinen Heller gegeben hatte. Jetzt aber, da er den Klauen des Satans entgehen wollte, gab er das lumpige Sündengeld von drei Ducaten hin.

Ehe er noch das Galgenmännlein beim Arzte angebracht hatte, hatte er sich ein paar tüchtige Säckel mit Ducaten unter sein Kopfkissen und in sein Bette gewünscht, und nun, da er es verkauft hatte an den Arzt, suchte er

nach den Ducaten, von welchen er wußte, daß sie da gewesen waren, und die jetzt dennoch nicht da waren.

Aber wie sollte er sich helfen, da die Ducaten fort waren und das Gold- und Ducatenmännlein auch. — — „Hm!" dachte er, „hab' ja noch Schlösser und Güter, die will ich verkaufen;" — aber er verkaufte sie nicht.

Er hatte falschen Freunden in seiner Tollheit Blätter gegeben mit seiner Unterschrift und Siegel unterhalb, und oben waren die Blätter weiß geblieben und leer, damit sie oben darauf schreiben konnten, was sie wünschten und haben wollten. Sein untenstehender Name bezahlte ja Alles, oder vielmehr das Galgenmännchen.

Jetzt aber, wie er seine Besitzungen wollte verkaufen, fand er, daß er Nichts zu verkaufen hatte, denn es stand auf dem leergelassenen Raum der weißen Blätter, ordentlich und gehörig, daß er diese Schlösser und jene Landhäuser und Güter an Diesen und Jenen um den und den Preis verkauft habe. — Er hatte Nichts mehr als dreißig Ducaten und war nun recht grimmig und wild, und hätte sich, die Welt und Gott und seinen Teufel ermorden mögen. — O ja! so weit bringt es der Mensch schon, wenn er recht schlecht wird.

Da trat sein Arzt herein, den er hart und gewaltig und grimmig anfuhr und zu ihm sprach: „Geld zu haben kommt Ihr doch her! Aber gebt mir lieber ein Giftpulver, daß ich der Marter los werde. Geld hab' ich nicht mehr!"

„Behaltet Euer Geld, werther Herr; um Geld und Lohn hab' ich ja nie gedient, obwohl ich des Geldes gar nicht zu viel habe. — Aber ich hab' mir eine recht kräftige, lebenstärkende Arznei ausgedacht, die Einzige, die Euch vielleicht noch aufhilft. Ich habe sie, während ich herkam und Ihr schlummertet, mit dem Rezept in Euren Schrank gestellt. — Wollt Ihr mir meine Auslage geben, an zwei Ducaten, so ist sie Euer." — Die zwei Ducaten wurden gern gegeben. „Lebt wohl, und werdet endlich einmal ganz gesund," sagte der Arzt und ging davon, und Reichard rief ihm tausend Dank nach.

O! als er in den Schrank sahe, fand er ein Glas in ein beschriebenes Papier verhüllt, und in dem Glase den furchtbaren Geist wieder, der von ihm gar nicht schien ablassen zu wollen. Auf dem Papiere aber stand: „Bube! um meine Seele wolltest du mich bringen, indem ich deinen Leib wollte genesen machen! O, rette deine Seele aus den Klauen des Satans, ist es noch möglich!"

Ach! wie erschrak Reichard, als er abermals den Galgenteufel erkauft hatte, und zwar um lumpige zwei Lumpenducaten. — „Ach, hätt' ich es doch das erste Mal um 10,000 Ducaten erkauft," — dachte er — und wollte nun so, wie im Scherz und Spielerei, das schreckliche Ding bei einem seiner lustigen Kameraden anbringen, nachdem er sich aber zuvor erst doppelt so viel Ducaten gewünscht, als er unter dem Kopfkissen gehabt hatte. Er hatte die Ducaten und legte den größten Theil bei einem Kaufmann nieder und ließ einen Schein darüber geben, und dachte, es hätte nun keine Noth mit ihm

zumal er in allen Lüsten schon satt und übersatt war, und mit viel Wenigerm nun auszukommen gedachte. Unter Lachen und Scherzen nahm ihm der lustige Geselle das seltsame Ding um einen Ducaten ab. Er aber, statt zu fliehen vom bösen Geiste, weit weg, in ein anderes Land, zechte, lärmte, spielte, schwelgte mit seinen lustigen Gesellen noch einige Monate lang; denn er hatte den falschen Ehrgeiz, zeigen zu wollen, daß es nirgends ihm fehle und konnte auch von seinen Lüsten nicht ablassen.

Und als es nun dennoch zu fehlen anfing, ging er, sein niedergelegtes Geld sich geben zu lassen; aber da wollte Niemand weder von ihm noch von seinem Gelde Etwas wissen und sagte ihm dreist unter die Augen, er sei ein Narr, und als er wild wurde und seinen Schein hervorzog, so war er ein weißes Blatt Papier geworden, und ohne Zweifel hatte der Kaufmann mit solcher betrüglicher Dinte geschrieben, die nach weniger Zeit völlig verlöscht, ohne eine Spur zurückzulassen. Also war auch hier kein Segen beim Gelde des Galgenmännleins und Reichard ging leichenblaß fort.

Was sollte er thun; verhungern wollte er doch nicht und eben so wenig sich todtschießen, denn er liebte das Leben noch sehr. — Er hatte noch einige Ducaten in seiner Tasche, und kaufte sich für einen Theil derselben einen Tabuletkram, und jedes Büchschen in dem Kleinkram hatte er etwa zu vier Groschen eingekauft. Er zog mit dem Krame umher und verkaufte einige Tage lang und war mit der schmälsten Kost zufrieden, oder mußte es vielmehr sein. — Das war Alles in demselben reichen und großen Venedig, das so lange ihm nicht reich und nicht groß genug für seine Ausschweifungen gewesen war, doch ging es so gut mit seinem Verkauf, und die Käufer gaben, was er sich kaum zu fordern getraute, so gern, daß er anfing zu denken, er könne wohl wieder ein wohlhabender Mann werden.

Aber woher kam denn solch Glück? — Das kam von dem Galgenmännlein, welches er, ohne es zu wissen, wieder in seinem Tabuletkasten hatte.

Er war eines Abends in die Herberge gekommen und hatte seinen Kasten abgesetzt, als einer der Umstehenden, der seinen Kram besah, ihn fragte, was denn das da, das in dem Fläschchen so närrische Purzelbäume mache, für ein possirliches und garstiges Ding sei? — Da sahe er mit Schrecken, was er hatte, und bot Allen, die da waren, das Wesen um drei Groschen an: denn für vier Groschen hatte er es selbst gekauft. Aber Niemand mochte es kaufen, denn es grausete Jedem, der es nur ansahe.

Der, welcher es ihm verkauft hatte, wollte es auch um keinen Preis wieder, und sagte, er solle sich zu seinen ehemaligen Spießgesellen scheren, von denen er es mit anderem Spieltand gekauft hätte.

Er ging hin, aber er wurde die Treppe mit sammt seinem Kram hinabgeworfen, indem der Spießgeselle das Männlein eben darum wieder verkauft hatte, weil es sich so gräßlich ansahe.

Angst und Entsetzen überfiel Reichard und überfiel ihn immer mehr, da Alles, was er versuchte, das Männlein los zu werden, ganz fehlschlug.

Er wollte sehen, ob's an einem andern Orte besser gelänge, wünschte

sich wieder unermeßlich viel Geld und reiste glänzend nach Rom. Hier, meinte er, könnt's ihm nicht fehlen; aber das Galgenmännlein tanzte immer toller und vergnügter in dem Gläschen auf und ab, gleichsam als ob nun seine Dienstzeit bald um und Reichard dem Teufel gewiß sei.

Reichard hatte in Rom bald in den größten und vornehmsten Gesellschaften Zutritt; das machte sein Geld; aber er wurde auch überall für toll gehalten: das machte, weil er seine Naturseltenheit, von der er doch so sehr viel Rühmens machte, um lumpige drei Groschen aller Welt wollte aufdringen, da sie doch Niemand mochte, indem sie, wenn sie Jemand besahe, recht häßlich aussah.

Sein Entsetzen, seine Angst, sein Grausen stiegen mit jedem Tage, und seine bösen Träume wurden immer wilder und fürchterlicher, und nirgends fand er auf Erden mehr Ruhe. — Da ging er in der Verzweiflung in einen Krieg, der damals in Italien von zwei kleinen Fürsten geführt wurde. — Er bedachte nicht, daß, wenn eine Kugel oder ein Säbelhieb ihn recht tüchtig träfe, er sterben müsse und dann dem Teufel auf ewig verfallen sei. Das that aber eben die Verzweiflung, daß er nicht wußte, was er that; und beten zu Gott konnte er auch nicht mehr, so gern er wohl es jetzt gethan hätte. Er konnte es nicht mehr! — Ach, er hatte zu Gott, so lange er das höllische Männlein besaß, und lange zuvor nicht gebetet, — er hatte es erst nicht gewollt, und nachmals nicht mehr gekonnt.

Er ging in den Krieg hinein; er ging aber auch bald wieder hinaus; denn er konnte das Knattern und Pfeifen und Sausen der Kugeln schon im ersten Treffen nicht ertragen; und selbst die Trompeten, die ihn zum Hauen und Stechen riefen, waren ihm zuwider, obwohl er sich tüchtig und trefflich mit mehreren Knechten gerüstet hatte. Aber am Meisten zog er wieder darum aus dem Kriege, weil er zum Besinnen gekommen war und nun bedachte, wem er gehöre, wenn er im Treffen bliebe.

Er floh zurück in einen dichten Wald, tiefer und tiefer hinein, legte dort Harnisch und Schwert und alle Waffen ab und machte es dem Pferde auch leicht, dem er Sattel und Zeug abnahm, und er selbst legte sich ermüdet hin und schlief wohl ein paar Stunden. Da hörte er Stimmen, er wollte sie aber nicht hören, sondern lieber noch schlafen. Aber eine Donnerstimme rief: „Wenn du todt bist, du Hund, so sag' es nur, da braucht man sein Pulver nicht zu verplatzen!"

Da mußt' er schon aufstehen, und sahe, wie ihm ein Soldat eine gespannte Muskete auf die Brust hielt, und sechs andere schon seinen wohlgespickten Mantelsack, sein Pferd, und was er sonst hatte, sich hatten zu eigen gemacht, als wohlerworbenes Gut, wofür sie jegliche Beute ansahen, wie die Soldaten zu thun pflegen, die das Genommene als gegeben betrachten.

Da bat Reichard gar sehr um Gnade. Aber weil er nicht wußte, ob er sie würde erhalten, indem der Musketenmann gar zu grimmig aussahe, und doch seine Seele bedachte, so flehte er: „Wenn Ihr mich todt wollt schießen, so kauft mir nur vorher dies Fläschchen mit dem schwarzen Dinge drin ab; —

für drei Groschen sollt Ihr es haben." — „Narr," sagte Einer dagegen, „das Ding nehme ich, aber ohne Geld;" und damit nahm er's und steckt's in seinen Busen.

„Nehmt immerhin," sprach Reichard, „aber ich fürchte, es wird nicht bleiben, wenn Ihr's nicht ordentlich gekauft habt!" — Aber da lachte der Kriegsmann, denn er dachte, er wollte es schon fest halten.

Ach Gott! die Kriegsknechte waren von dannen gezogen, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, er aber hatte das furchtbare Männlein wieder in seiner Tasche, gleichsam als wolle und könne es von ihm nun und nimmermehr ablassen; der Kriegsmann aber, der es genommen hatte, fand es nicht wieder, und lief bis zum Reichard zurück, und denkt, er habe das seltsame Ding im Grase verloren, und sucht es. Reichard sagte aber, es sei ein so seltsames Ding, daß es nun und nimmermehr bei irgend einem Menschen würde bleiben, gäb' man nicht Etwas dafür. Für drei Groschen könne er es ja haben. Aber die Kriegsgurgel, der die drei Groschen zu viel waren, wollte nur Einen Groschen geben, wofür es denn Reichard mit Freuden abließ, aber auch nun mit leichter Tasche dastand. Er hatte Nichts mehr als seinen Groschen. Aber seiner Seele war ja auch leichter geworden. — Jedoch, was sollte er nun anfangen? Einen frischen Lebensmuth hatte er gewonnen, seitdem er des Männleins war ledig geworden; aber an Lebensmitteln fehlte es ihm sehr, weil er kein Geld in der Tasche hatte.

Er ging wieder unter die Kriegsleute, und diente einer andern Partei, und war nun ein Fußknecht geworden. — Wie ihm jetzt mochte zu Muthe sein, wußte er wohl nur allein. Vorher Taschen und Säckchen voll Ducaten, jetzt nur ein paar Dreier im schlaffen Lederbeutlein.

Er wollte nach einem Löhnungstage sein Glück in einem Marketenderzelt im Würfelspiel versuchen; denn an solches Spiel war er ja schon lange gewöhnt. Er gewann, er gewann viel, aber am Ende hatte er Alles wieder verspielt, und kein Kamerad wollte ihm nur ein paar Groschen borgen. Er zog im Aerger die Patronen aus seiner Patrontasche heraus, und setzte sie auf's Spiel, und verlor sie an denselben Soldaten, dem er sein Männlein hatte verhandelt; denn wo das Männlein war, da war auch das Glück, nämlich das unglückliche Glück.

Am andern Morgen, als Reichard noch lange nicht hatte ausgeschlafen, kommt der Korporal und schreit: „He! heda! he! der Musterungsaufseher kommt in einigen Stunden, sieht Alles durch, und wer dann seine Patronen nicht hat, wird, wie ihr schon wißt, erschossen."

Reichard hatte noch fünf Heller in der Tasche, mit welchen er, nachdem er lange vergebens in allen Gezelten herumgelaufen war, zuletzt zu dem kam, der ihm vorhin das Galgenmännlein, und sodann im Glücksspiel seine Löhnung abgenommen hatte, und der ihm am Ende nach vielem Betteln fünf Patronen für fünf Heller aus Barmherzigkeit abließ, weil er sie gerade übrig hatte, und für einen braven Kameraden gehalten sein wollte.

Die Musterung ging glücklich vorüber, ohne daß Einer wäre erschossen

worden. Darum gingen alle zu den Marketendern, und thaten sich gütlich, nur Reichard nicht, der keinen Heller mehr besaß, und an einem Stück trockenen Brode trübsinnig kauete. — „Ach," seufzte er, „wer doch jetzt nur Einen von den Händevoll vergeudeten Ducaten hätte!" — Und der Ducaten war sogleich in seiner Hand. Da erschrak er sehr, und dachte an das Galgenmännlein. In der That war der kleine Schwarzkünstler bei ihm, und hatte bei den Patronen des Kameraden gelegen, und war auch wie eine Patrone in Papier eingewickelt. Das erfuhr er von dem Kameraden, als dieser es wieder forderte, sagend, er habe es ihm aus Versehen statt einer Patrone gegeben.

Wie gern gab Reichard das unheimliche Wesen zurück. Aber weil es von ihm gar nicht wollte ablassen, sondern immer bei ihm sich wieder einstellte, so überfiel ihn ein entsetzliches Grausen, und er warf den Ducaten mit Abscheu fort, und lief, lief, so weit ihn die Füße nur trugen, tief hinein in den dichtesten Wald, wo er zu Abend ganz müde und verlechzt an einem Baume niedersank, und sich nur eine Feldflasche voll Wasser wünschte.

Im Augenblick stand die Flasche mit Wasser vor ihm. Da entsetzte sich der arme Mensch, griff in seine Tasche, und ergriff die Flasche mit dem furchtbaren Wesen.

Er fiel ohnmächtig in Schlaf, und einer seiner gräßlichen Träume kehrte wieder. Das Galgenmännlein zog sich aus der Flasche heraus, und legte sich in furchtbarer Gestalt auf seine Brust. Dagegen wollte er sprechen, und sagte, das Männlein gehöre ihm nicht mehr an, denn er habe es ja verkauft.

„Handel gilt nicht — gilt gar nicht," grinste der böse Geist. „Hast mich für einen Heller mit den Patronen verkauft! hättest mich ja wohlfeiler müssen verkaufen: hast mich aber zurückgegeben, werde nun wohl nicht wanken und weichen von dir, und habe dich, denk ich, gewiß."

Da erwachte er schrecklich, und rannte an einen Felsensturz hinan, und schleuderte das Fläschlein hinab; aber das war im Augenblick wieder in seiner Tasche.

„Weh; weh!" schrie er durch die Nacht des Waldes, — er brüllte es beinahe vor Angst und Grausen! „Weh! weh! weh mir! Sonst war's meine Freude, wenn es wiederkehrte, jetzt wird es mein Jammer, mein ewiger, ewiger Jammer!"

Einem Rasenden gleich lief er in der Nacht im Wald her und hin, und bei jedem Schritte klirrte es in der Tasche. Er nahm am frühen Morgen das Fläschlein, er warf es hin, und sprang wüthend darauf mit den Füßen, und wollte den bösen Geist erwürgen; aber das Fläschlein war sogleich wieder in der Tasche, und ging ein höhnisches Gelächter daraus hervor.

„O Teufel! Teufel!" rief er grimmig, „Teufel laß ab!" Aber wer dem bösen Geist einmal sich hingegeben hat, von dem läßt er wohl nun und nimmermehr ab.

Reichard suchte nach einer Münze, die geringer wäre als ein Heller, suchte überall und fand keine, fragte überall darnach, und wurde überall ausgelacht und für toll gehalten. So waren Monate hingegangen, Monate voll Höllen-

qual. Ach, die Hoffnung, loszukommen, mußte er wohl aufgeben, aber den Wunsch darnach konnte er ja nicht aufgeben.

Da hatte er sich einmal in einem felsigen Gebirge verirrt, und lag fast ohnmächtig da, als es mit schweren Rosseshufen über dem Boden daher hallte. Und es kam ein großer Mann auf einem hohen schwarzen Pferde, der sahe so häßlich aus, als trüg' er lauter Unheil in sich, und hatte ein prächtiges aber blutrothes Kleid an. Reichard erbebte, als er ihn sahe.

„Was so betrübt, Gesell?" sprach ihn der Mann mit furchtbarer Stimme und gräßlicher Geberde an. „Du siehst wie ein Kaufmann aus, hast du Etwas zu theuer eingekauft?"

„Ach, zu wohlfeil vielmehr," sagte Reichard erbleichend, und fürchtete, der gräßliche Mann führe ihn mit sich davon zum Orte der ewigen Qual. — Er glaubte, es sei der Böse.

Aber der sagte gemildert zu ihm: „Trügt mich nicht Alles, so bist du der Mensch, der nach einem Halbheller sucht, — wahrscheinlich um so ein Ding loszuwerden, das man Galgenmännlein nennt. — Bist du Der, so sprich!"

„Ja! ja! der bin ich leider!" war die leise bebende Antwort.

„Na! nur getrost Patron, des Dinges sollst du schon loskommen. Ich suche ein solches schon lange, und bin dir deßhalb wohl einige Wochen lang nachgezogen. Ich weiß, welche Bewandtniß es mit dem gefährlichen Dinge hat. Freilich hast du blutwenig für das Ding gegeben, und ich kenne keine Halbheller, obwohl ich weit in der Welt umhergezogen bin. Aber es soll Rath werden, wenn du mir folgst."

„Auf des Gebirges anderer Seite wohnt ein Fürst, der Nichts weiter kann als jagen. Morgen will ich ihn schon von seinem Gefolge entfernen, und ihm ein gräuliches Unthier über den Hals hetzen, von welchem du ihn befreien sollst. — Bleib hier bis Mitternacht, und wenn der Mond über jenem Felsenzacken steht, dann, aber nicht eher, nicht später, gehe die finstere Kluft zur Linken entlang, — weile nicht, eile nicht; nicht zu langsam, nicht zu schnell geschritten, dann kommst du in dem Augenblick an, wo das Unthier ihn erpackt. Greif es furchtlos an. Dir soll es weichen, und sich von dir vom schroffen Ufer des Meers hinunter stürzen lassen. Dann begehre vom Fürsten, der dich wird lohnen wollen, Nichts, als daß er dir einige Halbheller prägen lasse, wovon ich mir einige einwechseln, und für einen derselben dein dir grausiges Ding abkaufen will. Wenn du die Halbheller haben wirst, dann findest du mich am Schwarzbrunnen. Jede Kindermuhme wird dir sagen, wo er liegt."

Fort war im Umsehen der Reiter mit seinem Roß. Ach, Reichard suchte die Erlösung von dem Männlein und seiner Angst. — So ging er denn zitternd und bebend, genau nach der Anweisung seines Ganges, auf welchem es ihm gar unheimlich bedünkte, weil es rings um ihn so gar grausig still und öde war, und vor Allem, weil er kein gutes Gewissen hatte. Doch begegnete ihm Nichts.

Die Morgenröthe blitzte herauf. Da wurde ihm weniger unheimlich. —

O! Licht! Licht erhellt Alles, auch den finstersten Trübsinn der Seele. Licht ist Leben und Heiterkeit zusammen.

Da kam er bald an eine Stelle, wo der Fürst unter den Klauen des Unthiers lag, ähnlich einem Affen, mit Löwenrachen und Tatzen, und haarig, zottig, und riesig lang, und gewaltiges Hirschgeweih auf dem Kopfe. Hätte er sich vor dem ewigen Verderben nicht fürchten müssen, so hätte er sich gewiß vor diesem Ungeheuer gefürchtet. So aber ging er mit seinem tüchtigen Knotenstocke, wiewohl bebend, darauf los. Und da er sich eben nur genaht hatte, entfloh es mit Heulen und Brüllen, und Reichard, der durch die Flucht des Unthiers kühn geworden war, folgte ihm nach, bis es vom Felsenrand des Meeres sich hinabstürzte.

Der erlöste Fürst erhob seinen Retter bis zum Himmel mit lobpreisenden Worten, und versprach ihm Alles, was er ihm zu geben im Stande sei.

Da sagte Reichard, daß er nicht viel verlange, sondern bäte nur den Fürsten, aus absonderlichen Ursachen, ihm einige Halbheller um Gotteswillen schlagen zu lassen.

Der Fürst sah denn freilich seinen Retter mit großen Augen an, und dachte: „Muth mag der wohl haben, aber gewiß fehlt es ihm sonst wo, — etwa im Kopfe."

Aber es fehlte ihm im Herzen — und die Halbhellerlein wurden geprägt, weil es der Fürst zugesagt hatte, und so leichte Zusage leicht halten konnte.

„Aber, wollt Ihr denn weiter Nichts?" fragte der Fürst.

„Nein! weiter Nichts," sagte Reichard, — denn Geld und Gut waren ihm ja im selbigen Augenblicke gar Nichts, Alles aber, wie er des schrecklichen Dienstmännleins und seiner entsetzlichen Angst los werden möchte.

Er ging zum Schwarzbrunnen, von welchem man ihm furchtbare Beschreibung machte, und welcher auch eben nicht erfreulich aussahe, zumal da man durch eine finstere Höhle hindurch mußte.

Er war hindurch, und sahe sich eingeschlossen in einem tiefen Bergkessel, an dessen einer Seite das schwarze Roß des Mannes mit blutrothem Kleide unangebunden, regungs- und bewegungslos stand, mit hochgehaltenem Kopfe: des Rosses Reiter selbst aber wusch sich dem Rosse gegenüber in einem Born, der schwarzes Wasser hatte, schwärzer als Dinte; und so sah denn der Reiter mit dem rabenschwarzen Gesicht und blutrothem Kleide so gar fürchterlich aus, daß Reichard erschrak.

„Ruhig, mein Bursche," sagte der Reiter des Schwarzrosses. „Ich bin einmal der Dienstmann des Bösen, und ihm mit Leib und Seele schon lange verfallen, und thue schon, was er verlangt, weil ich muß; und er thut freilich, was ich will, das muß er denn auch, denn unser Kontrakt lautet einmal so. Aber es gibt mir der Knauser nur jährlich zweimal hunderttausend Ducaten für alle meine Mühe, und dabei muß man kargen und sorgen. Daher bedarf ich des Galgenmännleins, und wenn ich es habe, kann ich in einem Monat Millionen verthun, und will sie verthun, denn der Satan von Satan muß mir sie schaffen. Einmal komme ich doch von ihm nicht los, und so

will ich denn jetzt ihn quälen, weil er mich nachher quälen wird. — Gib mir das Galgenmännlein her. — Hier ist der Halbheller, den ich mir zu verschaffen gewußt habe. Deine Halbheller behalte zum Andenken, wenn du willst."

Das Galgenmännlein ging nun in die Hand, und aus dieser in die Tasche des Fremden. Es sahe gar grimmig aus, und machte sich recht schwer in der Tasche.

„Sieh' aus, wie du willst, Patron," sagte der Fremde, „das gilt mir gleich. — Mache dich schwer, wie du willst, ich will dich schon leicht machen, denn ich will so viel Gold fordern, daß du es nicht mehr sollst schaffen können."

Damit eilte der Mann auf dem Schwarzroß fort, und war in wenigen Minuten aus Reichard's Augen.

Reichard war frei, aber nicht fröhlich; ruhiger, aber nicht ruhig und heiter, sondern feierlich, ernst und still, wie in sich selbst sinnend, denn es lag noch das vorige böse Leben auf seinem Herzen, die alte Verderbtheit, und das — böse Gewissen, und noch in manchen Träumen ängstete ihn das Galgenmännlein. — Ganz frei wurde er erst, als Gott ihn durch den Tod befreiete.

O! hütet Euch vor dem Teufel; denn er wohnt in der Hölle nicht allein, sondern auch im Herzen; und achtet das Gewissen, in welchem Gott wohnt, und wohnt er drin einmal, so ist er auch im Herzen mit Friede, Hoffnung und Freude.

Die Nebelkappe.

Die Hanse kommen freilich, wie Ihr schon gelesen habt, gar häufig durch ihre Dummheit fort, aber allemal doch nicht, zumal dann nicht, wenn sie dabei hochmüthig sind. Ich denke immer, der Hochmuth schadet ihnen dann mehr, als die Dummheit. — Lasset es uns sehen!

Der Niklas, auch ein Hans, wiewohl er Klas hieß, war schon in der Schule ein witziger Junge, der es im fünfzehnten Jahre allbereits bis zum Buchstabiren gebracht hatte, versteht sich, daß der Schulmeister ordentlich nachhalf; und im Rechnen war er so weit, daß er die Zahl Zehn schon mit 01 schreiben konnte; im Schreiben aber war er so gelehrt, wie die großen Gelehrten, deren Handschrift kein Mensch lesen kann, und sie selbst zuweilen auch nicht; aber die größesten Gelehrten, wie gelehrt sie auch schreiben konnten, übertraf er hierin doch Alle zusammen; denn seine Handschrift war lauter Malerei mit Kreide und Kohle, an Wänden und Thüren.

Das Wesen im Hause wollte ihm nicht schmecken, außer zur Mittagszeit, und nur im Winter, wenn die Schlachtzeit mit dem Wellfleisch und den Würsten kam, war er dabei. Mit dem Felde machte er sich auch eben nicht mehr zu schaffen, als daß er zuweilen ein paar Metzen Kartoffeln ausnahm, um sie in der Asche zu rösten und zwischen den Mahlzeiten, nach dem Frühstück

und dem Vesperbrot, nebenbei aus der Asche zu verzehren. Am Liebsten war er im Walde, Vogelnester zu suchen und Brombeeren, Himbeeren, Erdbeeren, wilde Süßkirschen, Nüsse und Elsebeeren zu pflücken, und darnach zur Erholung unter einem Baum auf weichem Rasen zu schlummern.

Niklas kannte seine Gaben, und wollte ganz hochgelahrt werden, daher verlangte es ihn immer nach Nürnberg, wo sie Alles hatten, und also auch hohe Gelahrtheit. Der Vater aber ließ ihn nicht hin und sagte ihm, er sei ein Brummochse. Da brummte Niklas denn wirklich, und dachte, der Vater verstehe den Henker davon!

Als der Vater gestorben war, sagt er, nun wolle er in die Stadt gehen, und recht weise und hochgelahrt werden, ehe acht Tage in's Land kämen; denn weil er den Verstand schon lange hätte, brauche er nur noch die Weisheit und Gelahrtheit. Die Verwandten laufen zusammen, und wollen ihm steuern und wehren. „Geh' nicht, Klas," sagen sie, „du kommst dort übel an, denn in der Stadt sind sie pfiffig und schlau. — Bleib bei uns, Klas, — bleib, lieb' Klasmännchen; du kommst, weiß der Himmel, schlecht an!"

„Wie Ihr's versteht!" sagte Klas, „ich bin wohl schlauer als die!"

Klas nahm sein Geld, — wohl an dreißig Gulden, welches gar viel war in der damaligen Zeit. Er zieht die blaue Sonntagsjacke von Fries an, den rothen Brustlatz von Kalmank mit blanken zinnernen Knöpfen darunter, die grünen weiten Beinkleider von Rasch wurden angethan und mit Bandschleifen von weißem Zwirnband am Kniee gebunden; die gelben Strümpfe mit grauen Zwickeln stehen den wohlgenährten Waden recht schön; die Schuhe sind mit Fischthran wohl eingeschmiert und die Zinnschnallen darauf, die ihn doch nur sechs Kreuzer kosten, glänzen wie vom feinsten Silber. Er setzt den Achtgroschenhut auf, und steckt die zwei schönsten Sichelfedern darauf, die der Kikerihahn auf dem Hofe aus seinem Schwanze hatte hergeben müssen. Dann nimmt er den herrlichen großen, aus dem Walde geschnittenen Schlehdornenstock, dem er ringelweis die Schale abgeschält hatte, daß er weiß und dunkelgrau aussah, und nun, da Alles fertig ist, geht er nach der Stadt, und hebt die Beine hoch und vornehm auf.

„Die sollen einmal das Maul aufsperren, die Leute in der Stadt, wenn ich hereinkomme," denkt der Klas, und hatte wahrhaftig recht gedacht; denn als er kam, sperrten sie es weit auf und sagten: „Das ist ein Esel, ein dummer Dorfteufel!" Er aber hört Nichts davon, und denkt, sie bewundern und loben ihn sehr.

Er geht in das Gasthaus zum grünen Esel; denn das Schild zog ihn sehr an, und er meinte, es sei das beste Gasthaus der Stadt. Das war's aber gar nicht, denn nur Lumpengesindel kehrte darin ein.

Er sieht sich in der Gaststube um, und bewundert Alles in seinem Herzen, obwohl eben gar nichts Bewundernswerthes darin war; aber es war doch viel anders als auf seinem Dorfe.

Da sitzen drei Lumpenhunde an einem Tische mit abgeschabten Röcken und leeren Taschen und Magen, aber mit hochweisen Mienen. Die sehen es

dem Niklas gleich an, weß Geistes Art und Gelahrtheit er ist. Sie waren überall das Land durchstrichen, hatten sich für hochweise, wohlerfahrne Leute ausgegeben, hatten Manchen hinter's Licht geführt, und solche Menschenkinder, wie Niklas war, die hatten sie gleich weg. — Man nannte sie damals fahrende Schüler.

„Setzt Euch zu uns, liebster Herr," sagten sie zu ihm; „denn Ihr habt wohl auch viel erfahren und gesehen, wie wir, und seid auch wohl weit her."

„Ja, weiß Gott, das bin ich," sagte Klas: „bin fünf Stunden weit her, aus Kraks dort hinten vor, und habe unterwegs Alles gesehen."

„Ei, das ist ein Vieles!" sagten sie, — „so rückt denn doch näher, damit wir Eurer angenehmen Gespräche um so leichter genießen."

Er setzt sich zu ihnen hin, und hört sie von den Wunderdingen erzählen, die sie da und dort gesehen, gehört und erfahren hätten, in Ländern mit wundersamen Namen.

„Das sind gewaltige Leute," denkt Klas, „die sind noch weiter gewesen, als du, und von solchen muß man schon Etwas lernen."

Da läßt er sich denn Braten und Fisch und Wein geben, — Alles vom Besten, und bittet die Wundermänner mit ihm zu essen, damit er immer mehr von ihnen hören möchte. Darauf hatten die Wundermänner es in der That abgesehen, und wenn sie vorher so viel Maulwerk von ihren Fahrten machten, so war's gar nicht deßhalb, weil sie das Maul schon abgefüttert hatten, damit es dafür auch ordentlich sprechen könnte; sondern sie ließen es erst sprechen, damit es sich das Futter dadurch verdiene. Das fand sich denn auch, wie sie es schlau berechnet hatten.

Der Niklas hatte sie gebeten, seine Gäste zu sein, und sie hatten es angenommen, aber blos ihm zur Liebe, weil er so artig und gefällig sei, und so aufmerksam zuhorche und so verständig sei, was sie nicht überall gefunden hätten. Sie selbst brauchten sehr wenig, und lebten fast mehr von der Luft, als vom Essen; besonders aber lebten sie von der Weisheit.

Und nun erzählten sie aus dermaaßen, daß der Klas das Essen vergaß, so ein großer Freund er auch davon war, und während sie so erzählten, langten sie in Gedanken da und dort zu, und Niklas ließ neue Schüsseln und neue Weinflaschen kommen, so sehr gefiel ihm die Erzählung der Wundermänner, die ihn so hoch beehrten.

Weil sie ihm nun als einem grundverständigen Menschen so wohl wollten, erzählten sie ihm nicht blos von den Wunderdingen, die sie gesehen hätten, sondern auch von denen, welche sie besäßen. Die wären aber allesammt daheim, bis auf Eines, das sie immer nöthig hätten, weil sie überall zu lernen und Alles erfahren müßten. Das sei eine unscheinbare Nebelkappe von Leder, die kein Mensch zu einem Kreuzer bezahlen würde, der ihre Tugend nicht wisse; aber wer sie wisse, der gebe ein Königreich dafür. Wer die auf den Kopf stülpe, werde unsichtbar, und könne überall hin, ohne daß Jemand ihn merke. Es wären solcher Kappen nur zwei in der Welt, und wenn sie in schlechte Hände kämen, würden sie groß Unheil anrichten. Sie hätten dieselbe von dem

großen weisen Merlin in Schottenland bekommen. Die andere Kappe könne aber auch Keiner erlangen, als sie. Sie aber hätten sie nicht nöthig, so lang sie beisammen blieben.

Da bettelte Klas nun, weil es doch zwei solcher Kappen gäbe, und sie ihm so gut wären, sie möchten die Eine ihm ablassen — und er wolle den besten Gebrauch davon machen!

Da sieht ihm einer der fahrenden Weisen lange und ernst in's Gesicht, und spricht dann zu dem andern: „Der junge Mann ist sehr weise und gut! Seid Ihr es zufrieden, so will ich ihm die Kappe geben. Ich denke, sie soll in gute Hände gerathen! — Ihr kennt die Bedingung, unter der wir sie ihm hingeben dürfen."

Die Andern besannen sich lange im tiefsinnigen Schweigen. Dann sprachen sie zu dem Ersten: „Gib ihm die Kappe; er ist ja weise und gut. Aber gib sie ihm unter den bewußten Bedingungen."

„Nimm sie denn hin," sagte der Erste zum Niklas sehr ernst und feierlich. „Nie mache zum Hehlen und Stehlen falschen Gebrauch davon, sondern nur zum Lernen und Schauen! Darauf gib Wort und Handschlag vor Gott dem Allwissenden! — Wir haben Eil' und müssen fort."

Er gab hurtig Wort und Handschlag und war tief gerührt.

„Du mußt aber," hieß es weiter, „zwanzig Gulden für die Kappe zahlen, denn du weißt ja, daß 10 mal 2 zwanzig macht und fünfmal genommen hundert ist. Du siehst also hieraus schon ein, da wir die Nebelkappe eben so hoch haben dem Merlin vergüten müssen, daß wir sie dir nicht wohlfeiler ablassen dürfen und daß du sie auch keinem Menschenkinde weder um mehr, noch um weniger ablassen darfst, und verschenken darfst du sie gar nicht, selbst nicht deinem Sohne, wenn du einen hättest. — Wir hoffen, du begreifst das."

„Gott ja! — ich begreife es, und ich danke Euch gar schön und viel tausendmal," sagte der Klas und zahlte die Gulden. Die Weisen aber drückten ihm die Hand; sprachen, er solle gut bleiben und die Kappe nicht mißbrauchen und machten sich fort.

Sinnend und schweigend hatte der Klas gesessen, als die Weisen schon lange fort waren. „Na," denkt er, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, „so will ich doch die Nebelkappe ein Bischen aufsetzen und sehen, wie man sie gebrauchen muß, und will ein wenig unsichtbar in der Stadt herumschlenderiren. Da setzt er denn seine Kappe auf und den Hut darüber, nimmt den schönen Stock in seine Hand und will sich in Nürnberg Alles besehen. Den Wirth wollte er bezahlen, wenn er wieder käme.

Aber der Wirth hatte hinter dem Ofen im Winkel gesessen und als der Niklas in der Nebelkappe davon wollte, denkt er, der will ihm entwischen, packt denselben bei dem Kragen und spricht: „Freundchen, Hundekerl, Dorfteufel — bezahle erst, Patron, so ist es hier Sitte."

Da spricht der Niklas: „Was lärmt Ihr denn so? Sehen könnt Ihr mich ja doch nicht, denn ich habe die Nebelkappe auf."

„Ich will dich schon kappen, du Kappnarr, du Hallunke,“ sagte der Wirth; pufft ihn mit seinen Fäusten und sagt: „Nun siehst du doch, daß ich dich sehe, du Fratz?“ und läßt sich acht Gulden bezahlen.

Da sahe der arme Niklas, daß er nicht unsichtbar war, und kam mit etwa zwei Gulden trübselig nach dem Dorfe, woher er gekommen war.

Ach! sie gaben ihm dort viel lächerliche und garstige Schimpfnamen, als sie die Geschichte erfuhren und Niklas war hoch betrübt.

Die Rolands-Knappen.

Vom großen und gewaltigen Roland hat doch Jedes von Euch gehört, will ich wohl hoffen! Er war ja des alten Kaiser Karls des Großen Vetter und sein bester Obergeneral, und tapfer, so tapfer, daß es ihm einerlei war, ob ihm zehntausend oder noch mehr gegenüber standen; denn er hieb sie mit Einem Streiche zu Boden. — Da war es denn eben keine Kunst, daß Kaiser Karl allezeit über seine Feinde den Sieg davon trug, wo ihm der Vetter Roland zu Hülfe war. Indeß hat Jedermann seine Stunde, wo er auch einmal unterliegen muß, möge er auch sein, wer er wolle. So war es denn auch mit dem Vetter Roland.

Karl hatte blutige Händel mit den Mohren oder Mauren, welche Spanien erobert hatten und nun auch über das große Pyrenäengebirge gehen wollten, welches zwischen Spanien und Frankreich liegt und mit seinen hohen Bergen eine mächtige Grenzscheide beider Länder macht. Sie wollten Frankreich und sodann alle Länder in Europa nehmen, so weit sie nur kommen könnten, indem sie dachten, ihnen gehöre die Welt doch einmal und darum müßten sie dieselbe auch haben. Nun vorher und nachher haben Viele nur dem Scheine nach wohl ein wenig anders, aber in der Hauptsache doch immer dasselbe gedacht und gemeint, was sie haben wollten, das gehöre ihnen, wenn sie es haben könnten und Macht hätten, es zu nehmen. In der Macht liegt meistens das Recht!

Die Mohren wollten Alles haben, Karl aber hätte auch gern Alles gehabt. So gab es denn blutige Händel, in welchen Viele umkamen und aus gesunden lebenskräftigen Menschen zu todten, kalten, blutigen Leichnamen wurden; aber das machte Nichts aus, sondern wer den andern Theil zuletzt untertreten konnte, das machte Etwas aus, — nämlich Alles. Wer das konnte, der hatte Recht!

Roland stritt gegen die Mohren und es kam zu einer grimmigen Schlacht am Fuße des Pyrenäengebirges, an einem Orte, der Ronceval geheißen ward. Roland hatte mit seinem guten Schwert Viele niedergehauen, aber das Mal wurde er selbst auch niedergehauen; denn die Mohren hatten ihre Ritter und Helden, die Arme und in den Armen Kraft hatten eben sowohl als Karl.

Schwer verwundet, gequält von brennendem Durst und fast ganz verblutet und verschmachtet lag der tapfere Held Roland da, und seine Knappen und Waffenträger waren im heißen Feuer der Schlacht von ihm abgekommen, welches man damals, wo der Knappe seinem Ritter mit Blut und Leben beistehen sollte, für eine große Schande hielt und mit der höchsten Verachtung bestrafte.

Roland stieß in sein Horn, um Karl ein Zeichen zu geben, es sei mit ihm, seinem Vetter, zu Ende. Karl hörte des Hornes gewaltigen Ton, obwohl er mit seinem Heere acht Meilen davon stand und ließ alsbald aufbrechen, um Hülfe zu bringen, aber es war damit zu spät. Roland hatte sich blasend die Adern im Kopfe zersprengt, und das güldene Horn, auf dem er blies, war geborsten. Da Roland nun nicht mehr das Herz des Heeres war, so hatten die Mohren den Sieg leicht errungen.

Der Held war gefallen, das Heer war geflohen und die Meisten waren niedergehauen; aber die Knappen Roland's waren glücklich entronnen, vielleicht weil sie sehr gut zu Fuße waren. Sie hatten sich tief in's Gebirge gerettet, und waren bis in öde Wüsten gekommen, wo sie von dem Getümmel des Kriegs Nichts mehr vernahmen, was ihnen auch schon sehr lieb und recht war. Aber was ihnen gar nicht lieb und recht war, war der Durst und der Hunger, die ihnen sehr hart zusetzten. Und nirgends sahen sie ein Haus oder eine Hütte und Weg und Bahn waren ihnen völlig unbekannt.

Sie beratheten sich zwar, wie sie sich sättigen und dann wieder zum Heere zurückkehren könnten; aber aller Rath war vergebens. Dazu kam, daß der Schwertträger Andiol Roland's gutes Schwert auf der Flucht verloren hatte; der Schildhalter Amarin hatte in der Angst den Schild von sich geworfen, um schneller zu fliehen und Sarron, der Sporenträger, wußte nicht, wo die goldenen Sporen seines Herrn geblieben sein mochten. Wären sie ohne diese kostbaren Dinge vor das Angesicht des Kaisers Karl gekommen, es würde ihnen übel gegangen sein, und vielleicht wäre er ihnen an die Kehle gekommen.

Unter vergeblichen Berathungen brach die Nacht herein, die so trübe war, daß kein Sternlein am Himmel schimmerte. Dabei war eine tiefe Stille in der Einöde, die nur zuweilen durch das widrige Geheul großer Nachteulen grausend unterbrochen wurde. — Was sollten sie thun?

Sie streckten sich unter eine Eiche und hätten so gern das Grausen der Nacht und den nagenden Hunger verschlafen. Das aber gelang ihnen durchaus nicht, wie viel Mühe sie sich darum gaben. So wollten sie denn durch Gespräch die lange Nacht kürzen und fingen mit einander an zu plaudern und sehnten sich nach dem Anbruche des Tages. Indem erblickt Einer ein Licht, welches sie anfangs für ein Irrlicht halten. Das Licht aber blieb immer an derselben Stelle, woraus sie schlossen, es müsse das Licht einer einsamen Hütte oder eines Hauses sein, wo sich Rath für ihren hungrigen Magen finden würde. Sie erhoben sich von ihrem Rasen und gingen auf das Licht zu, bei welchem sie auch ankamen; aber erst, nachdem sie oftmals sich gestoßen

und Gesicht und Hand zerritzt hatten und über Steine gestolpert oder gefallen und gegen Bäume und Aeste angerannt waren.

Sie langten auf einem freien Platz vor einer steilrechten Felsenwand an und fanden zu ihrer großen Freude einen Kochtopf auf einem Dreifuß über dem Feuer, welches eben das gesehene Licht gemacht hatte. Bei den Flammen des Feuers entdeckten sie eine Höhle in Felsen, über welcher sich Epheuranken herabwanden und die mit fester Thür verschlossen war. Sie zweifelten nicht, hier müsse ein frommer Einsiedler seine Wohnung haben, der sie ohne Zweifel gastfrei aufnehmen und reichlich bewirthen werde; denn in einer so einsamen entlegenen Gegend sei er gewiß nicht ohne Vorräthe.

Andiol pochte an und begehrte Einlaß. Da rief es von Innen mit Weiberstimme heraus: „Wer pocht? Wer pocht so spät noch an meine Thür?"

Andiol sprach: „Thut uns auf, liebes Weib, und laßt drei müde und matte Wanderer ein, die vor Hunger und Durst fast verschmachten."

„Geduld!" rief die Stimme in der Höhle; „Geduld! daß ich mein Haus beschicken und meine Gäste mit Ehren aufnehmen kann."

Nun das ließ sich gut hören und Vieles erwarten und obgleich ihre Geduld sehr ungeduldig war, so warteten sie denn doch.

Andiol horchte an der Thür und hörte ein großes Geräusch, wie wenn die ganze Wohnung aufgeräumt, gekehrt und gescheuert würde. Aber das währte so unendlich lange, daß zuletzt die Ungeduld doch ausbrach und Andiol auf gut soldatisch mit tüchtiger Faust andonnerte. Da, meinte er, müsse sich die Thür flugs aufthun, weil es anderer Orten auch so gewesen sei. Allein die Thür that sich nicht auf, sondern es hieß: „Gemach! ich bin keineswegs taub, daß Ihr draußen so lärmt. Erst will ich mir die Haube aufsetzen, damit ich mich ordentlich vor Euch kann sehen lassen. Schüret indeßen das Feuer draußen unter dem Topfe, daß Alles recht siede und nascht mir Nichts von der Brühe."

Sarron war schon in Held Roland's Küche ein fleißiger Topfgucker gewesen und hatte mit seiner Nase immer das Beste auszuwittern gewußt; wie hätte er hier in diesen Topf sehen können, ohne ihn zu untersuchen! Während Andiol lärmte und Amarin vor Müdigkeit, mit guter Hoffnung für seinen Magen, eingeschlafen war, schlich er zum Topf, hob den Deckel auf, fuhr mit der Fleischgabel in den Topf hinab und zog einen großen fetten Stacheligel heraus. — Die Eßlust verging ihm sogleich, doch sagte er den Gefährten Nichts, um ihnen den Appetit nicht zu verderben, falls etwa der Igel mit leckerer Zubereitung aufgetischt würde.

Von Andiol's Lärmen war Amarin aus seinem Schlummer erwacht, gesellte sich zu diesem und lärmte, drohete und stritt mit ihm gegen die Inwohnerin, und Beide hätten die Thür gern gesprengt, hätten sie es nur vermocht; denn ob sie wohl vor den Mohren waren ein wenig davon gelaufen, so hatten sie doch Soldaten-Herz und Tapferkeit genug, es mit einem Weibe aufzunehmen, zumal Ihrer zwei oder drei gegen Eins. Aber das Lärmen und Tosen und Drohen half ihnen gar Nichts, und die feste Thür blieb fest zu.

Endlich wurden beide Theile, nämlich die Wirthin und die Klopfenden, doch über den Einlaß einig. Aber, o Unglück, nun hatte in der Eil die Wirthin den Schlüssel zur Höhlenthür verlegt und sogar auch die Lampe umgestoßen und so ging denn die Geduldsprobe der Wanderer auf's Neue an.

Wie freuten sie sich, als nun nach langem Harren die Thür aufgethan wurde; aber o weh! sie wurde ihnen mit höflicher Art sogleich wieder ungestüm vor der Nase zugeschlagen. Das machte ein großer schwarzer Kater mit großen glühenden Feueraugen, der beim Oeffnen der Thür herausgewischt war.

Die Hauswirthin schalt und schmähete auf die ungestümen Gäste, die durch ihr Lärmen das liebe Hausthier aus dem Schlafe geschreckt hätten, daß es davon geflohen wäre, und drohete, wenn die Lärmer und Pocher den Kater nicht einfingen und wiederbrächten, sollten sie über ihre Schwelle nicht kommen.

Fürwahr, das lautete ganz untröstlich. Andiol sprach mit verbissenem Grimme: „Das ist eine verdammte Hexe, die uns erst stundenlang äfft und nun sollen wir ihr sogar den Hund von Teufelskater wieder holen. Kommt Kameraden, wir sprengen die Thür, und nehmen, was die Vettel nicht geben will."

Das war freilich wieder echt soldatisch, und Amarin stimmte gleich bei, aber Sarron sahe weiter und rieth sehr ab. Er sagte, daß er hier seltsame Dinge ahne, und daß sie wohl mit großer Uebermacht möchten zu kämpfen bekommen. Besser wär' es, zu thun, was die Höhlenbewohnerin wünsche, bis sie ermüde, ihre Geduld zu erproben.

Die beiden Andern sahen, der Rath sei gut und nahmen ihn an. So setzten sie denn dem schwarzen Hauskater gemeinschaftlich nach und machten Jagd, um ihn einzufangen; das war aber vergebliches Thun, denn der hatte sich mit seinen Krall- und Hakepfoten auf den Gipfel der höchsten Eiche hinauf gemacht. Man hätte es nicht gewußt, wo er sich aufhielt, da er selbst noch schwärzer war, als die Nacht; aber seine zärtlich queilende Nachtmusik, womit er sich ohne Zweifel seiner Frau Liebsten bemerklich machte und zu seinem Thron einladete, und seine Glühaugen, welche durch die Finsterniß leuchteten, verriethen ihn.

Keiner wußte Rath als der weise Meister Sarron, der sich in allen freien Künsten von Kindheit auf geübt hatte und hatte es darin zu einer großen Vollkommenheit gebracht. So konnte er denn auch wehmüthig und melancholisch miauen, wie eine Katze, durch welche anmuthige Kunst er glücklich den Kater vom Baume herablockte und einfing.

Jetzt war die Höhlenthür offen und die Wirthin trat ihnen entgegen. Aber es schauderte sie vor dem Anblick derselben; denn sie war ein dürres Todtengebein mit runzlicher Pergamenthaut; den verknöcherten Leib umgab ein lang herabreichendes dunkles Kleid von Karmeliterfarbe und in der Hand hielt sie eine Mistelstaude, mit welcher die Angekommenen zeremoniös berührt wurden, welches denn statt des Bewillkommnens zu nehmen war.

Die Wirthin winkte den Gästen, sich an einen Tisch zu setzen, auf welchem Milchspeisen, frisches Obst und geröstete Kastanien aufgetragen waren, aber Nichts weiter. Sie machten bald reine Arbeit in den Schüsseln, wobei Sarron besonders gar eilfertig war; denn er fürchtete, der Igel möchte noch nachkommen und wollte solchen Leckerbissen seinen Kameraden keineswegs verkümmern. Aber der Igel kam nicht und der schlaue Sarron vermuthete, die Wirthin selbst möge wohl das Fett desselben gebrauchen, ihr altes Lederfell einzusalben, damit es geschmeidig bliebe und nicht in den Falten zerbräche.

Sie wollten nun gern auf's Lager, aber die Alte hielt sie noch lange hin; denn das Ruhebettlein sei nicht sogleich fertig, wie sie sagte. Offenbar sahen sie, daß sie gefoppt wurden; aber was half es, sie mußten warten, obwohl ihnen die müden Augen zu und die Hände herabfielen. Sie warteten denn, aber mit großem Grimm im Herzen gegen die Alte, an welche sie sich jedoch nicht getrauten.

Als nun die Lagerstelle fertig war, siehe da war sie zwar weich und einladend, aber nur für Eine Person geräumig genug und jeder von den Dreien wollte zuerst auf's Lager; denn Jeder war so müde und fertig als der Andere.

Da kam es unter den Dreien zuerst zum Wortwechsel und am Ende zum Faustkampf, und alle alte Kameradschaft galt bei Keinem mehr, weil Keiner das Lager entbehren mochte. Da lagen sie sich denn bald in den Haaren und zerrauften und bläueten sich einander, so viel sie noch Kraft hatten, ohne daß Einer die Oberhand behielt. Jetzt hatte sich Dieser, dann Jener auf's Lager hingeworfen, indessen die beiden Andern sich befausteten und rauften; aber der Dritte wurde von den Zweien immer wieder aufgejagt.

Die Alte sahe dem Raufspiel eine feine Weile zu. Aber da wurde ihr denn doch der Kampf zu arg. Sie berührte mit ihrem Mistelstängel die Erhitzten, und sie standen stumm und starr, wie Bildsäulen da, und konnten nicht von der Stelle.

„Hört, Ihr Bursche," sagte sie, „nun vertragt Euch in Güte, oder Ihr sollt stehen bis zu Anbruch des Tages oder noch länger. Nehmt Vernunft an, Goldsöhne. Es sind noch drei Stunden, ehe es Tag wird, da könnt Ihr wechseln und Jeder kann wenigstens noch eine Stunde weich liegen."

Sie nahmen Vernunft an und folgten; denn sie fürchteten die Mistelgerte. Die Nacht ging hin, und unsere alte Drude oder Zauberin, — denn das war sie gewiß und der Mistel war ihr Zauberstab, — hieß ihre Gäste freundlich weiter ziehen, was sie auch recht gern thaten. Sie gab aber zuvor noch Jedem ein Andenken zum Abschiede, weil sie ihren Kater so geschickt eingefangen hätten. Andiol bekam einen verrosteten Kupferpfennig, Amarin ein kleines Tischtüchlein und Sarron einen alten ledernen Däumling.

Sie glaubten sich von der Alten verspottet und hätten ihr wohl gern ihre Gaben in's Gesicht geworfen, allein die Mistelstaude hielt sie im Zaum. Schweigend gingen sie. Als sie aber erst einige tausend Schritte fort waren, da lärmten und tobten sie über die alte Vettel, Hexe, Pergamentfell, Igel-

fresserin und welche Namen sie sonst noch fanden, ihren Unmuth recht muthig aus; denn nun waren sie sicher. Und nun meinten sie auch, sie hätten das überalte Wesen nicht so ungestraft lassen, sondern ihm aus seinen Kisten und Kasten, nachdem man sich erst der Zauberruthe bemächtigt hätte, so viel Gold als nur möglich mitnehmen sollen. Denn daß sie viel Gold darin haben müsse, war bei ihnen gar nicht in Zweifel.

Sie hatten also nun das große Wort. Freilich erst nun, wohl wissend, daß weit von dem Schuß gut für den Mann ist.

Das große Wort hatte inbesonderheit Andiol geführt, um den Andern die Lungen einigermaßen zu ersparen, und im Grimm warf er nun seinen Kupferpfennig weit von sich fort. — Amarin machte es mit seinem Tischtüchlein nicht anders, indem ihm solch ein Lappen in einer Wüste Nichts helfen könne, wo es Nichts zu essen gäbe. Aber der grundweise Sarron dachte, den Däumling kannst du leicht tragen; denn vielleicht kann aus dem Scherze noch Ernst werden.

Die Kameraden verlachten ihn für einen Thoren, daß er den alten Däumling behalte; er aber ließ sich nicht irren, sondern machte Proben damit, und steckte den Däumling auf den Daumen der rechten und hierauf auf den Daumen der linken Hand und wandelte mit den Gefährten weiter.

Auf einmal bleibt Amarin stehen und fragt verwundernd: „Wo ist denn Sarron hingekommen, er war ja eben erst noch bei uns?" „Laß ihn," erwiderte Andiol, „der ist gewiß zurückgegangen, um das Lumpenzeug zu suchen, was wir weggeworfen haben, denn er denkt Wunder, was für geheime Kräfte darin sind."

Wie erstaunt war Sarron, welcher dicht neben seinen Kameraden ging. Nun wußte er das Geheimniß der empfangenen Gabe und machte Versuche mit demselben, um ganz gewiß zu sein, daß er sich damit unsichtbar machen könne. Während die Gefährten still standen und seines Nachkommens warteten, schritt er schnell voraus und rief: „Was säumt ihr faulen Menschen? Wollt Ihr denn gar nicht von der Stelle?" Da horchten sie hoch auf und liefen eilends vorwärts bei ihm vorüber, ohne ihn zu sehen. „Nun wo ist er denn?" fragten sie und gingen immer weiter. Da rief er hinter ihnen: „Wo seid Ihr?" Und so rief er bald hinter, bald vor ihnen, bald auf dieser, bald auf jener Seite. Anfangs gingen sie der Stimme nach und suchten ihn; aber hernach befiel sie ein Schauder, denn sie meinten, er sei von einer Felsenwand gestürzt, und sie hörten nur die Stimme seines Geistes, und als er nun sich sichtbar machte und plötzlich vor ihnen stand, entsetzten sie sich auf's Heftigste.

Da entdeckte er ihnen des Däumlings Geheimkraft und gab ihnen Proben von derselben, sie aber standen ganz vor Erstaunen verdutzt und wollten ihren eigenen Augen nicht trauen. Als sie aber zu sich selbst gekommen waren, liefen sie im schnellsten Laufe nach den weggeworfenen Gaben zurück. Lange und mühsam suchten sie und voll Angst, ob nicht das verschmähete Gut bereits wieder in die Kiste der Drude zurückgekehrt sei. Sie beklagten

schon bitterlich ihren thörigen Eifer und ihre Einfalt, Dinge als nichtsnutzig weggeworfen zu haben, die von unermeßlichem Werth wären.

Indessen sie waren glücklich. Amarin fand sein Tüchlein an einem Dornstrauch hängend im Winde flattern. Viel mehr Mühe kostete es, den verrosteten Pfennig zu finden; jedoch fand er sich auch.

Glückliche Menschen, die jetzt vor Freude weder Müdigkeit noch Hunger und Durst fühlten, obwohl sie noch nicht wußten, wie die Gaben gebraucht werden mußten. — Daß ihnen die Gaben einst verderblich werden könnten, darauf fielen sie gar nicht.

Nachdem es mit der ersten großen Freude vorbei war, meldeten sich Müdigkeit, Hunger und Durst auf's Neue wieder. Sie lagerten sich in dem Schatten eines dickbelaubten Baums und machten Versuche, Amarin mit seinem Tüchlein, Andiol mit seinem Pfennig. Amarin knüpfte das Tüchlein andächtig in's Knopfloch und wünschte Etwas zu erhalten, um den Hunger zu stillen; aber es kam keine Mahlzeit, wie er gewünscht und gehofft hatte. Andiol nahm seinen Pfennig und legte ihn zu den paar andern Pfennigen, die er noch in der Tasche hatte. Darauf fing er an zu zählen, vorwärts und rückwärts mit der linken und mit der rechten Hand und meinte, es müsse mehr werden, weil es gewiß doch ein Heckepfennig wäre; es blieb aber genau so viel als es war.

So saßen sie still und stumm und halb verschmachtet und unmuthig unter dem Baum. Plötzlich reißt Sarron dem Andiol das Tüchlein weg, breitet es auf den Rasen aus und spricht: „Tüchlein, beschere uns einen tüchtigen gutgekochten Schinken, Weißbrod vollauf dazu und gut zu trinken."

Im Augenblick stand das Eßwerk da, was sie begehrt hatten, und sie fielen gierig darüber her, ohne zu bemerken, daß es am Trinken fehlte. Aber als sie anfingen nach dem Schinken zu dürsten, fühlten sie wohl, was fehlte, und es wollten Andiol und Amarin die Gabe schon wieder tadeln, als Sarron rief: „Halt, Kameraden, nicht voreilig. Wo ein gut Backhaus ist, findet sich nach altem Sprichwort auch ein gut Brauhaus." Er nahm das Tüchlein, von welchem sogleich Alles verschwand, was darauf noch übrig geblieben war, wendete es um und wünschte Wein in Menge und zwar vom besten. Augenblicklich stand auf dem willigen Tüchlein ein großer Henkelkrug, gefüllt mit dem edelsten Wein. Sie sprachen fleißig dem Kruge zu und wurden fröhlich und selig, und das Tüchlein ward hochgelobt, die alte gute herrliche Mutter aber auch, die es ihnen gegeben hatte. Andiol hatte während des Trinkens mit seinem Pfennig neue Versuche gemacht und die Kraft desselben kam zum Vorschein, als er ihn erst auf der Vorderseite betrachtet hatte, um sein altes Gepräge zu beschauen, und ihn sodann auch auf der Rückseite besah. Er wollte den Pfennig schon wieder muthlos beistecken, als er unter demselben ein Goldstück fand, eben so dick und groß als der Pfennig selbst war. Jetzt wußte er, wie er der Wünschgabe beikommen konnte.

Nun war der Jubel allgemein! In der Freude liefen sie zurück und wollten dankbar der guten Druide um den Hals fallen; aber sie fanden die

Felsenwand und die Grotte nicht wieder. Ohne Zweifel hatte der Geist des Weines sie irre geführt, vielleicht waren auch Felsen und Höhle verschwunden.

Sie durchzogen nun die Gebirge hin und her und kümmerten sich wenig darum, wie viele Tage das dauerte; denn sie hatten zu essen und zu trinken, und ihrer waren ja drei, mithin hatten sie auch Gesellschaft. Endlich kamen sie an eine Landstraße, die führte zu der Hauptstadt eines Spanischen Königreichs, und sie entschlossen sich, sich nach dieser Stadt zu wenden. Sie nahmen sich vor, beisammen zu bleiben, um ihrer Gaben gemeinschaftlich zu genießen, und sich damit einander auszuhelfen. Darüber gaben sie sich Handschlag und Wort. Sie gaben sich Beides; aber Menschenherz verändert sich, wie sich die Lagen des Lebens ändern, wenn man nicht recht stark und standhaft ist.

Sie kamen in die Stadt und sahen den Glanz des Königshofes, und den Prunk in den Palästen der Ritter. Sie kehrten bei dem Ritter Ullo ein, und verliebten sich alle drei in das wunderschöne Fräulein Urraka, die von der ganzen damaligen Welt angebetet wurde, und weil sie so hohe Wunderdinge besaßen, meinten sie, daß sie wohl ein Recht hätten, nach der Tochter des Ritters zu streben, eben sowohl als die vornehmsten Herren des Reiches. Das aber wurde ihr Verderben, zumal da das Fräulein so listig und schlau war, und auch tückisch dazu, sie aber nur Schildknappen-Verstand und Ehrlichkeit hatten. Eifersüchtig entzweieten sie sich bald genug, und trennten sich, damit Jeder seines eigenen Weges gehen möchte. Doch versprachen sie sich, daß Keiner des Andern Geheimniß verrathen wolle. Sie sahen ein, wie höchst nothwendig das war.

Andiol, der seinen verrosteten Pfennig in gute Uebung setzte, schaffte sich erst große Haufen Gold, und dann erschien er bald als ein herrlicher Herr, und trieb große Pracht. Die Leute mochten errathen, wer er sei, denn aus ihm selbst wurden sie nicht klug, und da sie ihn für einen Fürstensohn hielten, hatte er gar Nichts dagegen.

Er begab sich an den Hof des Ritters, und durfte es, weil er so überreich und glänzend war. Urraka bemerkte ihn bald, bemerkte aber auch eben sobald an seiner Schildknappen-Art und Weise, daß er, wie es sich nicht selten beisammen findet, reich und dumm zugleich sei. Sie nahm sich vor, ihn erst auszubeuteln und leicht zu machen, und ihn dann mit Hohn und Spott abziehen zu lassen. So hatte sie es schon mit vielen vornehmen und reichen Herren gemacht, die ihr zu Ehren und Lust große Feste und Bälle und Gastmahle gegeben hatten, und wenn sie dadurch arm geworden waren, mußten sie schimpflich von dannen.

Bald war er dem Fräulein näher gekommen, und je mehr er that, sie zu vergnügen, desto mehr tolle Dinge verlangte sie, um ihn arm zu machen. Seen wurden ausgetrocknet, Berge geebnet, Ebenen gebergt, Springquellen und Wasserfälle, Bäder und Säulengänge, Lustwälder und Grotten angelegt — und Andiol bestritt mit dem verrosteten Pfennig Alles. Das Fräulein konnte das freilich nicht begreifen; denn in kurzer Zeit hatte Andiol mehr aufgewendet, als das ganze kleine Besitzthum ihres Vaters werth war.

Amarin war indessen von seinem Tüchlein immerdar satt und wohl-

genährt geworden; aber er hatte kein Hemd und fast keinen Rock mehr auf dem Leibe und beneidete den Andiol sehr, der in Pracht und Herrlichkeit und in der Nähe des Fräuleins leben konnte, und durch seinen Pfennig Alles hatte, was sein Herz wünschte. So ging er einmal auf den Markt, recht trübsinnig und verstimmt. Da wird eben des Ritters Mund- und Leibkoch fortgejagt, weil er sich Nachlässigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen.

Da kam Amarin ein ungemein geistreicher Gedanke bei, nämlich, Mundkoch zu werden, indem er sich auf die Kunst seines Tüchleins verließ. Er meldete sich als einen reisenden Koch, und obwohl man ihm, der wie ein Landstreicher aussahe, gar wenig traute, gab man ihm doch ein Probestück der Kochkunst auf, das er in einer verschlossenen Küche bereiten sollte. Es galt ein Spanferkel im feinsten Geschmack zu liefern. Er forderte das Spanferkel in begehrter Art von dem Tüchlein, empfing es, richtete es auf einer silbernen Schüssel an, wie er es in Roland's Küche gesehen hatte, und, o Wunder! das Gericht behagte dem Ritter so wohl, daß Dieselben es ganz und allein aufaßen, und gestanden, so etwas Ueberfeines sei noch nicht auf Dero Zunge gekommen. Amarin wurde gut gekleidet, um vor dem Ritter erscheinen zu können, wurde zum Leibmundkoch ernannt, und mit vielen Lobeserhebungen wegen seines ausgezeichneten Genies überhäuft.

Er lieferte von nun an überköstliche Gerichte, mit Gewürzen und Früchten aus allen Erdtheilen.

Das Fräulein hatte bisher ihren Vater nach ihrem Willen am Gängelbande geleitet, vorzüglich durch leckere Gerichte und Brühen, aber jetzt wurde derselbe gar störrisch und widerspenstig, wenn Urraka Etwas wünschte, weil ihre Küchenkünste weit übertroffen wurden. Das verdroß sie gar sehr; denn sie wollte überall die Klügste sein. Mit glatten Worten suchte sie sich den Amarin zum Freunde zu machen, damit er ihr an Hoffesten irgend eine Schüssel bereitete, die Alles übertraf, und die sie für ihr eigenes Kunstwerk ausgab, damit sie auf diese Weise durch den Magen des Ritters den Weg zu seinem Herzen fände, und auch wohl zu seinem Kopf.

Andiol und Amarin waren nun beide am Hofe des Ritters, und aßen und tranken oftmals an dessen Tafel mit einander, aber sie ließen sich nicht merken, daß sie je einander gekannt hätten. — Wo aber der dritte Gesell, Sarron, geblieben sei, das wußte Keiner von ihnen.

Aber Sarron war auch bei dem Ritter, nur daß er sich nicht sehen ließ. Er aß von Amarin's Tische, er lebte von Andiol's Golde, und richtete Alles so gut ein, daß Keiner derselben einen Verdacht schöpfte; ja er hatte selbst eher Bekanntschaft mit der Tochter des Ritters gehabt, als seine ehemaligen Kameraden; denn er war unsichtbar in das Gemach derselben eingetreten, und hatte ihr zugeflüstert: „Urraka, ich bin ein Engel, aber deine Schönheit hat mich vom Himmel herabgezogen."

Es versteht sich, daß Urraka Anfangs beinahe vor Schrecken den Tod hatte; aber da solche Besuche öfter kamen, gewöhnte sie sich so sehr daran, daß sie mit dem Engel schöne Gespräche hielt.

Der Engel erschien ihr eines Tages im seltsamen flatternden Rosenatlaskleide mit blauem Unterfutter; aber er hatte breite Fäuste, und ein breites braunes Angesicht ohne Geist im Auge und ohne alle Lieblichkeit in Geberde, und seine ganze Gestalt war die eines tüchtigen vierschrötigen Bengels. Gern hätte sie noch mehr gewußt, aber der Engel war klug, und wurde sogleich wieder unsichtbar.

Daß hier etwas Wunderbares im Werke sei, wußte Urraka nun wohl, aber mehr wußte sie nicht. Ein Zufall kam ihr zu Hülfe.

Sarron schlich häufig hinter Urraka unsichtbar her, und bemerkte mit innerm Grimm, wie sie so freundlich und liebreich gegen Amarin that, und ob er wohl wußte, das geschehe der Gerichte wegen, ärgerte es ihn doch, und er spielte dem Amarin einen argen Possen.

Bei einem Feste hatte Amarin wieder einmal ein köstliches, überköstliches Gericht für den Ritter vom Tüchlein gewünscht, welches ihm, als wäre es von der Hand Urraka's bereitet, in einer verdeckten Schüssel vorgesetzt werden sollte. Doch hatte Amarin diese Schüssel gerühmt, und der Ritter seine ganze rüstige Eßlust darauf verspart. Aber, o Schrecken und Jammer! — als die Decke von der Schüssel aufgehoben wurde, war sie leer, ganz leer.

Der Ritter ward grimmig, und hob die Tafel auf, Urraka fiel in Ohnmacht.

Nachdem Urraka wieder zu sich gekommen, und auf ihr Zimmer gegangen war, mußte Amarin erscheinen.

Sie hatte den unsichtbaren Engel mit dem verschwundenen Gericht leicht in Verbindung gebracht; Amarin's Kochkunst war ihr auch schon längst verdächtig gewesen; und ihre verstellte Freundlichkeit sollte Nichts anders als das Geheimniß derselben ergründen.

Jetzt fuhr sie den halbtodten Amarin, der vor ihr auf den Knien lag und um Gnade flehete, mit grimmigen Worten an, und drohte, ihn als Zauberer verbrennen zu lassen, falls er nicht Alles gestehe. Da gesteht der arme Tropf in der Herzensangst sein Geheimniß, und das Geheimniß der beiden Genossen.

So mußte der Thor stracks sein Tüchlein ausbreiten, um zur Probe eine reife Muskatnuß in frischer Schale herbeizuwünschen; und sie war da. Aber statt nach der Nuß zu greifen, griff sie nach dem Tüchlein, riß es fort, und warf's in eine Truhe, die sie in's Schloß schlug.

Ohnmächtig fiel der betrogene Mensch zu Boden; denn all sein Verdienst und sein Glück war in der Truhe verschlossen. Sie aber ließ ihre Diener kommen, und befahl ihnen, sie von diesem Menschen zu entledigen, der die fallende Sucht habe.

Der unsichtbare Engel wurde um seinen Däumling auf andere Weise gebracht. Bei einem Abendbesuche ließ er sich, trotz seiner Unsichtbarkeit, eine Schale Wein nach der andern einnöthigen, weil Urraka es als ein Zeichen seiner Liebe forderte. Die letzte Schale enthielt aber einen tüchtigen Schlaftrunk, und der Engel fiel in wenigen Augenblicken wie ein Bleisack zu Boden, und schnarchte bald wie ein Bär.

Obgleich er immer noch unsichtbar war, kraft des Däumlings, so war er jedoch nicht unfühlbar. Man fand die Stelle, wo er lag, sehr leicht, und der Däumling war bald herausgetastet und abgezogen. Sichtbar lag der Engel nun da, und dienstwillige Hände trugen ihn in der Nacht hinaus, und legten ihn in einen Winkel der Stadt hin. Wie ihm beim Erwachen zu Muthe gewesen sein möge, ist zu beschreiben ganz unnöthig.

Den Goldpfennig mußte Urraka auch noch haben.

Andiol mußte sie einmal in aller Frühe auf einem Spaziergang begleiten, welches er gähnend that. Unter den angestellten Bettlern war ein Blinder, der recht gut sehen konnte. Andiol gab ein Goldstück nach dem andern aus seinem Säcklein, in welchem der Wünschpfennig war. Alle Bettler bekamen; aber der arme Blinde bekam Nichts, denn kaum hatte er ein Goldstück im Hutkopf, so nahmen es ihm die Andern.

„Halt fest!" sagte Urraka, riß im Nu dem Andiol den Säckel aus der Hand, und gab ihn in die Hand des Blinden, der im Umsehen damit verschwand. Andiol erschrack so sehr, daß er keines Wortes mächtig war, und wurde darüber noch ausgelacht. Er faßte sich jedoch wieder, begleitete Urraka, und ließ die genaueste Nachfrage nach seinem Säckel halten, in welchem eine alte verrostete Schaumünze sich fände, die ihm gar werth sei. Aber wie großen Lohn er auch verhieß, der Säckel fand sich nicht wieder; — — Urraka hatte ihn, denn der Blinde war ihr Hofnarr.

Man sieht wohl ein, daß die thörichten drei Abenteurer bei dem Ritter sich nicht länger halten konnten. Einige Meilen von der Königsstadt fanden sie sich wieder zusammen. Der Uebermuth ihres Glücks hatte sie getrennt, ihr Unglück vereinigte sie wieder. Sie nahmen Kriegsdienste, und hätten wohl, wie einst, oftmals lustig und guter Dinge sein können; aber die verschwundene Herrlichkeit lag ihnen von nun an immerdar im traurigen Sinn.

Ja! großes Glück und große Gabe wollen mit Mäßigung und Vernunft benutzt sein; denn sonst kommt aus dem Uebermuth oftmals Unmuth, und aus der Freude der Jammer!

Die Verjüngung.

Ja doch! wie man wieder jung, schön und gesund obenein werden kann, daran hat man denn nun wohl schon in der uralten Heiden- und Griechenwelt gedacht; nur ist es kein einziges Mal damit gut und glücklich abgegangen, ein einziges Mal ausgenommen, weil Jemand das Kunststück machte, der es gar ordentlich und genau verstand.

Da der Herr noch je zuweilen auf Erden wandelte, reisete er auch einmal mit Sanct Petern herum, und kehrt zur Erholung in eine Schmiede ein, wo er gar willig und gern aufgenommen ward.

Da kommt ein armer Bettelmann, gedrückt und gebückt, von Hunger und Kummer, von Alter und Sorgen, und bat um ein Almosen.

„Wo hat dir's denn gefehlt, du lieber armer Mann?" sprach der Herr gütig und freundlich.

„Ach Gott," antwortete traurig der Bettler, „es hat mir immer so an Allem gefehlt; doch ging es ja ziemlich leidlich gut, als ich noch jung war, obwohl oft des Hungers viel mehr war, als der Speise. — Ja wer noch jung wäre und rüstig! — Aber nun muß ich ja Almosen bitten!"

„Sollst wieder jung werden und rüstig," der Herr zum Bettler sprach, und zum Schmidt sprach er: „Laß mich deine Esse gebrauchen, mein Schmidt!"

„Ja," sprach der Schmidt, „das vergönn' ich euch gern, lieber Herr. — Gebraucht euch meiner Esse, so viel ihr mögt und wollt."

Da mußte der Petrus Kohlen herbei tragen, und die Schmiedebälge recht tüchtig anziehen.

Und als nun die Gluth gar gewaltig und hoch war, und ordentlich Flammen spielte, ergriff der Herr den kleinen, armen, alten Bettelmann mit einer tüchtigen Zange, und steckt ihn in's Feuer. Der Schmidt und seine Schwiegermutter sahen zu, und dachten, der Mann müsse verbrennen, und getrauten sich doch Nichts zu sagen, weil ihnen Alles so seltsam und wunderbarlich an dem fremden Manne vorkam.

Ja doch! der Mann lobte vielmehr Gott den Herrn mit lauter Stimme, und sang wie eine Lerche, weil ihm in der Feuersgluth so gar sehr wohl war, und sprach, er säße im Feuer, so wie man nach schwüler Hitze im kühlen Thau sitze.

Das wunderte sie Alle.

Und als das arme Männlein ganz durchglüht war, zog es der Herr wieder mit der großen Zange heraus, und löschte es im Löschtrog ab, wie man Stahl ablöscht, wenn er fein hart und auf die Dauer werden soll.

Der arme alte Mann ging als ein Jüngling von dannen, mit Lob und Dank. Da wollte nun die alte Schwieger des Schmidts, die das Alles mit angesehen hatte, mit ihrer verrunzelten Haut auch gern wieder jung werden, und dachte dann würde sie Jedermann lieb haben; — und nachdem der Herr weggegangen war, bat sie den Schwiegersohn, der auch Alles gut gesehen und recht aufgepaßt hatte, er solle es mit ihr grad eben so machen, wie der Fremde mit dem Bettlersmann.

„Nun, machen will ich's recht gern," sprach der Schmidt zu der Alten; „denn ihr wißt schon, daß wir euch Alle lieb haben; nur helf' Gott, daß es gelingt!"

Und damit legte er Kohlen zur Esse, ließ die Schmiedebälge ziehen, und steckte die Schwiegermutter in die angehende Gluth. Es weiß Niemand, warum es nicht gerathen ist. Aber das weiß man, daß die alte Frau bald anfing erbärmlich zu schreien, und daß sie der Schmidt in der Angst heraus kneipte mit der großen Kneipzange, und sie nach aller Kunst im Löschtrog ablöschte.

Geholfen hatte es aber gar Nichts. Die alte Frau wimmerte und jammerte, und war die Haut voll Brandblasen geworden.

Freilich man muß nicht nur nachahmen, sondern selbst Meister sein, wenn es soll gut in irgend einer Kunst gehen.

Das Bauernmädchen.

Es war eine sehr reiche Wittwe, die ein wenig alt geworden war, nämlich ein ganz klein Bischen über 90 Jahre. Die Paar Zahnstummel im Munde wackelten und sie konnte nur noch Brei essen; die trüben und triefenden Augen waren fast erblindet, der Kopf wackelte auch hin und her; der Rücken war krumm und sie konnte weder gehen, noch stehen, noch liegen.

Gleichwohl hatte die alte Närrin eigensinnigerweise gar keine Lust zu sterben, obwohl sie nicht mehr leben konnte, sondern wollte vielmehr wieder nicht nur jung, sondern sogar auch schön werden.

Da bat sie denn ihre Frau Pathe, die eine Fee war, gar hoch und sehr, sie wieder jung und hübsch zu machen, wie die Frau Pathe selbst zu sein schien, obwohl dieselbe etwa 500 oder wohl gar 1000 Jahre älter sein mochte, als das liebe Pathenkindchen.

„Der Wunsch kann schon erfüllt werden," sagte die Pathe, „nur muß sich ein junges Mädchen finden, das sich gegen dein Alter, deine Gebrechen, deinen Stand und Rang, aber auch gegen deine Kleinodien, Diamanten und Juwelen vertauschen will."

„Nun ich will ihm gern Alles hingeben, was ich habe und besitze, wenn ich nur wieder jung und hübsch werde," sagte die alte Vettel.

Nun suchte die Fee und es fanden sich viele lumpige, aber junge und gar hübsche und gesunde Bettlerinnen, die gern wollten reiche Frauen sein; denn der Niedrigste will immer gern der Höchste sein, — aber als sie das alte Mütterchen sahen, waren sie doch ganz bedenklich und darum auch verständig geworden und bedankten sich des Tausches. Sie meinten: was hilft's Essen und Trinken, Geld und Gut, Pracht und Herrlichkeit und Alles zu haben, wenn man davon keinen Gebrauch mehr machen kann! — Besser ein gesunder Zahn und ein Stück Brod darauf, als keine Zähne und keinen Magen zum Verdauen der herrlichsten Speisen.

Das waren gewiß keine dummen Leutchen! — So erbärmlich, so häßlich und ekelhaft, als die alte Frau, begehrten sie gar nicht zu sein. — Geld und Gut, Herrlichkeit und Pracht machen ja nicht für sich selbst und allein glücklich und froh!

Die Fee fand endlich ein lustiges fröhliches und armes Ding von Bauernmädchen auf, das in seiner leichtsinnigen Unbedachtsamkeit gegen Reichthum ihre Jugend und Schönheit hingeben wollte.

Das kleine dumme Ding dachte, nun müßte es gar überglücklich sein, wenn es so sehr, sehr reich würde. — So denken nun freilich Viele, die eben nicht vom Dorfe her sind.

Der Tausch geschahe und im Augenblick erbleichten die frischen rothen Wangen des Mädchens, die ganze Haut wurde voll Falten und Runzeln, Kopf und Zähne wackelten, die Haare waren eisgrau geworden und es selbst höchst mürrisch und griesgramig.

Die Fee öffnete eine Schachtel, aus welcher im Umsehen eine große Menge Bedienten hervorsprangen, kaum so groß wie ein Goldkäfer, die aber im Augenblick so groß wie andere Bedienten waren und mit großer Ehrfurcht den Winken der neuen alten reichen Frau zu Befehl standen.

Es wurde ein herrliches Mahl aufgetragen, und die neue Wittwe wurde von zwei Bedienten zu der Tafel geführt; denn allein zu gehen, dazu war sie ja zu schwach. Aber sie hat vor allen Speisen einen Ekel, und die Tafelmusik betäubt den alten angegriffenen Kopf; sie hustet, daß sie zerspringen möchte und da sie sich in dem großen Wandspiegel ersieht, erschrickt sie vor sich selbst.

Ach, sie fühlte sich sehr unglücklich!

Aber die vorige alte Wittwe fühlte sich auch nicht glücklicher. Sie war einmal an die Hoheit und den Glanz gewöhnt, welchem sie jetzt nur zusehen mußte. Denn, als sie jung geworden war, hatte sie auch die groben Kleider und Schuh, die schmutzigen Strümpfe und die lumpige zerrissene Schürze des Bauernmädchens überkommen, und die Bedienten wollten die Bauerntrulle nicht einmal in dem Winkel leiden, in welchen sie sich hineingedrückt hatte.

Da wollte sie fast weinen!

Unser vormaliges Bauernmädchen bemerkte das. „Gnädige Frau," sagte es: „ich sehe wohl, es gefällt euch euer neuer Stand sehr schlecht und mir geht es in meinem jetzigen auch nicht besser. Wollt ihr, so laßt uns unsern Tausch aufheben und Jedes bei seinem Stande bleiben!"

Augenblicklich war der Tausch von beiden Seiten aufgehoben und Jedes war wieder geworden, was es zuvor gewesen war.

Aber wie es denn mit vielen Menschen so geht! — wenn sie nicht recht wissen, was sie wollen und was ihnen heilsam ist, so sind sie nimmer zufrieden. Kaum war der Tausch geschehen, als er auch beide Theile gereuete, und sie die Fee angingen, noch einmal sie zu verwandeln. Die Vettel wollte wieder Bauernmädchen und diese wieder eine reiche Frau sein, die Fee aber sagte, sie wüßten nicht, was sie wollten und solche Kunststücke würden von ihr nur einmal gemacht.

Die alte Wittwe heulte und schrie. Da sie soeben erst ganz frisch erfahren hatte, wie jung die Jugend, und wie schön die Schönheit sei, und wie gesund die Gesundheit, so kam ihr ihr Zustand ganz unerträglich vor. Nichts war, was sie zufrieden machen konnte und Niemand am Hofe hatte eine gute Stunde bei ihr. Nachdem sie noch einige Monate geklagt, gejammert, gekeucht, gezankt, gekiffen, gescholten und geschmäht hatte, so arg sie nur immer noch konnte, so starb sie.

Und das war gut für sie und für ihre Umgebungen.

Unser Bauerkäthchen aber war wieder lustig und guter Dinge geworden, seitdem sie zu ihren heimischen Fluren zurückgekehrt war und aß ihr schwarz Brod und Milch mit größerem Vergnügen, als damals an der Tafel im Schlosse die herrlichsten Gerichte.

Eben tanzte sie singend an einem Festtage mit ihrem Gespielen einen

Ringeltanz am Ufer eines klaren Bachs, auf einer Wiese voll von schönen Blumen, als sie erfuhr, daß die reiche Wittwe todt sei. Da ward sie noch munterer und fröhlicher, und sagte: „O wie gut, daß die Fee nicht meine albernen Wünsche erhört hat! Ich war eine dumme Käthe! Die Alte ist todt, ich aber lebe noch; kann essen und trinken, kann arbeiten und schlafen, kann singen und springen, mir wackelt kein Zahn, und kein Finger thut mir weh, und der Hans wird mein Mann, wenn wir nur erst noch ein paar Thaler zum Anfang unserer Wirthschaft werden erspart haben."

Da stand plötzlich die Fee vor ihr und sprach: „Es freut mich, Käthe, daß du zur rechten Vernunft gekommen bist. Was indessen deine Heirath betrifft, so will ich dir, wenn du magst, einen mächtigen und reichen Mann schaffen, bei dem du täglich Fisch, Braten und Wein, Bedienten und Kutsche und Pferde und alle Herrlichkeiten haben sollst."

Käthchen besann sich gar nicht, sondern sagte straks: „Dank euch gar schön, meine gütige hochgnädige Fee; bin nun auch ein Bischen klug geworden, und weiß, daß Zufriedenheit und Glück, bei Arbeit und Gesundheit, oftmals eher in der kleinsten Hütte versteckt sind, als in den großen Palästen. Ich behalte den Hans, der mich gar herzlich lieb hat, und ich hab' ihn wieder lieb, und wenn wir nur erst noch ein paar Thaler" — — — —

„Halt, meine Tochter," sagte die Fee: „du sprichst, wie ich es gewünscht und auch erwartet habe. Stand und Macht gewähren selten das echte Glück, und Gleich und Gleich soll sich zusammen gesellen. — Du wirst, wie ich hoffe, mit deinem Hans, bei Arbeit und Ehrlichkeit, zufrieden leben, und für den ersten Anfang in deiner Wirthschaft gebe ich dir hier hundert Goldstücke und nicht mehr, wie ich leicht es wohl könnte, denn es möchte dir nicht gut sein. Wende sie gut an und richtet euch ein. — Was man selbst erwirbt, macht mehr Freude, und wird besser zu Rathe gehalten, als was so vom Himmel herabfällt."

Die Fee gab ihr das Gold in die Hand und als Käthe ihr danken wollte, war sie fort.

Käthe lief zu ihrem lieben Hans, und die beiden beratheten sich den ganzen Abend, wie sie ordentlich und verständig das erschrecklich viele Gold anwenden wollten.

Und sie kauften sich ein artiges Häuschen mit einem hübschen Garten wohl an sechs Acker Feld dafür, arbeiteten und wurden wohlhabend und konnten noch Vielen im Dorfe wohlthun und waren zufrieden und an den Festtagen froh. Sie hatten einander recht lieb, und Käthe dankte dem Himmel, daß sie keinen reichgewaltigen Herrn zum Mann bekommen hatte, sondern den guten, treuen und fleißigen Hans und mußte lachen, daß sie einmal so auf ein paar Stunden eine halbtodte reiche Frau gewesen war.

Der Bär und der Schneider.

In der alten Zeit war einmal ein Burgfräulein, die war recht hochmüthig auf Schönheit und auf das Land, welches sie besaß, nachdem ihre Eltern gestorben waren. Kamen nun aus andern Ländern große Fürsten und Herren, die sie freien wollten, so gab sie ihnen solche scharfe und tiefsinnige Dinge zu errathen auf, die Keiner errathen konnte, wie klug er's auch anfing. Der Eine sollte ihr ansagen, wie viel Eier ihre Henne in diesem Jahre gelegt hätte? der Andere, wie viel Mal sie vorgestern genießt hätte? der Dritte, wohin sie ihre Perlen verschlossen hätte? — So scharf waren die Fragen.

Wenn nun die Freier solche gewaltig witzige Aufgaben nicht zu lösen vermochten, ließ sie dieselben mit Schimpf und Hohngelächter vom Hofe jagen. Die ärgerten sich dann mächtig und wünschten, daß sie einmal einen Schneider bekommen möchte, der eben so witzig sei, als sie; und das geschah auch.

„Die ärgern sich," sagte die übermüthige Ritterstochter, „weil mir Keiner von ihnen klug genug ist;" und am ganzen Hofe gaben sie ihr Recht. Sie aber, um die Freier noch mehr zu ärgern, ließ bekannt machen: „Wer ihre Frage auflöse, den wolle sie nehmen und wenn es auch gleich nur ein Schneider wäre; denn nur ein solcher sei ihrer Hand werth, der ihren Sinn enträthseln könne."

Da kam denn viel Lumpenpack auf ihr Schloß, wollte rathen und traf's nicht und wurde mit Prügeln fortgejagt.

So kam denn einstmals auch ein Schneider und ließ sich ihr Räthsel vorlegen. Sie sagte: „Ich habe zweierlei Haare auf dem Kopf, von was für Farben sind die?" Der Schneider antwortete frisch: „Das eine ist von Gold, das andere von Silber; das sind die zweierlei Farben." Da wurde das Burgfräulein vor Schrecken bleich, denn der Schneider hatte es getroffen. Woher er es aber wußte, hat er Keinem gesagt.

Das Burgfräulein erholte sich ein Bischen und sprach dann: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, sondern du mußt noch diese Nacht bei meinem großen Bären schlafen, der unten im Stalle liegt. Bist du dann noch morgen lebendig, so fahren wir gleich zur Trauung."

Deß war der Schneider wohl zufrieden, ließ sich eine Geige geben, einen Schraubenstock und große Nüsse. Darauf suchte er sich glatte runde Kiesel, die so groß waren wie die Nüsse und ging damit in den Stall. Das Burgfräulein aber dachte, nun sei sie des Schneiders gewiß los; denn wer noch zu dem Bären in den Stall gekommen war, war nicht lebendig geblieben.

Als nun der Schneider in den Stall gebracht wurde, kam der Bär auf ihn zu und wollt' ihn mit den Pratzen willkommen heißen und dann damit an sein Herz drücken, daß ihm der Athem wäre ausgegangen. Der Schneider aber sprach: „Halt Bursche! mit dir will ich schon noch fertig werden!"

Alsbald holte der Schneider eine Nuß heraus und knackte die auf, und

aß den Kern. Da stand der Bär da, und verwunderte sich und wollte auch ein paar Nüsse haben. Flugs griff das Schneiderlein in die Tasche und gab dem Bär einige. Das waren aber die Kiesel.

Der Bär steckte die Kiesel in's Maul und drückte mit den Kinnbacken und drückte, aber die wollten nicht aufknacken. Da wunderte sich der Bär, daß er so ein dummer Klotz sei und sagte zum Schneider: „Beiß mir die Nüsse doch auf, mir will's nicht glücken."

„Da sieh, was du für ein Kerl bist," sprach der Schneider, „wenn du das nicht einmal kannst." Und er nahm die Steine, hatte aber schon Nüsse in der Hand und: knack! knack! gingen sie auf.

„Nun," sagte der Bär, „das ist verwunderlich. Wenn ich's so ansehe, dächt' ich, ich sollt's wohl auch können; laß mich's noch einmal probiren."

Darauf gab ihm der Schneider abermals Steine und der Bär biß aus Leibeskräften darauf, daß ihm die Zähne weh thaten, aber es wollte nicht knacken.

„Das macht, weil deine Kinnbacken zu schwach sind;" sagte der Schneider und der Bär konnt's gar nicht begreifen.

Als nun das vorbei war, nahm der Schneider die Geige unter dem Rock hervor und strich Eins auf, das lustig und lieblich war und tanzte und hopfte dazu im Stall in der Kreuz und der Quer. Dem Bär gefiel das so gar sehr schön, daß er sich aufrichtete und tanzte mit und brummelte lieblich dazu.

Als sie nun beide im Stall eine Weile hin und her getanzt hatten, war der Bär müde und sagte: „Hör', das Geigen gefällt mir. Ist es denn schwer?"

„Schwer ist's gar nicht," sagte der Schneider, „wenn man den rechten Verstand dazu hat. Siehst du! hier mit der Linken leg' ich die Finger auf, und mit der Rechten streich' ich auf; dann geht es lustig: Hopsa; juchhei! vivallallera!"

Damit strich der Schneider auf, so wundersam lustig, daß dem Bären das Herz im Leibe hüpfte und knackte.

„Höre!" sagte der Bär; „das Geigen ist gar zu hübsch. Willst du es mich lehren, so könnt' ich mir selbst aufgeigen und dazu tanzen so oft ich wollte."

„Lehren will ich's dich wohl," sagte der Schneider; „aber laß einmal deine Pratzen besehen, wie es mit den Nägeln steht, ob die nicht zu lang sind?"

Und als der Schneider die Nägel besehen hatte, sagte er, sie wären viel zu lang, er wolle sie ihm abschneiden, dann ginge es noch eins so leicht.

Da holte der Schneider den Schraubstock und der Bär mußte seine Pratzen drein legen, die schraubte der Schneider so fest, daß der Bär sich nicht rühren konnte und große Schmerzen erlitt.

Aber der Schneider sagte: „Nun warte, bis mir Jemand eine Scheere bringt, dann will ich dir die Nägel verschneiden."

Damit legte er sich in einen Winkel auf's Stroh und schlief sanft und fest, der Bär aber brummte erbärmlich.

Das Burgfräulein hörte das Brummen und dachte, jetzt habe der Bär eine rechte Lust und Freude am Schneider und zerwalke ihn, bis ihm der Athem ausginge und meinte, nun sei sie den erbärmlichen Freiersmann los.

Aber als man am andern Morgen nachsahe, war derselbe munter und frisch, wie eine Karausche.

Nun konnte das Burgfräulein kein Wort mehr widerreden und fürchtete sich auch vor dem Schneider, der so schwere Dinge vollbracht hatte, und meinte, er möge wohl mehr können als Brod essen. Das aber war wahr und wahrhaftig wahr.

Als sie nun mit dem Schneider zur Trauung fuhr, kam der Bär wüthend dem Wagen nachgelaufen; denn sein Wärter hatte ihn wieder los gemacht. Das Burgfräulein hörte ihn schnauben und sagte in großer Angst: „Nun wird er uns Alle umbringen.“ Aber der Schneider war flink; stellte sich auf den Kopf und streckte die Beine zum Fenster heraus und rief dem Bär zu: „Kennst du den Schraubstock? Wart', du sollst wieder hinein; ich will dir die Nägel verschneiden!“

Der Bär gerieth in Angst und lief eilends zurück, denn er dachte, es sei der Schraubestock.

Und also ward nun das Schneiderleinchen der Gemahl des schönen Burgfräuleins. Da war es ein Leben!

Viola und Holdherz.

Ein König und eine Königin hatten eine einzige Tochter, und waren sehr glücklich in ihrem Besitz, denn es war ein sanftes, sittsames und frommes Kind, und die Eltern freueten sich, wenn sie dasselbe nur ansahen, und den Leuten am Hofe war es fast eben so. Sie hieß aber Viola.

Viola bekam von der Mutter, welche vor Freuden oft nicht wußte, was sie Alles dem geliebten Mädchen schenken sollte, die prächtigsten Kleider und die kostbarsten Juwelen und Steine in großer Menge; aber Viola schmückte sich nur an hohen Festen damit, und kleidete sich an den andern Tagen schlicht und einfach, welches der Mutter auch wieder recht wohl gefiel, indem ja ihr schönster Schmuck ihr immer blieb; das war nämlich ihr sanftes Herz, ihre stille Tugend.

Am Königshofe lebte zur selben Zeit ein häßliches altes Wesen, Grunzau genannt, häßlich am Körper, wofür sie nicht konnte, häßlicher noch an Gemüth. Sie war nach der Königin die Vornehmste im Lande, denn sie war Herzogin und unermeßlich reich. Bei dem Könige, der ein wenig geizig war, galt sie um ihres Reichthums willen so viel wie eine Königin, bei allen andern Menschen galt sie für Nichts als für eine garstige Kröte, der man so weit auswich, als man nur immer konnte.

Weil sie eine Herzogin war, und obendrein so reich, daß sie sich wohl zwei Königreiche hätte kaufen können, wären sie nur feil gewesen, so war sie auch in ihren Gedanken unendlich weise und von bezaubernder Schönheit. Ihre Diener und Dienerinnen sagten ihr das auch in's Angesicht, und sie nahm es

ohne Erröthen an, weil sie glaubte, daß es wahr sei. Aber bei aller ihrer Weisheit und Schönheit war sie dennoch nicht glücklich am Königshofe; denn sie konnte Violen nicht leiden, weil diese Jedermann für liebenswürdig hielt. „Wie kann nur ein Mensch," sagte sie, „das kleine Murmelthier für liebenswürdig halten? Wenn mir mein Spiegel nicht schmeichelt, bin ich gewiß doch viel hübscher." Ei ja freilich war sie das, die feuerrothen Haare, wie flammend! das Plunschgesicht, wie lieblich! die sanften Augen, mit den triefenden Thränen, wie gefühlvoll! das weite Maul so voll Platz für viel holdselige Rede!

Aber was half das? — Genug, sie hielt sich für sehr gekränkt durch Violen's Schönheit, die aller Welt gefiel, zog vom Hofe fort, und begab sich auf eines ihrer Schlösser.

Nach einigen Jahren starb Viola's Mutter, und die Tochter beweinte den Tod derselben mit kindlichen Thränen sehr lange Zeit, und auch der König betrübte sich lange Zeit sehr.

„Aber wer kann denn immer betrübt sein?" dachte der König. „Die Betrübniß ist ein langweilig Ding." Nun hätte er zwar Feste und Hofbälle und Spiele können anbefehlen; aber weil das Geld kostete, so liebte er es nicht. So zog er denn fleißig auf die Jagd, die Nichts kostete.

Eines Tages, wo es gewaltig heiß war, hatte er sehr lange gejagt, und sehnte sich nun nach einem kühlen Obdach und nach einem frischen Trunk. Da sagte man ihm, das Schloß der Herzogin Grunzau sei ganz in der Nähe. So ritt er denn hin.

Die Herzogin führte den König in ihre weit und hochgewölbten Keller, die mit Kerzen erleuchtet waren, und waren so hell wie der Tag. „Dieß," sagte sie, „sei der kühlste Ort in ihrem Schlosse, und ein frischer Trunk würde sich wohl auch darin finden." Das ließ sich denn freilich wohl glauben, indem alle Kellergewölbe voll großer Stückfässer lagen, über deren Menge und Größe der König erstaunte.

„Frau Herzogin," sagte der König, „was macht Ihr mit diesen Vorräthen von Wein, die Ihr ja nimmermehr zu verbrauchen vermögt?"

„O!" antwortete sie, „ich bin eine Liebhaberin von solchen Weinen, die halten sich ewig."

Sie nahm einen Hammer und schlug den außerordentlich großen Zapfen des einen Fasses aus. Da rollten Ducaten zu Tausenden heraus. „Hm," sagte sie, „das ist mir wunderbar!" Sie schlug noch mehr Fässer auf, aber es stürzten immer Ducaten oder Perlen oder Edelsteine heraus.

„Seht doch!" sagte sie, „da haben mir die Bestien von Bedienten meine köstlichen Weine ausgetrunken und dieses Lumpenzeug dafür hingelegt; indessen sollen Euer Majestät nicht dürsten."

Da holte sie einige Flaschen des herrlichsten Weines und einen goldenen Becher mit kostbaren Steinen besetzt.

Der König trank den herrlichen Wein, ohne an seiner Lieblichkeit einen Geschmack zu haben; denn der Anblick der Kostbarkeiten hatte seine Augen und sein Herz verblendet.

„Lumpenzeug nennt ihr das," sagte er, indem er mit der Hand auf die Ducaten und Perlen und Steine zeigte. — „Lumpenzeug? O! wer es doch hätte!"

„Könnt Ihr ja haben, Herr König," sprach die Grunzau, „nur freilich müßt Ihr mich auch mit dazu nehmen!"

Das war der König sogleich von Herzen zufrieden; denn die Grunzau war in diesem Augenblick in seinen Augen die Schönste auf Erden. Sie aber sagte: „Ja, mein Herr König, ich will Euer Gemahl werden und alle meine Schätze sollen Euer sein, aber Eure Tochter muß mir gehorchen, wie wenn ich ihre rechte Mutter wäre. Ich will sie ziehen, wie mir's beliebt, und Ihr selbst dürft mir nicht drein reden."

Die Gier nach Schätzen verblendete das Vaterherz und er bewilligte Alles.

Unruhig fuhr er nach Hause. Die besorgte Tochter fragte, ob ihm etwas Uebles begegnet? Da sagte er: „O nein! vielmehr etwas Gutes. Ich habe ein holdseliges Wild gefangen, das ist die Grunzau, die will ich heirathen, mit allen ihren Schätzen."

„Die?" rief Viola bestürzt; „die? — holdselig?"

Aber der Vater wollte seine Scham vor der Tochter in Zorn verhüllen und sagte aufgebracht: „Schweig! sie ist deine Mutter, und du sollst ihren Willen befolgen, als wäre er der meine. Geh und kleide dich auf's Prächtigste an; denn ich will sie heute herholen."

Viola verstummte und ging betrübt, sich ankleiden zu lassen, sie war ja so folgsam. Ihre Kammerdienerin, mit der sie aufgewachsen war, sahe ihren Kummer und fragte, was ihr auf dem Herzen liege?

„Dir darf ich es klagen," sagte die Prinzessin. „Der Vater heirathet die Grunzau, — ein Ungeheuer, das mich haßt und das ich nun lieb haben soll, wie meine Mutter. O, wie soll ich das können!"

Die Dienerin rieth ihr, ihren Widerwillen zu bezwingen, schon darum, damit die Grunzau keine Gelegenheit finde, ihr weh zu thun.

„Ja!" sagte sie, „das will ich ja freilich auch; gebe der Himmel nur, daß es mir gelinge!"

Viola hatte sich lieblich ankleiden lassen und sahe sehr schön aus, schön wie ein Engel, aber mit dem Gesichte voll Betrübniß, wie ein trauernder Engel.

Die Herzogin hatte sich auch so schön und prächtig lassen kleiden und schmücken, als nur immer möglich. Sie glaubte, wie viele Thörinnen, daß man von Kleid und Schmuck die Schönheit erborgen könne; — aber die Häßlichkeit stach dagegen nur desto auffallender ab.

Sie hielt ihren Einzug zu Pferde, wie die Königinnen in der uralten Zeit thaten, als man noch keine Kutschen kannte. Daß sie reitend den Einzug halten wollte, geschahe darum, daß alle Welt sie ganz sehen und vor Bewunderung erstaunen sollte, und das geschahe denn auch; denn man erstaunte über eine so häßliche Nachteule, die Königin werden sollte und die Leute auf der Straße schimpften ganz laut auf ihren König und beklagten die holde Prinzessin.

Diese aber war, ehe die Grunzau einzog, in einen schattigen Hain gegangen; denn dort konnte sie ungestört weinen und ihr hartes Geschick beseufzen.

Sie war im tiefsten Kummer versunken, als auf einmal ein schöner Edelknabe vor ihr kniete, von dem sie nicht wußte, woher er gekommen sei; aber sie meinte, er gehöre zum Hofstaat der Herzogin.

„Prinzessin," sagte der Jüngling, „ihr werdet erwartet!"

Da fragte sie ihn — denn es war ihr, als müßte sie ihn fragen — wie lang er im Dienste des Königs oder der Herzogin sei? — „Dem Könige diene ich nicht und der Grunzau auch nicht, aber in Eurem Dienste stehe ich gerne und freiwillig."

Das kam der Prinzessin gar wundersam vor und wußte es nicht zu deuten und sagte: „Wie soll ich denn das verstehen?"

„O Viola!" sagte der Jüngling kühn; „du jammerst mich! Ich bin kein Edelknabe, ich bin Prinz Holdherz, der ja nicht so gar unbekannt ist und ich bin schon in mancherlei Gestalt und selbst unsichtbar bei dir gewesen, du Holdselige. Ich habe die Gabe, zu scheinen, was ich will, oder gar nicht zu erscheinen, von meiner Mutter. Stände dir nicht schwere Prüfung bevor, so wäre ich noch im Verborgenen geblieben. — Viola, ich liebe dich deiner Sanftmuth und Tugend wegen und werde von heute an immer, sichtbar oder unsichtbar, bei dir sein."

Viola wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie ließ sich von dem Jüngling zu einem milchweißen Pferde führen, das er im Schloßhof für sie bereit gehalten hatte. Sie stieg auf's Pferd und Holdherz führte es am Zügel.

Sie ritt der Grunzau entgegen und das Volk bewunderte sie und den schönen Edelknaben und das prächtig gebaute und geschmückte Pferd, dessen Zaum und Decke von Juwelen blitzten.

Die Herzogin kam auf ihrem Pferde, das aber neben dem Pferde der Prinzessin wie ein schäbiger Fuhrmannsgaul aussahe.

„Wie?" sagte sie grimmig, „so soll ich denn schon bei meinem Einzuge von dieser Kreatur gedemüthigt werden? — Sie soll ein schöneres Pferd reiten als ich? — Nein! lieber nicht Königin sein!"

Da befahl der König Violen abzusteigen und die Herzogin zu bitten, ihr Pferd anzunehmen. So geschah es ohne Murren von Violen's und ohne Dank von der Herzogin Seite. Zwei Edelleute mußten diese auf dem Pferde halten, und der Edelknabe Viola's mußte es am Zaum führen, damit Alles sanft ginge. Dessen ungeachtet wurde das Pferd wild, bäumte, hieb um sich und ging im wüthendsten Rennen mit der kreischenden Reiterin durch, die sich an den Mähnen anhielt, dennoch aber abgesetzt, und weil sie im Bügel hängen blieb, eine große Strecke geschleift wurde, wozu das Volk jauchzte und hallohte. Kleider, Schmuck, falsche Haare und Zähne und Wulste lagen da und dort auf dem Wege umher. Ein paar Löcher im Kopfe, ein paar Wunden an Armen und Beinen mißgönnte ihr Niemand.

Als man sie in's Bett brachte, fluchte sie vor Wuth über Violen. „Diese Nichtswürdige," wüthete sie, „hat das Pferd nur deshalb geritten, daß es

mir gefallen und ich dann den Hals darauf brechen soll. Werde ich nicht schreiend gerächt, so geh' ich wieder auf mein Schloß." Der König kniete am Bette des Scheusals und übergab sein sanftes Kind den Händen desselben; Viola mußte kommen und wurde von vier alten Weibern jämmerlich gepeitscht! „Haut! haut!" schrie der Satan von Weibe, „bis alles Blut herausgeht und die weiße Haut braun und blau wird."

Geduldig wie ein Lamm, hielt Viola still. Das wurde ihr aber ganz leicht. Holdherz hatte die Ruthen in weiche Blumen verwandelt und den alten häßlichen Weibern allzumal die Augen verblendet. Sie dachten mit Ruthen gehauen zu haben!

„O Holdherz," seufzte Viola, als sie unter Schimpfen zur Thür war hinausgestoßen worden; „ich weiß, was ich dir schuldig bin. Mein Herz soll dir dafür ewig verbunden sein."

Viola stellte sich sehr krank und Grunzau war so froh darüber, daß sie bald wieder heil wurde. Viola aber hatte daran einen sehr glaublichen Vorwand, den widerlichen Hochzeitfeierlichkeiten sich zu entziehen.

Da der König wohl wußte, daß der böse Drache, der nun sein ehelich Gemahl geworden war, eben so mit aller Gewalt schön sein wollte, als er dagegen verlangte reich zu sein, ließ er das Drachengesicht von seinen Malern abkonterfeien und in alle Länder versenden. Aber obwohl all die Maler ihr Bestes gethan hatten, das häßliche Gesicht ein wenig erträglich zu machen, wurde dennoch an allen Königs- und Fürstenhöfen darüber gelacht. Die Grunzau aber freute sich, daß ihre Schönheit aller Welt bekannt würde.

Und als der König nun gar ein Kampfspiel halten ließ, worin vier der stärksten aber nicht der besten Ritter seines Hofes verfechten mußten, die Gemahlin des Königs sei die Schönste der Erden, da war sie sehr glücklich. Der König hatte den Tag des Kampfspiels bestimmt und viel Ritter waren von fremden Ländern und Orten gekommen; aber Keiner wollte gegen die Ritter der Grunzau kämpfen; denn die Gekommenen sagten ziemlich laut, hier sei keine Ehre zu holen; man würde sie ja zeitlebens verspotten, wenn sie nur eine Lanze gegen die Schönheit eines Ungeheuers einlegen wollten. Jedermann sahe ja auf den ersten Blick, wie grundabscheulich sie sei.

Die Königin saß unweit des Kampfplatzes unter einem prächtigen Thronhimmel und sie war anfangs gar höchlich betroffen, daß kein Ritter gegen sie in die Schranken trat; aber der König und seine vier Ritter schmeichelten ihr, das sei die Macht ihrer unbestreitbaren Schönheit, gegen welche ja keiner mit ehrlichem Herzen kämpfen könne. Da ward sie hoch entzückt und sagte bei sich selbst: „Das ist ja wahr; aber ich hätte mich selbst kaum für so schön gehalten!"

Schon wollte der Hof den Kampfplatz verlassen, in dem sich kein Ritter gegen die Schönheit der Königin fände, als in der Ferne eine Trompete erklang und bald darauf ein Ritter in die Schranken ritt, welcher mit überlauter Stimme behauptete, die alte Schachtel, die eine Königin sein wollte, sei die häßlichste Meerkatze auf Erden und die scheußlichste an Leib und Seele; Viola aber sei die Schönste auf Erden.

Da ergrimmten die vier Ritter und ritten, gegen alle Ehre und Sitte, alle Vier auf einmal auf den Angekommenen zu. Der aber tummelte sein Pferd, und traf sie so gewaltig mit seiner Lanze, daß sie allzumal rücklings in den Sand stürzten und ihre Rippen ihnen krachten. Dann ritt er zu den Schranken hinaus. Die Ritter aber, die vor denselben hielten, riefen: „Meerkatze! Scheußliche!" und Alle zogen davon.

Der Ritter aber, der die vier Andern in den Sand gestreckt hatte, war Holdherz, bei dessen Ausruf die Königin in Ohnmacht gefallen war. Sie wollte da ersticken; als sie ein wenig wieder zu sich selbst gekommen war, raste und wüthete und tobte sie sehr, gleich einem grimmigen angeschossenen Thiere; und: „Viola ist die Schönste auf Erden!" lag ihr wie ein unaufhörlicher Donner in den Ohren, und sie mußte ja nun diese Nebenbuhlerin ihrer Schönheit los werden, auf welche Art es auch wäre.

In tiefer Mitternacht ließ sie Viola aus ihrem Bette reißen, in eine Kutsche werfen und sie mitten in einen weit, weit entlegenen Wald aussetzen, der voll reißender Thiere war.

Viola wußte nicht, in welcher Wildniß sie sich befand. Weg und Pfade waren hier nicht. Das Heulen der wilden Thiere klang fürchterlich in ihre Ohren, und wenn sie von diesen nicht zerrissen wurde, so mußte sie doch ein Raub des Hungers werden. — „O Holdherz!" rief sie in ihrem Jammer, „wüßtest du doch mein Elend, du kämst deiner unglücklichen Viola zu Hülfe!"

In dem Augenblick, als sie es sprach, war der Wald erleuchtet und an jedem Baum hing eine brennende Lampe. Sie stand am Eingang einer Allee, an deren Ende ihr ein herrlicher Palast entgegen glänzte. Ein leichter Wagen mit Hirschen bespannt, kam geflogen und Holdherz saß in dem Wagen und bat Viola einzusteigen. Er fuhr sie durch viele Gegenden des Waldes. Sie sahe tanzende Schäfer und Schäferinnen, sie sahe überall fröhliches Völklein bei Singen und Trinken vergnügt und spielende Kinder darunter, und Alles im Walde war Leben und Lust.

„O!" sagte sie; „wie ist's hier so schön! Ich dachte in eine grausige Wildniß gekommen zu sein, und fürchtete mich sehr."

„Es war eine Wildniß," sagte Holdherz, „ehe du kamst, theure Viola; aber meine Mutter, die dich eben so lange liebt als ich, hat Alles durch ihre Macht verwandelt, damit dir dein Aufenthalt hier gefiele. Jetzt laß uns zu ihr."

Sie fuhren nach dem Palast zu, aus welchem liebliche Töne erklangen. Die Königin empfing Violen und umarmte sie. „Sei willkommen, du liebes Herz!" sagte sie, „ich habe dich lange geliebt! Vergiß deine ruchlose Mutter und lebe hier glücklich!"

Viola lebte hier glücklich. Lust und Freuden wechselten und Alles, nur die Bitten, die Prinz Holdherz an Violen that, sich mit ihm zu vermählen, wechselten nicht; aber Viola wies diese Bitten standhaft ab. Sie versicherte den Prinzen, sie werde ihn ewig lieben, aber zur Vermählung mit ihm müsse ihr Vater erst einwilligen.

„Der Vater wird sich dennoch um mich betrüben, obwohl er mich nicht lieben darf," sagte Viola eines Tages; „aber ich möchte wohl wissen, was die Grunzau über mein Verschwinden ihm vorgebracht hat?"

Holdherz führte sie auf einen hohen Thurm, in dessen oberstem Zimmer eine Marmortafel dicht neben einem Fenster stand. Unbekannte Zeichen standen auf der Tafel. „Lege," sagte er, „deine linke Hand auf diese Tafel, und den kleinen Finger der rechten in dein Ohr und schaue zum Fenster hinaus."

Sie that es und sahe und hörte. Die häßliche Grunzau erzählte dem König mit vielen Verwünschungen, Viola habe sich im Keller erhängt, und der König weinte, sie aber schalt ihn seiner Thränen wegen. Dann sahe sie, wie die Grunzau ein hölzernes Bild in die Kleider Viola's einhüllen, in einen Sarg legen und forttragen ließ zum Erbbegräbniß. Darnach sahe sie, wie viel Volks ihrem Sarge folgte und hörte, wie es schluchzte, und wie Einige sagten: „Die Königin hat sie vergiftet." Alsdann erblickte sie den König in seinem innersten Gemach. Da saß er stumm und traurig vor einem Tisch mit Speisen, von welchen er keine einzige anrührte. Er rang jetzt die Hände und sahe mit Thränen zum Himmel auf und jetzt verhüllte er mit beiden Händen die Augen und schluchzte.

Da ergriff sie eine heftige Sehnsucht nach dem bekümmerten Vater und sie verlangte zu ihm zurück und es half Nichts, daß Holdherz sie bat zu bleiben und ihr sagte, sie gehe ihrem Unglück entgegen.

„Ach!" rief sie, „mein Vater weint!"

Da rief Holdherz, und der Hirschwagen kam, und Beide setzten sich ein. Nachdem sie ein paar Augenblicke gefahren waren, entstand hinter ihnen ein gewaltiges Krachen und Prasseln. Viola sah sich um, und sahe den Palast mit seinen Thürmen und Gebäuden einstürzen.

„Was ist das?" fragte sie erschrocken.

„Ich will," antwortete Holdherz sehr ernst, „das Andenken an die paar glücklichen Tage vernichten, die ich mit dir dort verlebt habe. Glaube mir, du wirst nicht eher wieder hineinkommen, als dann erst, wenn du begraben sein wirst."

„O, zürne nicht mit mir, du Lieber," bat ihn Viola, „ich bin ja viel mehr zu bedauern als du!"

Als sie in die Königsstadt einfuhren, machte Holdherz sich und die Prinzessin, die Hirsche und den Wagen unsichtbar. Ohne von Jemand gesehen zu werden, kam sie bis in das Zimmer des Königs und warf sich vor ihm nieder. Er erschrak heftig; denn er meinte, er sähe den Geist seiner Tochter. Sie aber erzählte ihm Alles und bat, sie heimlich auf ein entferntes Schloß zu schicken, wo sie vor der Bosheit der Stiefmutter sicher wäre.

Der arme Vater! Er ließ den Sarg öffnen und das angekleidete Holzbild wurde gefunden; aber er gerieth nicht darüber in Zorn, denn er fürchtete die Grunzau viel zu sehr.

Diese erfuhr sehr bald, was vorging, schoß wüthend in das Zimmer des Königs, lärmte, raste, drohete fortzureisen und setzte den schwachen König so

in Furcht und Zittern, daß er seine unglückliche Tochter dem bösen Drachen auslieferte, der sie in den armseligsten Kleidern in einen dumpfen Keller schleppen ließ, wo sie Nichts hatte als schwarzes Brod und Wasser und etwas Stroh zum Lager.

Die unglückliche Viola dachte, sie sollte hier ihr Leben verjammern; aber sie hatte doch das Herz nicht, ihren Geliebten um Hülfe anzurufen: denn es schien ihr, er müsse zürnen, denn sie sei seinen Wünschen zu sehr entgegen gewesen.

Aber der Grunzau war es nicht darum zu thun, die Prinzessin eingesperrt zu halten, sondern sie suchte Ursache, dieselbe täglich zu schlagen. Sie ließ eine alte Zauberin kommen und berathfragte sich mit ihr. Diese brachte ihr am andern Morgen ein ungeheures Bund Garn, dessen Faden so fein waren, daß man sie hätte zerblasen können und waren dabei unter einander gewirrt. Mit diesem Garn sperrte die böse Stiefmutter die unglückliche Viola in eine entlegene Kammer und sagte: „Hier, Jungfer Taugenichts, ist ein wenig Arbeit für deine zarten Finger. Ist das Garn nicht vor Sonnenuntergang ganz aufgewunden oder nur ein einziger Faden davon zerrissen, so will ich dich so zerhauen lassen, daß die Stücke von deinem Leibe herabfliegen sollen. Ich will dich lehren, wider meinen Willen wieder aufzuleben."

Was half es, daß Viola klagte und jammerte; sie mußte sich ja doch an die Arbeit machen. Aber kaum hatte sie einige Augenblicke das Garn zu entwirren versucht, so waren schon dreißig und noch mehr Faden zerrissen.

Da warf sie in Verzweiflung das Garn zu Boden und sagte: „Lieg da, du Unglücksbund, du bringst mir den Tod! — Ach Holdherz," seufzte sie dann, „könnte ich dich doch nur einmal sehen und Lebewohl dir sagen!"

Da ging die Kammerthür auf und Holdherz trat ein. „Viola," sagte er, „ich halte Wort, dir immer zur Hülfe nahe zu sein!" — Er nahm einen kleinen Stab und schlug dreimal das Garn damit; da war es entwirrt; und als er noch dreimal das Garn geschlagen hatte, so war es auch aufgewunden. „Gedenke mein!" sagte er und war fort.

Noch vor Sonnenuntergang kam die Grunzau mit den vier alten Weibern, die alle mit Ruthen versehen waren, — aber das Garn war aufgewunden, und kein Tadel daran zu finden. Innerlich war die Grunzau ergrimmt. Sie gab vor, Viola habe da und dort das Garn beschmutzt, gab ihr zwei heftige Ohrfeigen und ließ sie wieder in den Kerker bringen.

Die Zauberin mußte etwas Anderes aussinnen. Sie brachte am nächsten Morgen ein großes Faß voll Federn von allen Arten kleiner Vögel, von Zeisigen, Hänflingen, Finken, Sperlingen, Lerchen und andern Vögeln mehr. Die Federn waren sehr unter einander gemengt und Viola sollte sie nun aussuchen und jede Art in Haufen besonders legen.

Viola fand es unmöglich, die Federn auseinander zu lesen. „Ja," sagte sie, „wenn Holdherz da wäre! Aber er kann ja nicht immer da sein!"

„Er ist aber schon da!" rief es, und Holdherz stieg aus dem Fasse voll Federn herauf, die durch Kraft des Stabes bald auf die befohlene Weise in Ordnung lagen. Der Abend kam, die Federn, sagte die böse Stiefmutter,

lägen da und dort nicht ganz recht; die Prinzessin bekam ihre Ohrfeigen und mußte wieder in den Kerker.

Die Zauberin und die Grunzau verzweifelten Etwas auszusinnen, was Ursache gäbe, die Prinzessin bis auf's Blut geißeln zu lassen. Die Zauberin aber nahm ihre ganze Kunst zusammen und ersann Etwas. Die Bosheit ist ja immer sinnreich, wo es auf Unheil ankommt. Sie brachte eine große Schachtel. „Lasset," sagte sie, „lasset die Prinzessin diese Schachtel auf Euer Schloß tragen, verbietet ihr aber dieselbe aufzumachen, das wird sie nicht lassen können, weil sie ein Mädchen ist; verbietet es ihr aber recht sehr, so wird sie es um so weniger lassen."

Viola mußte in ihren erbärmlichen Kleidern die Schachtel auf's Schloß der Herzogin tragen. Wer sie auf dem Wege gehen sahe, sagte: „Das muß ein verkleideter Engel sein!" Die Leute hatten wohl recht. Schönheit und Unschuld beisammen, bilden immer ein Engelgesicht.

Viola sah nicht in die Schachtel; aber sie wollte dieselbe auf einer Waldwiese, mitten im Walde, einige Augenblicke hinsetzen und ausruhen; denn die Schachtel war sehr schwer. Als sie aber dieselbe niedersetzte, versahe sie es ein wenig und der Deckel sprang auf. Im Augenblicke kam eine ganze Armee kleiner Leute aus der Schachtel, nicht größer als ein Fingerglied lang ist. Es kamen kleine Männer, kleine Frauen, kleine Musikanten mit Geigen und Flöten, kleine Köche und Köchinnen, kleine Stühle, Tische und Bänke kamen und mancherlei anderes Ding. Alles ganz klein, hübsch und possirlich. Einer unter den kleinen Leutchen war ein Riese; denn er war fast eines Fingers lang, und mochte vielleicht der König der Schaar sein, weil er gar majestätisch und gravitätisch einher marschirte nnd eine Goldkrone auf hatte.

Die kleinen Leute hüpften und sprangen auf der Wiese umher und tanzten und die Musikanten strichen dazu auf und bliesen lustig und lieblich. Andere machten die Tische zurecht und setzten Stühle heran, worauf sich wieder Andere hinsetzten und aßen und tranken.

Das sahe sich nun wohl ganz gut an, und Viola hatte einige Augenblicke ihre Freude daran; aber als sie die Männlein und Fräulein wieder in die Schachtel haben wollte, hatten diese keine Ohren dazu, sondern liefen eilig davon, dahin und dorthin; die Musikanten nahmen ihre Geigen, die Köche ihre Töpfe und Bratspieße mit. Viola scheuchte sie bald hier bald dort nach der Schachtel zu, aber sie waren so behende und hurtig wie die Wiesel. Jetzt waren sie allesammt im Walde, jetzt auf der Wiese und dann wieder ein Theil im Walde, ein anderer auf der Wiese.

Da stand Viola und wußte nicht, was sie anfangen sollte.

„Ach theurer Holdherz," rief sie, „wirst du auch hier mir helfen können? O wenn es möglich ist, komm! komm und hilf!"

Eben kam ihr Helfer aus dem Walde daher. Er sagte: „Ich bin der Grunzau viel Dank schuldig, denn ohne sie würde meine liebe Viola wohl schwerlich an mich denken!" Aber Viola antwortete betrübt: „Ach, Holdherz, du thust mir groß Unrecht!"

Holdherz schlug mit seinem Wunderstabe dreimal an die Schachtel und das kleine Volk rannte in Haufen herbei, hüpfte in die Schachtel und stellte sich darin so ordentlich zurecht, wie Soldaten.

Holdherz brachte Viola auf seinem Wagen bald bis an das Schloß. Als sie aber ankam, ließ sie der Schloßaufseher nicht hinein. „Du bist zwar ein engelhübsches Kind," sagte er, „aber doch nur eine Bäurin; die darf ich nicht hinein lassen." Da forderte Viola ein Zeugniß, daß sie mit der Schachtel da gewesen sei und bekam es. Holdherz aber brachte sie in seinem Wagen bis an die Stadt.

Als nun die Grunzau sahe, daß sie gegen die Unschuld Nichts ausrichten konnte, — sie wußte aber nicht, warum nicht; denn sie wußte nicht, daß die Unschuld meistentheils einen Helfer und Retter findet, — da faßte sie in Rache und Wuth den Höllengedanken, die gehässige Tochter jämmerlich umkommen zu lassen. Sie hatte tief hinten im Walde am Garten ein großes Loch graben lassen, dahin mußten ihre Henkershelfer Violen des Nachts tragen und hineinwerfen und einen großen Stein darauf legen. So wollte sie dann sagen, Viola sei fortgekommen, sie wisse nicht wie.

„O! nun bin ich lebendig begraben und muß jämmerlich umkommen," wimmerte Viola. „Leb' wohl! leb' wohl! du treuer Holdherz und sei recht glücklich und gräme dich nicht um mich!"

Indem sie so jammerte, erweiterte sich die Höhle und es wurde darin helle und immer heller, und es kamen Bäume zum Vorschein und am Ende stand ein Schloß da und war ihr Alles so bekannt. Aber es war ja Holdherzen's Zauberschloß, vor dem sie sich befand. Da sie nun hörte, daß sie der Vater auf Verlangen seines bösen Weibes verstoßen wollte, als eine Entlaufene; da hielt sie sich für frei von väterlicher Gewalt und Holdherz wurde ihr Gemahl.

Sie war schon drei Wochen vermählt, da sagte ihr Gemahl: „Wir wollen deinen Vater besuchen!" Das geschah alsbald.

In solcher Pracht und Herrlichkeit kam das schöne Paar an den Hof. Das Volk jubelte, der Vater freute sich innig; aber als die Grunzau hörte, Viola habe einen mächtigen und wunderschönen Prinzen zum Gemahl, den, der sie eine Meerkatze genannt hatte, und nun das schöne Paar sahe, da wurde sie so wüthend und wild, daß sie schäumte. Da traf sie der Schlag, daß sie starb.

Der tüchtige Bursche.

Es war einmal ein alter reicher und großer Herr, der hatte ein einziges Töchterlein, das war wunderschön, und die schönste Jungfrau im ganzen Lande, die wollte er verheirathen, ehe er stürbe; es war aber kein Freier da. Darüber könnte man sich freilich wohl wundern; denn auf die bloße Schönheit

allein bekommt ein Mädchen schon einen Freier, und wenn es übermenschlich reich ist, wie unser Kind, so hat es die ganze Welt zu Freiern. Warum hatte denn nun unser Jungfräulein keinen?

Damit hatte es seine eigene Bewandtniß. — Unser alter Herr wollte sein Töchterlein gern Jedem geben, und wär' er auch gemeiner Leute Kind; aber es galt eine Probe der Herzhaftigkeit.

Der alte Herr war einmal in früherer Zeit eine herzhafte Kriegsgurgel gewesen und hatte sich aus Bomben und Granaten gar Nichts gemacht, und ehe ihm nicht das Schnupftuch in der Tasche brannte, wich er kein Haar breit von seiner Stelle. Weil er nun so herzhaft gewesen, so dachte er, wer nicht herzhaft sei, sei gar kein rechter Mann und einen solchen sollte sein Töchterlein nicht haben. Ich denke, daß er wohl etwas Recht hatte.

Die Probe, welche er aufgab, war aber die: Drei Nächte in seinem alten Schlosse zu wachen, in welchem zwar keine Seele wohnte, aber alle Nacht tobte und hauste ein Höllenlärm darin mit Rasseln und Prasseln, als sollte das ganze Schloß untergehen.

Nun fanden sich zwar Freier in Menge; aber da sie hörten, welch eine Probe sie ablegen sollten, so schlichen sich Viele davon und sagten, der alte Kerl sei ein Narr mit seiner Probe; denn was brauche man denn der Herzhaftigkeit? — Wenn man nur so viel Gegenwart des Geistes behalte, in der Gefahr hurtig davon zu laufen, so sei das genug und übergenug. — Einige Freier wagten sich des Nachts in's Schloß; aber kein einziger kam wieder heraus, obwohl sie hineingekommen waren. Da geschahe es denn, daß wohl in einem ganzen Jahre kein Freier sich weiter meldete.

Nun war ein junger und hübscher Bursch, der hatte Herz für zehn Mann und noch mehr und war gar arm. „Willst dich zum Freier melden," sagte er; „hast Nichts zu verlieren in der Welt, kannst aber viel gewinnen, und — — vielleicht ist dir es beschieden."

So stellte er sich denn vor den alten Herrn hin und sprach, er wolle das Töchterlein gern haben und auch drei Nächte im alten Schlosse wachen; denn davor fürchte er sich gar nicht.

Der junge hübsche Bursch, der so keck da stand, gefiel dem Alten und dem Töchterlein gefiel er auch, und Beide wünschten, es möcht' ihm das schwere Werk gelingen.

„Du darfst dir noch Etwas mitnehmen in's Schloß," sagte der alte Herr, „aber es müssen leblose Dinge sein."

Da bat sich der junge Bursch eine Schnitzbank aus, eine Drehbank und Feuer, welches Alles ihm auch in's Schloß in einen großen hohen Saal getragen wurde.

Als es nun anfing dunkel zu werden, geht er selbst auch hinein, macht sich ein Feuer an, stellt die Schnitzbank mit dem Schnitzmesser daneben und setzte sich auf die Drehbank.

Anfangs war es ganz still im alten Schlosse und es rührte sich keine Maus. Als es aber gegen Mitternacht kam, fing's an zu rumpeln und zu

rauscheln. Erst sachte, ganz sachte, dann stärker und immer noch stärker und zuletzt so arg, daß Alles knallt und knackt: Piff, Paff! He! Hollah! Halloh! Krik! Krak! Knarr! Puff! und immer ärger und ärger.

„Wenn's weiter Nichts ist," sagte der Bursch, „so rasaunt nur so viel euch gefällt. — Das kann ich schon leiden!"

Jetzt aber ist's auf einmal ein klein Bischen stille. Darnach raschelt's im Schornstein und endlich kommt ein Bein aus dem Schornstein und tritt auf und stellt sich gerade vor den Burschen hin.

„Heda!" ruft der; „auf Einem Beine steht man nicht, — noch Eins her!"

Da kommt noch ein Bein aus dem Schornstein herab und stellt sich auch vor ihm hin.

„Nun sind's zwei," sagte der Bursch, „nun ist's gerade genug!" Es kam aber noch ein Bein und wieder noch eins und immer so fort, bis ihrer neun waren.

„Aha!" sagt er, „das geht auf Kegelspiel los; das spiele ich gern; — aber schafft auch die Kugeln."

Da lärmt und tobt es entsetzlich, und es fallen zwei Köpfe herab aus dem Schornstein.

„Gut," spricht er, „nun können wir spielen; aber die Kugeln sind mir nicht rund genug." Damit nimmt er die Köpfe und setzt sie in die Drehbank und dreht sie rund. „So seid ihr recht!" sagt er und stellt die Beine ordentlich wie Kegel auf und bosselt mit den Köpfen darauf hin und ruft: „So geht es gar herrlich!"

Da aber kamen drei große schwarze Kater mit feurigen Augen, die gingen um's Feuer herum, aber weit davon, und thaten ganz kläglich und schrieen; „Huh! wie uns friert! wie uns friert! Au! au; miau! wie uns friert!"

„Narren! so setzt euch an's Feuer und wärmt euch," sagt unser Bursch; „ihr braucht ja gar nicht zu frieren!"

Da setzten sich die Kater hin, und als sie sich gewärmt hatten, sagten sie: „Kamerad! wollen ein wenig in der Karte spielen, die Zeit zu vertreiben."

„O ja," sprach er, „das können wir machen; aber da muß ich euch erst die garstigen langen Nägel verschneiden, sonst häkelt ihr die Karten zu Schande und könnt nicht einmal ordentlich ausspielen." Damit packte er sie beim Fell in's Genick und hob sie auf die Schnitzbank, wo er ihre Pfoten fest schraubte. Sie fingen erbärmlich an zu schreien, er aber schlug ihnen die Köpfe ein und trug sie in einen kleinen Teich im Schloßhof.

„Da habt's, ihr Bestien," sagte er, „ihr sollt mir Nichts mehr anhaben! Ja freilich! wenn der Teufel eine Maus wäre, da könnte ihn jeder Kater leicht fressen!"

Als er nun mit den Katzen fertig war und wieder in den Saal zurückgekehrt, setzte er sich zum Feuer, weil es in selber Nacht sehr kalt war. Aber da kamen viele schwarze Hunde und Katzen aus allen Winkeln und Ecken

und machten ein gräuliches Gelärm im Saale, schrieen, queilten, heulten und bellten, zerrten ihm seine Feuerbrände auseinander und wollten ihm das Feuer ganz auslöschen. Er warnte sie zwar, die Narrenspossen bleiben zu lassen; aber das half ihm zu gar Nichts. Da nahm er sein Schnitzmesser und hieb kräftig ein. Hier gab's eine Kopfwunde, dort ging ein Fuß oder ein Schwanz verloren und Viele blieben todt auf dem Platze, und was nicht todt blieb, das stob oder schlich sich davon. Die Todten trug er abermals in den Teich und blies hierauf sein Feuer wieder an und wärmte sich aus.

Darnach war er sehr müde und legte sich in ein großes hübsches Bett, welches in einer Ecke stand. Als er aber eben anfing einzuschlafen, fängt das Bett an zu fahren, wie wenn es eine Kutsche wäre und fährt im ganzen Schlosse herum, Trepp auf, Trepp ab, auf Boden und Säle, in Küchen und Keller.

„Das geht hübsch!" rief er; „so habe ich's gern! — Nur noch ein Bischen geschwinder."

Jetzt ging es wie ein Sturm, herauf und herunter, gerade und schief: Hopp! Hopp! Ho! Hoh! bis endlich das Bett umschlug, das Oberste zu unterst.

„O nein!" sagte er, „das Fahren versteht ihr nicht;" stieg aus dem Bette auf und legte sich zu seinem Feuer und schlief nun ruhig und ungestört bis in den Tag hinein.

Als nun der alte Herr den andern Tag in's Schloß kam und ihn so recht fest schlafen sah, meint' er, es sei ihm übel gegangen und sagte wehmüthig: „Der hübsche Bursche ist auch todt!" Der aber war nicht todt, sondern lebte noch und erwachte, weil er nun ausgeschlafen hatte.

Deß war der alte Herr gar höchlich erfreut und der junge Bursche erzählte ihm, wie Alles gegangen sei und hielt noch zwei Nächte im Schlosse aus, wo Alles fast eben so ging, als in der ersten Nacht.

Da die drei Nächte überstanden waren, bekam der junge Mann das schöne reiche Kind und war mit ihm gar überglücklich und froh und es war es mit ihm auch. Am Allerglücklichsten aber war der alte Vater.

Daß die Hasenherzen, die nicht in's Schloß gemocht hatten, nun spotteten und kluge Gesichter und mancherlei Auslegung machten, das kümmerte die drei Glücklichen nicht.

Meisterstücke dreier Brüder.

In einem Dorfe in Frankreich lebt ein Mann noch jetzt, wenn er nicht schon vor 2 oder 300, oder gar vor 1000 Jahren gestorben ist, welches ich nicht wissen kann, der heißt oder hieß Simonett oder Simonchen, oder auch nur Monchen, und erst da er fünf Frauen gehabt hatte, bekam er mit der fünften 3 Kinder auf einmal, und also Drillinge und zwar lauter Söhne.

Die Drillinge wuchsen lustig und frisch hinauf und wußten wie Früh-

stück, Mittags- und Abendbrod schmeckte; denn sie waren gar nicht krank im oder am Magen.

Nun! dachte der Vater, da ihr denn so tüchtig und manierlich appetitlich essen könnt, so muß doch ein rechter Geist und Verstand in euch stecken.

Er nahm die Jungen vor, nachdem sie gehörig groß waren und sagte:

„Hört einmal ihr großen Bengel; ihr seht ein, daß ich nicht ewig leben kann. Sterben muß Jeder einmal. Und es muß Jeder von euch in die Welt hinaus und soll sich Etwas versuchen und Etwas lernen und umsehen; das ist sehr nöthig, denn sonst bleibt ihr dumm und tölpisch und wißt nicht, wie ihr einen Bissen Brod erwerben sollt, obwohl ihr wißt, wo's Maul ist, da man ihn hineinsteckt. — Seht ihr das auch ein, ihr großen Schlingel?"

„O ja! Herzvater, so viel sehen wir schon ein!" antworteten sie alle drei.

„Nun paßt weiter auf," sprach der Vater, „und merkt fein auf meine Worte. Das Bischen Hütte, was ich habe, der kleine Kräzgarten und die paar Äckerchen Feld, die werden keinen fett machen, wenn sie in drei Theile gehen und keiner von Euch könnte davon eine Maus nebenbei ernähren. Seht! hört! und merkt auf! Ich habe gedacht, ich will euch auf ein Jahr in die Welt senden und wenn ihr dann wieder kommt, soll der Häuschen, Höfchen und Ländchen bekommen, welcher das Meiste gelernt hat. Seid ihr das alle zufrieden?"

„Ja, ja! Herzvater ja! das sind wir zufrieden!" sprachen die Söhne.

Somit zogen die Drillinge hinaus in die weite Welt, so weit, so weit, als man in einem Jahre kommen kann, und sahen vieler, vieler tausend Herren Länder und Städte und versuchten sich Etwas und lernten gar wundersame und künstliche Dinge.

Nach einem Jahre waren sie denn alle glücklich wieder nach Haus gekommen, wohl um des Vaters Gebot zu ehren, oder vielleicht, — ich aber weiß es nicht, — der Mutter Töpfe zu beschnüffeln; denn auf der Reise setzt es oft schmale Bissen.

Nun das versteht sich, daß Vater und Mutter ihnen um den Hals fielen, als sie ankamen und die Söhne fielen den Eltern wieder um den Hals. —

„Nun, Kinderchen, herzliebe Kinderchen," sprach der entzückte Vater, „sagt an, was ihr auf euren Reisen für Kunststücke gelernt habt."

„Ich bin ein Barbier geworden," sagte der Erste.

„Ich bin ein Hufschmied geworden," sagte der Zweite.

„Ich bin ein Fechter geworden," sagte der Dritte.

„Nun, das ist ja recht schön und löblich," sprach der Vater, weil er doch auch Etwas sagen mußte; „es kommt nur darauf an, ob ihr auch eure Sachen alle ordentlich gründlich — zu verstehen, so aus dem rechten gründlichen Grunde, meine ich, gelernt habt?"

„Ja, Vater, ja gewiß, gewiß und fürwahr, aus dem allergründlichsten Grunde haben wir's gelernt, das könnt ihr nur glauben!" sprachen die Söhne.

„Na!" sprach der Vater, „wer seine Sachen am Besten kann, der soll's Hüttchen und Feldchen haben."

Indem sie so davon sprachen, kommt daher gelaufen Herr Lampe, der Hase, im vollen schnellen Rennen. Der Barbier hat seinen Scheerbeutel sogleich bei der Hand, nimmt ihn unter den Arm und ist schneller und flinker als das Häslein; läuft dem Häslein nach und ob es wohl so fix rennt, als ein Hase laufen kann, hat ihm doch der Barbier im Mitlauf das Bärtlein eingeseift und so glatt und scharmant und so rein geputzt, als ob's Häslein auf dem Stuhl ihm still gesessen hätte und hätte die Serviette vorgethan gehabt.

„Hm!“ sagt der Vater gar höchlich verwundert, „du wirst das Hüttchen wohl erlangen.“

„Hm!“ sagt der Schmied, „das wollen wir sehen;“ und so eben kam ein Reiter im vollen Galopp mit seinem Pferde daher. — Der Schmied mit Hammer und Zange hinter dem galoppirenden Pferde drein, reißt demselben die Hufeisen ab und legt dafür neue auf, ohne daß dem Galopp oder dem Pferde oder dem Reiter im Mindesten ein Aufenthalt und ein Nachtheil geschieht.

„Nun,“ sagte der Vater, „da mag der Henker wählen oder entscheiden. Das ist mir zu hoch und zu fein! — Da weiß ich nun nicht“ — —

Lächelnd hatte der Fechter dabei gestanden und nach dem Himmel hinauf gesehen. Eben brach eine Gewitterwolke los mit gewaltigem Platzregen. Mein Fechter ist nicht faul, sondern flink aus dem Hause hinaus und schwingt sein Fechterschwert so um sich herum und so hin und her, daß ihm kein einziger Regentropfen etwas anhaben konnte. Der Gewitterregen war vorüber und der Fechter war ganz trocken.

„Na, da seh' einer Gottes Wunder,“ sagte der Vater, „da macht's mit einander selbst aus, wer's Hüttchen haben soll.“

Wo Liebe und Friede im Herzen wohnen, da sind solche Sachen leicht ausgemacht. Die Brüder fielen sich um den Hals und sagten, wir bleiben beisammen. Und da sie so gewaltig kunstreich waren, so fehlte es ihnen ja nicht an Nahrung. Der Eine barbierte, der Andere beschlug die Pferde, der Dritte gab Unterricht im Fechten und alle jungen Offiziere und Studenten nahmen Stunde bei ihm und alle hatten zu leben.

So war's!

Die Brunnennixe.

In Schwabenland lebte ein mannlicher Ritter, Wackerbart genannt, auf seinem festen Raubschlosse. Es galt damals das Recht, wo die Faust vorankommt und dann das Recht schon nachfolgt, nämlich das Faustrecht. Wer den Andern niederwerfen konnte mit Schwert und Lanze, der hatte alle Zeit Recht, und Schwert und Lanze hatte jeder Ritter und seine Knappen und Knechte hatten die nämlichen Waffen. Damit übten sie nun weit und breit im Lande umher das Recht aus, nahmen dem schwächeren Nachbar seine Burg

und sein Gut, fielen Kaufleute, die mit Waaren daher kamen, auf offener Heerstraße an und nahmen ihnen Geld und Waaren ab und thaten Alles, wozu sie die Macht hatten. Das war das Recht damaliger Zeit.

Damals aber galt das uralte Faustrecht noch, welches Wackerbart als ein mannlicher Ritter tapfer und gewissenhaft ausübte und daher ringsumher im Lande so gefürchtet war, daß, wenn es hieß: „Wackerbart kommt!" Alles floh, wie eine schutzlose Heerde Schafe, wenn der Wolf kommt.

Kam er von seinen Streifzügen wieder zurück und hatte seine Rüstung abgeschnallt, so war er ein ganz guter Mann gegen Weib, Kinder und Gesinde. Die tugendsame und fromme Hausfrau saß an ihrem Rocken oder Webstuhl, wenn der Hausherr nicht daheim, sondern auf Weglagerung war. Ihre zwei Töchter hielt sie zu Häuslichkeit und Züchtigkeit an; denn sie sollten auch einmal brave Hausfrauen werden, welches in ihren Augen etwas gar Ehrwürdiges und Hohes war. Solche hohe Weltdamen, wie sie heutiges Tags der liebe Gott bescheert, kannte man damals noch nicht.

Wie glücklich und zufrieden wäre die treffliche Frau gewesen, hätte ihr Wackerbart nicht Freibeuterei getrieben, die ihrem Herzen sehr wehe that. Er gab ihr, wenn er heimkehrte, das Beste von der Beute: reiche, mit Gold und Silber durchwirkte Kleider, Armspangen und Perlen, aber sie verschloß das Alles traurig in die Truhe, weil die Thränen der Unglücklichen dran hingen, die ihr Gemahl beraubt hatte.

Sie wollte den Himmel mit ihrem Gemahl versöhnen, indem sie den Armen so viel Gutes that, als sie nur immer vermochte und Wackerbart's Gefangenen so viel Erleichterung schaffte, als sie nur konnte.

Es war eine Felsenquelle am Fuße des Schloßberges mit köstlichem Wasser. Hier versammelten sich oftmals die Armen der Nachbarschaft, die sie speisete und beschenkte und hier lustwandelte sie am Liebsten, wenn ihr die alte Burg in des Hausherrn Abwesenheit zu öde und dumpf und enge wurde.

Einstmals blieb ihr Gemahl sehr lange aus und es wurde ihr so bange, es möchte ihm ein Unglück begegnet sein. Wie oft fragte sie den Zwerg, der Wache auf der Thurmwarte hielt: „Kleinhänsel, erschaust du Nichts? Kleinhänsel, hörst du Nichts trappeln?" Aber Kleinhänsel sagte immer traurig: „Nichts! Nichts!" — Dann trieb sie oftmals die Angst an den kristallhellen Brunnen, wo sie sich hinsetzte und zum Himmel aufsahe und weinte und seufzte.

So saß sie auch einst unfern vom Brunnen, da kam es ihr vor, als ob ein leichter Schatten den Rand desselben umschwebte, doch achtete sie in ihrer Betrübniß nicht drauf. Aber sie sahe gar bald, daß wirklich eine Gestalt da war. Die hielt sie für die Nixe der Quelle und das war sie denn auch.

Die Nixe hatte ein holdes mildes Angesicht und winkte ihr mit der Hand. Da wollte sie verzagen, nicht aus Grauen vor der Nixe, sondern weil sie glaubte, ihre Erscheinung zeige den Tod des Gemahls an, denn es hieß seit undenklicher Zeit, wenn die Nixe erscheine, bedeute es ein großes Unglück. Aber die Nixe kam, faßte sie freundlich bei der Hand, küßte ihre Stirn und führte sie in die Grotte, aus welcher die Quelle hervor sprudelte und sagte

„Sei ruhig, du theures Weib; dein Gemahl ist geborgen, und ist bei dir, ehe die Morgenröthe zum zweiten Mal leuchtet. Ich aber liebe dich lange, weil dein Herz so rein ist, wie das Wasser meines Brunnens. Ich habe nicht Macht, für dich und die Deinen gar viel zu thun; ich will dir aber offenbaren, daß du deinen Gemahl nicht wirst betrauern. Aber einer holden Tochter, die du noch gebären wirst, stehen seltsame Dinge bevor, und du wirst sie nicht lange pflegen."

Darob weinte das liebe treue Mutterherz schon im Voraus; aber die Nixe tröstete sie und sprach: „Gott wird sie schützen, und ich will mütterlich thun, was ich vermag, obwohl es nicht viel sein wird. Aber merke: ich muß ein Recht an das Kind haben, und will darum, daß du mich zur Pathe beim Kinde erwählst. Nimm aber auch das in Obacht, daß mir das Kind den Pathenpfennig zu seiner Zeit bringe, den ich ihm einbinden werde."

Hierauf nahm die Nixe einen glatten Bachkiesel, und gab ihn der Burgherrin. „Nimm!" sagte sie, „und laß durch eine treue Magd den Kiesel zu rechter Zeit und Stunde in den Brunnen werfen, so werde ich bei der Taufe erscheinen." Die Nixe versenkte sich in den Brunnen.

Am andern Tage gegen Mittag trompetet Kleinhänsel von der Thurmwarte gar lustig herab, und Herr Wackerbart, der mannliche Ritter, zieht mit seinen Lanzenknechten und Reisigen ein, und hat großes Gut erbeutet.

Als sie nach einem Jahr Hoffnung hatte, eines Kindes zu genesen, offenbarte sie es dem ehlichen Gemahl, der darob eine große Freude empfand. Aber wie sollte sie es anfangen, die Nixe des Brunnens zur Pathe zu erwählen? — Es hatte großes Bedenken, zu sagen, was ihr am Brunnen begegnet war. Herr Wackerbart möchte große Einwendungen gehabt haben, und die Mitgevattern große Sorge, und hätten wohl gar von Seelenverkauf an Hexen und böse Geister gesprochen. Wie sollte sie es anfangen? —

Die Klugheit des Weibes siegte, und als er sich wieder zum neuen Raubzuge rüstete, forschte sie nach, gegen wen der Zug gehe? — Das hatte sie sonst niemals gethan.

„O neugieriges Weibervölklein," sagte Herr Wackerbart lächelnd; „das will doch Alles wissen, was ihm zu wissen weder noth noch gut ist. — Aber wie kommt's denn, du ehrenwerthe Hausfrau, daß du auf einmal neugierig bist? Warst es ja sonst nicht!"

„O," sagte sie, „ist man einmal so lange um sein Gemahl so beängstigt gewesen, als ich um dich bei deinem letzten Raubzuge, da wird man wohl neugierig. — Und was willst du denn uns Weiber anschuldigen? Du und dein Männergeschlecht sind vielleicht neugieriger als wir. Ich möchte fürwahr die Probe nicht machen!"

„Nicht machen?" sagte er ernst. „Bei mir mache sie immer, mein liebes Gemahl."

Sie schien sich ordentlich auf eine Probe zu besinnen. Dann sagte sie endlich: „Soll ich dir eine Probe aufgeben?"

„Gib sie, liebes Weib, sie sei, welche sie wolle!"

„Welche sie wolle?“ versetzte sie; „das wollen wir sehen. Ich habe für unser Kind, das uns Gott bescheeren will, mir im Herzen eine Pathe ersehen, die ich wohl kenne, die aber du nicht kennest. Wenn ich sie nur zur Pathe bitte, wirst du dich enthalten können, zu fragen, wer sie ist?“

Wackerbart reichte ihr seine Hand und sagte: „Ich werde nicht fragen!“

Wackerbart war wohl ein Raubritter, aber kein schleichender Bube. Wo er Hand und Wort gegeben, das hielt er heilig und treu; denn das war ihm Ehrensache.

Jetzt hatte sie freie Hand. Nach einigen Wochen kam ein Töchterlein zur Welt, und der Vater bat die Gevattern, die allsammt am Kindtaufstage eintrafen.

Da sie nun meistens schon da waren, berief die Mutter des Kindes eine vertraute Dienerin, gab ihr den Kiesel und sagte: „Wirf diesen Kiesel stillschweigend in den Nixenbrunnen. Vielleicht daß es meinem Kinde ein Glück bringt.“

Die treue Magd that, wie ihr befohlen war, und ehe sie noch wiederkehrte, trat eine hohe, aber unbekannte Frau in's Gemach, wo die Pathen allesammt versammelt waren, neigte sich tief und demüthig gegen Herren und Frauen, und sagte kein Wort, und Niemand hatte das Herz sie zu befragen: „Wer oder von Wannen?“

Der Täufer kam; die Pathen stellten sich, und die Unbekannte stellte sich oben an, nahm das Kind, und hielt es zur Taufe zuerst.

Sie war so schön; sie war so züchtig und sittig; ihr Kleid war wasserblaue Seide, und Perlen, wie sie fast Keiner gesehen, schmückten nebst den kostbarsten Steinen ihr Gewand, und der Zipfel ihres Schleiers war naß, als wäre er so eben erst aus Wasser gezogen. Die Mitgevattern erstaunten, sannen, riethen, wer die Fremde sein möchte, und achteten nicht auf die Worte des Täufers, der das Kind Mathilde nannte.

Die Taufhandlung war vorbei, und die Pathen traten glückwünschend an's Bette der Wöchnerin, und begabten den Täufling mit reichen Geschenken, aber die Fremde zog einen sorgfältig eingewickelten hölzernen Bisamapfel hervor, legte ihn auf die Wiege des Kindes, küßte Mutter und Kind auf die Stirne und ging.

Statt der Riechfläschchen hatte man, selbst noch vor sechzig Jahren, kleine hölzerne Büchsen, in welchen sich eine silberne Büchse befand, innerhalb welcher man starkriechende Sachen gegen Anwandlungen von Ohnmachten bewahrte, die meistentheils wohl vom Moschus- oder Bisamthiere oder von der Zibethkatze genommen waren.

Alle wären gern laut geworden, und hätten sich ihre Gedanken und Bemerkungen über das elende Geschenk mitgetheilt; aber weil die Eltern des Kindes schwiegen, konnten sie nur unter einander flüstern. Der Ritter Wackerbart hätte das Geheimniß von der fremden Pathe seiner Hausfrau gern abgelistet; aber sein gegebenes Ritter- und Ehrenwort hielt ihn ab, zu fragen, und sie konnte schweigen. Der Bisamapfel ward in ihrem Schatzkästlein sorgfältig verwahrt.

Ehe noch Mathilde ohne Hülfe gehen konnte, starb ihre Mutter, eben als ihr Gemahl auf einem Zuge abwesend war. Als dieser wiederkehrte, stieß der Zwerg in sein Horn, aber es waren traurige Töne, die er blies. „Das weissagt Unglück!“ rief der Ritter, und als er in den Schloßhof hineinsprengte, war, nach damaliger Sitte, eine Laterne ohne Licht, an welcher ein schwarzer Flor flatterte, vor der Hausthür ausgestellt, und die Fensterladen waren verschlossen. Das waren die Leichenzeichen. Und als der Ritter eintrat, da lag die fromme treue Hausfrau auf der Bahre mit Blumen geschmückt; die ältern Töchter, in Flor gehüllt, weinend zu ihren Häupten, die kleine Mathilde mit Blumen spielend zu den Füßen.

Da brach dem Ritter das Herz, und er jammerte laut, und trug Leid um sie in tiefer Einsamkeit und Stille. Das aber konnte bei ihm nicht lange dauern; denn auf Zügen und Fahrten zu sein, war seine andere Natur geworden.

Bald brachte er eine Gemahlin wieder in's Haus, die war gar andern Sinnes als die Entschlafene. Mit ihr ging ein prächtig verschwenderisch Leben mit Banketten und Lustgelagen, Schlemmen und Zechen an, und das arme Gesinde, das Liebe und Sanftmuth gewohnt war, wurde herrisch geplagt und gehudelt. Die beiden ältesten Töchter der Entschlafenen wurden in ein Frauenkloster gesteckt, und die Kleine bekam eine entlegene Kammer und eine Amme, denn die hochgebietende Frau mochte sie nicht vor Augen haben.

Der Aufwand wurde so groß, daß Wackerbart, obwohl er dem Faust- und Raubrecht unermüdet oblag, bald nicht mehr so viel herbeiliefern konnte, als verschwelgt ward. Da wurde dann von dem vergnügungssüchtigen Weibe Alles durchsucht und geplündert, und verkauft oder verpfändet, was die Vorfahrerin hinterlassen hatte.

Als einstmals fast gar Nichts mehr da war, hielt die Verschwenderin wieder eine Durchsuchung, und, welch' ein Fund! sie trifft auf ein Geheimfach, welches das Schatzkästlein der Verstorbenen enthielt! Da funkelten Juwelen, Demantringe, Ohrengehänge, Armspangen, Perlenschnuren und anderes Geschmeide mehr. Sie durchsahe Alles genau, schätzte es und rechnete, wie viel sich damit ausrichten lasse, und wie lange es ausreichen könne.

Der hölzerne Bisamapfel war ihr auch in die Hände gefallen, und sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte, und wie er hierher käme. Er war unscheinbar, leicht wie eine Nußschale, und wie sie ihn schüttelte, klapperte es nicht. Sie wollte ihn aufschrauben; aber er war fest verquollen. „Wer weiß,“ dachte sie, „wie er daher gekommen sein mag“ und warf ihn als unnütz aus dem Fenster.

Wenn Etwas sein soll, fügt sich schon Alles. Die kleine Mathilde saß eben mit ihrer Puppe spielend im Zwingergarten, als der Apfel herabflog. Der war ein köstliches Spielstück für die kleine Verwaiste, und sie brachte ihn Tage lang nicht aus der Hand.

Einstmals um Abendzeit war die Amme mit dem Kinde zum Felsenbrunnen gegangen. Das Kind wollte essen; aber die Amme hatte noch nicht Lust, in das Schloß zurückzukehren. Sie ging in das Gebüsch, um demselben

Himbeeren zu suchen. Während deß spielte die Kleine mit dem Apfel, warf ihn in die Höhe, und fing ihn wieder. Da mißlang ein Wurf, und der Apfel fiel in den Brunnen, und im Augenblick stand eine schöne Frau da.

Das Kind erschrak und meinte, es sei die böse Stiefmutter, von welcher sie immer gestoßen und geschlagen ward. Aber freundlich und liebkosend zog es die schöne Frau an sich, reichte ihm den Bisamapfel wieder, nahm es auf den Schooß und sagte: „Ich bin deine Pathe, du arme Verlassene, und will mich deiner annehmen. Komm nur oft hierher, du sollst mich immer hier finden. Wenn du ein Steinchen in den Brunnen wirfst, so bin ich gleich bei dir. Aber spiele nicht mehr mit dem Apfel, sondern bewahre ihn sorgfältig. Wenn du einmal groß bist, soll er dir drei Wünsche gewähren. Aber schweige davon gegen Jedermann. Damit verschwand die Pathe.

Das Unglück hatte die Kleine schlau und klug gemacht. Sie nähete den Apfel in das Unterfutter ihres Kleides, und schwieg. Das kleine Ding verlangte von nun an oft zu dem Brunnen zur freundlichen Pathe. Die Amme konnte dem schmeichelnden Kinde Nichts abschlagen, zumal da ihm das Vergnügen an dem Brunnen wie von der Mutter angeboren schien. War es aber erst an dem Brunnen, so ersann es immer einen Vorwand die Amme zu entfernen. Dann fiel das Steinchen, und die holde Pathe war gleich bei dem Kinde, und lehrte es Mancherlei.

Schön blühte Mathilde zu einer Jungfrau herauf, aber sie blühete einsam. Nie wurde sie zu den Banketten im Hause gezogen, und war auch dazu nicht gekleidet. Der Tag verging unter Arbeit, und der Abend mit der Freundin und Lehrerin am Brunnen.

Eines Abends war die Pathe recht traurig und wehmüthig, und im Mitgefühl weinte auch Mathilde. „Du weinst?“ sagte die Pathe; „ach, du armes Kind weißt nicht warum. Es ist die Vorahnung deines Schicksals, die dich weinen macht. Wisse, es steht nahe bevor! Die Burg wird wüste stehen, ehe die Herbstfrucht reift. Wenn eines Abends die Dirnen mit leeren Eimern von meinem Brunnen zurückkehren, dann ist das Unglück nahe. Nimm deinen Bisamapfel wohl in Acht, der dir drei Wünsche gewähren soll, und laß ihn nie von dir. Sei in den drei Wünschen vorsichtig und klug!“

Die Pathe lehrte sie noch einige geheime Eigenschaften des Apfels, und sie schieden unter Schluchzen und Weinen.

Ehe die Weizenernte vollbracht war, kamen eines Abends die Dirnen bleich und erschrocken vom Felsenbrunnen mit leeren Krügen und Eimern wieder, und sagten aus: die weiße Frau sitze wehklagend und händeringend am Brunnen, und das bedeute nichts Gutes. Nun gingen die Knechte hinaus, und fanden, daß es wahr sei. Weil ihrer viel waren, faßten sie sich ein Herz, und gingen auf die Gestalt zu; als sie aber hinkamen, war dieselbe verschwunden, und der Felsenbrunnen war leer. Im Schlosse war Alles bestürzt, und ängstete sich über die Deutung. Mathilde wußte sie, schwieg und saß trübsinnig in ihrer einsamen Kammer.

Auf Wackerbart's Burg hatte man in immerwährendem Freudentaumel

gelebt, und die Räubereien des Ritters wurden immer ärger und ließen für den Handel der reichen Stadt Augsburg keine Sicherheit mehr. Der Bund der Schwäbischen Städte mahnte den Ritter mit Drohen, den Unfug abzustellen; aber wie konnte er das, da das verschwenderische Weib immer Mangel hatte an Gelde und Gute. Er mußte ja schaffen, und glaubte auch mit den Drohungen sei es so großer Ernst nicht. Es war aber Ernst, und ehe er es gedacht hatte, wehten die Bundesfahnen vor seiner Burg, mit Roß und Mann und allerlei Geschütz wohl versehen.

Es gab heftige Kämpfe, und Wackerbart vertheidigte sich mit den Seinen mannlich; aber als ihm eines Tages ein Bolzen durch's Hirn flog, und er todt hinsank, da war Alles verloren. Die Belagerer merkten, daß Uneinigkeit im Schlosse war, stürmten dasselbe, gewannen es, und schlugen nun in der Wuth gegen den Räuber Alles darnieder, was ihnen vorkam, selbst die Verschwenderin wurde mit allen ihren Kindern ohne Barmherzigkeit erschlagen. Das Schloß wurde geplündert und in Brand gesteckt.

Mitten in dem wüthigsten Getümmel der fremden Kriegsknechte warf Mathilde ihren Schleier über, drehte den Apfel dreimal in der Hand umher und sprach: „Hinter mir Nacht und vor mir Tag, daß mich Niemand erblicken mag.“ So geschahe es, und sie kam ohne Unfall auf die Landstraße, und wandelte auf derselben fort, und wußte nicht wohin. Vor Ermattung sank sie am Abend in einer Strohhütte, die auf dem Felde stand, hin. Sie sahe noch einmal nach der väterlichen Burg zurück; aber da, wo sie gestanden hatte, war der Himmel blutroth von Flammen, die aufgestiegen und niedersanken. Sie wußte, woran sie war, und schlief weinend ein.

Des andern Tages gab ihr eine gutherzige Bäurin Brod und Milch; sie tauschte von derselben grobe Bauernkleider ein und kam mit Fuhrleuten, die Kaufmannsfracht brachten, nach Augsburg.

Womit sollte sie sich erhalten? — Der armen verlassenen Ritterstochter blieb Nichts übrig, als Magddienst zu suchen, den sie nicht sogleich fand, da sie nicht sagen durfte, wer und woher sie sei.

Es hatte zur selben Zeit ein hoher und reicher Schwäbischer Graf, Konrad, einen prächtigen Palast in Augsburg, den er aber nur im Winter bewohnte; denn im Sommer zog er auf seine großen Güter, oder zu seiner Lust in der Welt umher. Die Schließerin in dem Palaste war als ein böser Drache in der ganzen Stadt bekannt. Sie hieß Frau Trude.

Eines Tages hatte Frau Trude das Gesinde mit ihrem Schlüsselbunde und mit Töpfen und Besenstielen so wacker zerarbeitet, daß es größtentheils davon gelaufen war. Da kam Mathilde und bat um Dienste. Sie hatte sich unkenntlich gemacht, hatte sich eine hohe Schulter gepolstert; Gesicht und Hände mit Rußwasser gewaschen, um gelb auszusehen wie eine Zigeunerin, und das schöne Lockenhaar hatte sie unter einem groben Tuche versteckt.

Als sie Frau Trude gefragt, ob sie waschen und plätten, nähen, spinnen, stricken, kochen, braten und backen könne, und Mathilde Alles bejahete, da nahm sie dieselbe zur Küchenmagd an.

Mathilde war so sanft, so fleißig und geschickt, daß das alte böse Stück Weib fast immer milder und besser wurde. Sie ward durch solche Tugenden, am Meisten aber durch Mathilden's Sanftmuth und nachgiebiges Dulden überwunden.

Gegen den Winter kam Graf Konrad mit einem Heer von Dienern; aber was kümmerte das Mathilden, die in ihrer Küche genug zu thun hatte. Die Arbeit läßt ja fremde und unnütze Gedanken so leicht nicht aufkommen. — Und wer im Hause fragte denn nach dem Zigeunermädchen?

Aber das Zigeunermädchen sahe den Grafen Konrad, der ein wunderschöner Mann war, hoch und kräftig gewachsen, und den ganz Augsburg seines Reichthums und seiner Schönheit wegen ohne Ausnahme preisete und ehrte. Sie sahe ihn mit Wohlgefallen, sie sahe ihn so gern, und wußte nicht warum? — Er aber sahe nicht nach ihr hin, und das that ihr weh; aber sie wußte nicht warum? — Sie dachte an ihn, und versah darüber in ihrem Küchenwesen da und dort eine Kleinigkeit, so daß der Drache fast fauchen wollte.

In der reichen Handelsstadt ging der Winter in allerlei Lust und Vergnügung dahin. Bälle, Tänze, Spiele und Gesang, Turniren, Stechen und Ringelrennen wechselten mit einander ab, und Graf Konrad war bei Allem mit; aber Mathilde war in ihrer Küche traurig und betrübt.

Da ward dem Kaiser ein Prinz geboren, und die Stadt Augsburg stellte ein dreitägiges Freuden- und Ehrenfest auf dem großen Rathssaale an, zu welchem alle Grafen und Herrn aus der Nachbarschaft und alle schönen Jungfrauen geladen waren. Des Tages war Ritterspiel mit Stechen um hohen Preis, und des Abends war Tanz, der bis zum Morgen währte.

Mathilde war ein Mädchen; wie hätte sie dem Verlangen widerstehen können, an all dieser Pracht mit Theil zu nehmen, alle Schönen der Gegend kennen zu lernen und — mit Konrad zu tanzen.

Als die Küche beschickt, und bald Schlafenszeit war, da säuberte sie sich von aller Verunstaltung, und der Bisamapfel mußte einen schönen Anzug liefern. Der quoll aus dem Apfel mit allem Schmuck hervor, und paßte genau für ihre schöne Gestalt. Dreimal drehte sie den Apfel in der Hand um mit den Worten:

Die Augen zu
bleibt alle in Ruh!

und ein tiefer Schlaf fiel auf die Schaffnerin, und auf alles Gesinde, und ungesehen kam Mathilde in den Tanzsaal.

Es war allen Anwesenden, als sei eine Göttin des Himmels gekommen, und ein heimliches Flüstern lief durch den ganzen Saal, ein Flüstern der Bewunderung und des Fragens: wer ist sie?

Niemand konnte Auskunft geben. Konrad bot ihr die Hand zum Tanz, die sie mit sanftem Erröthen annahm. Ihr leichter, angenehmer Tanz entzückte Alle, und Konrad tanzte fast nur mit ihr; denn sein Herz war alsbald in Liebe gegen sie entzündet worden. Er forschte, wer und von wannen sie sei? — Aber sie wich geschickt seinen Fragen aus. Sie war von dem Saale

mit Hülfe ihres unsichtbarmachenden Bisamapfels auf einmal verschwunden, und kam wieder auf ihre Kammer, ohne von einem der ausgestellten Diener gesehen worden zu sein, und nahm wieder die vorige häßliche Gestalt an.

Mathilde hatte dem Ritter auf vieles Flehen zugesagt, des nächsten Abends wieder zu kommen. Der Ritter hoffte, harrte, zweifelte, und die Zeit wollte nicht vorwärts; aber der Abend kam dennoch, und mit ihm Mathilde.

Wohl hatte sie Bedenken, dem Apfel den zweiten Wunsch abzunehmen, der für einen wichtigeren Fall des Lebens aufgespart werden könnte, aber ein heimliches Verlangen zog sie zum Saal, und daß sie ein neues Kleid haben müßte, litt keinen Zweifel. — Sie war ja ein Mädchen! Wie hätte sie in dem Kleide des vorigen Abends noch einmal erscheinen sollen? — Was würde man gesagt, was würde man gedacht haben? —

Der Wunderapfel mußte ein neues Kleid liefern, viel schöner und reicher an kostbarem Schmuck und Steinen als das erste; aber auch Konrad glänzte in aller Pracht und Herrlichkeit seines Standes.

Als sie Beide müde waren vom Tanze, und sich in ein Seitengemach begeben hatten, da konnte Konrad nicht länger an sich halten, und trug ihr Herz und Hand an. Mathilde sagte: „Wohl sind die mir viel werth, denn Ihr seid ein edler Mann, allein Ihr wisset ja nicht, wer ich bin? — Wie bald möchte Euch Eure Wahl gereuen.“ Da sagte er, er nähme Gott zum Zeugen, sie solle sein ehelich Gemahl werden, und wäre sie die Tochter des allerniedrigsten Mannes in Schwaben, nur aber eine züchtige sittige Jungfrau. Damit zog er einen Demantring von großem Werth von seinem Finger, und gab ihr denselben, zum Zeichen der Treue. In drei Tagen wolle er allen Grafen, Rittern und Herrn ein festliches Mahl geben, dem solle sie beiwohnen, da werde er die Ehestiftung machen lassen. Mathilde trug Sorge, ob sie einwilligen sollte, es kam ihr Alles zu schnell und sie sagte nicht Ja, sagte aber auch nicht Nein.

Da wurden drei Tage die kostbarsten Zurüstungen zu einem großen Verlobungsmahle gemacht, und als der dritte Tag gekommen war, kamen die Geladenen allzumal auch, Herren und Frauen in Glanz und Pracht; aber die Braut wollte nicht kommen. Da ward aus dem Freudenmahle ein stummes Trauermahl, bei welchem der Ritter im tiefen Trübsinn saß, und seufzend nach dem Gedecke hin schauete, das an der Tafel unbesetzt geblieben war.

Als die Gäste davon geschlichen waren, ging Konrad in sein einsamstes Gemach und jammerte, und am andern Morgen war es, als läge er im heftigsten Fieber. Da kam das Haus in Aufruhr, und die Aerzte wurden gerufen; aber er nahm ihre Tränke nicht, und keiner konnte ihn trösten oder heilen, und von seinem Gram abbringen.

So dauerte es sieben Tage, und er verwelkte wie eine zerknickte Blume. Daran erkannte Mathilde, daß Konrad's Liebe treu sei; ach und es war ihr ja auch recht weh um's Herz gewesen, am Tage des Gastmahls und nachher. Nun sollte es mit Beiden anders werden.

Als am siebenten Tage früh Alles verzweifeln wollte, sagte Mathilde zu Frau Gertrud: „Habet nur Muth; unser Herr wird nicht sterben; ich habe diese Nacht einen guten Traum gehabt.“ — Den Traum mußte die Alte sogleich wissen, denn Träume galten ihr allezeit als hohe und unzweifelhafte Offenbarungen.

Mathilde erzählte: „Mir war es, als wär ich bei meiner Großmutter daheim, die lehrte mich ein Süpplein von neunerlei Kräutern kochen und sagte, das solle ich dem Herrn zurichten, so würde er, nähme er nur drei Löffel davon, gewiß und wahrhaftig wieder gesund!“

„Das ist nicht von ungefähr,“ sprach Frau Trude. „Flugs richte dein Süpplein zu, so will ich's ihm bringen und nicht eher aufhören zu bitten, bis er davon Etwas genießt!“

Graf Konrad gedachte, heut sei es sein Letztes, als eben die Schaffnerin hereintrat und ihm das Süppchen brachte, welches Mathilde gar köstlich mit Gewürz und allerlei Kräutern zugerichtet hatte. Sie hatte aber auch heimlich den Demantring mit hineingeworfen.

Um der Zudringlichkeiten der geläufigen Zunge der schwatzhaften Alten loszuwerden, zwang er sich einige Löffel Suppe ein und bemerkte, indem er mit dem Löffel auf den Grund der Schale traf, daß Etwas auf dem Boden derselben lag, was er heraufholte. Da war es sein Demantring, und war auf einmal um alle trübsinnigen Gedanken geschehen, die Augen glänzten wieder und der Ritter aß mit Lust die Suppe bis auf den letzten Löffel. — Das war eine Wundersuppe und Alle lobten dieselbe aus allen Kräften.

Konrad wollte nun wissen, wer die Suppe bereitet habe, ließ sich aber von dem gefundenen Ringe Nichts merken. Die Zigeunerin mußte sogleich vor ihn gebracht werden; obgleich die Schließerin sagte, sie sei gar zu häßlich und schmutzig.

Als sie nun in ihrer Häßlichkeit zu ihm eintrat und er Jedermann hatte hinausgehen heißen, fragte er, wie sie zu dem Ring gelangt sei, der in der Suppe gelegen? — Sie aber antwortete: „Den Ring habe ich von Euch. Ihr habt mich damit beschenkt am zweiten Tanzabend, wo Ihr mir Eure Liebe gelobtet. Nun sehet selbst, ob ich Euch noch anstehe.“

„Wie?“ sagte Konrad verwirrt. „Das ist ja nicht möglich.“ Es fuhren ihm seltsame Gedanken durch den Kopf, denn er meinte, seine Familie wolle ihn von seinem Vorhaben abbringen. Er suchte das Mädchen auszuforschen und sagte: „Seid Ihr die Jungfrau, der ich mich mit dem Ringe gelobt habe, so nehmt nur die Gestalt an, die Ihr auf dem Tanzboden hattet, und seid dann meiner Treue gewiß. Wo nicht, so laß ich Euch ausstaupen.“ — Ja freilich! auf die Gestalt eines Menschen und eines Dinges kommt gar viel an.

Sie hielt ihm eine sträfliche Rede, daß er die Schönheit mehr achte, als Unschuld und Tugend, und setzte ihre Worte also zierlich und geschickt, daß der Ritter darob erstaunte. Jedoch versprach sie, sich in der Gestalt zu zeigen, in der sie ihn auf dem Tanzsaale entzückt hatte, nur daß er sie auf ihre Kammer gehen und sich reinigen und umkleiden ließe.

Das geschah denn auch, und die Schließerin hielt vor der Kammerthür Wache. Sie aber trat nach weniger Zeit im Glanze der Schönheit, in welcher sie auf dem Saale erschienen war, vor den Ritter, der vor ihr kniete, ihr abermals den kostbaren Ring an den Finger steckte und sagte: „Behalt ihn auf ewig, du Theure!"

„Nicht also rasch," sagte die Jungfrau, „hört erst, wer ich bin und wie mir's ergangen." Hierauf erzählte sie ihm Alles, selbst das Geheimniß des Bisamapfels. — Er hörte kaum drauf und nach zwei Tagen wurden sie ehelich zusammengegeben und die Gastereien und Tänze wollten anfangs gar kein Ende nehmen.

Einige glückliche Jahre waren vorübergegangen und Mathilde achtete in ihrer Seligkeit des Bisamapfels kaum mehr. Sie wünschte nur noch die Mutter ihres Gemahls zu sehen, um ihr die mütterlichen Hände zu küssen; aber Konrad hatte mancherlei Ausrede und Vorwand, warum das jetzt noch nicht angehe und führte sie auf seine Güter, bald dahin, bald dorthin, nur nicht auf das, wo die Mutter sich aufhielt. Zuletzt begab er sich auf ein Gut mit ihr, welches unfern ihrer väterlichen zerstörten Burg gelegen war. Hier weilte sie gern. Sie weinte auf den Gräbern der Eltern. „Ach!" seufzte sie, „wenn sie doch noch lebten, damit sie sich freuen könnten über mein Glück!" Aber, so sollte sich denn doch die Brunnennixe mit ihr freuen, denn das Herz sucht im Glück eben sowohl Theilnahme als im Unglück. Darum ging sie zu dem Brunnen und warf zuerst kleine Steine hinein und zuletzt den Bisamapfel, aber es erschien keine Gestalt und den oben aufschwimmenden Bisamapfel mußte sie selbst wieder herausfischen.

Mathilde wurde auf diesem Gute von einem schönen Knaben entbunden. O, wie selig war sie da und ihr Gemahl mit ihr! Sie ließ das Kind nicht aus ihren Armen; obwohl eine verständige Amme gemiethet war, die des Kindes sorgfältig hüten sollte.

Es gab Freudenfeste im Schlosse, die drei Tage gedauert hatten. Als aber in der dritten Nacht Alles, ermüdet von dem Rausche der Freuden, im tiefen Schlafe lag, wandelte auch Mathilden der Schlummer an, und als sie erwachte, war der Knabe aus ihren Armen.

„Amme, wo ist mein Kind?" rief sie voll Entsetzen. Die Amme erwachte, rieb sich die Augen und sagte noch schlaftrunken: „Das junge Herrlein habt Ihr ja in Euren Armen!"

Da war es nicht! ach es war nirgends und nur ein paar kleine Blutstropfen wurden auf dem Fußboden bemerkt.

Da schrie die Amme: „Ach, daß sich Gott erbarme! So hat der Währwolf das liebe Kind geholt und davon getragen." — Die Eltern waren trostlos, die Amme war es mit ihnen. Mathilde behielt ihren Gram im Herzen, obwohl sie sich aus Liebe zu dem Gemahl zwang, heiter zu scheinen.

Es kam ein zweiter Knabe, schön und lieblich wie der erste, und der Graf feierte wieder drei Freudentage, wo selbst die Thürhüter von den edelsten Weinen trunken wurden und in der dritten Nacht ging es wieder wie das

erste Mal, obwohl die sorgsame Mutter den Knaben in ihrem Bette behalten, mit ihrer goldenen Halskette den Leib des Kindes umschlungen und die Enden der Kette an ihrem Arm befestigt hatte. — Ein Gelenk der Kette war mit einer scharfen Scheere durchschnitten.

Die Amme erhob ein Jammergeschrei, das überall im Schlosse widerhallte. Konrad eilte herbei und als er das Unglück hörte, zuckte er sein Schwert und wollte die Amme tödten.

„Du schändlicher Satan," brüllte der wüthende Ritter, „gebot ich dir nicht zu wachen?"

Da fiel das Weib nieder und stöhnte: „O, ich habe gewacht! Ach, hätt' ich es nicht, so hätt' ich die gräßliche That nicht gesehen! Bringt mich nur um, damit ich nur das grausende Andenken los werde. O! aus Barmherzigkeit bringet mich um!"

„Was? was hast du gesehen?" sagte der erschrockene Graf. „Bekenne frei oder ich lasse dich foltern!" Die Amme weigerte sich und sagte: „Lasset mich lieber tödten; es ist besser für Euch und für mich!"

Da wollte der Graf nur um so eher das furchtbare Geheimniß wissen, nahm das Weib in sein Gemach und mit Drohungen und Verheißungen brachte er Alles heraus.

„Euer Gemahl," sagte das Weib, „ist eine gräßliche Zauberin und hat die Kindlein mit einer scharf geschliffenen Demantnadel durch's Herz gestochen, da sie dachte, ich schliefe, und hat aus den Knöchlein der Kleinen und aus Kräutern einen Trank wollen bereiten, daß sie immer schön bleibe und immer Eure Liebe behalte; denn, Herr, Euch liebt sie über alle Maaßen! Komm, du lieber Kleiner, sagte sie zu dem zweiten und drückte ihn dazu an ihr Herz und küßte ihn: Komm, du sollst zu deinem Brüderlein gehen; und wenn noch ein Brüderlein kommt, das send' ich dir auch nach, denn aus Dreien kann ich den Zaubertrank der Schönheit und Liebe bereiten.

„Damit durchstach sie sein Herz mit der Nadel und ließ es ein wenig ausbluten. Dann öffnete sie den Bisamapfel, aus dem kam eine Flamme, die das Kind in einem Augenblick verzehrte und nur die zarten Knöchlein und die Asche übrig ließ, welche sie in einer Schachtel sammelt, die sie unter der Bettlade versteckt hat."

Der Graf war vor Entsetzen zum Stein geworden. Da er wieder zu sich kam, befahl er dem Weibe, Keinem ein Wort von der ungeheuren That zu offenbaren. Er verstellte sich, ging mit dem Weibe zu seiner Gemahlin, küßte und tröstete die Jammernde, bis die Amme heimlich das Schächtelein hervorgeholt hatte, das sie dem Ritter auf sein Gemach brachte.

„Ach, welch ein Teufel der Hölle, mit einem Engelsangesichte!" stöhnte der Ritter. „Und doch, ich liebe die Unselige noch; aber sie soll sterben; sie darf ja nicht leben!"

Der Haushofmeister bekam mit großem Eifer und Strenge Befehl, wie er sollte zu Werke gehen. Der alte Mann jammerte im Herzen sehr; denn alles Hausgesinde betete die sanfte, milde Hausherrin an; aber er mußte gehorchen.

Der Ritter verreiste auf einige Tage und Mathilde sollte des Tages darauf ein Bad nehmen, weil es der Hausarzt verordnet hätte zur Stärkung. Sie wollte es nehmen; aber es war in der Badstube eine Glut wie in der Hölle. Da wollte sie umkehren, aber sie wurde mit starken Armen hineingestoßen und die Thüren verschloß und verriegelte man.

Die Unglückliche errieth ihr Schicksal und den schändlichen Verdacht. „Konrad!“ schrieb sie mit einer silbernen Nadel an die weiße Wand, „ich sterbe unschuldig!“ Darnach legte sie sich auf ein Ruhebett und ergab sich in den Tod. Aber als sie in der Todesangst sich umherwarf, da entfiel ihr der Bisamapfel. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen, hob ihn vom Fußboden auf und mit den Worten: „O Pathe, kannst du, so hilf mir von dem Tode der Schande!“ öffnete sie ihn.

Da quoll ein kühl feuchter Nebel hervor, der die Flammen auslöschte und die Glut verschlang und aus dem Nebel trat die Pathe hervor, an ihrer Hand Mathilden's ältesten Knaben, auf ihrem Arm den Säugling. „Wohl dir,“ sagte die Pathe, „daß du dir einen Wunsch aufspartest; aber wie verderblich konnte es dir werden, daß du das Geheimniß des Apfels offenbartest. Hier sind deine Kinder, die die stolze Mutter deines Gemahls durch die tückische Amme wollte ersäufen lassen, weil sie glaubte, es seien die Kinder einer nichtswürdigen Küchenmagd. Die Amme wollte die Kinder ersäufen und trug sie glücklicher Weise zu meinem Brunnen.“

Die Pathe erzählte, wie sie die Amme als eine Kindsmörderin bei dem Gemahl mit listiger Erfindung verklagt habe und sagte ihr von der Schachtel, daß nur Hühner- und Taubenknochen in derselben gewesen wären. Hierauf sagte sie: „Dein Gemahl ist nicht mehr fern und du wirst bald gerechtfertigt an seinem Herzen liegen und nimmermehr wieder eines Wünschapfels zu deinem Glücke bedürfen.“ Damit verschwand sie.

Die Diener, welche innerhalb des Badegemachs noch Stimmen gehört hatten, wollten das verloschene Feuer wieder anschüren, aber es wollte nicht brennen. Darüber kam der Graf Konrad und fragte bebend: „Lebt sie noch? O öffnet, öffnet!“

Was der Graf im ersten Grimme, der ihm das Nachdenken benahm, anfangs geglaubt hatte, wurde ihm immer mehr zweifelhaft. Er gedachte der Frömmigkeit seiner schönen Gemahlin und fing an sich zu ängsten und die Angst trieb ihn zurück.

Wie überglücklich waren sie Beide, als sie einander mit Liebe und Entzücken in den Armen lagen und die geliebten holden Knaben gerettet waren.

Die Bübereien der Amme waren bald klar und die listige Schlange wurde in die Badstube geworfen, wo sie elendiglich erstickte, indem die Ofenflammen wie von selbst gleichsam frisch und lustig wieder aufflackerten. Die alte böse Schwiegermutter, da sie hörte, wie es gegangen sei, starb vor Aerger, und die vielgeprüfte Unschuld hatte den Sieg behalten und hatte von nun an den Himmel auf Erden.

Die Nelke.

Ein Ritter hatte sich lange besonnen, wen er wohl heirathen sollte. Er wollte ein Mädchen haben, die ein gutes Herz hätte, sanft und fromm, bescheiden, still und sittsam wäre und aus dem Mittelstande herstammte; denn da, meinte er, bekäm er gewiß etwas Gutes. Es war aber nicht leicht, ein solches gutes Kind zu finden, und darum mußte er sich so lange besinnen.

Zuweilen glaubte er gefunden zu haben, was er suchte; aber wenn er recht zusahe, war es nicht wahr.

So sann er denn auch einmal, indem er eben am Fenster stand, da die Leute zur Kirche gingen. Da sah er ein wohlgekleidetes Mädchen mit in die Kirche gehen. Das sahe so wunderlieblich aus und so sittig, und es war ihm, als stände auf ihrem Gesichte geschrieben, daß sie herzensgut sei.

Weil er der angesehenste Herr in der ganzen Gegend war, so hatte er es bald heraus, wer sie sei, nach Stand und Gemüth, und es war Alles so, wie er wünschte. Da bat er sie, ihn zu heirathen, und weil er ein grundguter Herr war, so that sie es, und sie waren Beide recht glücklich, daß sie einander hatten; als aber der liebe Gott der Burgfrau ein Söhnchen bescheerte, da waren sie noch viel, viel glücklicher.

Nun aber wußte der Burgherr wieder nicht, wen er zum Pathen des Kindes nehmen sollte; denn in Dingen solcherlei Art hatte er seine eigenen Gedanken und war gar nicht voreilig. Als er darüber nun nicht mit sich einig werden konnte, so dachte er: „Ich will ein Bischen unbekannt und verkleidet ausgehen und der Erste, der mir auf der Straße begegnet, soll mein Gevattermann und des kleinen Jungen Pathe sein.“

Da begegnete ihm ein Mann, schlicht gekleidet, mit ernstem Angesicht, den eben Niemand zu kennen schien. Dem ging er von Weitem nach, sahe wo er wohnte und als er sich nach ihm erkundigte, wußte Keiner eben Etwas von ihm, als daß er sich mit der Welt nicht viel abgebe, sondern lebe so vor sich hin, thue aber Niemand etwas zu Leide, Vielen Gutes, jedoch im Stillen.

„Das ist mein Mann!“ sagte der Ritter, ging hin und bat ihn zu Gevatter.

Der Mann kam, bat aber, daß er das Kind allein zur Kirche tragen dürfe, die verschlossen werden müsse. Das wurde ihm denn versprochen.

Es hatte aber ein neugieriger Gärtner, dem der Wunsch des Mannes seltsam vorkam, sich vorher in die Kirche geschlichen und versteckt. Der sahe, wie der Mann das Kind auf seinen Armen zum Altar trug, machte Zeichen über dasselbe, sprach Worte über das Kind und verlieh ihm die Gabe, daß Alles, was es wünschen würde, ihm gewährt sein solle.

„Das soll dir ein Vortheil sein,“ sagte der Gärtner und sann sich Böses aus.

Als die Burgfrau einmal mit dem Kinde auf dem Arme im Schloßgarten spazieren ging, — denn das Kind ließ sie niemals von sich, — brach

plötzlich aus dem Gebüsch ein Bär auf sie ein, der hatte zwei Hörner am Kopfe, Greiffüße und greuliche Krallen, womit er der Burgfrau, die in Ohnmacht fiel, das Kind entriß und dabei brummte: „Ich will es fressen." — Die Wärterin aber war gleich davon gelaufen.

Die Eltern waren trostlos, der Bär aber fraß das Kind nicht, denn es war der Gärtner, der sich vermummt hatte.

Der Gärtner trug das Kind weit, weit weg in einen Wald, wo weit und lang keine Menschen wohnten, als ein Förster, der sein alter Schulkamerad war. Dem offenbarte er Alles und stellte ihm vor, was sie einmal für Gewinn von der Gabe des jungen Herrn haben wollten.

Der Förster hatte eine Tochter, die war von gleichem Alter mit dem Junker und wuchs mit ihm auf. Sie hieß Maria.

Die Kinder wuchsen auf und spielten und lernten mit einander und ließen nicht von einander. Der Junker wurde ein Jägersmann und war brav und ehrlich und Maria besorgte den Haushalt und war sanft und fromm, aber auch klug und schlau. Weil der Gärtner oft kam, wenn der Junker im Walde war und heimlich viel mit ihrem Vater zu sprechen hatte, paßte sie auf und brachte Alles heraus und sagte es dem Junker.

„Gut," sagte der Junker; „aber von dir laß ich nun und nimmermehr, obschon ich des Burgherrn leiblicher Sohn nun bin; denn wir sind beisammen aufgewachsen, wie die beiden Linden im Walde, die du ja kennst."

Als nun bald darauf der Gärtner einmal wieder kam und von dem Junker, der immer darauf gelauert hatte, erblickt wurde, verwünschte der ihn zu einem Pudel, seine Maria aber wünschte er zu einer Nelke.

Er ging sogleich an seines Vaters Hof, ließ den verwandelten Gärtner als Pudel neben sich herlaufen; aber seine Maria steckte er als Nelkenstrauß vor seine Brust.

Er ward Jäger am Hofe seines Vaters, der den ernsten, stillen Burschen bald recht lieb gewann und mit ihm oft ganz allein auf die Jagd ritt. Wenn Niemand ein Wild erlegt hatte, so brachte er immer von allerlei Art. Das war aber keine Kunst, weil er ja nur zu wünschen brauchte. Er verlangte auch keinen Lohn für seinen Dienst und auch kein Essen, ob es ihm gleich der Burgherr schon tausendmal angeboten hatte. „Nein, gnädiger Herr," sagte er dann immer, „ich will Euch nur aus Liebe dienen." — Eine eigene Kammer hatte er gefordert, die er verschließen konnte, und hatte sie bekommen.

Seine Kameraden fanden das Alles wunderlich, und wurden auch wohl ein wenig neidisch und späheten und Einer sahe einmal durch's Schlüsselloch. Schau! Da saß der Jäger vor einem Tisch, der mit den herrlichsten Speisen und auch mit Wein besetzt war, und ein hübsches Mädchen saß ihm gegenüber und Beide aßen und sprachen mit einander vergnügt und vertraulich. Das Essen hatte sich der Jäger nur zu wünschen nöthig gehabt und seine Maria durfte ja keine Nelke bleiben, wenn er daheim war, sondern bekam ihre natürliche Gestalt.

Die Jäger brachen auf seine Stube ein, als er einmal nicht zu Hause

war und meinten, sie müßten große Reichthümer finden, aber sie fanden Nichts als eine wunderschöne Nelke in einem Glase mit Wasser. Deß wunderten sie sich sehr, die Nelke aber trugen sie ihrer Wunderschönheit wegen zum Burgherrn. Dem gefiel sie ganz unaussprechlich, und er beschloß sie dem Jäger für großes Geld abzukaufen. Aber als die Nelke im Zimmer des Ritters war, trauerte sie und ließ die Blätter hängen.

Der Jäger kam aus dem Walde, der Ritter bot ihm großes Geld für die Nelke, der Jäger aber sprach: „Nein, edler Herr, die Nelke taugt nicht in Eure Hände, — seht, wie sie die schönen Blätter hängen läßt. O nein! liebe Nelke," sagte er, indem er sie nahm, „dich lasse ich ja nun und nimmermehr!"

Da fing die Nelke an, sich wieder frisch aufzurichten und einen wunderherrlichen Geruch umher zu verbreiten.

„Was sind das für wunderliche Dinge, mein Sohn?" fragte der Burgherr.

„Ja!" sprach der Jäger, „Euer Sohn bin ich wirklich," und damit entdeckte er dem Vater Alles. Der Pudel mußte gestehen, denn der Jäger verwandelte ihn wieder in den Gärtner, und als er gestanden hatte, wieder in einen Pudel. Die Eltern waren überfroh; die treue Maria mußte den Junker gleich heirathen, und der Pudel mußte Pudel bleiben und unter dem Tische der Stallknechte sein Brod und seinen Knochen suchen. — Alles, Alles im Schlosse und im Lande war froh, aber der Pudel war es nicht.

Das Glückskind.

Ein armer Bauersmann, welcher Martin hieß, hatte zwei Kinder, die er gar herzinnig liebte. Es waren ein Sohn und eine Tochter.

Als er nun auf seinem Todtenbette lag, da rief er sie Beide zu sich und sagte:

„Ihr herzlieben Kinder, ich muß nun von Euch scheiden; aber obgleich ich sterben muß, so lebt doch der liebe Gott immerfort, und wenn Ihr Euch recht lieb haben werdet und du Wanst recht ordentlich wirst arbeiten lernen, so wird Alles schon gut gehen!" Wanst aber war sein Sohn.

Der Vater sagte weiter: „Daß ich Euch nicht viel hinterlassen kann, wißt Ihr ja. Als ich Eure selige Mutter heirathete, brachte sie mir ein paar alte Holzschemel und einen Strohsack mit in's Haus. So hab' ich auch noch meine Henne, meinen Nelkenstock und diesen Silberring hier. Den Topf aber mit dem schönen Nelkenstock und den Silberring, die ich beide schon so manche Jahre aufbewahrt habe, hat mir eine vornehme Frau geschenkt, welche in meiner Hütte einmal zur Nacht blieb und von welcher ich heutigen Tags nicht weiß, wer sie war, oder woher sie kam und wohin sie zog. Denn es schickte sich nicht darnach zu fragen."

„Sie sagte, ich möchte des Nelkenstocks gar fleißig warten und ihn be-

gießen, den Ring aber auf's Beste bewahren; sie sollten aber alle beide dir, liebe Tochter, zugehören, und dich einmal trösten, wenn du recht arm und verlassen sein würdest. Dennoch sollte ich dich „Glückskindchen“ nennen, welches ich auch gethan habe. — Da hier! Glückskind, nimm was dein ist, Ring und Nelkenstock; das Uebrige gehört dem Wanst.“

Der Vater starb nach einigen Tagen; die Kinder nahmen, Jedes was ihm gehörte und blieben beisammen.

Glückskindchen hatte den Bruder Wanst gar sehr lieb, und dachte, er würde sie auch recht lieb haben, welches aber nicht geschahe, denn, als sie sich einmal auf einen von Wansten's zwei Schemeln setzen wollte, jagte er sie davon weg, setzte sich selbst ganz hochmüthig auf den einen Schemel und auf dem andern strakelte er tölpisch seine Füße aus, die gar dick und stämmig waren.

„Die Schemel sind mein,“ sagte er übermüthig und vornehm; „du kannst deinen Ring behalten und deine Nelken!“

Das Glückskind weinte im Stillen seine bitterlichen Thränen und wußte nun nicht einmal, wo es sich hinsetzen sollte. Ach! daß der Wanst so garstig sein konnte, das hätte sie ja nimmerdar geglaubt; um desto weher that es ihr denn.

Stehend hatte sie bis zum Abendessen ein wenig genäht, aber Wanst hatte großthuisch und nichtsthuig auf seinen Schemeln geruht und als Abendessenszeit kam, holte er sich ein paar Eier, von denen, welche die Henne seit einigen Tagen gelegt hatte, kochte sie und aß sie nebst einem großen Stück Brod, wovon noch etwas Vorrath da war. Aber der Schwester gab er weder Brod noch Ei.

„Das ist für mich,“ sagte er, „und ist mein. Du magst zusehen, woher du Etwas zu essen willst nehmen. Versuche das hier,“ sagte er, indem er ihr die Eierschalen zuwarf; „ich habe nicht mehr für dich. Doch gibt es noch Frösche im Sumpfe genug, die magst du dir holen.“

Da ging das arme Kind still weinend in sein Kämmerlein und klagte dem lieben Gott seine Noth. Im Kämmerlein aber duftete es mit gar lieblichem Geruch. Das thaten die Nelken, die frisch und herrlich dastanden und über welche das Mädchen sich so herzlich freuete, daß es den Bruder und den Hunger vergaß und aufhörte zu weinen.

Da sah es nun seinen Nelkenstock an. Der aber war ziemlich trocken. Da sagte das Glückskindchen:

„Ihr lieben, süßen, holden Nelkenblumen, wie sollte ich denn Euer vergessen. So schön riecht ihr und habt so prächtige Farben! Nein, ihr sollt mir nicht dürsten!“

Drauf nahm sie den Krug und eilte im Mondschein zum Brunnen, Wasser zu schöpfen und die Blumen zu erfrischen. Der Brunnen aber war weit und sie hatte sich müde gelaufen, als sie hinkam und setzte sich an dem kühlen Brunnen nieder, um erst ein wenig auszuruhen. Sie hatte ja daheim ohnedieß Nichts zu schaffen und zu essen.

Als sie so da saß, da kam ein großes Wesen und Gethue daher, mit großer Pracht und Herrlichkeit und eine vornehme Frau war darunter, mit einer Krone auf dem Haupte, die glänzte im Silberlicht des Mondenscheines gar wunderherrlich, wie Diamanten und Perlen, aus welchen denn eben die Krone bestand, und viele hochgeputzte Frauen und Herren begleiteten die vornehme Frau mit großer Ehrfurcht.

Die Vornehme ließ sich an der Quelle des Brunnens nieder, wo liebliche und lustige Bäume standen. Ein Armstuhl wurde ihr hingesetzt, mit weichen Kissen belegt und überzogen mit Goldbrokat; ein Schenktisch wurde ihr hingestellt mit goldenen und kristallhellen Gefäßen und auf einem andern Tische, unfern davon, ward eine köstliche Mahlzeit aufgetragen und eine Musik von Hörnern und Saitenspiel begann sanft und süß.

Das war aber Alles in einem einzigen Augenblicke da, so als ob es schon längst dagewesen wäre.

Das Glückskind hatte sich, während das Alles vorging, blöde und schüchtern und gleichsam wie vor Angst, hinter einen Fliederstrauch versteckt, indem es dachte, es gehöre nicht zu den vornehmen und glänzenden Leuten. Da ging es ihm wie vielen erwachsenen Leuten, welche sich auch vor den Vornehmen und Glänzenden verbergen. So etwa mochte es dem armen Kinde sein.

Glückskind hatte sich versteckt; aber die vornehme Frau, welche eine Königin war, sahe sie doch, und ließ sie durch einen ihrer vornehmen Diener heranrufen.

Demüthig und sanft und sittig schämig stand das schüchterne Mägdlein mit gesenkten Augen vor der Königin, der es gar aus dermaßen gefiel.

„Was machst du denn hier, du liebes, holdes Kind?" fragte die Königin gütig, weil sie selbst recht sehr gut war; „fürchtest du dich denn nicht, so allein am Abend?"

„Fürchten?" antwortete das holde Kind; „gar nicht! Ist doch der liebe Gott bei mir, und seine heiligen Engel sind auch da. Ich habe nur dieses Kleidchen von Leinwand, und einen Nelkenstock und einen Silberring, die sind aber zu Hause, und den Nelkenstock, der so gar schön riecht, den wollte ich begießen, und mir Wasser dazu aus dem Brunnen holen."

„Hast du denn schon Abendbrod gegessen?" fragte die Königin.

„Ach nein, noch nicht," antwortete Glückskind. „Es war nicht viel da, — nur zwei Eier und ein Stück Brod, das hat der Bruder gegessen."

Da mußte sich Glückskind an der Königin Tisch setzen, und wurde ihm das Beste aufgetragen, und mußte es essen. Es aß aber nur ein wenig, denn es war so blöde.

„Worin denn," fragte die Königin nun, „wolltest du das Wasser schöpfen, die Nelken zu tränken? Du hast ja keinen Krug mit dir?"

„O doch!" sagte das Mädchen; „ich hab' ihn hier unten auf die Erde heimlich hingesetzt." Da griff es darnach, und wollte ihn der Königin zeigen. Da war wohl ein Krug da, aber der war von Gold und so schwer, daß er sich kaum erheben ließ, und war besetzt mit funkelnden Edelsteinen.

„So einen schönen Krug hast du?“ fragte die Königin. „Ach nein!“ antwortete das Mädchen betrübt, „der ist nicht mein; meiner war nur ein irdener Krug, und der ist nun fort, und ich habe keinen andern. O! meine armen Nelken; sie dürsteten so sehr.“

„Nun,“ sagte die Königin, „so nimm diesen da, und sei nur getrost. Schöpfe du nun!“ Aber als das Mädchen schöpfen wollte, war der Krug schon voll von Wasser, welches köstlich und erquickend roch.

„Daraus sollst du deine Blumen begießen,“ sagte die Königin freundlich, „so werden sie recht wunderschön blühen und riechen. Geh hin und komm wieder, ich werde hier noch eine kleine Weile bleiben.“

Da lief das Mädchen eiligst nach Haus, und wollte der gütigen Königin den Nelkenstock aus Dankbarkeit bringen, wenn es ihn erst würde getränkt haben.

Als das arme Kind aber in sein Kämmerlein kam, wo der Nelkenstock im Fenster gestanden, da war er fort, denn der garstige Wanst hatte ihn fortgenommen und versteckt, und statt desselben einen Kohlkopf hingestellt. Da wurde das Mädchen recht tief betrübt, denn es hatte sich so recht herzinnig darauf gefreut, der gütigen Königin auch Etwas zu schenken.

Da es nun nichts Besseres hatte, nahm es den Silberring, und sagte der Königin, wie es mit dem Nelkenstock so gar übel ergangen sei.

Die Königin nahm den Ring an, und steckte denselben an ihren Finger, indem sie sagte: „Ich nehme den Ring von dir, du gutes Kind; und bleibe du nur so sanft und fromm, und habe Geduld, nur noch eine kleine Weile, so wird schon Alles gut werden!“ Hierauf setzte sich die Königin in ihren prächtigen Wagen, und sechs schneeweiße Pferde flogen mit ihr so schnell davon, als ob sie Vögel wären.

Als nun das Mädchen wieder in sein Kämmerlein kam, und den Kohlkopf noch im Fenster sahe, wurde es auch einmal böse, weil ihm der garstige Wanst die Freude mit dem Nelkenstocke verderbt hatte, und warf recht unwillig den Kopf zum Fenster hinaus.

Da schrie es mit kläglicher Stimme: „Ach, mir sind ja alle Rippen im Leibe zerbrochen. — Ich bin ein Kind des Todes!“

Glückskindchen dachte nicht, daß es der Kohlkopf sein könne, von dem die Wehklage käme, sondern ging hinaus zu sehen, wer es denn wäre? Da war ihm der Kohlkopf im Wege und es stieß denselben mit dem Fuße fort und sagte: „Geh, du garstiges Ding, das die Stelle meines lieben Nelkenstocks vertreten wollte!“

„Thue mir doch nicht Unrecht,“ antwortete der Kopf: „du solltest mich nicht an der Stelle gefunden haben, hätte mich nicht Jemand an's Fenster gestellt. Setze mich nur wieder zu meinen Kameraden hinaus, so will ich dir auch sagen, daß der hämische Wanst deine Nelken in seinen Strohsack versteckt hat.“

Das Mädchen erschrak anfangs ein Bischen über den sprechenden Kohlkopf, denn es wußte noch nicht, daß es der Kohlköpfe recht viel in der Welt gibt, welchen die Sprache gar nicht fehlt, wohl aber fehlen die Gedanken;

aber bald hatte es sich von dem Schrecken erholt, und trug mitleidig den Kohlkopf an seine Stelle. Aber dann trauerte es wieder, weil es nicht wußte, wie es den Nelkenstock aus dem Strohsack bekäme; denn der garstige Wanst würde es doch nicht erlauben, denselben hervorzuholen.

Indem das Glückskind so trauerte, sahe es die Henne des Bruders so eifrig auf dem Hofe kratzen, daß der Staub davon weit umherflog. Das Mädchen griff nach der Henne, und erhaschte sie und sagte: „Wart, du sollst mir den Nelkenstock bezahlen!“

„Sei doch barmherzig,“ flehte die Henne; „ich bin ja nicht Schuld; wie kann ich denn für den Nelkenstock büßen?“ — Da war des Glückskindes Aerger gleich verflogen, und es ließ die Henne frei.

„Zur Dankbarkeit,“ sagte nun diese, „will ich dir Etwas offenbaren, zumal ich das Gackern und Plappern gar zu sehr lieb habe. Du denkst, du seist des alten Martins, des gestorbenen Bauers, Kind und Wanst sei dein Bruder? Dem ist aber gar nicht also, sondern du bist ein Rittersfräulein und deine Mutter ist eine Ritterssfrau. Die hatte schon sechs schöne Töchter geboren; aber der Ritter, dein Vater war wunderlich und sehr schlimm, und vermaß sich hoch und sehr, wenn seine Frau wieder in die Wochen käme und brächte ihm keinen Sohn, so wolle er sie erstechen, und ließ sie sogleich in einen festen Thurm stecken und gab ihr Wächter und befahl denselben im grimmigen Zorn, die Frau und ihr Kind gleich umzubringen, wenn sie eine Tochter brächte.“

„Die unglückliche Rittersfrau ängstete sich fast halb todt, ehe sie noch niederkam, und als sie nun niederkam, da hatte sie eine Tochter, und das warst du. Sie entfloh mit dir aus dem Thurm; denn sie hatte sich schon lange vorher eine Strickleiter gemacht. Sie lief so weit als sie nur Kraft hatte und kam zu uns in dieses kleine Häuschen, wo sie nicht weiter konnte. Sie erzählte uns ihr grausames Unglück, und bat mich ihr Kind groß zu säugen, nämlich dich. Ich aber war damals Martin's Frau und that das gern und bin also deine Amme. Deine Mutter starb wenige Tage nachher; denn sie hatte gar zu viel ausgestanden; wir aber, Martin und ich, behielten dich bei uns und hatten dich so lieb, als ob du unsere leibliche Tochter wärst.“

„Da ich nun immer gern schwatzte und plauderte, so erzählte ich auch einmal diese ganze Geschichte einer schönen Frau, die prächtig gekleidet war, und wohl etwas Großes sein mochte. Diese aber berührte mich mit einer kleinen Gerte und da wurde ich auf einmal zur Henne. „Nun,“ sagte sie, „plaudere und schwatze, so viel du willst!“ Das habe ich denn auch ordentlich gethan und unaufhörlich gekrikelkrakelt und gegackert.“

„Als nun der arme Martin von seiner Arbeit nach Hause kam, fand er mich nicht. Er suchte mich mehrere Tage lang, aber das war ja Alles vergeblich. Da dachte er denn endlich, ich möchte vielleicht in den Wald gegangen sein und wäre von den Wölfen gefressen worden, oder sei im Flusse ertrunken und von dem Strome fortgerissen worden.“

„Nach einiger Zeit kam die vornehme Frau noch einmal und gab deinem

Pflegevater den Ring und den Nelkenstock, da ich eben auf dem Hofe war und Würmerchen suchte; sie befahl ihm auch, wie du heißen solltest. Indem sie aber noch da war, kamen zwanzig grimmige Trabanten, die hatte dein wirklicher Vater, der Ritter, ausgesendet, dich zu suchen und umzubringen. Das ist aber gar nicht geschehen, wie du wohl weißt, sondern die vornehme Frau sagte leise nur ein paar Worte, da waren die Trabanten allzumal in Kohlköpfe verwandelt. — Siehe, nun weißt du, daß du ein Fräulein bist. Ich wundere mich nur, daß ich auf einmal wieder sprechen kann, was ich vorher gar nicht gekonnt habe, und der Kohlkopf, den du aus dem Fenster warfest, konnte es auch. Ich denke, das hat Etwas zu bedeuten."

Also plauderte die Henne und war froh, daß sie es konnte, weil sie so lange den Sprechschnabel hatte halten müssen.

Glückskind sann allen diesen Wunderdingen nach, aber es konnte sich nicht daraus finden. „Wenn ich nun auch ein Fräulein wäre, wäre ich denn nun glücklich? Wenn's allen Fräuleins so zu Muthe ist, wie mir, so steht es mit ihnen sehr übel. Ich wollte, ich wäre das Gänsemädchen im Dorfe, das hat doch sein Stück Brod, springt lustig auf der Wiese herum, sucht Blumen, windet Kränze daraus und singt sich sein fröhliches Liedchen."

Jetzt fiel dem Glückskinde der Nelkenstock wieder ein, und als es in die Stube trat, war zum Glücke Wanst nicht da, sondern war in den Wald gegangen. So wollte es denn den Strohsack aufmachen und den Nelkenstock herausholen; aber da kam ein großes Heer von großen garstigen Ratten mit häßlichen langen Schwänzen aus dem Sacke hervorgeschossen, grimmig und beißig auf Glückskind zu.

„Ach, ihr lieben, lieben Nelken," rief es, „wie soll ich euch nun erretten!"

Als aber die Ratten nicht aufhörten, auf das Mädchen zuzufahren, es in der Stube verfolgten und in sein Gesicht hinaufspringen wollten, lief es in der Angst zu dem Kruge von Gold und sprengte Wasser auf die Ratten, die alsbald mit hastiger Angst davon liefen und sich in ihre Löcher verkrochen.

Jetzt holte Glückskind seine lieben Nelken aus dem Strohsack, aber die trauerten mit hängenden Köpfchen und waren beinahe verschmachtet.

„O ihr lieben schönen Blumen," sagte Glückskind, indem es den Stock mit dem Wasser aus dem Goldkruge begoß, „erholt euch doch wieder!" Das thaten die Blumen, sobald sie begossen waren und richteten die Köpfchen frisch in die Höhe und dufteten einen wunderlieblichen Geruch, und das Mädchen freuete sich sehr. Und aus dem Nelkenstock kam eine angenehme Stimme, die sprach ganz leise:

„O Glückskindchen, wie bist du so sanft und so gut und auch so schön; und ich bin dir auch so gut, so sehr gut!" Mehr sagte die Stimme des Nelkenstocks nicht; aber das war schon genug, um das Glückskind beinahe in Ohnmacht zu bringen. Es hatte zwar den Kohlkopf und die Henne sprechen gehört, aber die Stimme aus dem Nelkenstock kam ihm zu bedenklich und wunderlich vor.

Indem es darüber noch nachsann, kam Wanst aus dem Walde nach

Hause und wurde wild und grimmig, da er sahe, daß der Nelkenstock gefunden war und wieder so schön blühete und so herrlich roch. Er packte mit seinen Fäusten die Schwester beim Arm, riß sie in der Stube umher, gab ihr einige Püffe und schleppte sie mit Schimpfen zum Hüttchen hinaus, bis fast an den Wald: „Da!“ sagte er, „siehe zu, wie du durchkommst, oder laß dich von den Bären auffressen; aber zu mir komm nicht wieder, sonst schlag ich dich todt auf dem Flecke!“

Das arme Glückskind war recht unglücklich und hatte beinahe alle Besinnung verloren. Erst hatte es so hübsche Worte vom Nelkenstock gehört, und nun so fürchterliche von Wanst und sollte nun in den wilden Wald voll wilder reißender Thiere.

Als Glückskind aus der Betäubung zu sich selbst kam, stand die hohe schöne Frau wieder da, die ihm den goldenen Krug geschenkt hatte. Sie sprach:

„Ich bin die Königin dieser Wälder und weiß Alles was vorgegangen ist; denn ich bin eine Fee. Ich habe gesehen, wie übel dich Wanst behandelt hat, der doch dein Bruder sein will. Soll ich ihn dafür züchtigen?“

„Ach nein!“ antwortete Glückskind, „das kann mir ja Nichts helfen, und er wird drum wohl nicht anders, als er nun einmal ist, und ist doch immer mein Bruder. Wenn ich nur wüßte wohin, so verlangte mich gar nie mehr nach dem Hüttchen, wo doch keine Liebe ist und kein Friede.“

„Dein Bruder sollte er sein,“ sagte die Waldkönigin, „dein wirklicher Bruder? Der tölpische rohe Mensch, der dir so übel thun konnte? Das glaube ich nimmermehr. Hat man dir nicht gesagt, wer du bist?“

„Eine Henne,“ antwortete es, „hat mir davon Etwas gesagt, aber das war so wunderliches Zeug. Wer weiß daraus klug zu werden? Was ich nach ihrem Gekrakel sein soll, ist viel zu hoch für ein armes Bauernkind, als daß ich mir's einbilden sollte. Wanst ist doch wohl mein Bruder!“

„Er ist es nicht, du liebes bescheidenes Mädchen,“ sagte die Königin, „und du bist wirklich ein Fräulein und bist das Kind meiner eigenen lieben Schwester. Ich hätte dir auch gern eher geholfen, aber ich hatte noch nicht die Macht dazu; dir aber ist es vielleicht gut gewesen, daß du so niedrig und arm bist erzogen worden, so bist du bescheiden und demüthig geblieben, und weißt wie Armuth und Noth thun. — Die Zeit deiner Prüfung ist aber vorüber.“

Indem sie noch also sprachen, trat ein Jüngling daher, heiter und schön wie ein Engel, einen Kranz von schönen Nelken auf dem goldenen Lockenhaar; der grüßte die Königin sittig und lieblich, indem er sich auf die Knie vor ihr niederließ und ihre Hand küßte.

„Willkommen, mein Sohn, mein geliebter Sohn!“ sagte die Königin liebreich; „jetzt ist deine Bezauberung vorüber! und du und das Glückskind, dem du deine Erlösung verdankst, werden von nun an recht glücklich sein.“

„Meine Leute,“ fuhr sie fort, „die dich in deiner ersten Kindheit warten sollten, hatten dich an eine Stelle gebracht, welche ich ihnen zu betreten verboten hatte, und hatten dich außer Acht gelassen, um mit einander zu schäkern

und zu scherzen. Da erhielt ein gewaltiger Zauberer Macht über dich, welcher immer mein Feind war und verwandelte dich in einen Nelkenstock. Den Nelkenstock erlangte ich durch meine Macht wieder und brachte ihn in die Hütte, wo Glückskind war und gab ihn dem Bauer und einen Silberring dazu. Wie der wieder in meine Hand zurückkehrte, so wußte ich daran, daß die Bezauberung ein Ende hatte; und du liebes Mädchen, hast ihn mir aus Erkenntlichkeit gebracht, weil der garstige Wanst dir deinen Nelkenstock gestohlen hatte, den du mir schenken wolltest. Das Wasser, womit du die wiedergefundenen Nelken begossest, ist aus dem Wunderbrunnen und treibt alles Unheil ab und gibt den verwandelten Dingen die vorige Gestalt wieder. — Kommt nun und zieht mit mir in mein Reich!"

„O! meine Königin, meiner Mutter Schwester, darf ich nicht eine Bitte thun?" sagte bescheiden das Glückskind mit niedergeschlagenen Augen.

„Sage mir deine Bitte, mein liebes Kind, du bist ja die Tochter meiner Schwester und jetzt bin ich ja auch deine Mutter!"

Da bat das Glückskind die Fee, sie möchte doch die Henne wieder zum Menschen machen, denn sie sei doch ihre Amme gewesen und die Kohlköpfe auch, und den Wanst möchte sie auch zum Menschen machen, nämlich zu einem solchen, der recht sanftmüthig und liebreich würde und möchte ihm viel Geld schenken; denn sein Vater habe es doch, nämlich das Glückskind, auch mit erzogen und ernährt.

„Du gutes Kind," sagte die Fee und ging mit ihrem Sohn und mit Glückskind zu Wanst's Hütte und berührte mit der Zauberruthe die Henne und die Kohlköpfe. Da wurden sie wieder, was sie gewesen waren. Aber Wansten, sagte sie, könne kein Geist und keine Fee zu einem rechten Menschen machen; dazu müsse ein Jeglicher sich selbst machen. Zu viel Geld würde ihn vollends verderben. Sie ließ ihm aber, nachdem sie ihm seine schlechte Art und Natur recht verwiesen hatte, auf Glückskinds Fürbitte den Goldkrug mit den Juwelen; die solle er verkaufen und sich dafür ein Haus bauen und Garten und Feld dazu kaufen, damit er zu thun habe und dabei auch glücklich werde. Wanst hörte das in dem Winkel, in welchen er sich hingestellt hatte und sperrte das Maul auf.

Es kam der Wagen der Fee mit sechs schneeweißen Pferden, die sie mit ihrem Sohn und mit Glückskind in ihr Reich brachten.

Der Fischer und seine Frau.

Dicht an der großen See wohnten ein Fischer und seine Frau in einer schmutzigen armseligen Fischhütte von verfaultem Schilfrohr, in welchem weder Bett noch Stuhl war und sie konnten sich doch nicht darin regen noch rühren.

Den ganzen Tag ging der Fischer auf den Fischfang, von dem alle Beide lebten.

Einstmals hatte der Fischer einen großen Butt gefangen, — so groß und zog ihn aus dem Wasser heraus.

Der Butt sagt zu ihm: „Laß mich los, Fischer, du sollst dir auch was wünschen, das will ich dir geben. Ich bin kein ordentlicher Butt, sondern der verwünschte Sohn eines Zauberers."

„Nun da lauf nur wieder hin in's Wasser," sagte der Fischer und trug ihn wieder zum Wasser. „Butts, die sprechen können, mag ich so nicht haben. Na! nun bist du wieder dein!"

„Nun Fischer, wünsche dir Etwas," sagte der Butt. Der Fischer aber wußte eben Nichts, was er sich wünschen sollte; denn er hatte ein zufriedenes Herz und darum hatte er Alles und meinte, er brauche ja Nichts.

Als er nun nach Hause kam zu seiner Frau, da erzählt er ihr, er hätte einen Butt gefangen, der wäre der verwünschte Sohn eines Zauberers gewesen und hätt' ihn sehr gebeten, ihn wieder in's Wasser zu setzen und dafür sollt er sich auch denn Etwas wünschen.

„Nu Mann, was hast du dir denn gewünscht?" fragte die Frau. — „Habe Nichts gewünscht," antwortete der Mann, „was sollt ich denn wünschen?"

„O du heillos dummer Mann," fährt ihn die Frau an, „das ist sehr schlimm! Du bist und bleibst ein armer Tropf. Geh gleich, und ruf den Butt und wünsch dir ein klein artiges Häuslein, damit wir aus dem schmierigen Hundeloch heraus kommen."

„Ne Frau, das geht nicht," sagt der Mann und kratzt sich hinter den Ohren; „das nimmt der Butt übel." Aber die Frau sprach: „Geh! du Stock! — — Da wird's eben was haben! — Geh nur, der Butt wird dir's schon geben."

Da mußte der Mann gehen, weil es die Frau also haben wollte; aber er ging mit Angst.

Als er an die See kam, sah sie gelb und grün. Der Fischer aber stellte sich an's Ufer und sagte:

„Mandje! Mandje! Timpe te
Butje! Butje! in der See,
Reck den Kopf mal in die Höh'!
Meine Frau, die Marzebill
Nicht so will, als ich wohl will."

Er hatte seinen Spruch kaum hergesprochen, da reckte der Butt seinen Kopf aus dem Wasser hervor und fragte:

„Was will sie denn?"

„Sie will gern ein klein artiges Häuschen und will nicht mehr in der alten Schmierhütte wohnen," sagte der Fischer.

„Geh nur hin," sagte der Butt, „sie ist schon darinnen."

Der Mann ging hin und fand seine Frau in der Thür eines netten Häuschens mit hübschen Stuben und Kammern und mit einer hübschen Küche. Und hinter dem Hause war ein Hof mit Hühnern und Enten und hinter

dem Hofe war ein Garten; da standen Bäume darinnen und grüner Waaren gar viel.

„Sieh Mann!" sagte die Frau, „ist es denn nun nicht viel besser?"

„Na!" sagte der Mann; „da wollen wir denn auch recht vergnügt darin leben!"

„Ih," sprach die Frau, „das wollen wir erst noch sehen!"

Nach etwa ein acht oder vierzehn Tagen spricht die Frau:

„In dem kleinen Lumpending von Häuschen wird mir's zu eng. Es ist Alles zu klein; ich will ein groß steinern Schloß haben. Geh zum Butt, er soll uns ein groß steinern Schloß schaffen!"

„Ach Frau," spricht der Mann, „es ist ja so hübsch in dem Häuschen. Ich mag nicht gern zum Butt hingehen, er möchte recht böse werden."

„Kikel! Kakel!" spricht die Frau. „Geh du nur hin; der Butt kann das schon geben und gibt es gern. Geh du nur!"

Da ging der Mann, weil es die Frau so haben wollte, wieder zum Butt hin; aber das Herz war ihm so schwer. Und als er an die See kam, war das Wasser zwar still und ruhig, aber violet und grau und dunkelblau.

Der Fischer trat an's Ufer und sprach:

„Mandje! Mandje! Timpe te
Butje! Butje! in der See,
Reck den Kopf mal in die Höh'!
Meine Frau, die Marzebill,
Nicht so will, als ich wohl will."

„Nun was will sie denn?" fragte der Butt.

„Ach, ich trau mir's nicht zu sagen und bin ganz betrübt; — ein großes steinernes Schloß will sie haben."

„Geh nur hin," sagte der Butt; „sie ist schon im Schlosse."

Da ging der Mann hin und traf die Frau vor einem großen prächtigen Palast. „Sieh Mann, was das Alles nun wunderschön ist," sagte die Frau und ging mit ihm in's Schloß hinein und wies ihm die vielen Bedienten, die blanken mit Gold getäfelten Wände, die goldenen Stühle und Tische, die großen wunderschönen Spiegel und Gemälde, von welchen sie Beide Nichts verstanden, und die ihnen dennoch gefielen und den großen Garten, der über eine halbe Meile lang und breit war und hinten war ein großer Wald daran, mit Hirschen, Rehen, Repphühnern und anderm Gewild und in den Ställen auf dem Hofe waren die schönsten Pferde.

„Nun dahier auf dem schönen Schlosse wollen wir doch gewiß bleiben," sagte der Mann.

„Das wollen wir erst uns bedenken und es beschlafen," sagte die Frau, die schon wieder neue Wünsche bei sich im Herzen trug.

„Mann," sagte sie am andern Morgen, „geh hin zum Butt; ich muß König werden über alles Land weit und breit umher!"

„Ach Frau, wozu wollen wir König werden?" spricht der Mann. „Wir

haben's hier so gut. Ich mag nicht König sein und der Butt wird nun einmal gewiß böse."

„Paperlapap," sagte die Frau; „geh du nur hin!"

Da ging der Mann zum Butt, aber mit gar schwermüthigem und betrübtem Herzen und die See war ganz schwarz, und das Wasser wallte und brudelte von unten auf, gleich als wäre es unwillig und mürrisch.

Der Mann sprach wieder:

„Mandje! Mandje! Timpe te
Butje! Butje! in der See,
Reck den Kopf mal in die Höh'!
Meine Frau, die Marzebill,
Will nicht so, als ich wohl will."

„Na, was will sie denn?" fragte der Butt.

„Ach," sagt der Mann, „nun will sie gar König werden."

„Na! geh nur hin, sie ist es schon;" sprach der Butt.

Und als der Mann zum Palast kam, waren dort viele Soldaten und viel Trompeter und Pauker und die Frau saß auf einem hohen Thron von purem lauterem Gold und der Thron war mit Edelsteinen besetzt. Und zu den beiden Seiten des Thrones standen die vornehmen Hofleute, Herren und Frauen und Mädchen wunderschön, die ihr alle mußten aufwarten; sie aber hatte eine goldene Krone auf und befahl allen zusammen.

„Bist du denn nun König, Frau?" fragte der Fischer.

„Ja, das bin ich nun," sagte sie, „das siehst du ja!"

Da sahe sie der Mann eine Weile an und sagte: „Frau, das steht dir recht schön, wenn du König bist. Aber nun wollen wir auch Nichts mehr wünschen."

„Nein, Mann! das König sein dauert mir schon viel zu lange, ich muß nun auch Kaiser werden!"

„Ach, das kann ja der Butt nicht! — Ich mag's ihm nicht sagen."

Aber die Frau wollt es haben, und da mußte der Mann zum Butt gehen, zumal da sie nun gar König war.

Und die See wallte und ein kalter rauher Wind fuhr darüber hin; das Wasser war schwarz und dick und der Fischer hatte das Herz nicht, den Butt zu rufen; denn er meinte, nachdem der Butt so viel geschenkt hätte, sei die neue Forderung gar unverschämt. Aber weil er sich fürchtete vor seiner Frau, sprach er doch seinen Spruch:

„Mandje! Mandje! Timpe te
Butje! Butje! in der See,
Reck den Kopf mal in die Höh'!
Meine Frau, die Marzebill,
Nicht so will, als ich wohl will."

„Nun? was will sie denn?" fragt der Butt.

„Ach!" sagte der Fischer, „nun will sie gar Kaiser werden!"

„Geh nur hin," sagt der Butt, „sie ist das schon."

Und da traf sie der Mann viel herrlicher und prächtiger und viel gewaltiger als gestern und standen um ihren Thron große Riesen, so groß und hoch wie ein Thurm und kleine Zwerge, so klein als ein kleiner Finger und Fürsten und Grafen und Herren, die ihr unterthänig waren, standen vor ihrem Thron.

„Frau," sagte der Mann, „bist du nun Kaiser?"

„Ja," sagte sie, „das bin ich nun."

Und dem Manne gefiel sie abermals in ihrer Majestät und Pracht und Gewalt und er sahe sie sich so recht an und sagte: „Frau, das läßt dir so schön, wenn du Kaiser bist!"

„Was ist das eben," sprach sie.

„Nun," sagte der Mann, „nun sei zufrieden. Weiter kannst du nun doch Nichts werden; denn du bist ja nun Alles." Sie aber meinte, das ließe sich erst noch überlegen. Und sie überlegte denn; aber sie fand Nichts mehr für ihre Gierigkeit, bis die Sonne aufging. Da wollte sie denn auch Sonne und Mond auf- und untergehen lassen, und wollte der liebe Gott werden und der Mann sollte deßhalb hingehen zum Butt. Und als der Mann nicht wollte, ward sie ganz grimmig und riß sich ihr Leibchen auf und wollte mit Gewalt werden wie der liebe Gott; obwohl der Mann sagte, das könne ja der Butt nicht, denn er sei ja lange so hoch und mächtig nicht, als der liebe Gott. Aber das half Nichts, weil sie einmal vor Hochmuth ganz verrückt geworden war und der Mann mußte zum Butt hin. Aber der Himmel war ganz finster, der Sturm heulte grausig und zerknickte die stärksten Bäume, die Schiffe wurden wie Strohhalme umhergejagt und die leuchtenden Blitze und die krachenden Donner waren furchtbar und die Wogen gingen thurmhoch und hatten weiße Kronen von Schaum. Bebend ging der Mann hin und sprach:

„Mandje! Mandje! Timpe te
Butje! Butje! in der See,
Reck den Kopf mal in die Höh'!
Meine Frau, die Marzebill,
Nicht so will, als ich wohl will."

„Nun, was will sie denn noch?" fragt der Butt.

„Ach sie will werden, als der liebe Gott."

„Geh nur hin," sagte der Butt; „sie sitzt schon wieder in der Schlammhütte."

Da fand sie der Mann denn wirklich, schluchzend und heulend. Und der sanfte Mann wurde auf einmal grimmig und schalt sie: „Du schändliches, hochmüthiges Thier, nun hast du es. Weil du in deiner Gier nicht konntest genug bekommen und nicht hoch genug hinauf kommen, hast Du Alles verloren!" — Aber die Frau schämte und grämte sich und hatte das Befehlen und das Sprechen verloren. Hätte sie jetzt das kleine Häuschen gehabt, wie wäre sie so glücklich gewesen. Der Mann ging zwar hin und rief den Butt,

weil die Frau so sehr jammerte und flehete, und wollte nur das kleine Häuschen wieder haben; aber der Butt war nicht mehr zu Hause.

Und der Mann wurde recht tollköpfig und ging heimlich davon und ließ die Frau in der Schlammhütte, und darin mußte sie bleiben all ihr Leben lang.

So geht's denn oft, wenn man mit dem Seinigen nicht zufrieden ist, und eitle Wünsche hegt.

Der Jäger.

Ein junger Bursch hatte das Schlosserhandwerk gelernt und war eine feine Weile in der Welt umhergezogen, als ihm sein Handwerk nicht mehr gefallen wollte, weil es eben nicht viel Verdienst brachte; indem zur selben Zeit die Leute so ehrlich waren, daß sie weder Schlösser noch Schlüssel brauchten. Auch war er auf der Wanderschaft des Umherstreifens so gewohnt geworden, daß es ihm gar nicht gefiel, wenn er bei seinem Handwerke viel sitzen und stehen mußte, da wählte er sich die Jägerkunst und ging in einen großen Wald, sich einen Jäger zu suchen, der ihn lehren könnte.

Als er so in dem Walde war, begegnete ihm ein Jäger im grünen Rock, den fragte er, ob er ihn die edle Jägerei lehren wollte? Der sagte: „Ja! gehe nur mit mir."

Er ging mit und blieb einige Jahre bei ihm. Darnach wollte er doch wieder in die weite Welt hinaus; denn im Walde wurde es ihm so einsam.

Der Jäger gab ihm statt des Lohnes eine Windbüchse: wenn man damit schoß, so traf man Alles, wornach man zielte. Der junge Bursch nahm die Büchse und schritt damit weiter und kam wieder in einen großen Wald, in welchem er sich verirrte und lief wohl drei Tage darin herum und wußte nicht, wo er war.

Am dritten Tage setzte er sich auf einen hohen Baum, damit er nicht mit den wilden Thieren zu thun hätte. Als es Mitternacht geworden war, sah er ein Licht in der Ferne. Er merkte sich die Gegend genau, stieg herab von dem Baume und ging nach dem Lichte zu, welches immer viel größer und größer wurde, und als er nahe herankam, saßen drei große Riesen um ein großes Feuer, an welchem sie einen Ochsen brateten und große Stücke Fleisch, die schon vorher am Feuer gebraten waren, in den großen Mund hineinstecken wollten.

Der junge Bursch war zwar drei Tage im Walde gewesen, hatte aber eine so lustige Natur, daß er sich noch einen Spaß machen wollte, nahm seine Büchse und schoß dem einen Riesen das Stück Fleisch dicht vor dem Munde weg, eben als er es in den Mund stecken wollte.

„Das war gut getroffen," sagte der Riese und nahm sich ein anderes Stück Fleisch. Als er aber dem Zweiten und dann auch dem Dritten das

Fleisch vor dem Munde wegschoß, da erstaunten sie und sagten: „Der muß unter den Scharfschützen gewesen sein; das wäre ein Mann für uns, wenn wir nur wüßten, wo er steckte?"

„Hier bin ich!" sagte er, „und bin ein gelernter Jäger und wornach ich ziele, das treffe ich." — „So bleib bei uns," sagten sie, „wir wollen zusammenziehen." Er sprach: „Ja, das wollen wir."

Nachdem sie sich satt gegessen und getrunken hatten, schliefen sie am Feuer ein. Am andern Morgen sagten sie, sie wüßten ein Schloß vor dem Walde, hinter einem großen Wasser, und bei dem Schlosse sei ein Thurm, und in dem Thurme wohne die wunderherrlichste Prinzessin. Aber es läge dort ein schwarzer zottiger Hund, der mache einen solchen Mordlärm, daß Jedermann erwache im Schlosse und im Thurme, sobald ein Mensch sich nähere. Sonst schliefen sie meistentheils immer.

„Wenn's weiter Nichts ist," sagte er, „so will ich schon helfen; das Hündchen, das schieße ich todt, wenn ich nur wüßte, wie ich über das Wasser käme."

Da nahm ihn ein Riese auf den Arm und trug ihn hinüber und die beiden andern Riesen folgten ihm nach, und ehe noch der Hund bellen konnte, war er schon todt geschossen.

Jetzt wollten die Riesen in den Thurm, der Jäger aber sprach: „Bleibt draußen und laßt mich nur erst zusehen."

Er ging hinein und Alles lag im tiefsten Schlaf. Im ersten Zimmer hing ein silberner Degen, auf welchem ein goldener Stern war und stand des Königs Name darauf. Der Jäger dachte in seinen Gedanken: Ein Degen von Silber? — Das mag mir eben der rechte sein. Allein auf dem Tische daneben lag ein versiegelter Brief. Er that, als sei der Brief an ihn und brach ihn auf. Da stand in dem Briefe geschrieben, wer den Säbel hätte, könnte Alles um's Leben bringen.

Der Jäger machte mit dem Säbel ein großes Loch in die Thür, das ging sehr schnell; rief dann die Riesen und sagte, sie müßten durch das Loch kriechen, denn die Thür ginge nicht auf. Da nun der erste bis an die Achseln durch das Loch war, hieb er ihm mit dem silbernen Degen den Kopf ab und zog den Körper herein. Also ging es dem zweiten und dritten auch. So war die Prinzessin erlöst.

Er kam nun in ein Zimmer, darin schlief die Königstochter. Er nahm einen ihrer köstlichen Pantoffeln und schnitt einen Zipfel von ihrem prächtigen Halstuch ab, steckte Beides in seinen Ranzen und machte sich fort. Den Silberdegen nahm er aber auch mit.

Als nun der König die Riesen todt fand, fragte er die Prinzessin, wer das gewesen sei, der das gekonnt hätte, und sagte ihr, daß sie den nehmen müsse; sie aber antwortete: „Lieber Vater, ich weiß es nicht, ich habe geschlafen."

Da nun die Prinzessin aufstand, fehlte der eine Pantoffel, und der Zipfel am Halstuche war fort, und als der König nun den ganzen Hof zu-

sammenkommen ließ und forschte, wer die Riesen getödtet hätte, wußte es Niemand.

Es war aber ein alter Hauptmann am Hofe des Königs, ein langer, stakiger Kerl mit großen Steifstiefeln über den Klapperbeinen mit einem Auge; der sahe grauwaltig und häßlich aus. Als er nun merkte, daß kein Mensch wußte, wie die Riesen umgekommen waren, trat er auf und sagte, er hätte die Riesen umgebracht, mit seinen eigenen zwei Händen, sie hätten ihm aber auch heiß zu schaffen gemacht.

„Der," sagte das Hofvolk verwundert, „der vor einem Strohhalm davon läuft, wenn man ihm damit zu Leibe geht? Das muß nicht mit Recht zugegangen sein." Sie sagten es aber nicht laut; aber der König sagte laut: „Hast du die Riesen umgebracht, so bist du für meinen Schwiegersohn gar nicht zu gering und sollst meine Tochter haben."

Die Tochter aber sprach: „Ach, lieber, lieber Vater, ehe ich den heirathe, so schlagt mich lieber nur gleich todt oder laßt mich in die weite Welt gehn, so weit mich die Beine tragen."

Da wurde der König aus der Maaßen wild und sie mußte gleich ihre schönen Kleider abthun und schlechte anlegen und er befahl ihr, daß sie einen Handel mit Töpfen und anderem irdenen Geschirr anfangen und die Waaren dazu von einem Töpfer borgen, sich damit an eine Straßenecke hinsetzen und dieselben verkaufen sollte. Das that sie auch und dachte, der schlechteste Topf ist doch besser als der erbärmliche Tropf, den ich heirathen soll, und war ordentlich vergnügt.

Als ihr aber zwei Husaren, auf Anstiften des Königs, durch die Töpfe ritten und ihre Pferde zwischen denselben herumtummelten, da ward sie traurig und weinte, aber den häßlichen Hauptmann mochte sie doch nicht haben. Sie ging zum Töpfer hin, erzählte ihm ihren Unfall, bat um neuen Borg, bekam ihn aber nicht.

Nun ging sie zum Vater und bat, er solle sie in die Welt ziehen lassen, das könne er ihr ja gewähren, er sei ja sonst immer so gut gewesen; aber nun sei er um des garstigen Kerls willen so garstig geworden.

„Herzenstochter," sagte der Vater, „wenn ich nur nicht im ersten Eifer dummer Weise mein Wort gegeben hätte! Von mir lassen kann ich dich ja nicht. Kommt Zeit, kommt Rath. — Ich laß dir aber ein Häuschen im Walde bauen, klein aber nett; darin sollst du sitzen und kochen für Jeden, der essen will, und kein Geld dafür nehmen. — Ich will schon sorgen."

Sie setzte sich in's Häuschen, auf dessen Schilde stand: „Heute umsonst und morgen für's Geld!" und kochte für Jeden, der es verlangte, und das dauerte eine ziemliche Zeit.

Der Jäger war eine Zeitlang in der Welt umhergezogen, hatte sich Mancherlei versucht und kehrte nun wieder zurück. Da hörte er von der seltsamen Wirthin, die umsonst speiste und nahm seinen Weg hin, fand das Häuschen und ließ sich zu essen geben. Den Silberdegen hatte er um den Hals hängen.

Als er gegessen hatte, aber nicht eher, sahe er das Mädchen an und sahe, daß es bildschön war, und ihm war es, als hätte er es schon einmal gesehen. Sie aber fragte ihn: Wo er her sei? Woher er komme? Wohin er wolle und wie er zu dem Silberdegen gelangt sei, auf welchem ihres Vaters Namen stehe? —

Da wurde nun Alles bald deutlich und freuten sich die Beiden recht herzlich, gingen zu dem König und offenbarten ihm Alles.

Der König sagte: „Es ist mir recht lieb so und habe ich dergleichen schon längst vermuthet, nur daß ich so thöricht dich dem Storchbein zuerkannte. Aber nun soll sich Alles schon finden."

Der König ließ ein großes, großes Mahl ausrichten und der Jäger saß auch dabei, aber gekleidet wie ein Prinz und der Hauptmann auch. Da wurde denn ein wenig gegessen und getrunken, und als sie nicht mehr konnten noch mochten, fingen sie allerlei Fragspiele an und der König fragte: „Was hat Derjenige verdient, der sich rühmt, er habe Löwen und Riesen erwürgt, da er doch vor einer Maus davon läuft und bringt dadurch Andere um den Dank?" Der Hauptmann sagte: „Den muß man in Stücken zerreißen; denn das ist ein schlechter Kerl."

„Das bist du," sagte der König zornig, indem zugleich der Jäger den Pantoffel, den Tuchzipfel und das Silberschwert hervorbrachte. „Das bist du, und dir soll geschehen, wie du gesagt hast."

Da wurde der Hauptmann bleich, gestand, und bat um sein Leben. Das wollte der König ihm aber nicht schenken; weil jedoch die Prinzessin und der Jäger sagten, Narren müsse man laufen lassen und nicht todt machen, denn es lohne der Mühe nicht, verhieß ihm der König das Leben, doch sollte er ihm nie wieder vor's Angesicht kommen, sonst müßte er baumeln.

Da lief der Hauptmann, was er konnte und wußte; die Leute am Hofe lachten und freueten sich, und wer nun nicht errathen kann, wie es weiter ging, und wer die Prinzessin bekam, der soll's auf den Nimmermehrstag erfahren.

Die kluge Trine.

Die Trine war Hansen's Braut und war hübsch und klug obendrein, denn sie wollte nur essen und schlafen und nicht arbeiten, welches doch klug war. Aber die Leute im Dorfe hießen sie nur „die dumme Trine," weil sie selbst recht dumm waren und nannten sie auch wohl „die faule Trine". Wir wollen aber auch gleich sehen, daß sie sehr klug und flink war.

Es war einstmals nach dem Mittagsbrod, nachdem sie ein paar Stündchen genickt hatte, daß sie mit sich selber sprach, — denn sie pappelte mit sich selber sehr gern und unterhielt sich selbst, wenn sie eben nicht aß oder schlief.

Sie sprach: „Was soll ich nun machen? — Soll ich nun essen oder

schlafen oder auf die Arbeit gehen? — — Ih, die Arbeit wird mir nicht gleich davon laufen und geschlafen hab' ich ja schon ein paar Stündchen: so will ich denn lieber ein wenig essen!"

Und damit ging sie über den Schrank und holte sich ein halbes Brodlaibchen, ein Pfund Speck und ein Rothwürstchen, nicht dicker etwa als ihr eigenes Aermchen und knabberte ein Bischen daran, bis Alles auf war. — Nun das war denn nun freilich nicht viel, zumal das Mittagessen schon zwei Stündchen vorüber war.

Nachdem Alles aufgeknabbert war, ward sie darüber müde, obschon es nicht viel gewesen war und schlief noch ein klein Bischen ein. Als sie nun aufwachte, war sie flink auf, aber da ging es schon spät auf die Nacht. Da sprach sie: „Ja, gegen die Nacht hin kann man doch nicht mehr auf die Arbeit gehen," — und schlief wieder ein wenig ein.

Einstmals hatte sie auch so ein wenig sich wieder zur Ruhe gelegt und lag in süßen Schlaf verfallen, als der Hans kam und sie in ihrer Kammer fand. Der nahm sein Messer und schnitt ihr den Rock ab bis auf die Kniee.

Trinchen wachte bald darauf auf und denkt: „Nun mußt du fürwahr zur Arbeit," und ging denn auch auf die Arbeit auf's Feld hinaus.

Als sie nun hinausgekommen war, sah sie den gar sehr kurzen Rock, dergleichen sie ja sonst keinen getragen hatte. Da ward sie irr und erschrak sehr und wußte nicht, ob sie es selbst war, oder ob sie es nicht war, und fragte sich selbst: „Bin ich's, oder bin ich's nicht?" — Aber sie wußte sich aus der Verwirrung nicht so gar gleich heraus zu finden, weil es denn doch eine gelehrte Sache war und sie die Gelahrtheit eben nicht gelernt hatte.

Aber die Trine war doch klug und gar witzig und dachte: „Ich will mir doch schon heraushelfen. Du willst nach Haus gehen," sprach sie zu sich selbst, „und fragen, ob du es denn bist, oder nicht bist? Denn die Andern werden's schon wissen, wie es ist."

So that sie denn auch!

Sie geht zurück an's Haus, klopft an's Fenster und spricht:

„Ist denn Hansen's Trine drinnen?"

„Ja; die wird wohl drinnen sein und in ihrer Kammer schlafen!" war die Antwort, denn die Leutchen dachten, sie schliefe gewiß wieder.

„Nun, da bin ich die Trine ja nicht," sagte sie vergnügt, „da bin ich eine Andere und gehöre in's Dorf nicht."

Und somit geht sie zum Dorf hinaus, und soll heute noch wieder kommen.

Wo sie denn aber so recht eigentlich geblieben, hat man auch nicht können erfahren. Genug, daß sie fort war und daß der Hans über die Trine kein Leide trug, obwohl sie so klug war.

Des Maulthiers Zaum.

Es saß der König Artus von England mit seinen Rittern und Helden um seine runde Tafel. Die Ritter, die gewöhnlich mit ihm daran saßen, hießen die Ritter der Tafelrunde und wurden für hochehrenwerthe Helden allerwärts und in allen Landen gehalten, die vor keinem Abenteuer oder vor Riesen, Mohren und Zauberern erbebten. Doch mochte es wohl Einen oder den Andern darunter geben, der mehr mit dem Maul tapfer war, als mit der Faust und Herz, wie wir gleich hören werden.

Artus saß einst auch einmal mit seinen Rittern an einem schönen Morgen im Mai an der Tafel und frühstückte und die Königin stand auf dem Erker und sahe hinaus in den lieblichen Mai und ließ sich von seinen Lüften anwehen und sahe die schönen Blüthen der Bäume und hatte ihre Freude daran.

Auf einmal rief eine der Hofjungfrauen: „Seht, o seht doch, was daher kommt, über den Anger daher und in vollem Trab!"

Es kam nämlich daher eine feine Reiterin auf einem zierlichen Maulthier, das weder Zaum noch Zügel hatte.

So schnell, als wär' ihr Thier ein Vogel, war die Reiterin über den Anger geritten und hielt im Hofe des Schlosses, wo Ritter und Knappen und Hofdienerinnen der Ankommenden entgegeneilten, welche so schön war wie eine Fee.

Auf ihr Begehren führte man die Reiterin in den Saal des Königsschlosses, wo der König, Herr Artus, und die Königin nebst dem ganzen Hofe sich versammelt hatten.

Da fällt sie auf ihre Kniee nieder und klagt ihr Leid, und sagt mit bitteren Thränen: Sie sei die allerbeklagenswertheste unter allen Jungfrauen, wo sie nicht wieder erhalte, was man ihr geraubt hätte und was ihr lieber sei gewesen als ihr Leben und als die ganze Welt. Ach, wenn sie hier am Hofe der Helden keinen Retter finde, wolle sie sich in's Grab legen und traurig sterben.

Da nahmen sie Alle Theil am kläglichen Leid des schönen klagenden Mädchens und fragten, welches sein Leid sei und wie ihm dann zu helfen stehe.

Da bittet die Jungfrau, man möge sie nicht für wahnsinnig halten, — all ihre Noth komme von einem geraubten Zaume her, und wer ihr den wiederbringe, dem wolle sie gern als Magd dienen, oder auch ihn heirathen, wenn er sie haben wolle.

Gern hätten sie Alle die wunderschöne Jungfrau gehabt, aber das ging nicht an; denn sie waren verheirathet, bis auf zwei Ritter, die hießen Herr Gries und Herr Gawin. Der letztere war der Neffe des Königs, war aber damals nicht zu Hause, sondern mochte wohl auf Abenteuer ausgezogen sein.

Herr Gries war ein gar tapferer Mann, zumal wenn er unter den Frauen und Dirnen des Hofes saß, wo er oft mit seinem Worte zwölf Riesen

auf einen Streich todtschlug, ohne daß sie dagegen einen Mucks sagen durften, und die Frauen und Mädchen des Hofes zweifelten an seiner übernatürlichen Tapferkeit keineswegs, indem er ihnen die honigsüßesten Worte sagte, und die allerlieblichsten Schmeicheleien, und konnte auch überdies seinen Anzug so schön beschicken. — Ja! wer so Etwas kann, der ist gewiß auch grausam tapfer, wenn er ein Ritter oder Soldat ist, zumal wenn er obenein recht schön zu Pferde sitzen und schön tanzen kann, wie Herr Gries, denn eine größere Bürgschaft der Tapferkeit kann es dann weiter nicht geben.

Ihr wißt also hiermit, wer Herr Gries war, und wie unmenschlich tapfer und heldenmüthig er war, und so war's ihm ein Spaß, es mit so einem Hasenfuß und Lump aufzunehmen, der, weil er nur einen Zaum stahl, wahrscheinlich nicht einmal ein ordentliches Schwert hatte, womit er drohen oder gar einhauen konnte. Mit so einem Burschen wurde Herr Gries bald fertig, und es hatte derselbe bloß von Glück zu sagen, wenn er ihn nicht mit dem bloßen Maule schon todt schlug.

Solch ein gewaltiger Held war Herr Gries, und da hier nun mit kleiner Mühe und Fährlichkeit große Ehr' und Ruhm zu verdienen waren, und ein wunderschönes Kind dazu; so erbietet er sich sogleich, den Zaum zu holen, und kräht von seinen Thaten, ehe sie gethan sind, und verheißt dem Fräulein, sie solle nur glauben, daß der Zaum so gut als in ihrer Hand sei, und will nur wissen, wo er eigentlich zu holen sei.

Da sagt ihm das Fräulein, er möge sich nur auf das Maulthier setzen, welches ihn sicher und schnell an Ort und Stelle bringen würde, und zugleich auch so sanft als kein Feenwagen.

Vor so einem Maulthiere fürchtete sich Herr Gries gar nicht, welches ihn nicht nur schnell, sondern auch sanft, und vor allen Dingen *sicher* zu Ort und Stelle bringen würde. — So macht er denn rings umher dem Hofe, und den Damen insonderheit, seine Kratzfüße und Reverenzen, und schwingt sich unverzagt und kühn auf das Thier.

Das Thier saust nur so dahin, schnell und sanft, und bringt Herrn Gries an einen Wald, aus dem es wie Löwengebrüll ihm entgegen schallt.

Potz Stern! — Mit Löwen ist eben nicht zu spassen; denn die Bestien haben einen gewaltigen Rachen und heillose Zähne darin, und Vorsicht ist eine edle Tugend. — Da nun aber ein solch grausames Vieh einen Menschen leicht abwürgen und auffressen kann, so war es Herrn Gries doch nicht zu verargen, daß er ein wenig stillhielt, und an allen Gliedern erbebte.

Er war schon ein wenig in den Wald hinein, als er nicht nur Löwengebrüll hörte, sondern auch bald Löwen sahe, die wirklich wie wahrhaftige Löwen aussahen, und eben umkehren wollte. Aber als die Löwen das Maulthier sehen, so fliehen sie von dannen, und wie sie gar nicht mehr zu sehen waren, bekommt Herr Gries all seinen Muth wieder, und eigentlich wohl noch mehr, als er zuvor schon gehabt hatte; denn so eine Heldenseele erholt sich gar leicht, und kommt sogleich wieder zu sich selbst, und wird noch grim-

miger als zuvor. — Herr Gries reitet nun, als sei Alles gethan, tiefer und tiefer in den Wald.

Nun geht's bergan, bergab, bis das Maulthier und Herr Gries — ei nein! — vielmehr Herr Gries und das Maulthier, in ein tiefes finsteres Thal kommen, das mit Felsen umkränzt war. — — Hier war nun gar kein Scherz; denn das Felsenthal hatte in den Felsenhöhlen Drachen in Menge, welche aus dem weiten Schlund ihrer Rachen Flammen und Rauch hervorspieen, und schon mit dem Rauch die bravsten Leute kaput machen konnten. — Hier schnaubt ein Lindwurm aus einer Höhle hervor, schnaubt, faucht und speit Flammen, Rauch und Giftqualm, — dort ein anderer aus einer andern Höhle, und die kleinen Lindwürmer helfen den alten schon mit. — Da war's denn gewiß kein Spaß, und Herr Gries schrie, was ihm kein Mensch verübeln kann: „Daß Gott erbarme, daß Gott im hohen Himmel mein sich gnädig erbarme! Hier geh' ich kaput!" — Das machten die Lindwürmer!

Er ging aber nicht kaput; denn das Maulthier ging mitten durch das garstige Gewürm hindurch, dem es da und dort einen Hufschlag auf die Nase gab, und das überhaupt vor dem Maulthier weit mehr Respekt zu haben schien, als vor dem Maul von Herrn Gries, der, ich weiß nicht wie und warum, nicht mehr Maul noch Arm und Schwert, noch Auge und Ohr hatte, — gewiß hatte er den Schwindel.

Aber er kam in eine Aue, wo sich Alles wiederfand, was er verloren hatte, Maul, Arm, Auge und Ohr; denn es war kein Löwe und Lindwurm in der Aue, sondern nur schöne Blumen und kleine rieselnde Bäche, mit klaren hinperlenden Quellen, und Vergißmeinnicht an den Ufern waren da, und die allerlieblichsten Bäume standen da und dort beisammen.

Da hast du dich denn doch recht wie ein Held gehalten, denkt Herr Gries; und ist ja nun Alles vorüber. — Herr Gries ritt behaglich weiter.

Im Weiterreiten ragt aus hohem dunklen Gebüsch ein Schloß hervor. Dort, dachte er, wäre der Zaum, und müsse dort sein, und wenn auch der Zaum nicht darinnen wäre, müsse er dennoch in's Schloß; denn es müsse drinnen sehr hübsch sein, weil es ja von Außen so glänzend und herrlich sei. Herr Gries hielt etwas auf die Außenseite. So ging es denn weiter. Aber wenn man auch weiter kommt, und immer weiter, so ist man deßhalb, fängt man es nicht recht an, noch nicht dort, wo man sein will. So ging's unserm Helden, — so geht es selbst manchen Gelehrten, und so geht's in der Welt überall, und Mancher, der General hat werden wollen, hat's kaum zum Korporal gebracht. Das ist aber auch freilich keine Maus, sondern ein Ding, welches einen Degen anhat.

Herr Gries ritt hastig auf's Schloß zu, und wäre wahrhaftig auch hineingekommen, wie er sich's vorgenommen hatte, wäre nicht ein breiter wildrauschender Strom um das Schloß hergeflossen, der unserm kühnen Abenteurer keineswegs gefiel. Indessen der Strom war einmal da, und rauschte und strömte immerdar fort.

Herr Gries sucht und sucht nach einer Brücke, weil es doch unvernünftig

sei, keine Brücke über einen solchen Strom zu bauen; aber statt der Brücke zeigt sich seinen Augen Nichts, als nur ein schmaler Stab von Eisen.

Der müßte getrunken haben, denkt Herr Gries, der über einen solchen Stab reiten wollte; denn man könnte da fürwahr in's Wasser fallen, und sich die Kleider naß machen, wo man gewiß den Schnupfen davontrüge, weil das Wasser verdammt naß macht. Am Ende könnte man gar ertrinken.

„Hol der Henker den Zaum und die dumme Grete dazu, die ihn haben will!" denkt Herr Gries und kehrt wieder um in Gottes Namen, und kommt frisch und gesund zu seiner liebsten Tageszeit, nämlich zur Mittagszeit, d. h. Essenszeit, wieder zu Artus altem Königssitz, Kardigan geheißen, zurück, nachdem er doch kaum eben erst Abschied genommen hatte.

Herr Gries tritt hoch und hehr in den Königssaal ein, und stolzirt in demselben herum, und zwar mit heiler Haut, und als man nach dem Zaum fragte, so sagte er ihnen, der sei gar nicht zu haben. Durch Löwen und Lindwürmer, die zu Tausenden auf ihn gelauert hätten, und durch ähnliches Ungeziefer wäre er freilich geritten, denn vor solchem Ungethier hab' er sich niemals gefürchtet: aber über einen Strom zu traben, über welchen nur ein schmaler, haarbünner Eisendraht führte, sei unmöglich gewesen, und würde es Niemand unternommen haben, er möchte auch sein, wer er sei. — So sagte Herr Gries.

Aber bei den hochtrabenden Worten des Herrn Gries saß das zuhörende arme Kind, das den Zaum seines Maulthiers so gern wieder gehabt hätte, und weinte recht bitterlich. Ach, dachte es, die Helden hier sind so hoch gepriesen in allem Lande; sind sie aber alle nicht besser, als dieser Herr Gries, bekomme ich meinen Zaum wohl nun und nimmer mehr wieder. — Und da wollte die gefühlvolle Seele vor Jammer sterben, blieb aber jedoch noch eine Weile am Leben. — Die Sache war aber nämlich diese.

Herr Gries prahlte und das arme Jungfräulein mit ihren schönen Aeuglein weinte und der Zaum war nicht da.

Da kommt von seinem Zuge zurück Herr Gawin, ein ehrenwerther und tapferer Ritter, und als er Alles gehört hatte, sagte er:

„Ich bin nicht von vielen Worten, schöne Dame; aber was ich vermag, thue ich gern für Euch, und für jede junge Dame, die so hold und lieb ist, wie Ihr seid. Wie es werden wird, kann ich nicht wissen. Aber an meinem guten Willen soll es gewißlich nicht fehlen."

Herr Gawin denkt an Essen und Trinken nicht, obwohl er sonst einen guten Mundbissen auch nicht verschmähete. Es war aber hier nicht Essens- sondern Ehrensache, und so läßt er sich kürzlich unterrichten, setzt sich auf's Maulthier, und reitet davon.

Es war schon Abend, als Herr Gawin reitet, aber dem macht das Nichts aus, zumal da der Mond hell schien. — Das Maulthier lief vogelschnell. Der Löwenwald und das Thal der Drachen werden ohne Furcht zurückgelegt, und mit den ersten Morgenstrahlen erblickt Herr Gawin das

Schloß, den Strom und die Brücke, die aus dem schmalen geschliffenen Stab Eisen bestand.

„Immer drüber hin,“ dachte Herr Gawin, „denn durch das lange Besinnen wird der Eisenstab doch nicht breiter,“ und er ritt drüber hin, und kam wohlbehalten hinüber, und sein Maulthier hatte keinen falschen Tritt gethan. Denn ohne Zweifel war es ein gefeietes Maulthier. Es würde ihn aber eben so wenig hinübergebracht haben als Herrn Gries, hätte er das Herz nicht auf der rechten Stelle gehabt. Der ächte Muth entscheidet in vielen Dingen, und hilft zum glücklichen Ausgang.

Herr Gawin war drüben, und ritt getrost auf das Schloß zu. Da thut sich auf einmal ein Thor auf, und ihrer sieben zu Roß, wohl bewehrt mit Schwert und Lanze sprengen gegen ihn an. Er aber lehnt sich an einen Baum und sagt ihnen, daß, wenn er nur des Maulthiers Zaum bekäme, es gar keiner Händel weiter bedürfe.

„Sehr wohl!“ sagten sie höhnisch; „der Zaum muß freilich dein sein, wie sich von selbst versteht; es liegt nur an der Kleinigkeit, daß du ihn uns erst abgewinnen mußt.“

„Hoh, hoh!“ antwortete der Ritter, „wenn's so gemeint ist, so bin ich dabei! Kommt an! zwei oder drei, oder meinethalben allesammt auf einmal, mit Euch nehm ich's noch auf.“

„Hört, Herr Isegrimm,“ spricht einer aus den Sieben mit großem Spott, „nehmt gute Lehre an, damit Ihr wohlbehalten nach Hause kommt. Der Tröpfe hat's mehr gegeben, die den Zaum haben wollten, und sind ohne Kopf davon geschwommen.“

„Nimm die Antwort,“ sprach Herr Gawin grimmig, flog mit seinem Maulthier auf den Großsprecher zu, und spaltete ihn mit Einem Hieb vom Kopf an bis auf den Sattelknopf. Und nun, da er einmal in der Arbeit war, so ging es frisch. Hier fliegt ein Arm, dort ein Stück Kopf oder Schulterblatt, und so ging's blitzschnell fort, bis sie alle Sieben auf dem Platze geblieben waren.

Der Ritter, heiß von der Arbeit, wischt sich den Schweiß von der Stirn, und glaubte, nun sei Alles vorüber. Das war's aber nicht, denn die Leichen fangen an sich in einen dicken Dampf zu verwandeln, aus welchem im Augenblick sieben große Drachen mit greulichen flammenspeienden Rachen hervortraten.

Daß Herr Gawin stutzt, ist nicht zu verwundern; aber er that, was sich von Helden seiner Art erwarten läßt; er haut auf die Drachen ein, und sein Maulthier hilft ihm muthig, und stößt und schlägt auch mit, bis nach einigen Minuten die Ungeheuer erlegt sind, deren Feuer zum Glücke nur kalt gewesen war.

Aber in das Schloß kam er darum noch nicht, obwohl eine kleine Pforte aufstand; denn die ganze Burg drehete sich mit so furchtbarer Schnelle herum, als ob sie von dem gewaltigsten Wirbelwinde gedreht würde. Die Pforte in demselben war blitzschnell jetzt hier, und jetzt blitzschnell verschwunden. Wie sollte er da hineinkommen?

Wer auf einem glatten Eisenstab zu reiten den Muth hatte, besann sich auch hier nicht lange. Er stellte dem Schlosse sich gegenüber, und in dem Augenblick, als die Pforte kam, sprengt er hinein, und kaum daß er hinein ist, so hört das Schloß auf sich zu drehen, und steht wie ein Schloß stehen muß, nämlich fest. Aber den Zaum hatte er darum noch lange nicht.

Herr Gawin schaut auf. Da steht vor ihm ein Elephant, und auf dem Elephanten ein Mohr mit einer Keule. Der Mohr war himmelhoch, und die Keule so dick wie ein Eichbaum. Doch auch der macht den Ritter nicht zu fürchten, sondern er redet das schwarze Riesengesicht an, und sagt ihm, warum er hergekommen sei, nämlich bloß um den Zaum seines Maulthiers zu haben, den er ihm doch herbeiholen möge.

„Was? was? was für ein einfältiges Fordern!“ schnaubt ihn der Mohr mit wüthigem Grimm an. „Du, den Zaum? So ein klein Ding? So ein Marzipanmänuchen? Das will den Zaum? Weißt du auch, daß man hier so einen Zaum nicht so gar fix herholt? Die Welt wollt' ich dir eher geben, wenn ich sie hätte, als so einen Zaum. Nimm guten Rath an, mein Kerlchen; geh' wieder nach Hause, und sprich, du wärest da gewesen.“

Herr Gawin hört die Reden, die aus dem breiten rothen Mohrenmaule kamen, ohne zu ergrimmen, an, und sagt ruhig: „So werde ich den Zaum schon selbst holen müssen, mein Schatz!“

„Ja, das ist ein Anderes,“ sagt höflich der Riese; „wenn Ihr ihn selbst holen wollt, so ist er gewißlich Euer; nur möcht' es vorher so etwas an Armen und Beinen und Kopfe kosten. Indessen bemüht Euch nur herein; denn das Mittagsmahl wird eben aufgetragen sein, und das versäum' ich nicht gern. Nach der Tafel ist's noch Zeit genug, ein paar Worte zu sprechen.“

Herr Gawin nimmt die Einladung an, und Beide gehen hinein und setzen sich in dem goldenen Saal um den Tisch und der Mohr macht den artigsten Wirth, als wäre er eben erst aus der Residenz gekommen.

Er legt seinem Gaste vor, er sucht ihm das Beste aus, schenkt fleißig den köstlichen Wein ein, und vergißt auch als Wirth nicht, den Gast mit Worten und mancherlei Spaß und Scherz zu unterhalten, worauf er sich aber nicht so gut verstand, als auf Braten und Wein.

Der Gast ißt und trinkt, aber mäßig, spricht nicht viel, und läßt den höflichen und vergnügten Wirth über seinen Witz selbst lachen. Natürlich, Herr Gawin hatte ja nur seinen Zaum im Sinne.

Kaum ist abgetischt und: „Gesegnete Mahlzeit!“ gewünscht, so fragt Herr Gawin schon: „Wo ist mein Zaum?“

„Habt doch Geduld, Herr Ritter!“ entgegnete der Mohr. „Wer will denn sogleich nach Tisch an solche Dinge denken? Das stört die Verdauung und ist gar nicht gesund. Ihr seid ja hier gern gesehen und der Zaum, auf welchen Ihr so versteuert und versessen seid, entgeht Euch ja nicht!“

Dem Ritter gefiel der Aufschub gar nicht, indessen da das Mohrengesicht so höflich war, so durfte er nach Ritterart und Sitte der damaligen Zeit

nicht widerstehen, und schlendert mit ihm in den Garten, wo er sich, weil er müde war, und mehr noch, um der Unterhaltung des Mohren loszuwerden, unter einen schattigen Baum hinstreckt, und unter dem Gesang der Waldvöglein einschlummert, und zuletzt recht fest einschläft.

Die Sonne war nahe am Untergehen, als Herr Gawin erwacht, und ehe er noch die Augen recht aufgethan hatte, schon rief: „Wo ist mein Zaum?"

„Tausend!" sagte lachend der Mohr, der sich nicht fern von ihm gelagert hatte, „das heiße ich doch einen Zaum! Ich glaube, Ihr habt sogar von ihm geträumt."

Ein Konzert von hundert lieblichen Stimmen ertönte jetzt aus dem nahgelegenen Gartensaal, und der Mohr versicherte dem Ritter, es werde nur ihm zur Ehre gegeben, und wofern es ihm beliebe, möge er sich gütigst ein wenig in den Saal bemühen. Solcher Höflichkeit mochte Herr Gawin nicht widerstehen. Er schien aufmerksam den Tönen zuzuhören; aber er dachte doch nur an den Zaum.

Die Musik war kaum zu Ende, als Gawin nach seinem Zaum fragen will, als aber auch sogleich der höfliche schwarze Goliath ihn zum Abendessen einladet, das schon bereitet dastand.

Was war für Herrn Gawin anders zu thun, als das er sich mit zur Tafel setzte, wo er aber taub und stumm dasaß, und nur vor langer Weile an dem Braten nagte; denn wir wissen schon, was ihm in Gedanken lag, und daß man über den Gedanken sehr leicht den Magen vergessen kann, obwohl viel öfter noch über dem Magen die Gedanken vergessen werden. Er nagte und kauete ein wenig, aber er that es mit Verdruß. Indessen die Höflichkeit und gute Rittersitte litten es nicht anders, als daß er den Wirth ehrte, indem er zu essen schien.

Ein Abendessen, wie lange es auch währen mag, nimmt dennoch ein Ende. Da es zu Ende war, sagt Herr Gawin, nun wär' es denn doch mal Zeit, endlich einmal den Zaum herbeizuholen.

„Nun, das wäre schön," meinte der Riese, „so in später Abendzeit einen Gast gehen zu lassen, der ihm so werth sei. So Etwas würde ihm, dem Wirthe, ewig Schimpf und Schande bringen, und könne nimmermehr zugegeben werden. Morgen sei auch noch ein Tag."

Also mußte Herr Gawin zur Nacht bleiben, obwohl er sich dazu zwingen mußte. Doch zwingen und müssen ist immer einerlei, man mag sich selbst zwingen oder gezwungen werden. Ich weiß nicht, ob ihr mich versteht, ich weiß nur, daß ich es sagen muß, und daß Ihr mich werdet einmal verstehn lernen.

Herr Gawin bleibt zur Nacht, und das schönste Zimmer im Schlosse und das schönste Bette im schönsten Zimmer waren ihm ausgesucht. Man sieht doch, daß der Mann, der anfangs so fauchen konnte, so viel Lebensart hatte. Aber das werdet Ihr oft beisammen finden, und es scheint auch, als gehöre es zuweilen ordentlich zusammen. — Unser Mohr war ein Mann von Welt.

Herr Gawin wird durch schöne dienende Knaben nach damaliger Weise in's Schlafzimmer geleitet; denn vielleicht hätte er sonst das Thronhimmelbette, was königlich hoch und glänzend dastand, nicht finden können.

Der Mohr mochte wohl ganz weltkluge Gedanken haben, wie er durch Braten und Wein, durch Herrlichkeit, Ueppigkeit und Pracht, durch hübsche Gesichter und durch alle Schwelgerein und Lüste den braven tapfern Ritter von seinem Vorhaben abbringen wollte, welches aber bei Herr Gawin mißlang. Herr Gawin hielt treu und fest an Ritterehre, an seinem gegebenen Wort, welches er lösen mußte und vor Allem an Gott und an der Furcht Gottes.

Der Tag war angebrochen und Herr Gawin hatte ausgeschlafen. Er wappnet sich und nachdem das Frühstück mit dem Mohren eingenommen war, spricht er wieder von dem Zaum, den er nun haben und damit fortziehen müsse. — „Seid so gut und gebt mir den Zaum!" sagt Herr Gawin zum Mohren.

Der Mohr versetzte: „Wenn Ihr es denn mit Gewalt wollt, so sei es denn auch. Gern wäre ich schicklicher und friedlicher mit Euch ausgekommen, sehe aber wohl, daß es nicht gehen will. — So muß es denn nun einen Kampf zwischen uns Beiden geben und wenn ich um meinen Kopf kürzer bin, dann werdet Ihr den Zaum erhalten."

Nachdem sich beide Parteien erst die ordentlichen höflichen Bitterkeiten gesagt hatten, kam es zum Kampf.

Dem ersten Streich des Mohren wich Gawin geschickt aus, sonst wär' er ein wenig mit der Keule desselben zu Pappmuß und Brei ganz ordentlich geschlagen worden. Kaum zieht der Mohr vom verfehlten Keulenhieb den Arm zurück, um zum zweiten Streich auszuholen, da fliegt auch schon des Mohren Arm durch Gawin's Schwert herunter.

Und der Mohr flieht mit gräßlichem Geheule davon. Das macht ihm aber nicht eben viel aus; denn er nahm neue Gestalten an, indem er nicht blos ein Mohr, sondern auch ein Zauberer war und er greift in diesen Gestalten den Gawin an, — als Drache, Leu, Einhorn, Tiger, Hyäne und Greif. Aber der Ritter blieb Ritter, nämlich muthig und beherzt; und als der Mohr sich endlich in einen Greif verwandelte, trifft er denselben so gewaltig und gut, daß des Greifen Kopf und Kamm herabfliegt. Und als das gräßliche Unthier stürzt, erbebt das Schloß.

Der Riese war fort, aber statt dessen stand nun ein Zwerg da, der mit vielen Verbeugungen und zierlichen Geberden sprach:

„Gott soll Euch gesegnen, höchst edler, tapferer Herr, und Euch Gesundheit geben und langes Leben. Die Frau des Schlosses sendet mich und läßt Euch zur Tafel laden."

Wir wissen, daß unser Ritter die höflichsten Sitten der Ritterschaft kannte und ehrte und also folgt er dem Zwerg in einen Saal, wo ein herrliches Mahl für Zweie zugerichtet war. Die Herrin des Schlosses aber war so glänzend und überschön, daß Herr Gawin fast verdutzt vor ihr stehen blieb,

indem gar zu große Schönheit die Leute nicht nur oftmals allein verdutzt, sondern wohl gar thöricht und so ein wenig verwirrt gemacht hat, zumal wenn die Schönheit so schön gekleidet ist als bei unserer Dame. Vor Aschenbrödels freilich wird Niemand verdutzt stehen bleiben, wenn sie auch noch so schön wären, bevor sie sich nicht gewaschen und ein wenig hübsch angezogen haben; denn Reinlichkeit und Kleid haben eine wundersame Gewalt.

Die Herrin des Schlosses aß so, als lebte sie von der Luft, that wehmüthig und betrübt und dann ward sie lebhaft und munter und sieht Gawin mit lieblichen Blicken an; aber der merkt nicht darauf, sondern läßt es im Essen und Trinken sich wohl schmecken und denkt nur an seinen Zaum und als abgetragen war, wiederholt er den alten Spruch: „Wo bleibt mein Zaum?“

Da fängt sie bitterlich an zu weinen und spricht, er sehe so fromm und mild aus und verlange doch ihren Tod. Das ist aber Herr Gawin viel zu hoch und er spricht, daß er ja fürwahr Nichts wolle als seinen Zaum. Da fängt sie denn an, ihm Alles zu erklären.

„Ich bin die Fee von diesem Schlosse,“ sagt sie, „und was Ihr weit und breit umher seht mit allen Hügeln und Thälern und Auen, ist mein, und wo noch Etwas sollte fehlen, das schafft mein Zauberstab in einem Augenblick herbei. Wie Ihr seht, bin ich noch jung und wenn mich mein Spiegel und meine Eitelkeit nicht belügen, wohl auch nicht ganz unhübsch, und dazu habe ich vor vielen meiner Schwestern einen Vorzug, nämlich den, daß ich immer so bleibe, wie ich jetzt bin. — Aber, wenn Ihr eigensinnig auf dem Zaum besteht, ist Alles, Alles für mich verloren und Nichts, was mich erfreut ist forthin mehr mein.“

Das war dem Ritter wieder zu hoch und räthselhaft und er bat deßhalb gar höflichst, ihm doch die eigentliche Bewandniß der Sache so aus einander zu setzen, daß es ein braver Rittersmann verstehen könne.

„So hört denn Alles,“ sprach sie. „Mein Vater war einer der ehrwürdigsten und weisesten Druiden, so hießen die Priester bei den alten Deutschen und Galliern, und verstand alle geheimnißvollen Künste; daher ihn alle Welt ehrte und fürchtete. Er hinterließ nur mich und meine Schwester. Die Schwester war schön, ich aber, — o Herr ich kann's Euch nicht sagen; — ich — ich war es gar nicht. Der Vater wollte mich trösten und gab mir dieses Schloß und einen Feenstab, womit ich Drachen und Mohren, Riesen, Zwerge, drehende Schlösser und noch viel mehr hervorzaubern kann. Der Schwester aber gab er das gefeite Maulthier mit dessen Zaum. Das schien so wenig und war doch vielmehr, als ich empfangen hatte, denn, Herr Ritter verzeiht, ich bin ein Mädchen! — Wer den Zaum hat, hat unverwelkliche Jugendschönheit, und selbst die Häßlichsten werden durch seinen Besitz die Schönsten. Die Schwester war so schon schön und überschön und ich war es ja nicht. Was wollte sie mit dem Zaum? — Ich aber hatte ihn nöthig. Und nun, Herr Ritter, errathet Ihr Alles. Wer mir den Zaum nimmt, nimmt mir mein Leben. Fordert ihn nicht von mir, Herr Ritter! Ich will

der Schwester Alles, was ich habe, gern zum Ersatz geben, wenn sie mir nur den Zaum läßt. Seid gütig und nehmt mir ihn nicht ab und wenn ich Euch gefalle, so bleibt hier und theilt mit mir Alles — Alles!"

Herr Gawin wußte wohl, was die schöne Dame meinte und war von ihrem Schmerz gerührt. Er entschuldigte gern ihren Raub, obschon er ihn nicht gutheißen konnte und ihr himmlisches Gesicht und Wesen gefielen ihm sehr; aber unser Ritter war ein Mann von Wort und Ehre.

„Holde Dame," sagte er, „wer sollte Eurer Schönheit nicht huldigen und Euren Besitz nicht wünschen? Ich wollte Euch immerdar gern höflichst verehren, mein Lebenlang. Aber verzeiht, ich habe wegen des Zaums mein Wort gegeben und das ist etwas mehr als mein Leben, denn in meinem Worte liegt meine Ehre."

Die Dame sieht wohl, mit welchem festen starken Manne sie es zu thun hat und mit lautem Schrei befiehlt sie dem Zwerg, den Zaum zu bringen, wendet weinend ihr Angesicht ab und eilt in ein anderes Zimmer. Man kann schon denken warum. — Die Schönheit und der Zaum waren ja zugleich dahin.

Armes Mädchen! du jammerst den Ritter, aber sein Wort muß er doch halten!

Der Zwerg bringt den Zaum; der Ritter zäumt sein Thier damit, welches vor Freuden darüber, daß es den Zaum wieder hat, lustige und possierliche Sprünge macht. Er reitet zurück, ohne daß ein Strom oder eine Eisenstabsbrücke oder Drachen und Löwen da waren.

Und das Maulthier flog zu seiner Herrin zurück, als hätte es den Winden zehntausend Flügel abgeborgt und berührte mit seinen Hufen kaum die Spitzen des Grases.

Er war in einigen Stunden wieder an des alten Königs Artus altem Hofsitz und brachte den Zaum. Der König und die bravsten Helden der Tafelrunde umarmten den wort- und ehrenfesten Genossen, der, wie so oft, sich auch hier wieder bewährt hatte und die Damen des Hofes selbst dachten, er sei beinahe so heldenmüthig als Herr Gries und vielleicht, wenn das möglich sei, wohl noch etwas mehr.

Und das Angesicht der Herrin des Maulthiers glänzte wie Morgenröthe. Sie drückte ihm dankbar die Hand. — Herr Gawin ward ihr Gemahl; und der alte Held Artus hatte seine Herzenslust und Freude über das herrliche Paar.

Der Geist im Glase.

Ein armer Taglöhner auf dem Lande, der sich meistens nur vom Holzhauen nährte, hatte einen Sohn, der von Kindesbeinen an zu des Vaters Erwerb sich nicht schicken wollte und wenn er nur ein paar Spähne auflesen

sollte, stellte er sich dazu gar langsam und tölpisch; das machte, der Sohn hatte große Gedanken, oder wie es der Vater nannte, große Mäuse und Ratten im Kopfe und wollte durchaus und durchum ein hochgelehrter Mann werden, wohl gar ein Magister oder so Etwas. Darum saß er lieber bei den paar Büchern, die er hatte, als daß er dem Vater geholfen hätte und wollte einmal auf die hohe Schule gehen, obwohl der Vater ihm immer vorpredigte, er möge von den Narrenspossen ablassen, denn es komme dabei doch Nichts heraus.

Der Vater sprach oft über seinen Sohn mit dem Gevatter Schulmeister im Dorfe, der sich auch einen Magister nannte, und behauptete, aus dem großen Bengel werde gar Nichts; denn essen und trinken könne er so gut als Einer im Dorfe und wohl noch mehr, aber er wolle niemals Etwas thun. Der Schulmeister antwortete allezeit, das käme daher, weil er ein Genie sei, wie man das nennte, die arbeiteten und lernten Nichts, verständen aber Alles, ohne daß man wüßte, woher es ihnen zukäme und würden allzumal hochgelahrte und vornehme Leute.

Weil nun Alles nicht helfen wollte, so ließ der Mann den Sohn auf die hohe Schule ziehen, gab ihm die paar Thaler mit, die er seit vielen Jahren erspart hatte und sagte: „Gebe Gott, daß es gut geht!“

Die paar Thaler konnten nicht weit reichen und der Vater hatte Nichts mehr auf den Sohn zu verwenden. So kam denn derselbe nach einem Jahre von der hohen Schule zum Vater zurück und sprach: „Vater, ich will bei Euch bleiben und helfe Euch Holz hauen und in Klafter und Malter setzen.“

„Dazu bist du zu dumm, Mathies,“ antwortete der Vater, „und wirst es nicht ausrichten, denn du hast dein Lebtag Nichts gethan. Auch habe ich nur eine Axt und kein Geld dir eine zu kaufen.“

„So geht hin und borgt eine Axt,“ sagte der Sohn, der hartnäckig auf seinem Kopfe bestand und Alles besser wußte, weil er doch ein Student gewesen war. Also borgte der Vater eine Axt für ihn und sie gingen mit einander in den Wald und hieben Bäume um und zerspalteten sie.

Als nun der Mittag gekommen war, sprach der Vater: „Wir wollen nun ein wenig ausruhen und unser Mittagsbrod essen.“

Der Sohn nahm sein Brod auf die Hand und wollte damit in dem Walde herumgehen, der Vater aber sprach: „Du bist ein Narr und machst dich mit dem Herumstreifen nur müde, daß du dann Nichts mehr arbeiten kannst.“

Der Sohn aber ging in den Wald und suchte nach Vogelnestern und kam zu einer großen uralten Eiche, wo er herumstöberte, wiewohl Nichts da zu suchen war, noch zu finden. Er setzte sich dann auf eine große hervorragende Wurzel und aß die letzten Bissen Brod. Da hörte er eine dumpfheisere Stimme, die rief: „Laß mich heraus! Laß mich heraus!“ Er horchte auf die Stimme, konnte es aber nicht herausbringen, wo sie war. „Wo bist du denn?“ fragt er, aber es ruft nur immer heiserer: „Laß mich heraus! Laß mich heraus!“

„Ja, ich weiß ja nicht, wo du bist," sprach der Student, „wie kann ich dich denn herauslassen?"

„Such unter der Eichwurzel, unter der Eichwurzel!" hieß es hierauf. Und als der Student dort suchte, fand er in einer Höhlung eine Glasflasche, aus welcher die Stimme gekommen war und in der Flasche war ein seltsames Wesen, fast wie eine Eidechse.

Da rief es wieder aus der Flasche: „Zieh den Pfropfen ab; zieh ab, daß ich heraus kann!"

Der Student zog den Pfropfen ab und ein riesig langer und russiger Kerl stieg aus dem Glase herauf. Das war ganz begreiflich und natürlich ein Geist, und als der Geist aus dem Glase heraus war, fragt er den Studenten: „Weißt du wohl, was für Lohn du verdient hast, darum weil du mich aus dem Glase befreit hast?"

„Wie kann ich das wissen?" antwortete der Student unerschrocken, — — denn, weil er doch selbst ein großer Geist oder Genie und noch dazu ein jähriger Student war, so fürchtete er sich gar nicht vor Geistern.

„Wie kann ich das wissen?" sagte er großmüthig; „ich will es gern umsonst gethan haben, wenn du mir Nichts dafür schenken magst."

„Ja, schenken!" antwortete der Geist; „das Genick muß ich dir dafür einknicken, — da kann dir das Schenken nicht helfen."

„Ho hoh!" spricht der Student, „so hurtig geht das noch nicht; und du hättest das eher sagen sollen, da du noch in dem Glase stecktest. Und da müssen erst noch mehr Leute gefragt werden, ehe das gleich so geht."

„Leute hin, Leute her," erwidert der Geist, „du mußt den verdienten Lohn haben; denn ich bin nicht nur so aus Gnade in das Glas eingeschlossen gewesen, wie du leicht denken kannst und weil ich lange in dem Glase habe sitzen müssen, so schwor ich zuletzt im Aerger, dem das Genick zu brechen, der mich befreien würde und da ich der große Geist Mafech bin, so muß ich mein Wort halten; wär' ich ein kleinerer Geist, so hätt' ich's nicht nöthig."

„Flausen das!" versetzte der Andere; „wie willst du großer Riese in dem engen Glase gesteckt haben? Mir machst du Nichts weiß, denn ich bin ein Student, mußt du wissen. Du bist ein Händelmacher und suchst nur eine Gelegenheit, wie du mir ankommen kannst; aber es soll nicht sogleich gehen. Kannst du aber wieder in's Glas hinein, so will ich dir glauben; aber das kannst du nun und nimmer nicht."

Der Geist ward entrüstet, daß er das nicht können sollte und begab sich wieder in's Glas und sagte als er drinnen war: „Nun siehst du es doch?"

„Ja, nun sehe ich's," sagte der Student; „weis' nur einmal her!" indem er that, als wolle er Alles recht besehen, steckte er den Pfropf wieder auf.

„Was soll das heißen?" fragte der Geist hierauf und der Student antwortete: das heiße nicht anders, als der Geist solle nun bis in alle Ewigkeit oder noch ein paar tausend Jahre länger in der Flasche bleiben.

Da gab der Geist himmlisch gute Worte und verhieß, er wolle den Studenten recht glücklich machen; der aber wollte ihm kein Wort glauben, bis

der Geist sich recht sehr hoch bei allen Geistern verschwor, er wolle thun, was er ihm verheißen hätte. Da glaubt' es der Student und ließ den Geist wieder heraus.

Nun gab der Geist seinem Erretter ein Pflaster und sagt: Das Pflaster würde so lange dauern, als der Student lebe. Bestreiche man nur mit dem einen Ende eine Wunde oder einen Beinbruch, so werde Augenblicks Alles wieder heil; bestreiche man aber Eisen mit dem andern Ende, so werde es zum feinsten Silber.

Damit war der Geist fort.

Der Student machte einen Hieb mit seiner Axt in einen Baum und hielt sein Pflaster an die Wunde des Baums, da war die Wunde des Baums gleich wieder heil. Dann bestrich er mit dem andern Ende des Pflasters seine Axt, da war sie von lauter Silber geworden.

Der Student ging nun zum Vater zurück. Der aber war lange schon an der Arbeit und schalt ihn, daß er ein Thunichts sei und als der Student sagte, das solle schon eingebracht werden, wurde der Vater noch böser und sagte am Ende: „Haue den Baum dort um, du Faulenzer!"

Der Student hieb auf den Baum, aber, weil die Axt von Silber war, legte sie sich sogleich um. Er ging nun zum Vater und sprach: „Was für eine Axt habt Ihr mir da gegeben, da kann ja Niemand mit arbeiten; seht, wie sie sich umgelegt hat!"

„Du Unglücksvogel!" sagte noch zorniger der Vater, welcher reines Silber nicht kannte und blöde Augen hatte, „deine Hülfe bringt mir nur Schaden und Noth."

Der Sohn sagte zwar, daß er selbst schon diese Axt bezahlen wolle, aber da wurde der Vater höchst böse und sprach: „Du Bettelbube, hast keinen Heller in der Tasche; wovon willst du sie bezahlen? Das sind Studentenkniffe und damit bleib mir vom Leibe."

Der Student, weil er mit der Axt nicht mehr fortarbeiten konnte, ging mit derselben in die Stadt zu einem Goldschmied und fragte ihn, was er für die Axt geben wolle. Der war ein ehrlicher Mann und sagte, so viel Geld habe er nicht, solch eine Axt von so feinem Silber zu bezahlen; der Student wollte aber nehmen, was der Goldschmied hätte. Der gab ihm dreihundert Thaler und borgte noch einige Hundert dazu.

Mit so vielem Gelde kam der Student wieder nach Hause. Dem Nachbar bezahlte er für die geliehene Axt zweimal so viel, als er gefordert hatte; dem Vater gab er über hundert Thaler, damit sich derselbe etwas zu Gute thun könne und verhieß ihm, es solle ihm niemals fehlen. Er selbst aber ging mit dem übrigen Gelde auf die hohe Schule zurück und studirte so sehr aus, daß gar Nichts mehr von dem Studiren in den Kopf hinein wollte. — Und weil er das Pflaster hatte, das alle Wunden heilte und ihm Silber aus Eisen machte, soviel er nur mochte, so wurde er der berühmteste Doctor in der Welt und das allergrößte Genie.

Rosenmund und Bramarbas.

Ein angesehener und begüterter Mann auf dem Lande, der mit seinem Nachbar in immerwährender Feindschaft lebte, hatte zwei Söhne. Den einen hatte die Mutter Rosenmund geheißen, weil er so hübsch und so freundlich aussahe und so großmüthig, wie er denn auch wirklich ward; den andern hatte der Vater seines grimmigen Aussehens wegen Bramarbas geheißen, denn er dachte, der müßte eine gewaltige Kriegsgurgel werden, die 10,000 Mann mit einem Streiche niederhiebe und wenigstens General oder wohl gar Korporal werden müsse. Und in der That wurde er auch ein gewaltiger Held, der nicht 10,000, sondern wohl gar 100,000 niedermachte, nur freilich nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Maule, aus dem er es hervorgurgelte, was er Alles noch thun und wie er es anfangen wollte!

Da er doch eigentlich mit dem Maule oder mit der Gurgel keine Mücke todtschlug, so hätte man ihm seine Prahlhansigkeit schon nachsehen können; aber daß er hämisch und tückisch war, selbst gegen den gutmüthigen Bruder, das war schlecht und teuflisch.

Rosenmund war der Freund von dem Sohne des Nachbars, der eben so gut und liebenswürdig war, als er selbst. Beide lebten in rechter Liebe und Eintracht und kümmerten sich wenig um die Händel der Väter. Aber Bramarbas machte den Bruder beim Vater verhaßt und sagte, daß derselbe dem Nachbar Alles hinterbringe, was im Hause vorgehe. Darüber wurde der Vater sehr ungehalten und faßte einen Haß gegen den Rosenmund, und als nachmals Bramarbas dem Vater weißmachte, sein Bruder sei vom Nachbar überredet, den Vater zu vergiften, glaubte es der Vater und schlug den armen Jungen ganz blutig, stieß ihn zum Hause hinaus und drohte, ihn ganz todtzuschlagen, wenn er sich wieder blicken lassen würde.

Da ging Rosenmund weinend in die Welt und wußte nicht wohin, denn er kannte die Welt noch nicht und seufzte: „Was soll ich nun anfangen?"

Am Abend war er in einen Wald gekommen und vor Ermattung fiel er in der Höhle, die er gefunden hatte und wo er auf einem Mooslager sich hinlegte, in einen tiefen Schlaf.

Am andern Morgen, eben als er erwachte, stand eine Dame vor ihm, die ihn gar freundlich ansahe und ein weißes Pferd an der Hand führte. Die fragte ihn, ob er nicht eine weiße Hirschkuh, von sechs weißen Windspielen verfolgt, hätte vorüberlaufen sehen.

„Ach, lieber Gott, nein!" antwortete er sehr betrübt. Die Dame, der sein unschuldiges Gesicht gefiel und seine Bekümmerniß wehthat, fragte ihn, was ihm denn fehle, er solle es ihr doch offenbaren.

Da erzählte der arme Jüngling Alles treuherzig und traurig und sagte: „Nun hab' ich keinen Menschen mehr, der sich meiner annimmt; denn die Mutter darf es nicht, weil der Vater so böse auf mich ist. Nun weiß ich nicht, was ich anfangen soll, denn Niemand kann mir ja helfen!"

„Die Unschuld findet überall Hülfe, mein junger Freund," sagte zu ihm die freundliche Jägerin, „wie du gleich sehen sollst. Bewahr' sie dir nur und sei wahr und gut. Nimm diesen Ring und laß ihn nicht abhanden kommen. Steck ihn an deinen Finger. Drehst du den Diamant desselben einwärts, so bist du unsichtbar; steckst du den Ring an den Goldfinger, der nächste am kleinen Finger, so scheinst du der Königsprinz in dem Lande, wo du dich aufhältst und an Gefolge und Bedienten und an Geld und Gold soll es dir nicht fehlen; steckst du ihn an den kleinen Finger, so bist du wieder, was du eigentlich bist. Gebrauche die Gabe mit Vorsicht und Gerechtigkeit und Güte!"

Sie schwang sich auf ihren weißen Zelter und war ihm pfeilschnell aus den Augen.

Wie leicht wär' es Rosenmund nun gewesen, sich an seinem Bruder zu rächen; aber dazu war er viel zu edel. Er machte sich aber mit seinem Ringe unsichtbar, ging in des Vaters Haus und zeigte sich dann sichtbar der geliebten Mutter, der er Alles erzählte und durch des Ringes Kraft, die derselbe am Goldfinger hatte, erschien er hierauf als der Königssohn vor dem Hause der Eltern mit vielen prächtigen Pferden und Dienern.

Sein Vater erschrak, da er den Prinzen in seinem Hause sahe und war in großer Verlegenheit und kam in noch größere, als der Prinz nach seinem zweiten Sohn fragte, den er eben sowohl als den ältesten mit an seinen Hof nehmen wolle. — „Er ist nicht hier," sagte der geängstete Vater, der jetzt wußte, wie sehr Unrecht er dem jüngeren Sohne gethan hatte. „Er ist nicht hier. Ich hatte ihn eines Fehlers wegen vielleicht etwas zu hart gezüchtigt; da ist er mir entlaufen."

„O, hättet ihr doch erst Güte versucht, wenn er wirklich Unrecht gethan hatte, das wäre väterlich gewesen," antwortete der Prinz. „Indessen gebt mir nur den Aeltesten mit, ich möchte gern Etwas aus ihm machen." — Der Vater gab ihn gern hin.

Der wahre Königsprinz war vor einiger Zeit mit einer Flotte zur See gegangen, um auf einer entlegenen Insel Krieg zu führen; aber sein Schiff war vom Sturme an unbekannte Küsten verschlagen, wo es zertrümmert und der Prinz von einem wilden Volke gefangen genommen wurde. Am Hofe betrauerte man ihn als todt. Jetzt nun kam Rosenmund in Gestalt des wahren Prinzen an den Königshof und König und Königin hatten große Freude und umarmten ihn viel hundert Mal und das ganze Land jauchzte und jubelte und die Feste und Freudenfeuer dauerten an acht bis vierzehn Tage; denn es hatte alle Welt den Prinzen sehr lieb gehabt, weil er so sanft und gut war, wie Rosenmund auch.

Eines Tages nun ließ Rosenmund den Bruder zu sich kommen und sagte: „Ich weiß, wie übel du an deinem Bruder gethan hast, der dir niemals etwas Leides zugefügt hat; ich weiß Alles auf das Genaueste und du wirst selbst fühlen, was du verdientest."

Da fiel Bramarbas ihm zu Füßen, gestand in der Angst Alles und bat

um Gnade. Rosenmund antwortete: „Ich verzeihe dir gern, obwohl du gar sehr schwer gefehlt hast, und dein Bruder, der mein Liebling ist und den du gleich sehen sollst auch und zwar von Herzen; aber sorge, daß du gut wirst und warte hier."

Rosenmund ging hierauf in ein Nebenzimmer und kam in wenigen Augenblicken in seiner wahren Gestalt, mittelst der Eigenschaft des Ringes, zum Bruder wieder zurück. Dieser fiel ihm mit heuchlerischer Reue und mit erlogenen Thränen um den Hals, bat um Verzeihung und entschuldigte sich so gut als er nur konnte.

„Es ist dir Alles vergeben, mein Bruder," sprach Rosenmund, „und soll auch Alles vergessen werden; aber ich bitte dich sehr, ändere deinen Sinn, du wirst nicht glücklich mit ihm!"

Die Brüder trennten sich, nachdem Bramarbas tausend Mal des Bruders Großmuth gepriesen hatte und Rosenmund nahm wieder die Prinzengestalt an; aber in seiner wahren Gestalt kam er mehrmals zu seinen Eltern und beschenkte sie mit vielem Gelde, welches er überreichlich vom Könige bekam.

Es entstand ein gewaltiger Krieg mit einem benachbarten, gleich mächtigen Reiche. Rosenmund machte sich unsichtbar und ging an den Hof des feindlichen Königs, wo er alle Rathschläge hörte und Alles vernahm, wie man den Feldzug führen wollte. Da ward es ihm denn leicht, allen Anschlägen der Feinde zuvorzukommen, zumal da ihm der König die Oberfeldherrnstelle übergeben hatte. Er verwirrte und vereitelte alle Unternehmungen der Feinde; er schlug sie daher, wo er sie nur sahe und brachte bald einen sehr rühmlichen Frieden zu Stande.

Jetzt dachte nun König und Königin daran, den herzgeliebten vermeintlichen Sohn mit einer liebenswürdigen Prinzessin eines benachbarten auch mächtigen Königs zu vermählen.

„Wenn du das thätest, so wäre es Betrug," dachte Rosenmund, „und nimmer könnt' daraus Gutes erfolgen. — Der rechte Prinz muß herbei!"

Mit solchen Gedanken ritt er auf die Jagd, tief in den Wald hinein, und rief die Fee, seine Wohlthäterin, und erzählte ihr Alles, was sich zutrug, und wie er den rechten Prinzen so gern den Eltern möchte wiederbringen.

„Ich habe mich nicht in dir betrogen, mein Sohn," sprach die Fee; „du bist gut und du wirst es bleiben. Geh' an den Strand des Meeres, hinter dem Walde da wirst du ein Schiff finden, das dich leicht und sicher und schnell zum Königssohne soll hin und wieder zurück bringen." — Die Fee verschwand.

Rosenmund ging an den Hof zurück, und unter dem Vorwand, daß es ihm in einem benachbarten Reiche nicht ganz richtig scheine, zog er fort, ging zu Schiffe, und kam gar bald an die Insel, wo der rechte Kronprinz gefangen gehalten wurde. Er befreite ihn, nahm ihn schleunigst auf sein Schiff, und brachte ihn in wenigen Tagen an den Hof seines Vaters, wo Rosenmund nun seine wahre Gestalt wieder annahm.

Rosenmund eröffnete dem Könige nun Alles, wie es vom Anfange an sich begeben hatte und gab ihm seinen echten Sohn wieder, der so lange ein Viehhirte gewesen war. Da ward der König und die Königin gar höchlich verwundert und erfreut, und den Sohn und seinen Erlöser drückten sie an's Herz und sagten zum Rosenmund: „Du sollst auch unser Sohn sein, aber der Bramarbas soll an den Galgen."

Aber der Bruder bat sehr für ihn und der König ließ ihm seine Dienste am Hofe.

Rosenmund aber kehrte in die Stille seines Landlebens zurück zu den Eltern, und lebte mit ihnen vergnügt und froh, indem der Vater ihn auch recht lieb gewonnen hatte, weil er so gut war und von des Königs Güte mehr mitgebracht hatte, als sie Alle lebenslang brauchten. Der Prinz besuchte ihn fleißig, und war ihm mit treuer Liebe zugethan, und hätte ihn so gern wieder an den Hof genommen; er aber blieb, wo er war.

Den Zauberring wäre aber Rosenmund auch gern wieder los gewesen und ging deshalb fast täglich nach der Höhle, wo er zuerst die Fee getroffen hatte. Er traf sie endlich wieder, und gab ihn der Fee mit tausend herzlichem Danke zurück.

„Warum willst du ihn nicht behalten," fragte die Fee, „mein Rosenmund?"

„Ach!" sagte er, „ich habe ja durch ihn schon Alles, was ich bedarf, um zufrieden zu sein. Was soll ich denn mehr? — — Ich fürchte, ich könnte ihn einmal schlecht anwenden; denn Zeit und Stunde sind nicht immer sich gleich, und das Menschenherz ist gar veränderlich. Ich könnt' wohl einmal auf den Gedanken kommen, damit zu schaden."

„Du bist mein Liebling," sagte die Fee, „du bist weise geworden, weil du immer gut warst, und hast nicht unrecht. Sei zufrieden und froh!"

Die Fee nahm den Ring und sagte, sie wolle ihn Jemand geben, der durch denselben seine Strafe finden solle. Güter und Gaben wären nur in der Hand des Guten wohlthätig, in der Hand des Bösen würden sie gefährlich und brächten den Bösen zuletzt selbst in's Verderben.

So sagte die Fee, und gab den Ring dem Bramarbas. Sie eröffnete ihm, das sei der Ring, dem Rosenmund all sein Glück verdanke, und den er nun nicht mehr haben wolle. „Nimm ihn," sprach sie, „und mache einen guten Gebrauch davon." So sprach sie und verschwand.

„Schönen Dank für die köstliche Gabe, du dumme Fee," sprach der Bramarbas. „Hätt' ich den Ring zuvor gehabt, ich hätt' ihn keinem Andern gegeben, und von mir soll ihn nun und nimmermehr jemals Jemand bekommen, und ich will schon Gebrauch davon machen. Da ich den Ring habe, soll mir's nicht fehlen!"

Es fehlte ihm dennoch. — Wenn man sicher, hochmüthig und bösartig ist, so geht man am Ende doch unter.

Bramarbas wollte sich großen Reichthum und Gewalt durch seinen Ring verschaffen, und dachte wohl gar daran, wie er König werden könnte.

Er schlich unsichtbar überall herum, er ermordete die Reichen, und nahm ihr Geld, und wollte zuletzt den Thronerben auch ermorden, um zuletzt selbst König zu werden; er ging ungesehen in den Staatsrath, hörte Alles, und entdeckte es den Feinden des Landes. Der König und seine treuen Räthe sahen sich verrathen und verkauft, und wußten nicht, woher und von wannen es kam. Aber da der Bramarbas täglich auf eine unbegreifliche Weise reicher und reicher wurde, und frecher und unverschämter dazu, so vermuthete man, er habe vielleicht dem Bruder den Ring entwendet, und sei der Anstifter alles Unheils.

Man stellte einen gescheidten, aber unbekannten Menschen an, der sich beim Bramarbas als heimlichen Gesandten eines benachbarten Königs ausgab, und ihm unermeßliche Summen versprach, wenn er alle Staatsgeheimnisse verrathen wolle.

Er verrieth dem Angestellten Alles aus Geldgier und Schadenlust, und da ihm der Angestellte Vorsicht und Klugheit empfahl, meinte er höhnisch, die sei nicht nöthig, weil er diesen Ring habe, dessen Kraft und Tugend ihn ganz sicher stelle, wie er übermüthig ausprahlte.

Uebermuth thut selten gut. — Der, den man angestellt hatte, berichtete Alles getreulich.

Man ergriff unversehens den Bramarbas im Bette, man zog ihm den Ring ab, und hing ihn nach Verdienst und Würden an den Galgen und Jedermann sprach: „Dem geschieht Recht!"

Aber als es Rosenmund erfuhr, trauerte er gar sehr, und seufzte bei sich selbst: „Hätt' ich es doch nur gewußt, vielleicht hätt' ich dich können losbitten, und vielleicht wärst du auch besser geworden!"

Aber das half Nichts mehr, denn er war einmal ordentlich und tüchtig gehängt, und außer Rosenmund klagte kein Mensch um ihn.

Der Goldvogel und das Goldpferd.

Ein König hatte in seinem Garten einen großen weitgeasteten Baum, der trug alljährlich viel goldene Aepfel, und Gold liebte der König gar sehr, denn je mehr der Baum Aepfel trug, desto mehr Abgaben konnte er seinen Unterthanen erlassen. Es wußte kein Mensch, wie der Baum in den Garten gekommen war; aber er stand da nun selbst seit Menschengedenken, und war, so weit seine Aeste reichten, ein Gitter von starken Eisenstäben um denselben, und zu der Gitterthür hatte Niemand den Schlüssel als der König. So dachte er, könnte ihm kein Apfel entgehen, der reif geworden war, und von dem Baume abfiel; abfallen ließ er sie aber alle, denn sie fielen nicht zu Schanden, wie andere Aepfel, und je reifer sie geworden waren, desto feiner war das Gold.

Aber in einem Jahre kamen doch einmal ein Apfel nach dem andern

fort. Darüber ward der König sehr ungehalten und forschte, wer seine Goldäpfel ihm stehle, aber er brachte es nicht heraus. So befahl er denn seinem Gärtner, er solle des Nachts unter dem Baume wachen. Das that denn der Gärtner auch treulich; aber als Mitternacht kam, befiel ihn der Schlaf ein wenig, und er wollte ein Bischen einnicken: denn er meinte, wenn der Dieb käme, so würde er leicht wieder aufwachen. Darüber schlief er fest ein, und als der Morgen kam, war der schönste Apfel des Baumes fort, worüber der König sehr zornig wurde.

Die nächste Nacht sollte des Gärtners ältester Sohn wachen. Das that dieser auch und wachte, nur nicht in den Stunden von Mitternacht bis Sonnenaufgang, wo er ein Bischen geschlafen hatte. Am andern Morgen war wieder ein Apfel fort. Nun mußte des Gärtners zweiter Sohn wachen, dem ging's aber eben nicht besser. In der nächsten Nacht sollte nun der jüngste Sohn wachen. Der hatte das vorausgesehen, und hatte schon von Nachmittag bis Abend geschlafen, um desto besser wachen zu können. Darum schlief er denn auch nicht ein.

Als Mitternacht gekommen war, sahe er beim Mondschein einen Vogel rauschend durch die Luft daher ziehen, der schimmerte wie lauter Gold und Edelgestein. Als der Vogel nun eben einen Apfel abpicken wollte, nahm der Bursche seine Armbrust, und schoß einen Bolzen auf den Vogel. Der Bolzen traf den Vogel nicht recht, sondern schoß ihm nur eine Feder aus, die er am andern Morgen dem Könige brachte.

Der König sahe die Feder recht an, und hielt sie so und so gegen die Sonne, und weil er, auch ohne seine Räthe, oft wußte, was an einer Sache war, so sahe auch er hier bald ein, daß die Feder so viel werth sein mochte, als sein ganzes Königreich. Da sagte er zum Gärtnerburschen: „Du bist ein tüchtiger Bursch, ich muß dich belohnen.“ Da gab er ihm ein blankes Stück Geld, das war ein neugeprägtes Viergroschenstück.

Als nun der König die Feder wieder besahe und immer wieder, bekam er eine rechte Lust zu dem ganzen Vogel, und ließ seine Räthe zusammen kommen, und fragte seine Räthe, ob Niemand wisse, wo der goldene Vogel zu haben sei. Da wußten sie nun Alle, wo er etwa sein könnte, aber wo er wirklich wäre, das wußten sie nicht, und meinten, das werde wohl Niemand auf Erden wissen, als vielleicht der Vogel selbst, den müßte man darüber fragen.

Der älteste Sohn des Gärtners wollte nun ausziehen, den Goldvogel zu suchen. Das war dem Könige schon recht, indem er von seinen weisen Räthen keinen einzigen entbehren konnte. Der Gärtnerssohn kam bis in einen Wald, an dessen Rande ein Fuchs saß. „Dich will ich belauern,“ dachte der Bursche, nahm seine Armbrust und legte den Bolzen darauf.

„Schieß nicht auf mich,“ sagte der Fuchs; „ich weiß, wohin du gedenkst und will dir guten Rath geben, den goldenen Vogel zu bekommen.“ Aber der Bursche dachte, was will dir ein solch unvernünftiges Thier rathen. Er nahm den Bogen, und drückte den Bolzen ab, aber er fehlte, und der Fuchs zog eilends waldein.

Des Abends kam der Bursche in ein Dorf. Da standen zwei Wirthshäuser einander gegenüber, und eins davon sahe gar kläglich und ärmlich aus, aber in dem andern ging's lustig her, mit Tanzen und Spielen. Da hinein ging er, lebte in Saus und Braus, blieb so lange sein Geld anhielt, und vergaß darüber den Vogel und die Heimath.

Da der älteste Sohn immer und immer nicht wiederkam, zog der zweite aus, den Vogel und den Bruder zu suchen. Dem ging's eben so mit dem Fuchse, wie seinem Bruder. Er schoß nach dem Fuchse, traf ihn aber auch nicht. Als er nun zu den beiden Wirthshäusern kam, stand sein Bruder im Fenster dessen, wo es so herrlich herging, und sagte: „Bruder, hier herein; hier geht es gar lustig!" Da ging er hinein, tanzte und trank, spielte und lärmte, und vergaß Vogel und Heimath.

Als der auch nicht wieder kam, da wollte der Jüngste fort. Der Vater ließ ihn ungern ziehen, und dachte, er würde auch ausbleiben; denn es möchte ihm ein Unglück zustoßen, wie es die beiden Andern würde betroffen haben; aber zuletzt mußte er ihn dennoch ziehen lassen.

Der traf den Fuchs auch, welcher ihn bat: „Schieß nicht auf mich!" Da sagte er: „Nein! was sollt' ich dich schießen? — Leben willst du ja auch, und der Wald hat ja Platz genug für dich, und hast mir ja Nichts gethan."

„Nun!" sagte der Fuchs, „so will ich dir auch guten Rath geben; denn ich weiß, was du suchst, nämlich den Vogel und deine Brüder. Die Brüder aber findest du im nächsten Dorfe in einem Wirthshause, wo es gar herrlich hergeht. Da kehre nicht ein, sondern in dem Wirthshause gegenüber, das nach gar Nichts aussieht. Ich aber will dich dorthin bringen, weil du so großmüthig bist. Setz' dich nur auf meinen rauhen Schweif, da kannst du deine Kräfte dann sparen."

Der Jüngste setzte sich auf und es ging nun schnell dahin, und als er im Dorfe war, folgte er dem Rathe des Fuchses und kehrte in das geringe Wirthshaus ein. Lärmen und Schwärmen war nicht darin, aber Ordnung, Reinlichkeit und gesunde Kost.

Am andern Morgen stand der Fuchs wieder auf dem Wege und sagte: „Ich will dich zum Schlosse bringen, wo der Goldvogel ist, und du sollst ihn erlangen, wenn du mir folgst! Ich bringe dich auf meinem Schweife bis nahe an's Schloß. Das wird unter Mittag sein. Da wird vor dem Schlosse ein großer Haufen Soldaten liegen, die allesammt schlafen und schnarchen. Geh du nur mitten durch sie hin, sie werden gewiß nicht erwachen. Geh grade im Schlosse fort, so kommst du in eine Stube, wo der Goldvogel im hölzernen Käfig liegt. Daneben hängt aber ein Käfig von Gold, in den sollst du den Vogel nicht stecken. Das merk dir! Und nun setze dich auf."

Nun ging es über Stock und Stein und sauste nur so und gegen Mittag waren sie am Schlosse und die Soldaten schliefen und im Schlosse schlief auch alle Welt.

Glücklich kam der Bursche bis in den Saal, wo der Vogel nur im

schlechten Holzkäfig hing, obwohl sich neben ihm der wundersam glänzende Goldkäfig befand.

Glanz und Gold haben schon Viele verblendet und verblendeten ihn auch. „Was soll es in aller Welt denn schaden," dacht' er, „den Vogel in den schönen Käfig zu setzen? Es läßt sich ja gar keine Ursache davon angeben!"

Der Vogel hatte ganz ruhig gesessen, als er mit dem Käfig herabgenommen wurde, und sich greifen lassen; aber als der junge Bursch ihn in den Käfig stecken wollte, erhebt er ein solches Mordgekreisch, daß Alles im Schlosse aufwacht. Der Vogeldieb wird gefangen genommen und am andern Morgen von dem König zum Tode verurtheilt. „Jedoch," sagte der König, „sollst du Gnade erhalten und den goldenen Vogel noch obendrein, wenn du mir das goldene Pferd bringen kannst, welches geschwinder läuft als der Wind."

Da macht' er sich bekümmert auf den Weg; denn er wußte viel davon, wo das goldene Pferd zu finden sei.

Als er eine Strecke vom Schlosse entfernt war, steht der Fuchs wieder da. „Nun," sagt er, „wie ist's denn, wenn man guten Rath in den Wind schlägt? — Ich weiß aber, was du nun suchst, und will dir dazu verhelfen, und dich zum Schlosse hinbringen, wo das goldene Pferd steht. Es wird wieder im tiefsten Schlaf liegen und du kannst ohne Gefahr das Pferd aus dem Stall ziehen; nur lege ihm keinen von den goldenen Sätteln auf, die du im Stalle finden wirst, sondern laß ihm den Holzsattel, den es auf hat, sonst geht es wieder nicht gut!"

Auf dem Schweife des Fuchses kam er bald an's Schloß, und es traf Alles ein, wie es der Fuchs gesagt hatte.

Als er nun das Pferd aus dem Stalle ziehen wollte, das stumm und traurig an der Krippe stand, und die herrlichen goldenen Sättel sahe, die dort hingen, dacht' er: „Das kann doch gewiß nicht schaden, wenn du dem Pferde einen goldenen Sattel gibst! Es würde ja mich die ganze Welt auslachen, wenn ich mit einem Holzsattel auf einem Goldpferde daher geritten käme!"

Er suchte unter den Sätteln grade den herrlichsten aus, der mit Perlen und Steinen besetzt war. Kaum hatte er denselben aufgelegt, so fängt das Pferd vor Freuden an laut zu wiehern und schlägt hinten und vorn aus. Die Stallknechte wachen auf, der Dieb wird gefangen und wieder den andern Morgen zum Tode verurtheilt. Doch soll ihm das Leben geschenkt sein und Pferd und Vogel dazu, wenn er die wunderschöne Prinzessin bringen könne.

Da ging er nun traurig seines Weges, und ärgerte sich über seine Thorheit, und seufzte darüber; aber was half das? — Zum Glück war der Fuchs wieder da, der ihn erst ausschalt, und dann guten Rath gab, und sagte:

„Nachts um zwölf Uhr kommt die Prinzessin aus dem Bade, der gib einen einzigen Kuß, dann wird sie dir willig folgen; aber laß sie durchaus nicht Abschied von ihren Eltern nehmen." — Der Fuchs brachte ihn auf seinem Schweife zum Schlosse der Prinzessin.

Er traf die Prinzessin und gab ihr einen Kuß, und sie sagte, sie ginge gerne mit ihm, aber sie müsse erst Abschied von dem Vater nehmen. Das wollte er aber nicht zugeben. Als sie nun aber gar zu sehr weinte und bat, da gab er es zu, daß sie hinging, den Vater noch einmal nur zu sehen. Aber als das geschahe, wurde Alles im Schlosse wach, und er wurde gefangen.

Der König verkündigte ihm Gnade, und sagte ihm die Prinzessin auch zu, wenn er den großen Berg dort in acht Tagen abtragen könnte, der ihm die Aussicht versperre. Der Berg war aber so groß, daß zehntausend Mann ihn in acht Monaten nicht abzutragen vermocht hätten. Aber er trug ihn dennoch ab; denn der Fuchs that das Beste dabei. Der König gab ihm die Prinzessin mit, mit der er stracks von dannen zog.

Auf dem Wege kommt der Fuchs und gab ihm listige Anschläge, wie er die Prinzessin für sich behalten, und dennoch auch Vogel und Pferd bekommen solle. Nämlich, wenn er zum Könige komme, der die Prinzessin verlangt habe, und dieselbe nun brächte, so würde solche gewaltige Freude sein, daß sie den Verstand fast verlören, und das Goldpferd würde man ihm gleich geben; dann solle er sich darauf setzen, Allen die Hand zum Abschiede geben, der Prinzessin aber zuletzt, die er dann mit einem Schwunge auf's Pferd ziehen, und heidi davon reiten müsse. Einholen werde ihn Niemand.

So geschah es denn auch. Nun sprach der Fuchs, der sich wieder zu ihm eingefunden hatte, weiter: „Wenn du nun an das Schloß kommst, wo der Vogel ist, so bleib auf dem Pferde sitzen und sprich, du gäbest eher das Pferd nicht her, bis du den Vogel mit dem Käfig nicht in der Hand hättest, und wenn du ihn dann hast, so reite davon. Indessen bis du kommst, warte ich draußen vor dem Schlosse."

Das lief auch gut ab, und sie zogen fort. Der Fuchs lief immer mit, und so ging es denn weiter und immer weiter. Als sie nun in einen Wald kamen, sagte der Fuchs zu dem Jüngling: „Nun sollst du mir lohnen für Rath und Mühe. Schieße mich todt, und haue mir dann Kopf und Schweif ab."

„Ei!" sagte der Jüngling, „das wäre ein schöner Lohn für deine Liebe und Treue, das kann ich nicht über das Herz bringen."

Der Fuchs mochte noch so viel sagen, daß man es ja leicht merken könne, er sei kein ordentlicher Fuchs, da er ja wie ein Mensch spräche. Der junge Bursche sagte: „Weil du ein Fuchs bist, so bist du auch klug, und stellst dich nur so, als ob du sprechen könntest. Ich kann dich unmöglich tödten, du herzlieber Fuchs." — „Nun," sagte der Fuchs, „so will ich dir noch einen guten Rath geben: Kaufe kein Galgenfleisch, und setze dich an keinen Brunnenrand!" Damit ging er in den Wald.

Als nun der dritte Sohn in das Dorf kam, wo er zuerst eingekehrt war, war ein großer Aufruhr, denn man führte seine Brüder zum Galgen. Die hatten in dem prächtigen Wirthshaus in lauter Halloh gelebt und schlechter Dinge genug gesehen, die machten sie bald genug auch mit, und als

sie kein Geld mehr hatten, in Sausen und Brausen zu leben, hatten sie ein Paarmal ein Bischen gestohlen, und sollten nun ein Bischen an den Galgen. Sonst waren sie brave Burschen gewesen, aber das Vergnügen hatte sie verdorben. — Obwohl sie nun Galgenschwengel geworden waren, kaufte der Bruder sie dennoch mit vielem Gelde los. Die Leute sagten: er sei ein Narr; die Bestien wären kaum des Stricks werth; aber er dachte, es sind doch immer meine Brüder, und nahm sie mit sich.

Aber die Brüder hatten unterwegs heimlichen Rath gehalten, und als sie im Walde sich an einen Brunnen lagerten, setzte sich der Jüngste an den Brunnenrand. Da stürzten sie ihn rücklings in den Brunnen hinab. Sie aber brachten die Prinzessin, das Pferd und den Vogel zum König, und sprachen, sie hätten es erbeutet und erhielten dafür große Ehre und Macht. Aber die Prinzessin weinte, das Pferd fraß nicht, der Vogel pfiff nicht.

Als aber der jüngste Bruder bis unter das Wasser des Brunnens hinabgesunken war, dachte er an das Wort des Fuchses und sagte: „Ich bin doch so dumm als ein Bund Stroh und muß nun hier elendiglich umkommen.“

„Nein,“ sagte der Fuchs, der gleich wieder da war, „ich bring' dich durch einen unterirdischen Gang wieder an's Tageslicht, wenn du mir gelobst, mich nachmals zu tödten und Kopf und Schwanz abzuhauen.“ Das gelobte er nun, und wurde von dem Fuchs herausgebracht, und als er nun den Fuchs getödtet und mit ihm gethan hatte nach seinem Verlangen, siehe, da war es der Bruder der wunderschönen Prinzessin.

Die Beiden gingen nun an den Königshof, und erzählten, wie es sich zugetragen hatte, und die Prinzessin hörte auf zu weinen, das Pferd fraß, und der Vogel pfiff; die Brüder aber fielen vor dem König nieder und baten um Gnade. „Ja,“ sagte der König; „Gott möge Euch gnädig sein!“ und ließ sie hängen. Da kam das Galgenfleisch dennoch an den Galgen, und der Jüngste bekam die Prinzessin, und ward gehalten wie der Sohn des Königs.

Als aber der König nachher ein Wenig über die Geschichte nachdachte, sagte er zu dem Jüngsten und zu dem gewesenen Fuchse: „Ich kann fürwahr aus den Dingen nicht recht klug werden, und kann mir es nicht gut zusammenreimen und herausbringen, es will nirgends recht klappen.“

„Das geht uns eben so!“ sagten die Beiden.

„Ja so!“ sagte der König darauf, „das ist etwas Andres!“

Fortunat und seine Söhne.

Ein nicht reicher Mann zu Famagusta in Zypern hatte einen Sohn, der wollte hinaus in die Welt, und die Eltern dachten, so mag er denn hinaus, und sich etwas versuchen, und sehen, wo er sein Glück findet.

Er zog denn fort, zog durch viele Städte und Länder, so übel oder gut er konnte, diente an mehreren Fürstenhöfen ehrlich und treu, und weil er den Herren treu und darum lieb war, wollten ihn die Diener nicht leiden, und trieben ihn fort.

Er zog denn fort, fürder und fürder, kam in gute und schlechte Gesellschaft, verthat sein ehrlich erspartes Geldchen, hatte zuletzt Nichts mehr als guten Appetit und Nichts zu essen, und dachte mit Sorgen: Hättest du doch dein Geldchen geschont! Da kam er in einen großen dichten Wald. Er war in einen großen dichten Wald freilich hineingekommen, aber wie sollte er hinaus kommen? Er zog der Kreuz und der Quer herum im Walde, aber er kam nur nicht hinaus. Wurzeln und Beeren und saure Holzäpfel waren seine Kost, und das helle, klare, liebliche Wasser einer reinen Quelle sein Trank, und das Brummen der Bären und das Geheul der Wölfe seine Angst und Sorge.

Einmal, da er auch der Herren Bären wegen auf einen Baum geklettert war, um zu Nacht darauf zu schlafen, war ihm Petz Brummelbär mit seinen tüchtigen Pratzen und Tatzen nachgeklettert, und trieb ihn von Zweig zu Zweig, immer höher und höher hinauf. Jetzt konnte sich der Fortunat nicht mehr helfen, und zog in der Angst sein scharfgeschliffenes breites Schwert und stach auf den Bären.

Der Bär, welcher ein Kerl von Ehre ist, wie ihr wohl wissen werdet, wollte das Stechen und Hauen nicht leiden, hielt sich mit einer Vordertatze an dem Baumast, und will mit der andern dem, der auf ihn sticht und einhaut, eine Antwort geben, wie es sich gebührt. Darüber läßt er die zweite Pratze fahren. Da prasselt er so arg und mit Gelärm vom Baume herab, daß die Thiere, die unten bei einer Quelle waren, gar schleunig davon flohen. Der Fortunat war aber in der Angst auch mit herabgefallen, und zwar also, daß er unten auf dem halbtodten Bären saß, wie auf einem Pferde, und als er sich besann, denselben ganz todt machte, indem er ihn mit seinem Degen erstach.

Er sog dem Bären das Blut aus der Wunde, und fand sich sehr erquickt, wenn er nur gewußt hätte, wie man Feuer anmachen könnte, hätte er von den Bärenpratzen und Bärenschinken ein gar köstlich Mahl halten können. Aber er hatte nun einmal kein Feuer, müde war er gar sehr, und so legte er sich auf das weiche Haarfell des todten Bären und schlief nach Herzenslust.

Als der Fortunat nach süßem Schlaf erwachte, steht vor ihm eine schöne Jungfrau; aber er wußte nicht, von wannen sie war, und wie sie daher kam. Aber die Jungfrau sah ihn so lieb und gütig an, daß er ein Herz zu ihr gewann, und sagte: „Helft mir doch aus dem Walde, sonst muß ich umkommen!"

„Sollst nicht umkommen," sagte das Waldfräulein, „und ich will dir leicht aus dem Walde helfen, aber ich will dir noch größere Gaben verleihen. Sie hier meine Säckel, in denselben sind Reichthum, Weisheit, Gewalt, Schön-

heit, Gesundheit. Wähle dir Eine von den Gaben, die ich dir anbiete, aber nur Eine kann ich dir verleihen. — Wisse, daß ich die Jungfrau Fortuna bin."

Fortunat besann sich und wählte Reichthum. Hat man Geld, dachte er, so hat man ja Alles, kann sich Ehre und Vergnügen kaufen, kann groß und herrlich werden, und wird auch für weise gehalten.

„Wohl!" sagte die hübsche Jungfrau, „hier nimm den kleinen Säckel. So oft du hineingreifest, findest du so viel Gold- und Silberstücke darin, als du haben möchtest. Benütze es gut. Du wirst immer die in jedem Lande gültige Münze finden. — Merke: daß dieser Säckel seine Tugend und Eigenschaft treulich behalten wird, so lange als du und deine Kinder leben, und daß du in jedem Jahr am ersten des Junius ein armes und frommes Mädchen, die einen braven Freier und kein Geld hat, mit vierhundert Goldstücken ausstatten mußt. — Er gelobte das treulich, und die Jungfrau war fort, nachdem sie ihm den kürzesten Weg aus dem Wald gezeigt, der Säckel aber in seiner Hand.

Fortunat hatte nun freilich durch den willfährigen Säckel des Geldes mehr als er bedurfte, ward aber auch gleich ein wenig hochmüthig, und kaufte dem Grafen des Landes zwei Pferde, über welche dieser mit dem Roßkamm im Handel stand, gleichsam so vor der Nase weg, indem er gar nicht handelte, sondern nur sogleich bezahlte. Das nahm der Graf hoch übel, und wollte den Fortunat martern, hängen, köpfen, rädern lassen, anzusagen wie so ein Lump von Kerl zu so vielem Gelde käme. Hätten des Grafen Herrn und Diener nicht gar sehr für den armen Schelm gebeten und gebettelt, wer weiß, wie es möchte gegangen sein.

Fortunat wurde nun ein Bischen klug und merkte bald, daß der Geringe nicht ungestraft und ungerupft Geld und Gut haben darf, und ging ein wenig vorsichtiger zu Werke. Dazu kam, daß er einen viel versuchten und erfahrenen Mann, Leopold geheißen, antraf, welcher beinahe die ganze Erde der Länge und der Quere durchstrichen hatte. Den nahm er in seinen Dienst, gab ihm Geld genug, ließ ihn schalten und walten, Pferde kaufen und Knechte miethen, und weil der Fortunat nun Geld hatte, so war er auch ein Genie und mußte aller Herren Länder besuchen, aber freilich nicht, wie unsere jungen Genies, mit dem Knotenstocke, sondern zu Pferde und nicht mit zwei Hellern in der Tasche, sondern mit dem Säckel, der ihm Gold in Menge lieferte, und nicht nur so etwa auf ein halb Jahr, so daß man von ihm auch hätte sagen können:

> Es flog 'ne Gans wohl über den Rhein
> und kam ein Gick Gack wieder heim,

sondern er nahm sich wohl 15 Jahre Zeit, wo er denn Alles ordentlich und mit Bedacht besehen konnte.

Unter anderem kam er nach Hibernia, jetzt Irland geheißen, zu einem armen Kloster, das er reichlich beschenkte, und welchem er auch ein großes Faß Wein verehrte, der den guten Mönchen und selbst ihrem Abte etwas

Seltenes war, sintemalen in Irland kein Wein wächst. Er hatte ihnen aber auch vom Besten gegeben.

Neben dem Kloster war eben eine große Höhle mit vielen Gängen und Wölbungen, die hieß Sanct Patrik's Fegfeuer, und man konnte sich leicht in derselben verirren, welches ihnen der Abt vorher sagte und sie treulich ermahnte, ja nicht zu weit hineinzugehen. Er aber dachte sich das Ding gar nicht so schlimm und ging mit Leopold hinein. Da ward er bald inne, daß man guten Rath nicht vorwitzig verachten soll. In Kurzem waren sie verirrt, und wußten nicht wo sie waren, und waren schon zwei volle Tage in der Höhle, kamen aus einem Gang in den andern, hörten nicht das Rufen der Mönche am Eingange, worauf sie sich so sehr verlassen hatten, und wurden von der Angst, vom Suchen und Gehen, und vom Hunger so matt und hinfällig, daß sie ihre Seele der Erbarmung Gottes befahlen.

Den Mönchen wurde auch bange; denn sie fürchteten, daß die Beiden umkommen möchten, und die Knechte des Fortunat waren auch in Todesängsten, denn wo sollten sie einen so lieben und herzguten Herrn wieder bekommen? Und einen, der so reichlich bezahlte?

Die Knechte setzten Alles in Bewegung, und versprachen hundert Rosenobel oder Kronenthaler, wenn Jemand den Herrn und seinen treuen Leopold retten könne, den sie Alle ja auch recht lieb hatten, weil er so gut und fromm und so verständig war!

O, biete nur Jemand viel Geld! Da kann er erlangen, was ein Mensch vermag.

Es fand sich ein Mann, der einst mit Bindfaden die Höhle nach allen Richtungen ausgemessen hatte, und da er hörte, worauf es ankam, und daß er hundert Rosenobel verdienen könnte, durchsuchte er die Höhle überall, und fand auch glücklich die Verschmachteten, erquickte sie zuerst mit Wein und Brod, und führte sie dann aus der Finsterniß heraus.

Da war große Freude bei Allen!

Nachdem nun der Fortunat noch viel gereist und viel erfahren hatte, ja beinahe einmal durch einen treulosen Wirth um seinen Säckel gekommen wäre, obwohl er von selbigem keinem Menschen Etwas vertrauet hatte, selbst dem treuen Leopold nicht, reiste er wieder nach Famagusta. Da fand er noch seine armen Eltern, und hielt sie in hohen Ehren, und machte ihnen ein vergnügliches Alter; aber von seinem Glückssäckel sagte er ihnen doch Nichts; denn die alten Leute hätten es doch wohl können ausplaudern.

Wer er nun geworden wäre, mußte die Welt freilich auch sehen; aber er selbst hatte ja auch so viel Herrlichkeit und Prächtigkeit gesehen, und baute sich einen großen, weiten Palast mit Gärten und Springbrunnen, und allen Kostbarkeiten, so herrlich, daß ihn der König so trefflich nicht hatte. Dazu baute er auf einen großen erkauften Platz auch einen großen Dom zur Ehre Gottes, der ihn gesegnet hatte.

Das machte den König aufmerksam! — Muß das ein Mann sein, dachte er, der so viel verbauen kann! — Der hat auf seinen Reisen viel

gefunden, und muß mehr können als Brod essen! — Das konnte er denn freilich.

Und kurz und gut, er vermählte sich mit der Tochter eines armen Grafen, die ihn auch, weil er gar wohlgebildet und gut gestaltet war, sehr gern nahm.

Fünfzehn schöne liebe Jahre hatte Fortunat mit seiner Frau zusammen gelebt und der liebe Gott hatte ihm zwei tüchtige Jungen — oder Junker — gegeben, aber keine Mädchen, die er und sein eheliches Gemahl wohl auch gern gehabt hätten, aber dennoch nicht bekamen, — weil das sich mit Gelde nicht machen ließ.

Einst fiel dem Fortunat die alte Reiselust wieder ein, da er sahe, daß sein ehelich Gemahl der Töchter keine bekommen würde und obwohl die Gemahlin ihn gar inständig bat, doch heimzubleiben, half es doch nicht und er antwortete ihr, er wolle schon ganzbeinig wieder heim kommen.

Somit zog er von dannen.

So kam er zuerst oder zuletzt, denn ich weiß es nicht mehr, gen Alexandrien, wo ein gar großer und gewaltiger Soldan thronte. Dem verehrte er, kraft seines Säckels herrliche Kostbarkeiten und Kleinodien, die er in Venedig und Florenz und da und dort eingekauft hatte.

Deß erstaunte der Soldan und dachte, daß er dem herrlichen und prächtigen Kaufmann, für welchen er ihn hielt, eine Ehre und Ergötzlichkeit schuldig sei und ladete ihn ein zu Gaste und zeigte ihm nachher seine Schatzkammer mit allen Silber- und Goldtruhen und mit allen Edelsteinen und Kleinodien und der Fortunat bewunderte Alles und sagte aus purer lauterer Höflichkeit, daß er gar nicht verstehe, wie man so viel hohe Herrlichkeiten so beisammen haben möchte.

„Spaß das!" sagte der Soldan. „Nichts, gar Nichts gegen ein anderes Kleinod, das ich nicht in meiner Schatzkammer, sondern in meiner Schlafkammer bewahre. All' meine Schätze sind gar Nichts dagegen."

„Glaub' in Unterthänigkeit Euer Hoheiten Alles," sprach der Fortunat, „aber das zu glauben, ist mir denn fast zu hoch."

„Nun, du sollst denn schon sehen," sprach der Soldan und führt' ihn in seine Schlafkammer, holt unter dem Bette aus einer alten Lade einen alten unscheinbaren Hut hervor und spricht: „Siehst du, dieses Hütlein ist mir mehr werth, als all' meine Schätze; denn die Schätze kann ich allesammt wieder gewinnen, aber so ein Hütlein nimmermehr."

„Hol's Popanz, allergnädigster Herr," sagt Fortunatus, „das kann ich nicht glauben; Euer Hoheit belieben zu spassen. So ein abgeschabtes Hütlein soll mehr werth sein, als Eure übrigen Prächtigkeiten und Herrlichkeiten, die auf Erden nicht zu finden sind!"

„O, du einfältiger Fortunat," sagt der Soldan, „so wisse denn, wenn ich das Hütlein aufsetze und wünsche mich alsdann hundert oder tausend, oder auch zehntausend Meilen hinweg, so bin ich im Augenblick gleich da. Ich glaube, ich könnte damit über die Sonne hinaus, doch hab' ich das nicht versucht, weil sie mich möchte verbrannt haben. — Aber will ich zu meinen

Jägern im Wald zur Jagd, gleich bin ich da; will ich zu meiner Armee, wenn sie gegen den Feind zu Felde liegt, oder gar in Feind's Lager, siehst du, so bin ich auch gleich da und kann also, wie der liebe Gott, überall sein."

„Ja, gnädigster Herr," antwortete der Fortunat, „weil Ihr es sagt, ist es freilich meine Schuldigkeit, es zu glauben; aber Ihr wollet in Gnaden verzeihen, daß ich es fürwahr so für mich selbst nicht glauben kann."

„Na!" sagte der Soldan ein wenig hitzig, „so sollst du es denn erfahren. — Da hier, nimm's Hütlein, setz' es auf, wünsch' dich, wohin dein Sinn steht und wünsch' dich wieder zurück zu mir."

Fortunat wünscht sich flugs daheim zu Weib und Kind, und siehe, da ging es zum Fenster hinaus, er wußte ja selbst nicht wie. — Und da war er da!

Herr Soldan war wohl ein wenig viel dumm gewesen, als er dem Fortunat das herrliche Wünschhütlein anvertraute und der Fortunat, sonst immer ein ehrlicher Mann, brachte es ihm nicht wieder zurück; denn er glaubte, es passe und schicke sich gar trefflich und köstlich zu seinem Säckel. Ich aber bin seines Glaubens nicht, sintemal es der rechte Glaube gar nicht war. Er hätt' es sollen wieder geben, mein' ich; — ein Spitzbub blieb er doch immer! — Aber er gab es ihm nicht wieder und Ihr könnt denken, wie der treuherzige Soldan seine Treuherzigkeit bereute. Aber nun half es nicht mehr!

Was die Welt geben kann, hatte der Fortunat, mußte aber darum doch sterben, nachdem sein ehelich Gemahl schon zuvor gestorben war.

Als der Fortunat im Sterben war, ließ er seine zwei Söhne kommen, eröffnete ihnen das Geheimniß vom Säckel und Wünschhütlein, sagte ihnen, des Säckels Kraft hielte nur so lange noch vor, als sie leben würden, denn die Göttin Fortuna hätt' es ihm also gesagt. — Sollten hübsch beide Kostbarkeiten und Wunderdinge beisammen behalten, so könnten sie Beide damit recht glücklich leben.

Aber der eine Sohn, der jüngste, wollte hinaus in die weite Welt und wollt' viel Staat und Pracht und Ritterspiel treiben, worin er denn hoch erfahren war. Er hieß Andalos und stellte dem andern Bruder, der Ampedos hieß, all sein Begehren gar mit vielen Worten vor und sagte ihm:

„Laß mir den Säckel auf 6 Jahre und fülle dir daraus zuvor zwei oder drei große Truhen mit Gold, so viel, daß du es nicht mögest verthun können. Behalt auch das Wünschhütel, damit du, wenn du willst, gleich bei mir sein mögest. Nach sechs Jahren kehre ich wieder und alsdann mögest du sechs Jahre den Säckel nehmen und damit in der Welt nach Herzenslust umherfahren."

Ampedos war wundergut und sanft und sprach: „Es wär' mir viel lieber, mein Bruder, du bliebest bei mir, aber da du nicht willst, nun so fülle zwei Truhen mit Gold, damit ich denn auch doch habe und ziehe mit Gott." Nun so geschah es denn auch. Der Ampedos blieb daheim und nahm nicht mehr aus seinen Goldtruhen, als er eben brauchte und der Andalos zog weit fort, mit Knechten und Dienern, durch vielerlei Land, stach und turnirte an Fürstenhöfen, trieb groß Wesen und Pracht und ward viel bewundert,

weil er viel konnt' aufgehen lassen. Da war er denn sehr glücklich und froh und dünkte sich gar hoch und viel, weil er so viel Geld hatte und auch in allem Ritterspiel, Rennen und Stechen, fast immerdar den Preis und die Ehre davon trug.

Gut macht Muth und zu viel Gut macht gewöhnlich zu viel Muth, nämlich Uebermuth.

Da kam denn auch seine Zeit und Stunde!

Er war nach London gekommen und hatte den Vornehmen und Reichen gar herrliche Mahle und Feste gegeben; ihre Frauen und Töchter waren bei ihm zu Tanz und Ball, zu Mahl und Fest gewesen und hatte ihnen allen recht wohl gefallen. Aber die junge Gräfin Agrippina hatte den Augen des Andalos auch recht wohl gefallen und hätte derselbe sie gar gern zum ehelichen Gemahl gehabt.

Dem Grafen, Agrippinen's Vater, der sonst ein guter und ernster Mann war, beliebt es doch einmal mit dem Andalos einen Scherz zu treiben und ihn in große Verlegenheit zu bringen. Da bat er sich denn auf einen Tag mit Gemahlin und Tochter und vielen vornehmen Herren beim Andalos zu Gaste, welches der auch, wie sich's gebührt, für eine große Ehre aufnahm. Aber heimlich hatte der Graf verbieten lassen, den Dienern des Andalos Holz zu verkaufen, damit er nicht sieden und schmoren und braten lassen und man ihn alsdann recht auslachen könne.

Die herrlichsten Speisen waren eingekauft und nun war kein Holz da.

Andalos merkte den Spaß und wußte sich zu helfen. Die Venediger Kaufleute, in deren Händen damals der Welthandel war, hatten in London große Niederlagen von allen Gewürzen und Spezereien. Da ließ er aufkaufen Gewürznägelein, Zimmetrinden, Muskatnüsse, Sandelholz und ließ damit braten und kochen.

Als nun Essenszeit kam, zog daher der Graf mit seinem Hofstaat und mit vielen Dienern und Knechten, damit alle Welt den gräflichen Spaß sehen sollte und der Andalos sich recht schämen möchte. Wer sich aber eigentlich hätte schämen sollen, wäre der Graf gewesen.

Die geladenen Gäste kamen und rochen schon weit von Andalos' Palaste einen feinen und überlieblichen und würzigen Geruch und die Speisen waren zugerichtet und fertig.

Nun mußte freilich Andalos ansagen, wie er Alles vermocht hätte und machte denn auch gar kein Geheimniß daraus. Sie waren aus der Maaßen lustig und fröhlichen Muthes und als die Herrschaften wieder nach Hause eilten, gab der Andalos den vornehmen Herren und Damen kostbare Ringe mit Juwelen, güldene Halsketten und dergleichen und der gemeinen Dienerschaft gab er Jedem nach Rang und Stand 30 oder 20 oder 10 Golddukaten. Er wollte denn ein wenig dick thun, woran er aber schwerlich klug und recht thun mochte und er wird's denn auch schon sehen!

Frau Gräfin hatte eine feine, feine Spitznase und die Jungfer Tochter — hatte ein noch viel, viel feineres Näseleinchen. — So war's!

Da schnüffelten denn Beide, nämlich Mütterlein und Töchterlein, mit den Schnüffelnasen, woher wohl der Herr Andalos, dessen Hühner und Gänse doch Niemand kannte, sein unmenschlich vieles Geld gleich haben möchte? Geldschiffe kamen für ihn doch nicht an, und wohl ließ er so viel draufgehen, als wären alle Wochen nicht blos Geld-, sondern auch Goldschiffe angekommen.

„Da hat er etwas Apartes und Absonderliches," dachten sie, „und das müssen wir herausbringen!" Freilich die große Neugier mußte das auch herausbringen und brachte es auch heraus.

„Hör'! du liebe Agrippina," sagte die Frau Gräfin, „du mußt ihm das Geheimniß ablocken, denn ich habe wohl gemerkt, daß er in dich verliebäugelt ist!"

„O! allergnädigste Frau Mutter, das weiß ich von selbst schon," antwortete Agrippina.

Somit wurde denn heimlich Rath gehalten, wie man dem verliebten Andalos das Geheimniß aus der Seele ziehen möchte und die Agrippina stellte sich nun auch in den Andalos mit Worten und lieblichen Geberden verliebt, aber sie war es keineswegs, denn er war ihr viel zu geringe.

Da mußte er denn einmal beichten, wie es denn zuginge, daß er so viel Geld und noch mehr aufgehen lassen könne, als ihr Herr Vater; er müsse ja dabei zu Grunde gehen und blutarm, und am Ende bettelarm werden, und Keiner würde ihm dann Etwas geben, denn die Welt liege gar sehr im Argen und die Freundschaft daure niemals länger als das Geld. Dabei that sie denn so treuherzig und liebevoll, als ob wahr und wahrhaftig Alles wahr und ehrlich gemeint sei.

Und weil Andalos nun so sehr verliebt war, und nun, da sie von bettelarm werden sprach, auch ein Bischen viel hochmüthig ward, so wollte er ihr zeigen, daß es ihm niemals fehlen könne und verrieth das Geheimniß von seinem Säckel und als Agrippina sich stellte, sie hielte das nur für Windbeutelei, da zeigte er ihr den Säckel und machte die Probe damit vor ihren Augen und schüttete ihr tausend Kronen in ihre Schürze.

Da war denn Herr Andalos ein wahrer Dummhans. Aber das bleibt unter uns. — Freilich wenn sich ein Bürgerskind in eine Gräfin verliebt und nun noch hochmüthig dazu wird, so ist er gerade doppelt oder zweimal dumm, der Verliebtheit und des Hochmuths wegen.

Das liebe kluge Töchterlein offenbart nun dem herzlieben hochgnädigen Mütterlein Alles, was sich zugetragen und was sie gesehen hätte und brachte ihr die tausend Kronen, die sie kaum zu erschleppen vermocht hatte.

Da wurden denn die Beiden gleich einig, daß sie das anmuthige Säcklein haben müßten und der alberne Peter möge zusehen, wo er ein anderes hernähme.

Die liebe junge Gräfin hatte sich Größe und Gestalt des tugendreichen Säckels gar genau gemerkt und ließ sich mit Rath von Dero Frau Mutter ein ähnliches Beutlein von einem Beutler verfertigen und beschmutzte ihn so daß er recht schlapp und verbraucht und unscheinbar aussahe.

Nun bat Agrippina den Peter Dummhart zum heimlichen Abendessen, von dem, wie sie sagte, die Mutter Nichts wissen müsse oder dürfe, zu sich. Er trinkt und trinkt und am Ende trinkt er denn den Schlaftrunk. Ein einschläfernder, Schlaf machender Trunk war es denn freilich; denn er schlief und schlief wie ein Todter und Agrippina nahm ihm den echten Wunder- und Goldsäckel ab und hing ihm den falschen dafür an.

Als nun der Andalos mit großem Verdruß über seinen Bärenschlaf am frühen Morgen nach Hause kam, wollt er sich so ein Bischen zerstreuen mit guten Freunden, deren man immer um so mehr hat, je mehr man Geld hat. Der Haushofmeister, der Alles anschaffen und besorgen mußte, wollte Geld haben.

Andalos, um's Geld nie verlegen, ging besonders, und griff in seinen Säckel; aber der Säckel gab ihm Nichts her, obwohl er ihn links und rechts wendete und so und so kehrte. Kurz der Säckel gab gar Nichts her. — Da ward der arme Schelm trostlos und dachte, er hätte den treuen Säckel wohl zu sehr mißbraucht und darum habe derselbe seine Kraft verloren. Aber als er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte und sein Säcklein recht ansahe, sahe er wohl, wie schändlich er betrogen worden war von der schönen Agrippina, der holden Gräfin.

Er dankt alle seine Diener ab, die gar ungern von einem so guten, lieben und so freigebigen Herrn schieden, — bezahlt waren sie immer im Voraus, — gibt ihnen obenein noch ein Zehrgeld und reitet der Heimath und dem Bruder zu!

Fort war er aus London!

„Bruder,“ spricht er, nachdem er gar kümmerlich und erbärmlich angekommen war, „so und so ist mir es gegangen, und so und so bin ich um den Säckel gekommen und gib mir das Wünschhütlein, ich muß den Säckel wieder haben.“

„Ich wollte, du ließest den Säckel Säckel sein,“ sagte der ehrliche Ampedos, „denn du weißt ja, daß all seine Kraft verloren ist, wenn wir Beide todt sind, und in den Truhen ist ja noch für uns Beide Goldes genug. Sieh hin, ich habe nicht viel verthan, denn ich habe es nicht gebraucht. Sie sind noch voll.“

Aber der Andalos ließ nicht ab und sprach, er wollte lieber das Leben missen, denn das Säcklein. Da gab ihm der gute Bruder Ampedos das Wünschhütlein und wollt ihm noch Gold dazu geben, aber Andalos nahm fast Nichts und sagte, er wolle sich nun Goldes genug schaffen.

So war's auch. Er wünschte sich nach Venedig und nach Florenz; ließ sich, so wie zur Auswahl, die allerkostbarsten Edelsteine und Kleinodien kommen und war damit fort und besaß sie, ohne sie gekauft zu haben — kraft des Hütleins.

Das Hütlein brachte ihn denn auch nach London, wo er seine Kleinodien vor einer Kirche auslegte, wo die Agrippina früh morgens mit ihrem Hofe zur Messe ging. Damit man ihn aber nicht kannte, hatte er sich eine große Nase über die ordentliche aufgeklebt und sein Gesicht bemalt.

Ei, wie wurden die Kleinodien begafft und bewundert! und Manche wollten sie auch kaufen. Ein paar Ringe verkaufte er denn auch um ein Spottgeld an die Zofe der Gräfin, aber die schönsten Kostbarkeiten bot er zu hoch und zu theuer.

Was er damit gewünscht hatte, geschahe. Er mußte zur Agrippina kommen, die sich denn alle Herrlichkeiten besahe, und einige Edelsteine einhandelte, aber, obwohl sie den Säckel hatte, Alles grundwohlfeil und eigentlich um gar Nichts haben wollte.

Nachdem erst der Edelsteinmann sich überzeugt hatte, daß Agrippina seinen Säckel sorgfältig am Gürtel bei sich trug und ihm daraus bezahlen wollte, war der Handel bald gemacht. — Sie zahlte daraus. Da setzt' er sein Hütlein hurtig auf und er umfing sie plötzlich und wünschte sich in einen wilden dichten Wald und da ging's durch die Luft mit ihr in einen wilden dichten Wald und sie wußte nicht, wie sie durch die Luft daher und dahin gekommen war. — War auch zu wissen weiter nicht nöthig. Genug, daß sie da war.

„Ach Gott! ach lieber Gott! wo sind wir denn?" barmet und winselt sie und thut fürwahr, als müßte sie nun umkommen, obwohl die kleine Reise noch nicht zwei Minuten betragen hatte. Den Glückssäckel hatte sie noch an ihrem Gürtel und dachte in der Angst nicht daran; der Andalos aber dachte wohl daran und meinte, das schöne herzliebe Säcklein könne ihm ja doch einmal nicht mehr entgehen.

Weiß es nun freilich nicht, warum er sich nicht entdeckte, wer er sei. Er selbst wird es wohl gewußt haben.

Da saß denn das liebe Kind unter einem Apfelbaume und ob sie wohl satt und voll war, dachte sie doch, wenn sie nicht Alles hätte, was sie begehrte, müsse sie gleich sterben, denn sie war gar zärtlich erzogen.

Sie schaut zum Apfelbaum hinauf und sieht so schöne rothbackige Aepfel dort hängen und bittet den Entführer mit süßen lieben Worten: „Ach, wenn ich doch nur ein paar so schöne Aepfel hätte, damit ich nicht verschmachten müßte!" Sie werde nicht verschmachten, aber sie fürchtete es wenigstens.

Der gute Andalos steigt hinauf auf den Baum, weil er das arme Ding nicht will verschmachten lassen; und weil er hinaufsteigt, setzt er ihr sein Wunderhütlein auf den Kopf, damit es ihn im Steigen und Apfelbrechen nicht hindere. Von der Kraft und Tugend des Wünschhütleins wußte sie Nichts.

Sie hatte es indessen auf, als sie unter dem Apfelbaum saß und fing an zu seufzen und zu wünschen, sie möchte doch wieder bei der herzliebguten gnädigen Mama und bei den demüthig gehorsamen Zofen und bei ihrem weichen Bettlein sein! — Siehe, da war sie da. Denn Ihr kennt ja die Kraft des Hütleins.

Aber da der Andalos wieder vom Baume herunter war, fand er Agrippina nicht und fand nur einen Narren, nämlich sich selbst, und wollte sich ergurgeln, erstechen, erhängen, ersäufen, erhungern u. s. w. — was wohl

ganz vernünftig gewesen sein möchte; — ließ es aber dennoch recht sehr schön bleiben, was noch vernünftiger war.

Herr Andalos hatte nun das Wünschhütlein nicht und das Säcklein auch nicht, aber Lebensliebe hatte er noch und lief im Walde dahin und dorthin, und dachte, er sei der armseligste Schächer und Narr auf Gottes Erdboden, worin ich ihm denn auch keineswegs zu widersprechen mich unterfange.

Er lief und lief und kam wieder an einen gar herrlichen Apfelbaum, von dem er zwei Aepfel abbrach und selbige mit gar großem Vergnügen aß, die ihm aber nicht so gar wohl bekamen, — denn es wuchsen ihm an der Stirne zwei Hörner hervor, urplötzlich und gar nicht langsam, etwa so stark und tüchtig, wie die Hörner eines gewaltigen Ziegenbockes. — Da war er denn ordentlich gehörnt und wenn er gewollt hätte, hätte er damit stoßen können.

„Ich unglücklicher, erbärmlicher Mensch!" schrie der arme Schelm, nachdem er gefühlt und gemerkt, und am Ende gar im Bache gesehen hatte, was aus ihm geworden, „wo soll es denn nun hinaus?" — Er schrie es mit vollem Halse und lief mit den Hörnern gegen die Bäume, aber die Hörner saßen gar fest. Es gibt aber mehr Leute, die sich im Leben die Hörner nicht ablaufen.

Als er nun schrie, heulte und schrie, da kam ein stiller Einsiedler daher, und fragte: „Was lamentirst du denn so gar entsetzlich?" Aber der Waldbruder sahe bald, worauf es ankam, denn er sahe die mächtigen Hörner.

„Du unseliger Mensch, wo bist du hergekommen?" sagte der Waldbruder. „Dreißig Jahr leb' ich in dieser Einöde und habe Niemand gesehen und wollte, ich hätte dich auch nicht gesehen, indem ich einsam sein will, weil ich ein Einsiedler sein will!"

„Ach lieber, lieber Waldbruder," jammerte Andalos, „weißt du keinen Rath gegen die Hörner, damit man mich in der Welt nicht für ein Ungeheuer ansehe und vor mir davon fliehe"

Da erklärte ihm nun der Siedler mit großem Ernst, woher die Hörner kämen, nämlich von den Aepfeln, die ihn durch die Schönheit verführt hätten. Das setzte er ihm sehr umständlich aus einander, daß es der Andalos ordentlich hätte begreifen können, wenn er sonst gewollt hätte. Aber der wollte nur Hülfe und sprach ihn jammernd darum an.

„Nur ruhig, mein Sohn," sprach der Waldbruder, „Hülfe soll dir auch werden. Komm mit!"

Damit führte er ihn zu einem Baum, der auch voll schöner Aepfel hing; aber sie sahen ganz anders aus, als die Aepfel, welche Hörner gemacht hatten, und als er zwei Aepfel gegessen hatte, da waren die Hörner so schnell fort, als sie gekommen waren.

Da kam der Andalos nun auf eigene Gedanken, wie er Säckel und Wünschhütlen wieder erlangen möchte. Er bat den Waldbruder um die Hörneräpfel und um die Hörner vertreibenden Aepfel.

„Nimm, mein Sohn," sagte der ehrlich treue Waldbruder, „wie viel dir

davon gefällt. Die Bäume sind ja nicht mein und gehören dir sowohl als mir." — Da nahm der Andalos von beiderlei Arten Aepfeln, dankte dem Waldbruder und suchte wieder den Weg nach London, wohin er denn auch bald gelangte, indem er eben nicht weit davon war.

Er kam nach London, verstellte sein Gesicht und klebte sogar ein Auge zu, damit ihn Keiner kennen sollte.

Da legte er die wunderherrlichen Aepfel aus, von welchen die Leute gehörnt wurden wie Ziegenböcke und rief sie da aus, wo die junge Gräfin vorbei ging, und sagte: es seien Aepfel von Damask und bot das Stück für drei Kronen.

Da wollte sie denn freilich Niemand kaufen, aber Agrippina mußte doch wissen, welche herrliche Aepfel zu drei Kronen der Aepfelhändler hätte und wie solche theure Aepfel schmeckten und kaufte sich zwei derselben und aß sie, als sie zu Hause war, recht gierig, zumal da der Händler sagte, daß man von diesen Aepfeln recht schön würde. Und als sie dieselben gegessen hatte, bekam sie denn auch zwei hübsche stößige Ziegenbockshörner.

Da war denn große Noth und sie ließ sich wenigstens vor dem Vater nicht sehen, auch die Zofen waren so sehr vor ihr erschrocken, als wäre sie der böse Geist.

Leicht könnt Ihr denken, daß der Aerzte viele heimlich berathfragt wurden, aber da konnte kein Arzt helfen.

Der Andalos hatte das Laufen und Rennen der Aerzte wohl gesehen, denn er hatte auf Alles gemerkt und wußte sich bald bemerklich zu machen als einen fremden Doctor in der Arzenei, dem Nichts zu hoch oder schwer wäre. Es versteht sich, daß er sich verkleidet hatte. Da wurde er denn freilich heimlich berufen, ließ sich Alles erzählen, verhieß Hülfe, indem er schon in Hispanien eine hohe Person von ähnlichem Uebel befreiet habe, — und Agrippina war höchlich froh und verhieß ihm große Summen.

Der fremde Doctor ging in sein Quartier und überzog eine Hälfte eines Apfels von den heilbringenden Aepfeln mit Rhabarber, Zucker und köstlichen Gewürzen, so daß er höchst lieblich schmeckte. Er machte auch eine wohlriechende Salbe, um die Hörner zu salben und sie, wie er vorgab, geschmeidig zu machen. So geschah es denn und nun rieth er der ächzenden Kranken, gutes Muthes zu sein und ein wenig zu ruhen.

Richtig! da waren die Hörner um ein Viertheil eingeschwunden und Agrippina war hoch erfreut und folgte nun dem Wunderdoctor in Allem.

Da gab er ihr einmal einen kleinen Schlaftrunk, weil zur ferneren Kur Ruhe sehr noth thue und während sie schlief, schickt er ihre Zofe fort, um aus seinem Quartier eine vergessene Büchse mit Arznei zu holen. Während dessen sucht er im Zimmer umher und entdeckt glücklich unter dem Bette das kostbare Wünschhütlein. Agrippinchen, so schlau und listig es war, hatte doch auch dumme Stunden und hatte nicht gemerkt, daß sie durch Tugend und wundersame Eigenschaften des Hütleins aus dem wüsten Wald war erlöset worden. — Den Glücks- und Geldsäckel hatte sie als ihr kostbarstes Kleinod

um ihren Leib immerdar befestigt gehalten, und das hatte der verkappte Doctorsmann schon ganz im Anfang weggehabt.

Er umfaßte die kluge Agrippina, und flog mit ihr nach Hibernia zu, und als sie aufwachte, fand sie sich mit dem Doctor wieder in einer wildwüsten Waldgegend. Da riß der Doctor die falsche Nase, den langen falschen Bart, und den scharlachrothen Doctorsmantel sich ab.

Ihr könnt denken, wie erschrocken die junge Gräfin war, da sie den Andalos sahe, und dieser sie donnernd und scheltend und grimmig mit harten Worten anfuhr, und ihr all' ihren Lug und Trug, und alle ihre Ränke und Nichtswürdigkeit vorhielt. Aber Ihr könnt auch leicht denken, wie die nun wimmerte und wehklagte, sich selbst eine thörichte, vermessene und vorwitzige Person schalt, und tausend Entschuldigungen hervorbrachte, und die meiste Schuld auf die Frau Mutter schob, die sie verführt hätte.

Sie bat, sie bat, ach sie bat gar innigst und kniefällig, sie zu der Frau Mutter zu bringen, oder ihr doch die Hörnchen abzunehmen, daß sie wenigstens mit Ehren sich wieder zurück machen könnte.

Andalos ward schon wieder weichherzig, denn er liebte sie doch gar zu sehr; aber er war auch gar zu sehr gewitzigt worden, und dachte, sie ein für allemal unschädlich zu machen, daher denn ihr Bitten Nichts half. Er brachte sie unweit des St. Patricks Feuer in ein ehrsames Nonnenkloster, gab sie für sein Töchterlein aus, die ein feines Angesicht habe, und der Nichts weiter fehle, als daß sie etwas zuviel habe, nämlich die Hörnlein auf dem Kopfe, die ihr Niemand abnehmen möge, und daß sie sehr boshaftiger Natur und Art sei, daher es denn wohlgethan sei, sie in Zucht und Buße zu bringen.

Die Aebtin war eine gar ehrwürdige Frau, und gar willig und bereit, die gehörnte Kostgängerin anzunehmen, und sie mit Geißeln und Kasteien recht zur Buße anzuhalten. Er führte nun sein Töchterlein dem Kloster zu, wohin sie gern ging, weil die gehörnte Schönheit nicht in die große Welt wieder mochte. Man kann schon denken warum.

Wie es den Eltern der Verlornen zu Muth gewesen sein mag, ist unnoth zu erzählen. Sie dachten, die Tochter wird schon wieder kommen, wie das erste Mal, aber sie kam nicht wieder, und soll, wie man gehört hat, ohne Wiederkommen gestorben sein.

Der Andalos konnte nun seine Reiselust und Prachtlust gar leicht befriedigen, er hatte ja Hütlein und Säcklein. Zuerst jedoch besuchte er den Bruder, den er immer geliebt hatte, und erzählte ihm Alles, wie es gegangen sei. Der Bruder Ampedos ermahnt ihn gar fleißig nun zu Hause zu bleiben, da er von den unglücklichen Glücksgaben so schlimme Erfahrungen gemacht hätte. Sie wollten ehrsam und vergnügt beisammen leben und sich allenfalls noch ein paar Truhen mit Gold füllen. — So meinte es Ampedos.

Andalos wollte jetzt dem Bruder den Säckel lassen, aber Ampedos wollte ihn nicht und blieb dabei, er sei kein Glücks- sondern ein Unglückssäckel und des Goldes hab' er ja in den Truhen genug. Da nahm denn Andalos den

Säckel, und der Bruder bot ihm auch das Hütlein an, da er es ja nicht brauche, welches aber Andalos nicht annahm.

Armer Andalos! Dein Glück im Stechen, Turnieren und Rennen und allem ritterlichen Spiel, das dir neben dem Geldglück der Säckel auch schien verleihen zu wollen, daher du allen andern Rittern obgelegen warst, und deine große Pracht und Herrlichkeiten, zu welchen der Säckel Alles hergab, — kurz der Glückssäckel wurde dein Unglückssäckel, wie der Bruder wohl geweissagt hatte, denn er brachte hämische und hochmüthige und mächtige Menschen gegen dich auf.

Es war eine große Pracht und Herrlichkeit an einem Orte auf der Insel Zypern gewesen, und Andalos hatte viel Ehre und Ruhm im Turnier erlangt, und große Feste gegeben, und wollte von da wieder an den Königshof gen Famagusta. Da hatten ihm zwei Raubritter auflauern, seine Diener ermorden, ihn selbst auf eine kleine Insel führen lassen, wo sie ihn in den Stock legten.

Der Bruder hörte, Andalos sei verschwunden, und hielt ihn eben sowohl ermordet als seine Diener. Er ahnete wohl, daß es des unglücklichen Säckels wegen sei, suchte beim König Hülfe, und erhielt gute Zusage. Aber damit es ihm mit dem Hütlein nicht auf ähnliche Weise ergehen möchte, nahm er dasselbe, zerhackt' es, und verbrannt' es im Feuer, bis daß es zu Pulver ward vor seinen Augen.

Den Andalos hielten die Raubritter so hart gefangen, daß ihm im Stock die Beine fast abfaulten. — Sie wollen wissen, woher er so viel Geld habe. Und da er's nicht wollte ansagen, ließen sie ihn jämmerlich und erbärmlich gar vielmals martern, bis er sein Geheimniß offenbarte. Da nahmen sie ihm den Säckel ab, probirten ihn, und fanden es so, wie der arme Gemarterte gesagt hatte. Und da ein Bubenstück immer das andere hervorbringt, und sie wohl wußten, daß ein todter Mann nicht mehr klagen kann, so würgten sie ihn mit eigenen Händen ab, damit er gewiß todt sei.

Sie wurden nun eins, daß jeder von Beiden ein Vierteljahr um's andere den Säckel haben sollte. Aber nach dem ersten Vierteljahr starb der gute Ampedos auch, aus Gram um den Bruder, und — aus Alter.

Als nun der andere Raubritter das Säcklein versuchen wollte, zog er Nichts heraus, denn der Säckel hatte ja nur Kraft bis zum Tode der beiden Brüder, er aber dachte, er sei von den Andern betrogen, und der Säckel sei nachgemacht. Und die Raubritter kamen heftig an einander, fuhren mörderisch mit dem Schwerte auf einander hinein, und der eine ward fast tödtlich verwundet. Das erfuhr der König, und es nahm ihn groß Wunder, weil die Raubritter bisher in gar herzlicher Vertraulichkeit gelebt hatten. Er bekam Verdacht, forschte bei den Dienern der Raubritter nach, und es kam heraus das ganze Bubenstück und — die Herren Raubritter wurden gerädert.

Das war denn das Glück des Glücksäckels.

Das Wasser des Lebens.

Ein König, der drei Söhne hatte, wurde so krank, so sehr krank, daß keine Arzneien mehr helfen wollten. Da dachten sie, er müßte sterben, und die Aerzte hatten das auch gesagt.

Die Söhne gingen in den Garten und weinten. Da kam ein altes Männlein, das sagte: „Was weint Ihr und seid betrübt in Eurer Seele?" Da erzählten sie ihm, der Vater sei so krank, und könne ihm Nichts mehr helfen; da würde er sterben müssen, und dann wäre er todt!

„Ja," sprach der Alte, „das ist schon wahr: aber ich weiß doch ein Mittel, wenn er das braucht, so soll er schon leben bleiben; das ist nämlich das Wasser des Lebens, welches aber sehr schwer zu finden ist."

„Das will ich schon finden!" sagte der älteste Prinz, der ein wenig hochmüthig war.

Er bat den kranken König um Urlaub, um das Wasser des Lebens zu holen. Der König wollte ihm denselben nicht geben, weil das Werk so gefährlich sei; aber weil der Kronprinz doch gar zu sehr bat, der König aber auch gar zu gern noch ein kleines Weilchen leben wollte, so ließ er ihn gehen. Der Prinz aber dacht', find' ich das Wasser des Lebens, so erb' ich das Reich um so eher gewiß; sonst könnt' es der Vater wohl gar noch einem von den andern Brüdern schenken.

Der Prinz zog fort, nachdem er sich erst nach dem Wasser des Lebens erkundigt hatte, und zog weiter und immer weiter viele Tage lang.

„Wohinaus," lieber Herr, „wohinaus so geschwind?" fragt ihn ein kleiner Mann, der am Wege stand.

„Brauchst du es auch zu wissen, du Knirps du?" sagte der Prinz hochmüthig und ritt weiter.

„Nun so reit, daß du nimmermehr hinkommst," rief ihm der kleine Mann erzürnt nach.

Da kam der Prinz in eine Bergschlucht, wo sich die Berge immer enger und enger zusammendrängten, und er sich zuletzt gar nicht mehr umwenden konnte, ja nicht einmal absteigen. Da mußte er denn halten bleiben.

Der König wartete auf ihn, er sollte zurückkommen, und das Wasser des Lebens mitbringen. Als er aber nicht wiederkam, forderte der zweite Prinz Urlaub vom Vater, das Wasser des Lebens zu holen. Der König wollt' ihn erst nicht ziehen lassen, ließ ihn aber doch ziehen. Auf dem Wege stand der kleine Mann wieder und fragte: „Wohin so geschwind?" und die Antwort hieß: „Geht's dich auch an, du kleiner Lump?" — und damit ging's fort.

Der kleine Mann verwünschte ihn auch, und es ging ihm wie seinem Bruder, und mußte in der Bergschlucht stecken bleiben.

Als nun der auch nicht wieder kam, bettelte der jüngste Prinz so lange bei dem Vater, bis er ihn ziehen ließ. Und als er nun auch an den Zwerg kam, und der ihn fragte: „Wohinaus so geschwind?" antwortete der Prinz:

„Ich suche das Wasser des Lebens für den armen kranken Vater, aber der liebe Gott weiß, wo ich es finden soll!"

„Nun," sagte der kleine Mann, „du sollst es finden, weil du nicht so hochmüthig bist, wie deine Brüder. Hier rechts reit' ab, da liegt ein verwünschtes Schloß, wo der Brunnen ist, aus dem das Wasser des Lebens kommt. Aber da geb' ich dir eine eiserne Ruthe; damit schlage dreimal an das eiserne Thor des Schlosses, dann springt es auf; und wenn du hineinkommst, so liegen zwei Löwen da, die bewachen den Brunnen, und haben den Rachen weit auf.

„Aber nimm hier die zwei Brode und gib sie ihnen; jedem eins, dann werden sie dir Nichts thun. Dann hole das Wasser und eile, daß du vor zwölf Uhr aus dem Schlosse bist, sonst schlägt sich das Thor zu und du kommst so bald nicht wieder hinaus."

Der Prinz dankte ihm freundlich, und kam in's Schloß, und schöpfte aus dem Brunnen. Darnach wollte er sich noch ein wenig umsehen, und kam in einen Saal, wo lauter verwünschte Prinzen drin waren. Er zog ihnen die Ringe ab, und nahm dann ein Schwert und ein Brod, die da lagen. Hierauf kam er in ein Zimmer, wo eine Prinzessin war. Die küßte ihn und sagte: „Du hast mich erlöst, und über ein Jahr komm', da sollst du mich und mein Reich haben. — Aber mach', daß du vor zwölf Uhr aus dem Schlosse kommst."

Er hätte sich gern ein wenig auf dem Bette ausgeruht, das da stand, aber er wußte, daß man nicht allezeit ruhen kann, wenn man will. Er eilte hinaus, und dicht hinter ihm schlug das Thor zu, und schlug ihm den Sporn vom Stiefel ab, denn es war gerade zwölf Uhr.

Als er zurückkam, dankte er dem kleinen Manne, und dieser sagte ihm, an dem Schwerte und an dem Brode habe er großes Gut. Mit dem Schwerte könne er große Heere schlagen, und mit dem Brode ganze Völker speisen, und würde nicht alle.

Nun fragte er nach seinen Brüdern; da sagte ihm der kleine Mann, wo sie wären, wollte sie aber nicht erlösen, weil sie hochmüthig wären; weil aber der Prinz gar zu sehr bat, gab er sie los, sagte aber zu ihm. „Nimm dich vor ihnen in Acht; sie sind sehr falsch!"

Als sie nun alle drei beisammen waren, erzählte der Jüngste, daß er das Wasser des Lebens hätte, und bekäm' auch über's Jahr eine wunderschöne Prinzessin mit einem großen Reiche.

Sie ritten fort und kamen durch drei Länder. Da waren Krieg und Hungersnoth drin, aber der Jüngste half bald mit seinem Schwerte und dem Brode.

Als sie nun auf dem Rückwege über das Meer kamen, und der Jüngste eingeschlafen war, nahmen ihm die Aeltesten das Lebenswasser, und füllten dafür bittersalziges Meerwasser in seine Flasche.

Da sie nun wieder zu Hause waren, brachte der jüngste Prinz das Wasser des Lebens dem Vater, weil es aber Meerwasser war, wurde derselbe

noch kränker davon. Darnach aber kamen die andern Prinzen und sagten, sie hätten das rechte Lebenswasser, jenes sei aber Gift gewesen. Da trank der alte König das Wasser, und wurde so frisch und gesund wie in den jungen Tagen.

Die bösen Brüder gingen nun zum jüngsten Bruder und höhnten ihn; sagten, wie sie ihn hätten betrogen, und über's Jahr wollte sich einer von ihnen die Prinzessin holen; wenn er aber dem Vater davon Etwas sagte, wollten sie ihn todt machen.

Weil der alte König glaubte, der jüngste Sohn habe ihn vergiften wollen, so befahl er seinem Leibjäger, mit dem Prinzen tief in den Wald auf die Jagd zu gehen und denselben heimlich zu erschießen. Als sie nun in den Wald kamen, sagte der Jäger: „Prinz, ich soll Euch heimlich erschießen, aber weil Ihr so ein lieber, leutseliger Herr seid, so kann ich's nicht über's Herz bringen. Flieht und rettet Euer Leben!" Da floh der Prinz.

Nach einiger Zeit kamen bei dem alten Könige große Wagen an mit Gold und Edelgesteinen; die sollte der jüngste Prinz haben, und waren von den Königen gesendet, welchen er mit Schwert und Brod geholfen hatte.

Da fiel's dem alten König schwer auf's Herz, sein Sohn möchte wohl unschuldig sein, zumal da er immer mehr mochte gemerkt haben, wie tückisch die andern Beiden waren.

Da fing er laut an zu jammern: „Ach wenn doch mein Sohn noch lebte! Ach wenn ich ihn nur nicht hätte tödten lassen!" und wollte sich gar nicht zufrieden geben und Niemand konnte ihn trösten. Da tröstete ihn aber der Jäger und sagte: „Ich habe ihn nicht getödtet, denn ich konnt' es nicht über das Herz bringen."

Der alte König fiel dem Jäger um den Hals und küßte ihn, und ließ in allen Reichen bekannt machen; sein Sohn sollte wiederkommen, und verhieß großes Geld und Gut dem, der ihn brächte.

Als aber die Prinzessin in ihr Reich gekommen war, ließ sie eine große Straße vor ihrem Schloß machen, die war golden und glänzend. Zu ihren Leuten hatte sie aber gesagt, wer mitten über die Straße hinritte, der sei ihr Bräutigam, die aber nebenbei ritten, das wären die rechten nicht.

Da nun die Zeit bald um war, kam der erste Prinz des alten Königs, und wollte sich für den Erlöser der Prinzessin ausgeben; als er aber an die Straße kam, ritt er rechts derselben nebenher, weil sie so schön war. Wie er aber an's Schloßthor kam, da hieß es: er sei der rechte nicht, und möchte nur wieder nach Hause gehen.

Bald darauf kam der zweite Prinz, und ritt links neben der Straße, und am Thore hieß es wieder: er sei der rechte nicht, und möchte nur wieder nach Hause gehen.

Da nun das Jahr ganz um war, machte sich der Jüngste auf, und vor Verlangen bei seiner Prinzessin zu sein, sahe er die Straße gar nicht, und jagte mitten drauf hin zum Schloß.

„Das ist der Rechte!" sagte die Prinzessin und machte Hochzeit mit ihm,

und gab ihm ihr ganzes Reich. Sie erzählte ihm aber nun, daß sein Vater großes Verlangen nach ihm trüge. Da machte er sich gleich auf, und kam zu seinem Vater, und entdeckte ihm nun, wie es die Brüder gemacht hätten.

Der Vater wollte die bösen Brüder hinrichten lassen, die aber hatten sich schon fortgemacht, und Niemand wußte wohin.

Der alte Vater aber gab seinem Sohne sein Königreich auch. Da hatte der Sohn nun zwei Reiche, und die andern beiden hatten gar keins.

Der Doctor Allwissend.

Es war einmal, ich denke im Schlaraffenlande, wohin es offenbar gehört, ein armer Bauer, der lebte in einem armen Dorfe, und hieß Krebs, es war aber kein Krebs, sondern er hieß nur so.

Die Leute im Dorf sagten, er sei ein dummer Teufel, wovon er aber kein einziges Wort glaubte. Denn, dachte er bei sich selbst: „Du hast doch große Gedanken im Kopfe, nur daß du sie nicht von dir geben kannst."

So mocht' es denn auch wohl sein. Im Kopfe lagen die großen Gedanken gewiß, aber eben so gewiß kam kein einziger heraus, sondern er behielt sie allesammt bei sich. Daß es aber recht große Gedanken waren, nahm er daraus ab, daß er immerdar wünschte, ein recht großer und vornehmer reicher Mann zu werden, vor dem die Leute den Hut abnehmen müßten, und er sich alle Tage gütlich thun könnte ohne zu arbeiten. Er blieb aber derweil, wer er war; nämlich ein kleiner Bauer, aber mit großen Gedanken.

Eines Tages hatte er mit seinen zwei magern Ochsen ein Fuderchen Holz in die Stadt gefahren, und es bei einem vornehmen Arznei-Doctor für zwei Thaler verkauft. Als ihm nun die zwei Thaler ausgezahlt wurden, saß der Doctor gerade zu Tisch, und aß und trank das Schönste und Beste und die Stube, worin er saß, war so prächtig und herrlich.

Da kroch der erste große Gedanke aus dem Kopfe des Krebses heraus und er dachte, wenn ich so ein Doctor werden könnte, da hätt' ich es gut! Daß er's aber werden konnte, wußte er wohl, aber nur das wußte er nicht, wie er es anfangen sollte.

Also blieb er noch ein Weilchen stehen, faßte sich ein Herz, und fragte endlich den Doctor, ob er nicht auch ein Doctor werden könnte? — er möchte es gar zu gern werden!

„Ja;" sagte der Doctor, „wenn du das Geheimniß weißt, so ist es leicht geschehen. — Dir aber will ich's vertrauen."

„Du mußt deine zwei Ochsen und den Wagen verkaufen. Dafür kaufst du dir ein Abcbuch, es muß aber in Goldpapier gebunden sein, und hinten auf der letzten Seite inwendig muß der rothe Göckel- oder Kickelhahn stehn, der das Wickelkind im Schnabel hat, und es zur Schule hinträgt. Ein solches muß es sein, sonst hilft's dir zu Nichts. Es kostet aber viel Geld, nämlich achtzehn Pfennige."

„Alsdann laß dir ein Schild malen und darauf schreiben: „Hier wohnt der Doctor Allwissend.“ Das Schild kostet noch mehr als das Buch, und wohl noch mehr als acht oder zwölf Groschen. Aber haben mußt du es doch!“

„Hierauf schaff' dir ordentliche Kleider an, nämlich einen rhabarberfarbenen Rock und eine geblümte Weste, bis über die Knie reichend, damit du recht vornehm und weise aussiehst; denn du bist freilich wohl schon weise, aber du siehst doch nicht so recht darnach aus, worauf doch eigentlich Alles ankommt. Der Rock aber wird das dann schon machen.“

„Diese drei Dinge sind die Hauptstücke. — Willst du, so magst du in die Apotheke gehn, und dir die und die Arzeneien kaufen. Die kannst du mengen und mischen unter einander wie dir's gefällt; denn es kommt nicht darauf an, obwohl es zur Doctorei auch ein klein Bischen gehört. Und wenn du nicht weißt, wo aus noch ein, so nimm ein ganz klein Gläschen frisch Wasser und laß Etwas drunter thun, daß es gefärbt aussieht, und ein wenig gut riecht. — Merk's dir. Davon werden 20 bis 30 Tropfen verordnet, aber beileibe nicht mehr, sonst könnt' es gefährlich werden, und der Kranke darüber kaput gehen. Hilft's dann der Krankheit nicht ab, hilft's doch der Doctorei zu.“

Der Bauer that denn, wie ihm geheißen worden war, gar gewissenhaft.

Als er nun ein wenig gedoctert hatte, aber noch nicht viel, da wurden einem reichen Grafen viele Säcke mit Gold gestohlen, und es wurde nicht herausgebracht, wo die Ducaten möchten hingekommen sein, obwohl man viel nachfragte und große Belohnungen darauf setzte; denn die, welche es wußten und sie hatten, sagten kein einziges Wörtchen.

Nun hieß es: der Doctor in dem und dem Dorfe, der müsse es wissen, wer das Geld habe, denn er heiße: der Doctor Allwissend, und also müsse er Alles wissen.

Der Graf dachte: „Das ist wahr!“ und ließ den Wagen anspannen, und fuhr in's Dorf und fragte, ob er der Doctor Allwissend sei?

„Ja freilich; der bin ich,“ antwortete der Doctor. „Wer sollte es denn sonst sein, als ich?“

Da erzählt ihm der Graf, er sei bestohlen um großes Geld, aber die Diebe könne er nicht herausbringen, denn die sagten kein Wort. Der Doctor möge doch mitkommen und es untersuchen; denn Hausdiebe würden's wohl sein. Das wurde denn auch verheißen, aber seine Frau, die Grete, müßte auch mit, sagte der Doctor Allwissend. — Denn die Grete war gar schlau, und gab ihm immer den besten Rath.

Grete durfte denn mit, und hatte ihre beste Mütze aufgethan, und ihre beste Schürze angethan, indem sie doch nun eine Doctorfrau geworden und sogar zu einem Grafen mitfuhr.

Als sie in's Grafenschloß kamen, war die Tafel gedeckt und der Doctor mußte zuvor erst mitessen, und die Grete, seine Frau, mußte auch mitessen. — So setzten sie sich denn zu Tische.

Als sie nun saßen, kommt der erste Bediente mit einem herrlichen Gericht, welches dem Bauer gar lieblich in die Nase roch. Er stößt die Grete in die Rippen und spricht: „Kuck einmal, Grete! es ist das Erste.“ Er meinte nämlich das erste Gericht; der Bediente aber, der mit den andern Bedienten das Geld gestohlen hatte, und schon vorher in Furcht war, meinte der Doctor habe gesprochen: Er sei der erste Dieb. Das sagte er den andern Bedienten, die darauf allzumal in große Furcht mit geriethen.

Als der zweite Bediente das zweite Gericht brachte, stieß der Doctor die Grete wieder an, und sagte: „Du, Grete! das ist das Zweite!“ Da machte der Bediente, daß er wieder hinauskam.

Dem dritten Bedienten war es nicht besser gegangen.

Der vierte Bediente brachte jetzt eine verdeckte Schüssel, und der Bauer sollte nun sagen, was in derselben wäre, da er einmal der Doctor Allwissend sei. Aber er konnt' es nicht wissen, und sprach in der Angst: „Du armer Krebs, was fängst du nun an?“

Richtig! Er hatte es getroffen, denn Krebse waren in der Schüssel, und der Graf war vor Erstaunen außer sich und rief: „Nun, wenn er das weiß, so weiß er gewiß auch, wer das Geld hat.“

Aber der Bediente zupfte den Doctor heimlich an dem Rock, und gab ihm heimliche Winke, daß derselbe zu den Bedienten hinausging. Da gestanden die vier Bedienten, sie hätten das Geld gestohlen, und wollten es gern herausgeben, nur möchte er sie um Gott nicht verrathen, sonst kämen sie alle an den Galgen. Dabei versprachen sie ihm großes Geld, nämlich so viel sie nur hätten, und führten ihn an die Stelle wo das Gold lag, womit denn der Doctor zufrieden war, und wieder hineinging.

Als nun abgegessen war, sagte er: „Nun will ich in meinem Buche suchen, wo das Geld ist.“ Damit suchte er in seinem Abcbuche nach dem Kickelhahn.

Es war aber noch ein fünfter Bedienter im Hause, der hatte sich den Doctor recht angesehen und hatte bei sich gedacht: „der Kerl sieht dumm wie ein Ochse aus, und ist tölpisch wie ein Bauernflegel, was will der eben wissen?“ — Er trauete jedoch nicht ganz recht, weil er ein böses Gewissen hatte, und kroch in den großen Ofen, um zu hören, was der Doctor wisse und herausbringen würde.

Da nun dieser nach dem rothen Kickelhahn suchte, und konnt' ihn nicht finden, und wendete ein Blatt nach dem andern um, indem er bei jedem Blatte die Finger an den Lippen naß machte, sagte er: „Ich weiß doch, daß er drinnen steckt, und heraus will ich ihn auch schon bringen.“

Der Bediente im Ofen meinte, das gehe auf ihn, und sprang mit Angst zum Ofenloche hinaus, und sagte zu den Andern: „Der verwünschte Kerl weiß wahrhaftig Alles.“

Nun zeigte der Doctor dem Grafen, wo das Geld lag, aber wer es gestohlen habe, das wollte er nicht ansagen.

Der Graf gab ihm viel Geld, die Bedienten gaben ihm auch, was sie

nur hatten, und er wurde nun weit und breit berühmt, und durch seine Kuren immer reicher, wenn sie auch niemals halfen; denn wenn der liebe Gott nur half, so kam es auf seine Rechnung, als ob er es gethan hätte.

Genug, er wurde berühmt und reich, und also auch vornehm und groß, und war und blieb der Doctor Allwissend.

Aber es hatten Einige gemerkt, daß er seine großen Gedanken bloß aus dem Kickelhahn hervorbrachte, und sie nannten ihn nur den Doctor Kikeriki. Er aber machte sich Nichts daraus, und nannte sie nur „dumme Peter", und blieb doch immer was er war, nämlich der Doctor Allwissend.

Der gestiefelte Kater.

Ein Müller starb und hinterließ seinen drei Söhnen eine kleine Mühle, einen tüchtigen Esel und einen Kater.

Bisher hatten die Brüder recht einträchtig und brüderlich zusammengelebt; aber da es auf Mein und Dein ankam, da ging es, wie es oft in der Welt zu gehen pflegt, sie wurden uneins und recht unbrüderlich. Jeder wollte das Beste haben. Indessen die beiden ältern Brüder vereinigten sich und sagten: „Wir wollen den Esel und die Mühle gemeinschaftlich behalten; der Eine mahlt, und der Andere bringt die gefüllten Korn- und Mehlsäcke hin und her, und Gürge der Jüngste soll den Kater haben, und wir wollen ihm noch einige Groschen Geld dazu geben, nebst vielen Versprechungen, damit er nicht etwa uns beim Gerichtsschreiber verklage."

Gürge nahm den Kater seufzend an. Daß ihm groß Unrecht geschehe, wußte er wohl; aber die Brüder wollte er nicht verklagen! Und ein Bischen dumm war er auch, und ließ sich denn also bereden!

Da saß er in einem Kämmerchen, in welchem Nichts war als zwei Holzschemel; auf dem einen saß er, auf dem andern der Kater. Gürge saß und seufzte vor sich hin: „Was fang' ich nun an? Die Paar Groschen werden bald verzehrt sein und dann muß ich Hungers sterben! Ja, wenn ich Ratten und Mäuse fangen könnte, wie der Kater, da möchte es noch gehen; aber ich glaube, ich könnte sie vor Ekel nicht hinunterbringen. Ach du lieber Gott, wie wird mir es gehen!"

Mit vieler Verständigkeit hatte der Kater auf seinem Schemel zugehört, und fing nun gar ernsthaft und gesetzt an, zu seinem Herrn zu sprechen:

„Herr Gürge! Dir bin ich immer guter gewesen, als den andern Beiden. Du hast mich nie geschlagen, aber oft auf deinen Schooß genommen und hinter dem warmen Ofen gestreichelt, und mir oftmals einen guten Leckerbissen gegeben. Ein hübscher Bursche bist du dazu! Verzage nicht! Ich will dir schon helfen! Nur mußt du mir ein Paar Stiefel für meine Hinterbeine machen lassen, und einen Ranzen, wo etwa ein Kaninchen oder ein Paar Repphühnchen hineingehen."

Der arme Gürge rechnete zwar nicht so gewaltig viel auf des Katers Verheißungen, aber, weil er so listig im Kaninchen-, Vögel- und Mäusefang war, so dachte er, wer weiß? — — Kurz, der Kater bekam ein Paar Stiefel und einen kleinen Jagdranzen.

Der Kater zog seine Stiefel an und nahm den Ranzen um, in welchen er Kohl und Kleie gesteckt hatte. So zog er auf einen Berg, wo viele wilde Kaninchen ihre Baue und Höhlen hatten. Da streckt er sich mit Katzenlist neben dem Ranzen so aus, als wäre er mausetodt. Es dauert nicht lange, da kommt ein Kaninchen, schnuppert nach dem Kohl und nach der Kleie, und kriecht in den Ranzen; der Kater hält es fest, und erwürgt es mit dem Riemen des Ranzens; denn todtbeißen wollte er es nicht. Ihr werdet selbst gleich errathen, warum nicht!

Es war dazumal ein sehr reicher Güterbesitzer, Namens Herr Schmeerbauch, krank gewesen, und als er zu genesen anfing, hatte er ein absonderliches Verlangen nach wilden Kaninchen, welches sein Leibessen war.

Das wußte der Kater, aber wie er es erfahren hatte, hat er Keinem gesagt. So kann ich es denn nicht wieder sagen.

Genug, der Kater trug sein wildes Kaninchen in das Schloß des reichen Mannes, und weil er so schön gekleidet war, wurde er sogleich vor denselben gelassen, brachte seine Worte an, und sagte: „Der Herr Graf Karabas, der von dem Appetit Seiner Hochwohlgeboren zu hören die hohe Gnade gehabt hätte, ließen Hochdemselben dieses unterthänige Kaninchen behändigen, und sich in aller unterthänigster Unterthänigkeit zu Gnaden empfehlen."

„Das ist ein artiger, höflicher, ein sehr lieber Mann," dachte Herr Schmeerbauch, „wer muß er denn nur sein?" Aber er fragte jedoch nicht darnach. Herr Schmeerbauch ließ ihm aber mit aller Höflichkeit dafür danken.

Dann bekam Herr Schmeerbauch einen Gelüst nach Rebhühnern, aber es konnten wieder keine geschafft werden, weil keine da waren. — Stiefelkater, der das wußte, fing glücklich zwei Rebhühner, die er lieber gern selbst gefressen hätte; indessen trug er sie, im Namen des Herrn Grafen Karabas zu dem reichen Manne, und empfing einen so großen Dank für seinen Herrn, und ein Goldstück für sich zum Trinkgeld, — das gab er aber dem Gürgen, weil es keine Maus war.

Und so fuhr der Kater von Zeit zu Zeit fort, Wildpret mancherlei Art, welches gerade in der Küche des dickleibigen Herrn Schmeerbauch, der gern praßte, nicht vorhanden war, demselben im Namen des Grafen Karabas zu überbringen, und jener gewann den Grafen immer lieber, und sagte: „Es ist ein charmanter Mann." Aber freilich er kannte ihn nicht weiter, und wenn der Kater nicht immer für frisches Wild gesorgt hätte, würde der Graf bald vergessen worden sein.

Herr Schmeerbauch fuhr mit seiner Tochter, die wunderschön war, ein wenig spaziren, aber der Kater wußte Alles. „Nun!" sagte er zu dem Gürgen, „soll dein Glück noch heute gemacht sein, wenn du mir folgen willst."

Gürge nickte, und der Kater rieth ihm an, an der und der Stelle eines Flusses zu baden, und seine alten Lumpenkleider sorgfältig unter der Brücke, die über den Fluß ging, zu verbergen. Gürge that es, und badete sich, und wusch sich recht rein. Der Kater blieb aber bei ihm, und ermahnte ihn zuvor, sich nur ganz dreist für den Grafen Karabas auszugeben, und recht vornehm zu thun, eben dadurch, daß er recht dreist thäte. Gürge versprach es, und war ja auch dummdreist genug!

Indem kam der Herr Schmeerbauch mit seiner wunderschönen Tochter gefahren, und der Kater schrie aus voller Kehle: „Hülfe! Hülfe! Hülfe! Der Herr Graf von Karabas ersäuft, und die Kleider hat man ihm auch gestohlen! Hülfe!"

Herr Schmeerbauch erkannte sogleich den wohlbekannten Kater, ließ halten, und durch seine Bedienten den Herrn Grafen aus dem Wasser ziehen, ließ dann aus seiner Garderobe, die er eben sowohl als seine Mundküche auf einigen Rüstwagen hinter sich herfahren ließ, wenn ihm etwa sein Kleid nicht gefiel, oder eine kleine Eßlust anwandelte, — ja! er ließ den Grafen aus dem Fluß ziehen, und in köstliche goldtressene Kleider kleiden, in welchen er sich gar herrlich ausnahm und hübsch aussahe.

Er mußte in des Herrn Schmeerbauchs Wagen steigen, und gefiel der Tochter ausnehmend sehr, und sie hätte ihn sich gleich zum Gemahl erkoren, hätte sie nur gewußt, ob er auch reich genug wäre; denn daß er hübsch genug war, sahe sie wohl.

Nun machte der Kater seine Sachen. Herr Schmeerbauch ließ seine Kutsche ganz langsam fahren. Da war's denn dem Stiefelkater sehr leicht vorweg zu laufen, und er kam an eine große, große Wiesen-Aue, wo an dem Wege zu beiden Seiten die Mäher das Gras mäheten.

„Hört ihr Burschen," sprach er, „Herr Schmeerbauch wird gleich kommen und wenn Ihr nicht sagt, daß diese große Aue dem Grafen Karabas gehört, so sollt Ihr in zehntausend Millionen Kochstückchen gehauen werden. Das will ich Euch in Güte sagen, ihr lieben Leutchen!"

Weiß nicht, wie es kam, daß der Kater sich in so gewaltigen Respekt setzte, da doch die Mäher weder Ratten noch Mäuse waren. Jedoch als Herr Schmeerbauch vorbei kam und fragte, wem denn die herrlichen Wiesen der Aue gehörten, sagten die Leute einmüthig: „Dem Herrn Grafen von Karabas!" denn sie wollten nicht einmal gern in zehn, vier oder zwei Kochstückchen zerhauen werden, geschweige denn in zehntausend Millionen Kochstückchen, wo sie ja ganz zu Brei und Muß geworden wären! Nein, das wäre zu arg gewesen!

„Ihr habt an diesen Wiesen eine sehr reiche Besitzung, Herr Graf Karabas!" sagte Herr Schmeerbauch. — „Ja, Wohlgeborener Herr von Schmeerbauch," antwortete dieser dreist, weil er in den herrlichen Kleidern schon vornehm geworden war, — „ja sie bringen mir freilich schon Etwas ein."

Stiefelkater war indessen schon wieder weit vorweg gegangen, und traf

Schnitter auf einem weiten herrlichen Aehrenfelde, das wohl an zweihundert Hufen enthielt.

„Hört, Ihr Bengel," sagte er, denn er war, weil Alles glücklich gegangen war, ein Bischen kühn, und selbst ein wenig vornehm geworden, „der reiche Herr Schmeerbauch wird bald vorbeikommen, und wenn Ihr nicht ansagt, das ganze Feld, soweit die Augen reichen, gehöre dem Grafen Karabas, so sollt Ihr in Gottesnamen an den Galgen kommen! Merkt es Euch, Ihr Hunde!"

Das ist gewiß ein hochmögender Herr, dachten die Schnitter, denn er spricht so wundersam liebreich und höflich. Als Herr Schmeerbauch kam und fragte, wem diese unermeßlichen Kornfluren zuständig wären? — sagten sie alle mit abgezogenem Hute: „Unserm Herrn Grafen Karabas!"

„Mein Gott!" sprach Herr Schmeerbauch; „Herr Graf, Ihr seid ein überaus reicher Mann!" „Und Sie müssen ein außerordentliches Einkommen haben," sagte die Tochter mit freundlich gnädigen Blicken.

„Ja, meine Höchstgnädigen," solche Worte hatte Gürge vom Kater gelernt, „ja wohl, ich habe einige Ursache zufrieden zu sein!"

Der Kater mit den Stiefeln war derweilen schon wieder weit voraus, und kam in einen herrlichen Wald, wo die Holzhauer die herrlichsten Eichen und Buchen und Tannen haueten. Da, wo der Durchgang war, war der Wald kaum eine Stunde breit; aber links und rechts zog er sich in unermeßliche Entfernungen hin.

Der Kater kam und sagte den Hauern: „In weniger Zeit kommt Herr Schmeerbauch, und wenn Ihr ihm nicht sagt, daß der ganze Wald, so weit man links und rechts gehen und sehen kann, dem Herrn Grafen von Karabas gehört, so sollt ihr sehen, ihr Hallunken, wie es Euch ergehen soll!"

„Welch ein Wald!" sagte Herr Schmeerbauch, als er ankam; „welch ein herrlicher Forst! Welche Hirsche, Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret müssen darin sein! Und wie unermeßlich weit dehnen sich die Waldungen aus! Wem gehören sie denn?" ließ er fragen. Die Antwort war immer: „Dem Herrn Grafen von Karabas."

„Mein schätzbarer Herr Graf, Sie sind ein beneidenswerther Mann!" sagte Herr Schmeerbauch, und seine Hochachtung stieg immer mehr, als er nun auch die Seen, Teiche, Weiher u. s. w. sahe, die dem Herrn Grafen gehörten, — denn daß sie ihm gehörten, dafür hatte der Kater schon vorauslaufend gesorgt! — und die schöne Tochter sah ihn immer liebreicher und gütiger an.

Zuletzt kam der Kater in ein herrliches Schloß mit herrlichen Gärten, Springbrunnen und allen Prächtigkeiten umgeben, und inwendig flimmerte Alles von Gold, Silber und Edelstein. Das Schloß gehörte aber einem Popanz, der nicht sowohl grausam, als hochmüthig, und ein gewaltiger Zauberer war.

Der Kater kehrte in dem Schlosse ein, und sagt, er habe nicht vorbeigehen können, ohne Sr. Gnaden, dem Herrn Popanz, von dessen Wunder-

weisheit er so viel Unglaubliches gehört habe, seine tiefe Ehrfurcht zu bezeigen; was denn auch sehr gnädig und wohl aufgenommen wurde.

Im Gespräche sagt unser Kater: „Ew. Gnaden sollen sich, wie das Gerücht sagt, in mancherlei Thiere, Elephanten, Löwen und große Tigerkatzen verwandeln können; aber es wird auch nur ein böses Gerücht sein."

Im Augenblick stand brüllend ein gewaltiger Löwe vor dem Kater, der sich ängstlich auf das Kamingesimse flüchtete. Aber im Augenblick darauf war der Löwe fort, und der Popanz war wieder da, und fragte lächelnd den Kater: „Nun? Ist es bloßes Gerücht?"

„Mein Himmel," erwiederte der Kater, „mir war es unglaublich! Nun freilich hab' ich es mit Augen gesehen. Aber weil Ew. Gnaden selbst so hoch und gewaltig sind, so mag es denn sein, daß sie sich auch in hochgewaltige Thiere verwandeln können, aber daß Sie auch in ganz kleine Thiere sich verwandeln können, in eine Ratte oder Maus zum Beispiel, wie man sagt, ist denn doch gewiß und wahrhaftig unmöglich."

„Nun, wir wollen sehen," sagte der Popanz, und machte sich zu einer ganz kleinen Spitzmaus, und lief auf dem Fußboden hin und her. Da erwischte ihn der Kater. Mit zwei Bissen im Genick war er todt, und der Kater verschlang ihn mit Appetit.

Indem kam der Wagen des Herrn Schmeerbauch über die Zugbrücke gerollt. Der Kater lief ihm entgegen, und hieß ihn im Schlosse des Grafen willkommen!

„Was? Auch das Euer, Herr Graf?" sagte der erstaunte Schmeerbauch. „Dieses herrliche Schloß, mit den himmlischen Gärten, und mit den Gebäuden und Höfen? Nun! so etwas Ueberherrliches hab' ich in meinem Leben nicht gesehen!" Und als Herr Schmeerbauch erst das Mahl eingenommen, — welches aber für die Freunde des Popanzes zugerichtet worden war, — tüchtig gebechert und die unmenschlichen Reichthümer gesehen hatte, die im Schlosse waren, da ward er höchst gerührt, und seine Tochter in den Herrn Grafen Karabas ganz vernarrt, und Herr Schmeerbauch bot ihm eine Tochter zur Gemahlin an. Die wurde dann natürlich angenommen, und weil Herr Schmeerbauch keinen Sohn hatte, so wurde der Gürge nach Herrn Schmeerbauch's Tode sein Erbe, und ließ sich mit den großen Reichthümern gut geschehen.

So half die List der Einfalt fort!

Aber der Kater mochte nun keine Mäuse mehr, als etwa zum Zeitvertreib fangen, sondern fraß Braten und Leckerbissen.

Alles das machte der gestiefelte Kater!

Das gutmüthige Mäuschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die waren gar herzensgut, und wollten alle ihre Unterthanen glücklich und froh machen; und suchten das auszurichten, so sehr sie vermochten. Da wurden sie freilich von ihren Unterthanen von Herzen geliebt, und waren in solcher Liebe viel glücklicher, als durch alle Gewalt und Geld und Pracht; denn nur die Liebe macht das Herz glücklich und froh. Ihr Land hieß allenthalben: das glückliche Land; und es wäre wohl Jedermann gern in dem glücklichen Lande gewesen, wenn es nur angegangen wäre.

Aber kein Glück ist beständig und gewiß.

Ein roher Krieger, der sich im wilden Kriegsgetümmel bis zur Königswürde emporgeschwungen, hatte an Nichts Gefallen, denn an Mord und Blutvergießen und an aller Art Unheil, welches er nur immer anrichten konnte, und Elend und Greuel wohnten in seinem Lande. Da war nicht gut wohnen, und Niemand mochte da wohnen, der nicht mußte.

Der böse Tyrann kam mit seinen Kriegsgurgeln und Soldaten und fiel in das glückliche Land ein. Da wurde geraubt und geplündert und gemordet, und die Angst und der Schrecken zogen ihnen überall voran, und die Verheerungen folgten nach.

Der gute König zog mit seiner Armee zwar dem bösen entgegen, aber der Seinigen waren zu wenig, und ob er wohl tapfer mit denselben focht, verlor er dennoch die Schlacht und sein Leben verlor er auch, und der böse König zog nun nach der Stadt hin, wo die gute Königin wohnte.

Als diese nun das ganze Unglück gehört hatte, wurde sie recht krank, und mußte sich in's Bett legen.

Bald war der Wütherich mit seinen Soldaten in der Stadt, ging auf's Schloß in's Zimmer der Königin, und befahl ihr wild, sie sollte aufstehen und mit ihm gehen, und als sie vor Angst kein Glied regen konnte, wurde er so wüthend, daß er sie bei ihren schönen langen Haaren aus dem Bette riß, und sie fortschleppte, und ließ sie hinter sich auf sein großes schwarzes Pferd setzen; als sie kläglich wimmerte und ächzte, sagte er: „Schrei! schrei und winsele! winsele! Das hör' ich recht gern!“

Er hätte die Unglückliche gewiß lassen aufhängen, aber er hatte gehört, die Königin müsse bald ein Kind zur Welt bringen, das würde wunderschön werden, und er beschloß, wenn es ein Prinz sei, wolle er es mit der Mutter erwürgen lassen, wäre es aber ein Mädchen, so solle es seinen einäugigen Sohn heirathen, der zwar noch klein, aber doch schon ein Ungeheuer an Gestalt war und an Bosheit des Herzens; daher man ihn heimlich nur Prinz Unhold oder auch Teufelslarve nannte.

Die Königin wurde in einen festen Thurm in einer elenden Kammer eingesperrt, wo sie des Nachts auf einem schlechten Strohlager liegen, den ganzen Tag aber spinnen mußte und Nichts zu essen bekam, als ein Paar

Hände voll Erbsen, die in bloßem Wasser geweicht waren, und ein kleines Stücklein Brod.

Die Ungeduld, zu wissen, ob ein Knabe oder ein Mädchen zur Welt kommen würde, trieb den bösen König. Daher bat er eine Fee zu Gaste, und ging mit ihr in den Thurm der kranken Königin, damit sie ihm Gewißheit verschaffte. Die Fee jammerte es, die bleiche, kranke und so schöne Frau zu sehen, die so sanft und geduldig auf ihrem Strohlager lag. Sie tröstete heimlich die arme Königin, und dem Wütherich sagte sie, es werde dieselbe eine sehr schöne Tochter gebären.

„Das rettet ihr ihr Leben!" sagte der Tyrann. „Trifft aber die Wahrsagung nicht ein, und ist das Mädchen nicht schön, so laß ich sie an einen Baum hängen, und an ihrem Halse ihr Kind."

„O, wie unglücklich bin ich!" jammerte die Königin. „Ist das Kind nicht schön, so werden wir Beide umkommen, und ist es schön, so muß es das boshafte Ungeheuer heirathen, und zeitlebens unglücklich sein. Ach, was soll ich anfangen, und wie soll ich mein Kind retten, wenn es geboren ist!"

Eines Tages saß die arme Königin auch in Thränen und Jammern spinnend am Rocken, als ein niedliches Mäuschen daher geschlüpft kam, und nach Brosamen suchte. „Du liebes, kleines, hungriges Ding," sagte die Königin sehr traurig, „hier suchst du vergebens, wo ich selbst fast halb verhungern muß. Suche doch da, wo du Etwas finden kannst." Die Maus aber hüpfte ganz lustig hin und her, machte Männchen und that gar nicht scheu.

„Da!" sagte die Königin, „hier hab' ich noch zwei Erbsen, die will ich dir geben, obwohl ich sie selbst gern äße!" und damit warf sie ihm die Erbsen hin, welche das Mäuschen verzehrte. Als aber die Königin wieder auf ihren Tisch sah, stand auf demselben ein gebratenes Rebhuhn und feines Weißbrod lag dabei.

„Ei," sagte die Königin, „das ist gewiß von der mitleidigen Fee, die mich in meinem Kerker mit dem Tyrannen besucht und getröstet hat!"

Wie schmeckte das Rebhuhn so herrlich! Die köstlichsten Gerichte an ihrer Tafel hatten ihr sonst niemals so lieblich geschmeckt. Aber jetzt hatte sie ja so lange entbehrt und gedarbt.

Als sie aber sich halb gesättigt hatte, fiel ihr ihr Kind ein, das in wenigen Tagen zur Welt kommen mußte, und da fing sie an bitterlich zu weinen, und ließ das Essen stehen. „Ach," seufzte sie tief, „ist denn keine Rettung für uns?"

Da holte das Mäuschen ein Paar Halme aus dem Strohsacke und spielte damit, sahe die Königin recht vergnügt dazu an, und ließ die Halme dann liegen.

Da sann die Königin, und wie man denn wohl Manches in der Noth ersinnt, worauf man sonst nicht gefallen wäre, und werden dann oft Kleinigkeiten, auf welche man sonst nicht achtete, eine große Sache, so ging es hier auch.

„Wie, Mäuschen?“ sagte sie nachsinnend; „meinst du vielleicht, es ließe sich ein Körbchen aus Stroh für das Kind flechten? Und ein Seil, das Körbchen daran vom Thurme herabzulassen, damit es ein Vorübergehender an sich nehme? Meinst du das? — Ja fürwahr, das wird gehen!“

Die Königin wurde ordentlich vergnügt über diese Gedanken und fing fleißig zu flechten an, erst an dem Körbchen, dann an dem Seil, und da sie kein Stroh mehr im Strohsacke hatte, schleppte ihr das Mäuschen viel Strohhalme zu, die es durch sein Löchelchen hereinzog. Es bekam jetzt so viel Erbsen und Brosamen, als es nur wollte, und dafür standen immer auf dem Tische viel bessere Gerichte, wohlschmeckend und gesund, aber nicht eben leckerhaft.

Eines Tages sahe die Königin aus dem Fenster; denn sie mußte doch wissen, wie lang das Seil sein mußte, um das Kind daran hinabzulassen. Auch ging zum Glück eine alte ehrbare Frau vorbei, die sahe herauf und sagte: „Ich weiß deine Noth wohl, du arme Gefangene, und bin bereit, dir zu dienen.“ Da bat die Königin dieselbe, alle Abend unter das Fenster zu kommen, wo sie nächstens ein Kind wollte am Seil herablassen, deß sollte die Frau sich annehmen und sie wollte es ihr gut vergelten, hätte Gott ihr nur erst aus dem Thurm geholfen.

Die Alte sagte: „Nach Geld und Gut frag' ich nicht sehr; denn ich habe dessen so viel ich brauche; aber ich habe zuweilen ein seltsam Verlangen, ein fettes Mäuschen zu speisen. Fange doch einige und tödte sie und wirf sie vom Thurme mir zu, so will ich dafür mich deines Kindes erbarmen.“

„O, ich Unglückliche!“ rief die Königin und weinte, „ich Unglückliche! Es ist nur ein einziges Mäuschen auf meiner Kammer, das ist so freundlich und zuthulich und ist meine einzige Gesellschaft. Mein Herz würde mir brechen, wenn ich es tödten sollte!“

„So?“ sagte die Alte spöttisch. „Nun, wenn du deine Maus lieber hast, als dein Kind, so ist es mir auch recht; ich will schon noch Mäuse anderswo finden!“ Damit ging sie murrend davon.

Aber die Königin war nun untröstlich und sahe das Essen nicht auf ihrem Tische und das freundliche Mäuschen nicht, das in der Kammer umherspielte.

In derselben Nacht brachte die Königin ein wunderschönes Kind zur Welt, welches ein Mädchen war. Die Königin küßte es mit tausend Thränen und jammerte: „Wer wird dir nun helfen, du kleiner holder Engel? Ach, ich muß von dir scheiden; ich muß!“

Sie legte das Kind in's Körbchen und band das Körbchen an's Seil. Sie hatte einen Zettel mit zum Kinde gelegt, darauf stand, es solle Thränenblüte heißen und sei ein sehr unglückliches Kind.

Als sie es nun wollte hinablassen und hatte es zuvor noch geküßt, kam die kleine Maus und sprang zum Kinde in's Körbchen. Da sprach die Königin: „Ach du liebes kleines Thier, du weißt nicht, wie viel du mich kostest. Vielleicht mein armes Kind! Ich sollte dich tödten, aber das konnte ich nicht über's Herz bringen.“

Da that die Maus das kleine Spitzmaul auf und fing an zu sprechen, worüber die Königin gewaltig erschrak, weil sie das nicht vermuthet hatte. Die Maus sprach aber: „Es soll dich auch nicht gereuen, was du gethan hast."

Als sie das gesagt hatte, verwandelte sich die Maus; die kleinen Vorder- und Hinterpfoten streckten sich aus und wurden Hände und Füße und der kleine Kopf wurde ein Menschenkopf und Angesicht und wuchs Alles an ihr größer und immer größer und stand zuletzt die Fee da, welche sie mit dem bösen Könige besucht hatte.

„Königin," sprach die Fee, „ich wollte dein Herz nur prüfen, weil mich gleich anfangs dein Unglück jammerte und ich habe dich sanft und gut gefunden. Ich war die Maus nicht nur, sondern war auch die alte Frau. Nun will ich mich deines Kindes treulich annehmen und es soll einmal deine Freude und dein Stolz sein!"

Jetzt ließ die Fee die Kleine am Seile hinunter und verwandelte sich wieder in eine Maus; denn sie mochte wohl nur in dieser Gestalt zum Thurme hinaus können. Die Fee kroch als Maus zum Thurm hinaus, am Seil hinab, aber als sie hinabkam, war das Kind fort.

Da kroch sie zitternd wieder zu der Königin herauf und klagte ihr das Unglück und sagte, das habe die böse Fee Gangrüne angerichtet, die sei ihre Feindin, die ihr alles Gute verderbe; dabei sei sie sehr mächtig und man werde ihr nicht leicht das Kind wieder nehmen können. Da erbleichte die arme Königin und die Fee kroch vor Scham und Kümmerniß in's Mauseloch.

Der böse König wußte, daß in der vergangenen Nacht das Kind gekommen sein müsse und kam am andern Morgen es zu sehen und fragte: „Wo ist das Kind?" Als die Königin zitternd sagte, es sei fort und eine böse Fee habe es ihr mit List und Gewalt genommen; da wurde der König grimmig und sagte: „Nun sollst du hängen, wie ich es dir gedroht habe, und ich will dich selbst mit dem Stricke zum Baume heraufziehen und meine Lust dran haben."

Hiermit zog er die Königin bei den Haaren hinter sich her, zu einem Walde hin, wo er auf einen Baum stieg und die arme Verlassene am Stricke heraufziehen wollte. Aber die gute Fee stieß unsichtbar den ruchlosen König vom Baume hinab, daß er einen schweren Fall zur Erde that und sich Arme und Beine heftig zerschlug.

Indem ihm nun seine Leute zu Hülfe kamen, führte die Fee die Erlöste in ihrem Lustwagen davon.

Fünfzehn Jahre waren der armen Königin traurig vergangen. Sie hatte zwar bei der guten Fee Alles, was ihr Herz nur verlangen konnte, aber doch ihr liebes Kind nicht, nach welchem ihr Mutterherz am sehnlichsten verlangte. Da konnte ihr ja alles Andere Nichts helfen. Nach fünfzehn Jahren aber hörte man, der Sohn des bösen Königs, der Prinz Unhold, wolle sein Gänsemädchen heirathen, die aber möge ihn durchaus nicht haben. Er habe ihm schon die schönsten Brautkleider geschenkt, allein sie wolle dieselben nicht anziehen. Darüber wunderte sich alle Welt gar sehr.

Da der Unhold aber dachte, er wolle das Mädchen zur Heirath schon zwingen, so waren die Gäste bereits gebeten und kamen in kurzer Zeit wohl hundert oder tausend Meilen weit her; denn die Meilen mochten damals wohl sehr klein sein. Die Gäste kamen, aber das half doch Alles Nichts, es wurde doch keine Hochzeit.

Die gute Fee war auch mit unter den Gästen; denn sie hatte sich wieder in ein Mäuschen verwandelt und kroch in ein Kämmerchen neben dem Gänsestall, worin das Gänsemädchen wohnte. Da lagen die kostbarsten Kleider, Bänder, Spitzen, Ringe und kostbare Steine auf dem Boden neben dem Mädchen; das Mädchen aber war gar schlecht gekleidet und dennoch sahe es die prächtigen Sachen nicht einmal an.

Jetzt nun trat der Prinz Unhold zum Gänsemädchen und sagte: „Nun ist's hohe Zeit, du nichtswürdiges Ding; nimm mich und habe mich lieb, oder ich schlage dich rein todt!" Das Mädchen aber hatte Herz und antwortete: „Wer kann dich denn lieb haben? Du bist ja gar nicht liebenswürdig, sondern abscheulich. Ja! an deine häßliche Ungestalt wollte ich mich wohl noch gewöhnen; denn die hast du dir nicht selbst gegeben; aber du bist auch so boshaft und grausam und tückisch. Darum will ich dich nicht und mag dich nicht. Schlage mich nur lieber todt, das ist besser für mich."

Der Unhold wußte nicht, was er anfangen sollte und ging fort. Die kleine Maus aber wunderte sich über den Muth des Mädchens, aber noch mehr über seine wunderherrliche Schönheit.

Am andern Morgen trat die Fee in Gestalt einer Hirtin zum Mädchen, als es die Gänse wieder hütete und fragte nach Allem. Da erzählte die schöne Gänsemagd, daß sie Thränenblüte heiße und wäre der bösen Fee Gangrüne entlaufen, die sie immer gequält und gepeitscht hätte ohne Schuld, und nun wäre sie hier ein Gänsemädchen geworden und wolle das lieber bleiben ihr Leben lang, als den garstigen bösen Prinzen heirathen, oder sich lieber heute Abend in den finstern Thurm einsperren lassen und darin bis zum Tode bleiben, wie der Prinz ihr gedroht habe, wo sie ihn nicht heute noch nähme.

„Ich weiß nun Alles," sagte die Hirtin; „laß dich nur einsperren, ich helfe dir schon."

Thränenblüte wurde eingesperrt; aber in derselben Nacht verwandelte sich die Fee in eine Maus und biß den König jetzt in das eine und dann in das andere Ohr, daß das Blut häufig darnach floß. Hiernach rannte sie behend zu dem Bett des Prinzen und machte es ihm eben so und zerkratzte ihm auch noch das Gesicht. Und als der König wieder ein Bischen eingeschlafen war, biß sie ihn in die Nasenspitze, daß er vor Schmerz brüllte und die Zunge herausstreckte; da biß sie ihm die Zungenspitze ab, daß er wüthend wurde und die Maus überall suchen ließ und selbst mit bloßem Degen suchen half. Die kleine Maus hatte indessen aber schon wieder Unhold das eine Auge fast ausgebissen, das er noch hatte. Da wurde der auch wüthend, nahm seinen Degen, rasete, so arg er noch konnte, im Schlosse umher und hieb links und

rechts um sich. Da schimpfte der Vater auf ihn und schlug ihn mit dem Degen. Das wollte er aber nicht leiden und hieb und stach nach dem Vater, und der Vater hieb und stach nach dem Sohne. Da rannten sie sich Beide den Degen in den Leib und blieben Beide auf der Stelle todt. Thränenblüte wurde von dem Volke aus dem Kerker erlöst und zur Königin ausgerufen, weil sie so schön war und so viel erlitten hatte und weil ihr Vater auch ein König gewesen war. Mutter und Tochter und Fee waren nun froh.

Das machte Alles die kleine Maus; denn wie klein man auch sei, wenn man nur Feenverstand hat und weiß es also recht anzufangen, da kann man gar viel.

Dornröschen.

Eine Königin hätte so gern, sogar allzu gern ein Kind gehabt und bekam doch keins, so sehr sie sich auch eins wünschte. Da wurde sie ganz traurig und weinte und sagte: „Was hilft uns nun unser schönes Königreich, da wir es keinem eigenen Kinde hinterlassen können?"

Als sie so einmal an einem kleinen Bach unter schönen Bäumen hinging und sah große und kleine Fische im hellen Wasser spielen und sich jagen und sahe die Vöglein ihre Jungen füttern, die über das Nest heraus guckten und piepten, da sagte sie recht traurig: „Ach, die Vöglein haben ihre Kinderchen und die Fische auch, aber ich — ich habe kein Kind!"

„Sollst eins haben! Sollst eins haben!" rief ein Vöglein vom Baume herab.

„Eine Tochter! Eine Tochter!" rief ein Krebs, der den Kopf aus dem Wasser herausstreckte.

„Ueber's Jahr! Ueber's Jahr!" rief eine Stimme, die sich nicht sehen ließ. Da wurde die Königin recht froh und alle Leute im Schlosse hatten es gut bei ihr; o wie gut!

Und als das Jahr um war, bekam die Königin eine Tochter, die nannten sie Röslein. Da war nun große Freude im ganzen Lande und der König gab ein Fest, zu welchem er alle Feen, die im Lande waren, einladen ließ, deren zwölf waren. Die begabten das Kind mit schönen Gaben; nur die zwölfte begabte es nicht gleich, weil sie sich erst auf etwas recht Gutes besinnen wollte.

Als die Feen bei Tische saßen und aßen, jede auf einem goldenen Teller, da schnurrte es und burrte es zum Fenster hinein, als ob eine ganze Armee Maikäfer kämen und es trat eine Fee herein, die sahe recht häßlich aus, weil sie zornig aussahe.

„Ach, das gibt ein Unglück," sagte der König; „die haben wir vergessen. Die ist rachsüchtig, weil sie so empfindlich ist."

Da wollten sie ihr einen Platz am Tische geben, hatten aber keinen Goldteller mehr. Da setzten sie ihr drei silberne Teller hin und die Königin

holte ihr einen Strauß von Diamanten und legte denselben vor ihre Teller hin. Die Fee aber sahe recht hämisch aus und sagte: „Ihr habt mich verachtet, weil Ihr mich nicht eingeladen habt; ich verachte Euch und Eure Speisen und Diamanten auch, — ich brauche sie nicht; aber ich sage Euch, ehe Eure Tochter fünfzehn Jahre alt sein wird, soll sie sich an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Damit zog sie schnurrend wieder fort.

Es waren alle gewaltig erschrocken, aber die zwölfte Fee sagte: „Beruhiget Euch. Es ist gut, daß ich mich mit meiner Gabe nicht übereilt habe.“

Sie trat an die Wiege des Kindes und sagte: „Du wirst dich stechen und todt hinfallen, aber du wirst nicht todt bleiben, sondern erweckt werden zu seiner Zeit.“

Der König ließ Alles, was nur einer Spindel ähnlich sahe, im ganzen Schlosse aufsuchen und fortschaffen und das Kind wuchs lustig auf und wurde sehr schön. Das war gut! Aber es wurde auch sehr liebenswürdig, weil es gütig, freundlich und sanft war; das war noch viel besser. Man sahe das liebe Kind nur gern an; man that Alles, was man ihm an den Augen abmerkte, und alle Leute sagten: „Unser kleines Prinzeßchen ist ein Engel.“

Schon war die Prinzessin eine Weile in's fünfzehnte Jahr gegangen, und ihre Eltern waren im Garten, als sie im Schlosse umherging, welches sie oft that und mit allen Leuten gar freundlich sprach. Da kam sie an eine Thurmthür, die sie offen fand, da sie vorher dieselbe immer mit großen Riegeln verschlossen gefunden hatte. Sie muß doch wissen, wie es in dem Thurme aussieht und geht hinein, steigt eine Treppe hinauf und wieder eine und dann noch einige, kommt dann zu einer kleinen Thür, die sie mit dem daran steckenden Schlüssel öffnete. Da trat sie in eine kleine Stube, in welcher ein kleines reinliches Mütterlein saß und spann. Das hatte sie noch nie gesehen; darum gab sie recht Acht und sagte: „Ob ich's denn auch wohl könnte?“ — „Ja, liebes Prinzeßchen,“ sagte freundlich das Mütterlein, „das könnt Ihr nicht wissen, bis Ihr es nicht versucht habet.“ Die Prinzessin wollt' es versuchen, nahm die Spindel, stach sich damit in den Finger und versank sogleich in einen Todesschlaf.

In demselben Augenblicke verfiel Alles im Schlosse in festen Schlaf; der König und die Königin, die aus dem Garten zurück waren, schliefen ein; die Bedienten und die Kammermädchen schliefen mitten im Herumlaufen und Plaudern ein; der Koch, welcher dem Küchenjungen eben nach den Haaren griff und ihn raufen wollte; die Küchenmagd, die das abgebrühete Huhn rupfen wollte, die Pferde in den Ställen, die Hunde auf dem Hofe, die Fliegen an den Wänden, die Mäuse in den Löchern, der schnurrende Bratenwender und der Dreifuß auf dem Herde, ja selbst das Küchenfeuer und die Tauben in der Bratpfanne, — kurz, Alles schlief ein. Das war einmal ein Schlaf!

Aber um das Schloß fing sich schnell eine Dornhecke an herumzuziehen und die Dornhecke wuchs höher und immer höher, bis endlich über das Schloß hinaus, weil Unkraut immer am Schnellsten groß wird.

Viel Prinzen wußten, daß ein gar schönes und liebliches Röslein im Schlosse war und kamen und wollten es befreien, wollten die Dornhecken mit dem Schwerte zerhauen oder sich durchdrängen, aber das half nicht. Blutig zerfetzt kehrten sie wieder zurück und Manche sollen sogar in den Dornhecken kläglich umgekommen sein. Seit der Zeit nun hieß die Prinzeß Röslein nur Dornröslein.

So stand das Schloß und das Dorngehege wohl hundert Jahre und noch länger und wußte Niemand mehr, was in dem Schlosse vorgegangen war, als ein einziger alter Mann im Lande, dem es sein Großvater erzählt hat und der in der Nähe des Schlosses wohnte. Dieser erzählte einem Königssohne, der einmal vorbeizog und ein wißbegieriger und ein heldenmüthiger junger Herr war, was sich begeben hatte und wie es den Prinzen gegangen sei.

„Das muß ich doch selbst sehen," sagte der junge Held, „und will mich daran versuchen."

Er ging nach dem Schlosse zu, aber eine Dornhecke fand er nicht, sondern nur lauter Blumen, die in schönen Kreisen das Schloß umgaben und vor welchen er sich gar nicht fürchtete. Hätten sie ihm einen Widerstand geleistet, so hätte er sie mit seinem Säbel durchgehauen und sich einen Weg gebahnt zu Dornröslein hin. Aber Blumen sind ja nicht blos schön, sondern auch sanft. Darum wichen sie aus, als er herankam und ließen ihm offenen Weg.

Er schritt hindurch und als er hindurch war, wurden die Blumen hinter ihm sogleich wieder zu Dornhecken, darum vielleicht, daß kein anderer Prinz ihm etwa des lieblichen Rösleins wegen nachschliche; denn er war der Rechte, der es erlösen sollte.

Als er in's Schloß kam, schlief Alles noch so wie es eingeschlafen war, König und Königin, Diener und Dienerinnen, Pferde und Hunde, Katzen mit der athmenden Maus im Maule, Koch und Küchenfeuer, gebratene und nicht gebratene Tauben, — schliefen und schniebten mit dem Athem laut und stark und wo er hinging, da lag's im Schlaf, sanft und süß und stille und Nichts hörbar als der Athem.

„Ja!" sagte der Prinz, „wenn ich nur wüßte, wie ich die wieder aufwecken könnte; denn in einem natürlichen Schlafe liegen sie doch gewiß nicht. Und wo ist denn das schöne Röslein; das möcht' ich doch gar zu gern sehen, zumal wenn sie so herzensgut ist, als der alte Mann gesagt hatte, weil das eben das Schönste an der Schönheit ist, wie ich glaube."

So that er mancherlei Fragen, worauf er aber keine Antwort erhielt, besahe sich Alles, hielt seine Selbstgespräche, daß alle Welt so ruhig und fromm da läge und Keines dem Andern Leides thue und kam auch zu kleinen Kindern, die hatten ihr Püppchen im Arm und hatten sie an ihr Herz gedrückt und lächelten im Schlafe, und fand kleine Hündchen, die an der Mutter sogen und mit ihr schliefen. Ja, dergleichen fand der Prinz viel, aber Dornröslein fand er nicht und wanderte in dem geräumigen, weiten Schlosse weiter und immer weiter.

Er kam zuletzt in den alten Thurm, der noch immer offen stand, er

stieg die Treppen hinauf, er kam in das Stübchen, wo Dornröslein umgesunken war und schlief. Er kniete neben dem holden Kinde nieder und sahe es recht an. „Ach," sagte er, „bist du so hold, so gut, so freundselig, als du schlafend aussiehst, so sollst du meinem Herzen recht werth sein, wärest du auch so wunderschön nicht."

Es war, als flüsterte es ihm ein: „Küsse! küsse leise und zart ihre holdseligen Lippen!"

Da beugte er sich nieder und berührte ihre Lippen leise und sanft und Dornröschen rieb sich die Augen und sahe ihn lächelnd an; die Kinder erwachten und liebkoseten die Puppen; die Hündchen fingen an um ihre Mutter zu spielen; die Katze machte einen Krummbuckel mit ausgereckten Talpen sich drehend; das Feuer knisterte und schlug Flammen; die Tauben prasselten im Tiegel; der Koch sahe den Küchenjungen freundlich an, zog die Hand, die ihn raufen wollte, zurück, reichte sie ihm und sagte: „Guten Morgen, Matthies! nun wollen wir recht kochen, denn wir waren ein Bischen eingenickt."

Alles war erwacht; Alles war Liebe und Friede und Freundlichkeit und der Prinz und Dornröschen wurden von den glücklichen Eltern gesegnet und heiratheten sich.

Hans mein Igel.

Ein reicher Bauer hatte kein Kind und das betrübte ihn sehr; denn er wußte nun nicht, wem er sein vieles Geld hinterlassen sollte. Wenn die andern Bauern sagten, es sei doch betrübt, gar keine Kinder zu haben, wenn man so viel Geld habe, so wurde er oft ganz desperat und sagte zu seiner Frau: „Ich wollt', ich hätte ein Kind, und sollt's auch ein Igel sein!"

Da brachte seine Frau ein Kind, aber sie sahe es mit Thränen an; denn es war eben ein Igel, und sie sagte zum Manne: „Nun hast du es! Du hast uns verwünscht!" Aber das half nun Alles nicht mehr und sie mußten ihm auch einen Namen geben und hießen ihn: „Hans mein Igel."

Sein Lager machten sie ihm hinter den Ofen und fütterten ihn auf und wünschten herzlich, er möchte nur wieder sterben, aber der Wunsch wurde nicht erhört und so blieb er denn am Leben.

Als er acht Jahre geworden war, wurde in der Stadt ein Markt gehalten. Da wollte der Bauer hingehen und fragte seine Frau und die Magd, was er ihnen sollte mitbringen, und die sagten es ihm, und dann wurde auch Hans mein Igel gefragt, was er gern haben möchte? Da sagte er: „Väterchen, bringt mir einen Dudelsack mit, daß ich schön drauf spielen kann!" Der Vater brachte einen Dudelsack mit und als er den hatte, sagte er: „Nun, Vater, geht in die Schmiede und laßt mir den rothen Göckelhahn beschlagen, auf dem will ich mit dem Dudelsack weg reiten und nimmermehr wieder kommen."

Da wurde der Vater sehr froh, daß er ihn los werden sollte und ließ den Göckelhahn beschlagen. Hans mein Igel setzte sich darauf und ritt davon, nahm aber auch Schweine und Esel mit, die wollt' er im Walde hüten.

Im Walde mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum fliegen, da saß er und hütete und spielte den Dudelsack dazu, der klang wie eine Orgel. So blieb er viele Jahre im Walde bis die Heerde sehr groß geworden war und er viele tausend Schweine und Esel hatte. Sein Vater aber meinte, er sei längst todt.

Als er nun einstmals auch spielte, kam ein gar gewaltiger Rittersmann daher, welcher sich im Walde verirrt hatte. Der hörte die Musik, die klang ihm so schön. Da sendete er seinen Diener, der mußte sich umschauen, woher die Musik käme. Der sahe auf einem hohen Baum ein wunderlich klein Thier sitzen, halb wie ein Hahn und halb wie ein Igel, woraus er Nichts wußte zu machen und kam zurück und sagte es dem Rittersmann an.

Dieser sprach zum Diener: „Frage, warum es auf dem Baum sitzt und ob es den Weg in meine Burg nicht weiß?“

Hans mein Igel stieg vom Baume und versprach dem Rittersmanne, er wollte den Weg ihm zeigen, derselbe müsse ihm aber verschreiben, was ihm zuerst entgegenkäme, wenn er nach Hause gekommen sei. Das verschrieb ihm der Rittersmann und Hans mein Igel führte ihn nun den rechten Weg.

Als der Rittersmann nach Hause kam, lief ihm seine Tochter zuerst entgegen und küßte ihn. Da gedachte der Vater, was er versprochen hätte und erzählt es dem Fräulein, daß er sie an ein wunderliches Thier habe verschreiben müssen, wenn er zum Walde hätte herauskommen wollen; er habe aber geschrieben, das Thier sollt' sie nicht haben, denn es könne gewiß nicht einmal lesen. „Das ist gut,“ sagte das Fräulein, „denn ich wäre auch gewiß nicht hingegangen.“

Hans mein Igel blieb im Walde, hütete seine Heerde und pfiff lustig auf dem Dudelsack.

Da kam ein anderer Ritter, der hatte sich auch verirrt und wußte auch nicht, wo er zu Hause gehörte, und als er die schöne Musik hörte, mußte sein Knappe zusehen, woher das käme. Und als der den Göckelhahn sah und Hans mein Igel oben drauf saß, fragte ihn der Knappe, was er da oben vorhätte? „Da hüt' ich meine Heerde,“ sagte Hans mein Igel. Hierauf sagte der Knappe: sie wären in den Wald wohl hinein gekommen, nämlich er selbst und sein Herr, aber sie wüßten nicht wieder herauszukommen und fragte, ob er den Weg nicht wisse? —

Hans mein Igel kam herab, ließ sich wieder verschreiben, was dem Ritter zuerst zu Hause entgegenkommen würde, ritt dann auf dem Göckelhahn voraus und führte ihn den Weg.

Als er nicht weit mehr vom Hause war, sah ihn seine Tochter, die lief ihm entgegen und umhals'te und küßte ihn und konnte sich nicht satt freuen und fragte ihn, wo er so viele Jahre in der Welt gewesen sei? Da erzählte ihr der Vater Alles und das auch, daß er sie an ein klein häßlich Ding von

Hahn und Igel habe verschreiben müssen. Da meinte das Fräulein, das sei nun freilich schlimm Ding; aber weil der Vater es versprochen, müsse es gehalten werden und wenn das Ding käme, wolle sie mit ihm gehen.

Hans mein Igel hütete immerfort seine Esel und Schweine, bis ihrer so viel wurden, daß sie im Wald nicht mehr Platz hatten. Darauf sandte er zu seinem Vater und ließ ihm sagen, daß er mit einer großen Heerde Schweine und anderer Thiere käme und alle Leute im Dorfe sollten schlachten, so viel sie nur möchten. Da betrübte sich sein Vater, daß Hans mein Igel noch lebe; aber der trieb eben seine Heerde auf dem Göckelhahn in's Dorf. Da gab's einmal ein Schlachten.

Hans mein Igel sagte: „Väterchen, laßt mir meinen Göckelhahn noch einmal vor der Schmiede beschlagen, dann reit ich fort und komme gewiß im Leben nicht wieder.“ So geschah es.

Da ritt Hans mein Igel in die Burg des Ritters, dem er zuerst den Weg gezeigt hatte; aber der gewaltige Rittersmann hatte befohlen, wenn Einer auf einem Hahn käme mit einem Dudelsack, auf den sollten sie hauen und stechen und trommeln und pfeifen. So wollten sie auch thun; aber Hans mein Igel flog über das Thor vor das Fenster des Ritters und drohte, es sollt' ihm und seiner Tochter nicht gut gehen, wo er nicht hielte, was er versprochen.

Da wurde dem Ritter sehr bange, und seiner Tochter auch und sie zog mit ihm in einem Wagen mit sechs Schimmeln bespannt und mit vielen Bedienten und mit vielem Geld und Gut. Hans mein Igel aber saß mit dem Göckelhahn und dem Dudelsack neben dem Burgfräulein im Wagen.

Als sie nun ein Stück in den Wald hinein waren, sagte Hans mein Igel: „Du falscher Aschenbrödel, dich mag ich nicht, ich will dir aber deine Falschheit bezahlen.“ Damit zerstach er sie mit seinen scharfen Stacheln an den Händen und im Gesicht und überall, daß sie sehr blutete und häßlich aussahe. So mußte sie nun mit Schimpf und Schande wieder umkehren, und mochte sie kein Mensch nehmen, weil sie nicht einmal Hans mein Igel gemocht hatte.

Hans mein Igel ritt weiter und kam in die andere Burg, deren Ritter er auch aus dem Walde geholfen hatte. Aber da ging es ganz anders. Da war schon bestellt, wenn Der und Der käme, so und so, da sollten sie trommeln und pfeifen und Juchhei rufen und ihm Thore und Thür aufmachen und ihn auf's Beste empfangen. Das geschahe denn auch.

Als ihn das Burgfräulein nun sahe, war es doch sehr erschrocken; denn Hans mein Igel sahe gar allzu seltsam und widrig aus; aber weil sie es dem Vater versprochen hatte, denselben wieder zu nehmen, so tröstete sie sich, daß es nun einmal nicht anders seine könne und dachte, man muß sich in Vieles ergeben.

Hans mein Igel wurde von ihr nun willkommen geheißen und sie setzte sich an der Tafel an seine Seite; da aßen und tranken sie mit einander und führten verständige und lustige Gespräche und sie gewann ihn ordentlich ein

Bischen lieb, ein ganz klein Bischen und dachte: „Ih nu! so möchte es schon angehen, wenn er nur weniger garstig wäre.“

Als sie sich nun nach der Tafel unter einander den Ehren- und Gesegnetenmahlzeitkuß gaben und das Burgfräulein sollte den Hans mein Igel küssen, machte sie das Mäulchen ganz klein und spitz und streckte und berührte seine Schnauze mit ihren Lippen nur ein ganz klein, klein wenig. Aber da that es einen gewaltigen Platz; denn die Igelhaut sprang auf einmal von Hans mein Igel ab, und rasselte auf den Boden dahin und Hans mein Igel dehnte und reckte sich ein paar Mal und stand wie ein schöner Engel da.

Da freuten sich Alle; aber das Burgfräulein und Hans mein Igel am Meisten und nach drei Tagen ward Vermählung gehalten und die Beiden lebten von nun an recht glücklich und der alte Ritter war heilfroh.

Hans mein Igel wollte nun seinen Eltern sich zeigen und sie auf die Burg nehmen; denn er schämte sich ihrer nicht, aber als er in's Dorf kam, da waren sie schon gestorben und da schenkte er das Bauerngut einigen guten Leuten im Dorfe.

Als nun der alte Ritter nach etlichen Jahren starb, da wurde ein Anderer Burgherr und das war Hans mein Igel.

Der kleine Däumling.

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren ein armer, recht sehr armer Holzhauer, der hatte sieben kleine scharmante Jungen, an welchen er und seine liebe Hausfrau ihre herzinnigliche Freude hatten, obwohl die kleinen Magen alle Tage essen wollten, und Essen zu schaffen ihm mitunter sehr schwer ward. Aber sie waren auch mit Brod und etwas Salz darauf zufrieden, denn Fleisch kam nur an den höchsten Festtagen in's Haus; und hungrig gingen sie doch nicht zu Bette.

Der kleinste der kleinen Burschen war auch der jüngste und wohl kaum acht Jahre alt, aber ein kluges Kerlchen. Er paßte auf Alles auf, sprach eben nicht viel, dachte aber desto mehr, und weil er so klein war, nannten und riefen sie ihn im Hause: kleiner Däumling, oder auch nur Däumling gerade weg.

Es kam ein schweres, sehr schweres Jahr, denn die Ernte war ganz mißrathen und die Eltern, der Däumling und die andern sechs Kinder mußten oft hungrig zu Bette gehen. Der armen Mutter brach das Herz und der Vater sah schwermüthig sinnend drein.

Eines Abends waren die Kinder alle schlafen gegangen, aber der Mann saß noch mit seiner Frau am Feuer; denn weil er Holzhauer war, so hatte er auch Holz genug, um Feuer haben zu können.

„Frau,“ sagte er, „die armen Kinder müssen wir dem lieben Gott befehlen, der für sie sorgen wird, da wir es nicht mehr können! Ich will sie

morgen mit in den dicksten Wald führen, und Reisholz auflesen lassen, und mich dann heimlich davon machen. Den Rückweg finden sie gewiß nicht! Und wenn sie auch im Walde umkämen, und von wilden Thieren gefressen würden, so ist's doch besser, als wenn wir sie vor unsern Augen sollen so verschmachten sehen!"

Die Mutter hatte viele Einwendungen, denn sie hatte ja ein Mutterherz. Aber da der Mann ihr nun so beweglich zu Gemüthe führte, ob sie denn lieber die armen Kinder wolle vor ihren Augen verschmachten und verhungern sehen, da gab sie mit vielen Thränen nach, und legte sich bekümmert zu Bette, und betete zu Gott, daß er doch helfen möge. Daß die arme Mutter die ganze Nacht über kein Auge zuthat, könnt Ihr leicht denken.

Mein Däumling schlief aber eben so wenig als die Mutter. Er hatte wohl bemerkt, daß die Eltern etwas Besonderes hatten; er war leise von seiner Schlafstelle aufgestanden, er war unter des Vaters großen Holzschemel heimlich und unbemerkt gekrochen, hatte Alles, Alles genau gehört. Er ängstigte sich nun die ganze Nacht, konnte nicht schlafen, und sann und sann — und am Ende hatte er doch Etwas herausgesonnen.

Ohne seinen Brüdern Etwas zu sagen, weil er sie nicht ängstigen wollte, und weil sie noch in so süßem, süßem Schlaf lagen, stieg er gar früh vom Lager auf, ging an den Bach, und suchte kleine weiße Kiesel.

„Kommt Kinder!" sagte der Vater! „sollt mit mir in den Wald, und dürres Reisholz lesen." Somit ging's fort, und die Kinder wurden in den dicksten Wald geführt. — „Leset," hatte der Vater gesagt, „ich will euch schon zur rechten Zeit holen;" aber er holte sie nicht, sondern hatte sich ganz heimlich nach Hause geschlichen.

Da der Vater nicht kam, wurde den Kindern im dicken, dichten Walde unmenschlich bange. Sie riefen, sie schrien, sie heulten. Aber der Däumling sagte: „Seid nur stille, denn ich bring' euch gewiß nach Hause." Und der Däumling brachte sie auch nach Hause; denn er hatte die kleinen weißen Bachkiesel auf den Weg hingestreut, die er in seiner Tasche hatte.

Sie wußten nun Alle, woran sie waren, weil der Däumling ihnen unterwegs Alles gesagt hatte, und getrauten sich deshalb nicht in's Haus hinein, sondern horchten vor der Thür, was Vater und Mutter mit einander sprächen.

Die armen Menschen hatten sich einmal recht herzlich, seit langer Zeit recht von grundaus satt gegessen; denn sie hatten eine Schuldpost bezahlt bekommen, auf welche sie schon lange nicht mehr gerechnet hatten, wohl an 20 Thaler. Da mußte die Frau gleich Fleisch holen, in gewaltiger Menge. Denn sie glaubten bei ihrem entsetzlichen Hunger, sie würden kaum daran genug haben, und hatten so lange, so sehr lange kein Fleisch nicht einmal gesehen, geschweige denn gegessen.

Als sie nun satt waren, und noch viel übrig geblieben war, fing die Frau an zu weinen, und den Mann einen Rabenvater, einen gottlosen Mann

über den andern zu schelten, der seine Kinder den Wölfen und Bären im Walde Preis gebe. „Ach Gott! ach Gott!" rief sie, „da ist nun so viel übrig, daß sie alle hätten satt werden können," und mit lautem Geheul schrie sie: „O meine Kinder, meine verlassenen Kinder! Wo seid ihr? Wo seid ihr?"

„Hier sind wir! Hier sind wir!" riefen die Kinder, alle auf einmal; „hier vor der Thür!"

Gleich wurde die Thüre aufgemacht; die Eltern herzten und drückten die Kinder, und dankten Gott, daß sie alle wieder ohne Schaden da waren, und die Kleinen mußten sich an den Tisch setzen, und sich satt essen, denn es war noch genug da.

Aber wie lange können 20 Thaler in theurer Zeit vorhalten? Die armen Leute dachten zwar, sie könnten nicht alle werden; aber in wenigen Tagen waren sie verzehrt, und die alte Noth brach wieder in's Haus ein, und die alte Angst wieder in's Mutterherz. Die Eltern hielten wieder heimlichen Rath, und fanden keinen andern als den, die Kinder abermals in den Wald zu führen, aber viel, viel tiefer hinein, als das erste Mal.

Däumling kriegte das aber weg, und dachte, er wolle sich und die Brüder mit den Kieseln schon zum zweiten Mal nach Hause helfen. Aber als der arme Schelm früh aufstand, um Bachkiesel zu suchen, fand er die Thür fest verschlossen. Da mußte er in der Angst das Stück Morgenbrod, was er lieber selber gegessen hätte, in Bröckchen heimlich auf den Weg streuen, auf welchem sie der Vater in den allertiefesten Wald hineinführte. „Geh du nur, Vater!" dachte Däumling, als dieser sich nun fortschlich, „wir wollen den Weg schon wieder nach Hause finden."

Ach sie fanden ihn nicht, die unglücklichen Kleinen; denn die Vögel hatten das Brod gefressen. In der Angst kamen die Kinder immer tiefer und tiefer in den Wald, und selbst der kluge Däumling wußte nicht, wo aus noch wo ein. Dazu wurde es Nacht; es brach ein Sturm mit gewaltigem Heulen, Brausen und großem Platzregen los, und das Geheul gieriger Wölfe glaubten sie auch noch zu hören. Da stieg ihnen vor Furcht das Haar auf dem Kopfe zu Berge.

Däumling stieg nun auf einen hohen Baum, und sah sich überall um, ob denn nirgends ein Lichtschimmer sich fände. Endlich erblickte er ein Licht, und merkte sich die Gegend genau, wo es schien. Auf diese ging es nun unter Furcht und Zittern, in Schmutz und Koth los. Bald zeigte sich das Licht, bald verschwand es wieder, je nachdem der Weg höher oder tiefer ging. Endlich denn kamen sie mit viel Mühe und Noth an das Haus, in welchem das Licht war, klopften an, und eine Frau, die aufmachte, fragte, was sie wollten? Da jammerten sie, und klagten alle Noth und Angst, die sie ausgestanden hatten, und baten um ein Nachtlager. Der Frau gefielen die hübschen Kinder; aber sie fing an zu jammern und zu weinen, und schluchzte: „Ach, wohin seid ihr gerathen, ihr unglücklichen Kinder! Hier ist ja das Haus des Popanzes, der kleine Kinder auffrißt, weil sie sein liebster

Leckerbissen sind! — Wo sollt' ich euch hinstecken, ohne daß er euch auswitterte, weil er Menschenfleisch auf viele Schritte weit riecht?"

„Ach, liebe Mutter!" wimmerte der kleine Däumling, der für die andern das Wort führte, „was sollen dann wir nun anfangen? Denn draußen werden wir auch von den hungrigen Wölfen zerrissen. Sollte denn der gnädige Popanz gar nicht zu erweichen sein? Ach lieber Gott, helft uns doch; wir können ja auch nicht mehr weiter! wir sind ja ganz hin."

Da brach der guten Frau das Herz; sie ließ die Kinder herein, und dachte sie schon eine Nacht hinzubringen, zumal da der Popanz eben jetzt nicht zu Hause war, und vielleicht auch nicht vor dem andern Tag wieder käme. Sie setzte unsere Kinderchen um ein großes Feuer herum, an welchem ein wohlgemästeter Hammel an einem Bratspieß gebraten wurde, zu einem leichten Nachtessen für den Popanz, wenn er etwa nach Hause käme. So ein paar Mundbissen mußten allezeit für ihn bereit sein, er mochte nach Hause kommen, wenn er wollte. An diesem Feuer nun trockneten sich unsere Kleinen, und ich glaube, die Frau gab ihnen auch ein Paar Bissen zu essen.

Kaum waren sie trocken, und hatten den schärfsten Hunger etwas gestillt, als es mit vier tüchtigen Faustschlägen an die Thürpforte donnerte. Das war der Popanz. Die Frau steckte hastig die Kinder unter ein großes Bette, und machte die Thür auf.

„Wo ist das Essen?" — war das erste Wort, was der Popanz sagte; und „Ob der Wein abgezogen wäre?" war das zweite Wort. Er setzte sich an den Tisch, verzehrte das Hämmelchen, obgleich, was ihm sogar recht war, das Fleisch noch blutete.

Er war mit so Wenigem sehr bald fertig, er sprach dabei, weil er diese Sache mit großer Innigkeit trieb, kein einziges Wort. Er war fertig, und weil er eben Nichts mehr auf dem Tisch sahe, dachte er die Natur muß einmal mit Wenigem zufrieden sein. Indessen schnupperte er doch mit seiner vortrefflichen Riechnase ein Bischen rings umher.

„Frau!" sagte er plötzlich, „ich wittere Menschenfleisch!"

„Ih! Mann, das ist das Kalb, das ich eben geschlachtet, und ausgenommen habe," antwortete die Frau.

„Faule Fische, du!" rief der Popanz mit Donnerstimme und mit gräßlichem Gesichte, „ich wittere frisches junges Menschenfleisch." Er schnupperte, und fand die armen Jungen unter dem Bette, und zog sie einen nach dem andern, hervor.

„Ho! ho!" rief er grimmig; „so willst du mich anführen, du Weib? — Warte, dich will ich zuerst fressen, und diese junge Brut dann hintendrein. Es muß einen herrlichen Leckerbissen geben! — Hätte ich doch nicht gedacht, so etwas Köstliches zu finden!" — Der Mund wässerte ihm schon, und er nahm das wohlgeschliffene Schlachtmesser, das er immer mit sich führte, und wollte die Kleinen schon abgurgeln.

Die Kinder fielen ihm zu Füßen, und wimmerten und flehten. Dazu

lachte er denn. Aber die Frau stellte ihm vor, daß er ja doch genug gegessen habe, für so tiefe Nachtzeit, und daß er diese hier nicht einmal recht würde genießen können, und daß ja morgen auch noch ein Tag sei, wo das Gute gut schmecken werde.

„Frau, da hast du wahrhaftig einmal recht!" erwiderte er, und ließ das schon gehobene Schlachtmesser wieder sinken. „Dazu kommt, daß ich mir morgen ein Paar gute Freunde gebeten habe, damit wir einmal einen vergnügten Tag zusammen haben. Na! füttere die Krabauters, und bringe sie in's Bett. Morgen früh denn sollen sie dran."

Während des Allen nun hatte der Herr Popanz, damit er beim vielen Sprechen den Gaumen anfeuchtete, einen tüchtigen Becher Wein nach dem andern getrunken, trank nun noch zwei oder drei Dutzend Becher zum Schlaftrunk, und legte sich in seiner Schlafkammer zu Bette.

Die Frau brachte nun die kleinen Knaben in eine andere Kammer, alle sieben in ein sehr großes geräumiges Bett. Hier schliefen auch in einem andern geräumigen Bette sieben kleine speckfette und runde Popänzchen, die Kinder des Popanzvaters, lauter Mädchen, die auch schon rohes Fleisch essen konnten, und schon kleine Kinder mit ihren langen scharfen spitzen Zähnen anbissen, um ihnen das Blut auszusaugen, woran denn der Herr Vater seine herzinnige Freude hatte; er hatte daher den kleinen Wehrwölfen leichte Goldkrönchen machen lassen, die sie auch im Bette nicht absetzen durften.

Mein kluger Däumling dachte: „Wer weiß, ob der Popanz nicht in der Nacht aufsteht, und uns abschlachten will? Er ist gar zu lüstern nach Menschenfleisch; und man muß sich vorsehen!" — Er sahe sich denn vor, nahm den in Todesschlaf schnarchenden kleinen Popanzfräulein die Krönchen ab, und setzte ihnen seine und seiner Brüder Mützen dafür auf, diesen aber und sich selbst setzte er die Goldkrönchen auf. — Die Brüder waren vor Angst und Müdigkeit eingeschlafen, aber der Däumling schlief nicht.

Richtig! der Popanz-Riese kam in der Nacht in die Kammer, wo die Popänzchen schliefen, und unsere Kinder auch. Er ging an das rechte Bett, wo die Knaben lagen, tappt zur völligen Sicherheit aber, weil es noch dunkel war, auf die Köpfe der Kleinen, und fühlt die goldenen Kronen. „Nun!" murmelt er vor sich hin, „das wäre eine schöne Geschichte geworden! Ich dachte, ich hätte so wenig getrunken, und habe denn doch wohl ein oder zwei Becherchen zuviel genommen!"

Er geht an's andere Bett, wo seine Popanzdämchen schliefen, er fühlt die Mützen, und spricht: „Nun! ihr Bürschchen sollt mir nicht davon kommen. Die Frau hülfe euch sonst wohl noch durch!" — nimmt sein Schlachtmesser, gurgelt ihnen die Kehlen ab, saugt das Blut ein, und legt sich wieder in's Bett.

Däumling weckte nun die Brüder, die sich schnell anziehen müssen, und entflieht mit ihnen durch den Garten. Sie liefen den übrigen Theil der Nacht in großer Angst auf gutes Ohngefähr durch den Wald nach Hause zu. Das Ohngefähr war wirklich gut, und am frühen Morgen sahen sie, daß sie auf wohlbekanntem und richtigem Wege waren.

Aber am frühen Morgen sagte der Popanz: „Frau, mache die Jungens zu Mittag zurecht! Ich habe sie alle diese Nacht abgekehlt, damit du nicht winseln und wimmern solltest.“

Da ergab sich denn die gräßliche That! Die Frau fiel in Ohnmacht; der Popanz goß ihr ein Paar Eimer Wasser über das Gesicht, so daß sie wieder zu sich kam.

„Nun Frau, hole die Meilenstiefeln,“ sagte der Popanz. „Ich will den Hallunken nach, und will sie grimmig martern und tödten. Richte indessen nur unsere armen Kinderchen, unsere armen Kinderchen auf den Mittag an! Es ist nun mit ihnen doch nichts anders zu machen, und Menschenfleisch schmeckt gar zu gut.“

Die Frau holte die Meilenstiefeln, womit bei jedem Schritt eine Meile zurückgelegt wurde, und womit man denn in einem Tage hätte um die Erde herum marschiren können. Er zog sie an, ging links und rechts, kreuz und quer, rückwärts und vorwärts, um Alles recht zu durchstöbern. Er war dem Däumling und seinen Brüdern endlich schon sehr nahe, und sie waren nur ein paar tausend Schritt vom Eltern-Hause. — Da war zum Glück eine Felsenhöhle, wo Däumling die Brüder hineintrieb. Der Riesen-Popanz, vom Hin- und Herkreuzen müde, legte sich oben auf den Felsen, und schnarchte bald so, daß die Bäume bebten. — Däumling ließ die Brüder nach Hause gehen, er aber blieb zurück, und zog dem schnarchenden Schläfer die Stiefeln aus, und sich an, und weil sie verzaubert waren, paßten sie sogleich auch auf seine kleinen Beine.

Es war gerade Krieg. Da konnte er seine Stiefel herrlich brauchen. Denn er brachte die Nachrichten vom feindlichen Heere in einigen Minuten; er bekam von den Briefen, die die Frauen an ihre Männer schrieben, und die Mädchen an ihre künftigen Ehegatten, und von den Briefen, die er wieder mit zurücknahm, ein gar großes Geld. Der König zahlte ihn auch nicht schlecht! Seine Eltern und Brüder wurden gar reiche Leute, und der kleine Däumling wurde am Hofe ein großer Mann. —

Das machte der Verstand und die Meilenstiefeln.

Rothkäppchen.

Es war einmal ein klein hübsches Mädchen gewesen, welches alle Leute lieb hatten, weil es so freundlich und zuthulich war. Das ward Rothkäppchen geheißen, weil ihm seine Mutter immer ein rothes Käppchen anzog, welches dem Kinde am Liebsten gefiel.

Wenn nun bei den Eltern etwas Gutes war, Kuchen, Braten und Wein, so mußte Rothkäppchen der Großmutter davon etwas bringen, und die Großmutter hatte das Kind gar allzusehr lieb, wohnte aber wo anders, wohl eine Viertelstunde von dem Orte, wo Rothkäppchen wohnte.

Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Rothkäppchen, du mußt zur Großmutter gehen, und sollst ihr den Kuchen hier und diese Flasche mit Wein bringen; denn sie ist krank und liegt im Bette, und der Wein soll sie erquicken. Grüß' sie fein von uns und sei brav; nimm dich in Acht, daß du die Flasche nicht zerbrichst, und die arme Großmutter hätte dann Nichts. Und, hörst du, gehe mir ja nicht vom Wege ab, etwa in den Wald; denn da wohnt der garstige Wolf, der könnte dir Leides zufügen, und dich beißen." Damit putzte sie das Kind noch ein wenig, und strich ihm das Käppchen recht glatt.

Das Kind versprach der Mutter, es wolle recht folgen, und bei Leibe nicht vom Wege abgehen. Es freute sich aber, daß es zur Großmutter gehen durfte, und konnte ihr Etwas bringen.

Als es nun unterwegs so am Walde vorbei kam, schien die Sonne recht lieblich hinein, und es sahe gar schöne Blumen drin stehn. „Ih!" dachte es, „ein Bischen so vorn im Walde, da darfst Du wohl gehen, die schönen Blumen zu pflücken, da wird der Wolf wohl nicht sein."

So ging es ein wenig vorn in den Wald, und pflückte die Blumen, und sah immer schönere und noch schönere stehen, und kam immer tiefer und tiefer in den Wald.

Da kommt der Wolf eben daher; aber das Kind kannte ihn nicht, und fürchtete sich auch nicht vor ihm; denn der Wolf hatte ein freundliches Gesicht angenommen, weil er Böses zu thun gedachte; da konnte man es so leicht nicht merken, welch' ein heilloses Thier er war, als wenn er grimmig hätte ausgesehen.

Der Wolf sagte: „Guten Morgen, Rothkäppchen; wo willst du so früh denn schon hin?"

„Schön Dank," sagte Rothkäppchen; „ich will zur Großmutter, die ist krank, und kann nicht aus dem Bette; da bring' ich ihr Kuchen und Wein, daß sie wieder gesund wird, das habe ich hier unter der Schürze." Damit deckte es das Schürzchen von der Seite auf, und zeigte es ihm.

„Wo wohnt denn deine Großmutter, lieb Rothkäppchen?" — „Weißt du das nicht?" sagte das Kind. „Ih, die wohnt ja nicht weit von dem Walde, dort in dem grünen Hause unter den drei Eichen, und stehen schöne Haselhecken um den Garten, da wachsen schöne Nüsse drauf, die schenkt mir die Großmutter alle."

„Nun, da grüß' die Großmutter von mir," sagte der Wolf, „und such' dir noch Blümchen, die kannst du ihr mitnehmen, damit sie sich freuen kann."

Damit eilte der Wolf fort, das Kind aber pflückte sich noch Blümchen. Er hätte das Kind wohl gleich jetzt gern gefressen, aber er wußte, der Jäger war nicht weit, und er wollte auch die Großmutter sogleich mitfressen.

„Da will ich einmal ein Morgenbrod haben, als in sehr langer Zeit nicht!" sagte der Wolf und war in einigen Augenblicken am Hause der Großmutter, und pochte an die Thür; und als diese fragte, wer da poche? sagte

er: er sei Rothkäppchen und bringe Kuchen und Wein. Da sprach die Großmutter: „Mach' nur die Klinke auf, denn ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Da machte der Wolf die Thür auf, ging an's Bett der Großmutter, und weil Niemand da war, verschluckte er die alte Frau ganz und gar.

Aber er wollte das liebe Rothkäppchen auch noch fressen, und zog der Großmutter Kleid an, und setzte ihre Haube tief in's Gesicht, legte sich in's Bett, und zog die Vorhänge zu, damit man ihn nicht so leicht kenne.

Jetzt kam Rothkäppchen mit dem Kuchen und Wein, und mit den Blumen. Es trat an's Bett, und zog die Vorhänge zurück, und wunderte sich. „Großmutter," sagte es, „was hast du für große Ohren?" — „Daß ich dich besser hören kann!" sagte der Wolf. — „Großmutter, was hast du für große Augen?" — „Daß ich dich besser sehen kann." — — „Großmutter, was hast du für große Hände?" „Daß ich dich besser fassen kann." — — „Großmutter, was hast du für ein großes Maul?" — „Daß ich dich besser verschlingen kann!"

Somit sprang der Wolf auf, und verschluckte das arme Rothkäppchen. Darauf, weil er zu voll war, legte er sich in's Bett, und schlief und schnarchte ganz gräulich.

Da ging der Jäger vorbei und als er die Thüren offen stehen sahe, und so laut darinnen schnarchen hörte, dachte er: „Was ist das? Du willst doch ein Bischen hineinsehen." Als er nun den Wolf im Bette sahe, aber nicht die Großmutter, da wußte er, daß der Wolf die Großmutter gewiß gefressen hatte. Aber er wollte nicht schießen, damit er die Großmutter nicht mit träfe, denn die möchte vielleicht wohl noch leben, sondern er nimmt sein Jagdmesser, und schneidet dem Wolf den Bauch auf. Da springt erst Rothkäppchen hervor und sagt: „Wie war ich erschrocken! Es war so dunkel im Wolfsbauch!" Hierauf holte der Jäger die Großmutter auch hervor.

Da waren alle Drei vergnügt. Die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, und der Jäger bekam auch ab; der Jäger nahm den Pelz von dem Wolfe, der war groß und schön, und viel Thaler werth; und Rothkäppchen sagte; „Ich will mein Lebtag nicht wieder thun, was die Mutter verboten hat!"

Schneewittchen.

Schneewittchen hatte eine junge, schöne, aber doch sehr eitle und böse Stiefmutter. Diese war gar sehr neidisch, aber zweimal so mürrisch als sie schön war, und weil die Tochter täglich schöner wurde, so gefiel ihr das gar nicht und sie dachte, es dürfe Niemand schöner sein als sie; denn die Eitelkeit verdirbt selbst das Mutterherz, sonst hätte sie ja an Schneewittchen's Schönheit große Freude gehabt.

Die Stiefmutter hatte einen Zauberspiegel, der ihr alle Morgen mußte ansagen, sie wäre die schönste Person in der Welt, und dabei ihr im Spiegel ihre Person zeigen, damit sie es selbst sehe. — Glauben mocht' sie es ohnedies gern, ohne daß sie es hätte zu sehen nöthig gehabt.

Auf einmal wird der Spiegel ganz einfältig und dumm, und sagt ihr: — sie sei zwar die schönste Person weit und breit umher; aber die allerschönste sei ihre Stieftochter Schneewittchen, und vielleicht noch hundert oder tausendmal schöner als sie, und also die schönste in der Welt. — Das war ihr denn sehr entgegen, eben weil sie viel Eitelkeit, und grade darum so wenig Mutterherz hatte, wie Ihr schon wißt.

„Schneewittchen die Schönste?" sagte sie, „und Ich nicht? — Nun das muß denn doch anders werden. — Schneewittchen muß nieder."

Da sollte ein Jäger, dem sie vertraute, Schneewittchen in den Wald führen und todt machen, und zum Wahrzeichen Lunge und Leber zurückbringen, die sie selbst doch wohl aus lauter mütterlicher Liebe aufessen wollte, und zwar mit Pfeffer und Salz.

Der Jäger nimmt Schneewittchen in den Wald — tief, tief hinein. Aber wenn Ihr denkt, er habe es abgewürgt, so irrt Ihr Euch sehr. Schneewittchen sah ihn so traurig und bittend an, und er hatte ein mitleidig Herz. — Einen jungen Frischling fing und kehlte er ab, und brachte der Stiefmutter, was sie für ihren mütterlichen Appetit verlangte.

Lunge und Leber, vorgeblich von Schneewittchen, aß die Mutter. — Aber sie waren vom abgefangenen Frischling.

Schneewittchen hatte der Jäger indessen im großen weiten Walde gehen lassen, denkend, sie käme nicht wieder, weil der Wald so groß und lang und breit war, mehr aber noch, weil Schneewittchen so treuherzig versprochen, es wolle nimmer zurückkehren.

Das arme Mädchen lief und lief weit, weit in den Wald hinein, bis es Abend geworden war. Da fand es ein kleines Häuschen, das gehörte sieben kleinen Zwerglein, die aber nicht zu Hause waren, sondern bei ihrer Arbeit im Berge. — Schneewittchen ging in's Häuschen, denn es war so müde, so hungrig und durstig, und fand alles darin niedlich und klein, und sauber und rein. Da stand ein Tischlein mit sieben kleinen Tellern, und neben jedem Teller lag ein Löfflein, ein Messerlein, und ein Gäblein, und ein Becherlein stand auch dabei, und, wie es sich für kleine Leutchen paßt und schickt, so waren alle Geräthe, und also auch die kleinen Bettchen, die an der Wand standen.

Schneewittchen, weil es so unschuldig und arglos war, und nicht dachte, es könne ihr Jemand das übel nehmen, und weil es auch so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Brod und Gemüs, und trank aus jedem Becherlein ein oder zwei Tröpfchen Wein, und wollte nun gern schlafen, weil es gar zu sehr müde war, und legte sich in ein Bettchen, das ihm aber nicht paßte, und wollte ihm keins passen, als das letzte und siebente, worin es denn sanft einschlief.

Da kamen zur Mitternacht die Zwerglein von ihrer Arbeit nach Haus, und steckten sich sieben Lichtlein an, und sahen dann, daß Jemand im Häuslein gewesen war.

Da sprach das Erste: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesetzt?"
Da sprach das Andere: „Wer hat von meinem Tellerlein geeßt?"
Das Dritte sprach: „Wer hat von meinem Müßchen pappt?"
Das Vierte: „Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?"
Das Fünfte: „Wer hat mit meinem Messerlein schnitten?"
Das Sechste: „Wer mein Brod zertheilt in der Mitten?"
Das Siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein nippt?"

So sprachen die kleinen Männlein.

Da sahen sie sich um und suchten. Das Eine sagte: „Da hat was in meinem Bettchen gelegen," und die andern, nachdem sie zusahen, sagten allesammt: „In meinem Bettchen hat auch was gelegen." — Und im siebenten Bettchen fanden sie denn das liebe Schneewittchen, das sie mit allen sieben Lichtchen besahen, und das ihnen allen gefiel, weil es sanft und so unschuldig da lag und schlief, aber auch wohl, weil sie allzumal so herzliebe und gute Leutchen waren.

Sie weckten das liebe Kind nicht etwa auf, sondern ließen es schlafen im Bettchen, und gingen recht leise und sacht, damit es nicht möchte erwachen. Und der siebente Zwerg, in dessen Bettchen das liebe schöne Kind lag, legte sich zu den übrigen Zwergen, — in jedes seinem Bettlein ein Stündlein.

Da war denn die Nacht herum, und Schneewittchen wacht auf, und nun fragten es die kleinen Männer, wer sie denn sei, und wie sie daher komme?

Und da sagte sie ihnen Alles, wie es ergangen, und wie die Stiefmutter so schlimm gewesen sei. — Nun aber wisse sie gar nicht wohin.

„Sollst bei uns bleiben, lieb Schneewittchen," sagten die Zwerge allzumal; — „bei uns bleiben und unser Schwesterlein sein, aber auch unsern Haushalt verwalten, und wenn wir im Berge arbeiten, Alles versehen, kochen und nähen, betten und waschen, reinlich und ordentlich halten Alles im Hause, und Abends das Essen zurecht halten, wenn wir aus den Bergwerken kommen, weil wir da hungrig sind, und dafür wollen wir dich lieb, recht grundlieb haben, und du sollst gewiß und fürwahr unser liebes Schwesterlein sein, wenn du das willst."

Das wollte sie denn recht gern, und die Zwerglein ermahnten und baten sie nur noch, keinen in's Haus zu lassen; denn die böse und garstige Stiefmutter würde nicht ruhen, zumal da sie den Zauberspiegel habe, und so eitel, so recht sehr eitel sei.

Ja, die liebguten Zwerglein wußten recht wohl, was sie sagten, aber das arglose Schneewittchen wußte es ja nicht, und verstand's nicht so recht, denn sie war so unschuldig.

Die Stiefmutter trat wieder vor den Spiegel, — denn die Eitelkeit ruht nicht, selbst wenn sie eine Tochter glaubt umgebracht zu haben — und

fragte den Spiegel wieder, und erfragte sich nichts Angenehmes, denn der Spiegel sagte aus: sie sei die Schönste rings umher, nur die Tochter Schneewittchen, jenseits der Berge, sei viel, viel schöner.

Da erbleichte sie. Aber sie wußte auch gleich, die Stieftochter müsse bei den Zwergen sein, denn die wohnten ja jenseits der Berge, und Niemand sonst weiter.

Da verkleidete sich die Stiefmutter, und färbte ihr Gesicht ganz gelb, und ging wie eine alte Krämerin vor das Haus der Zwerge, und bot ihre Waare feil, welche aus Schnürriemen bestand, die dem Schneewittchen gar wohl gefielen. Und weil die alte Frau so ehrlich und treuherzig that, ließ sie dieselbe in's Haus und erhandelte sich einen Schnürriemen. Die alte Krämerin aber sagte: „Du bist gar übel geschnürt, du liebes Kind, so schlappig und lose; ich will dich einmal schnüren, wie es ordentlich sein muß.“ Und da schnürte sie das arme Kind so fest, daß es todt hinfiel.

Als die Zwerge zu Mitternacht heimkamen, da erschraken sie sehr, denn ihr liebes Schneewittchen lag todt auf dem Boden. Aber sie merkten denn bald, daß die böse Mutter müsse dagewesen sein, und daß das Mädchen zu fest geschnürt sei, und schnitten den Riemen entzwei. Da ward es wieder lebendig, und die herzguten Zwerglein freuten sich sehr, und ermahnten und baten gar sehr, Keins wieder in's Häuschen zu lassen.

Die Stiefmutter fragte den Spiegel bald abermals, und der sagte wiederum aus, Schneewittchen sei dennoch am schönsten, so schön sie auch elbst sei.

So sann sie denn Tag und Nacht darauf, wie sie dennoch das arme Mädchen wollte verderben, und ersann sich einen sehr giftigen Kamm, verkleidete sich anders, und kommt zu Schneewittchen und klopfet an die Thür. Aber das Mädchen sagt, es dürfe Niemand hinein lassen, denn die Zwerglein hätten's verboten. Da aber zog die böse Mutter den blinkenden, glitzernden Kamm hervor, und sagte, der sei so wohlfeil und wunderschön, und weil Schneewittchen denn doch ein Mädchen war, gefiel ihr derselbe gar sehr, und es macht auf und kauft ihr den Kamm ab; und die Krämerin ging fort. Als aber Schneewittchen den Kamm in die Haare hatte gesteckt, fiel es todt nieder.

Das wußte die Stiefmutter wohl und dachte: „Nun bist du gewiß todt, und wirst nicht wieder erwachen.“ — Als aber die Zwerge nach Hause kamen, sahen sie gleich wieder, was geschehen war, und weil sie viel Mittel wußten, brachten sie das angenommene Schwesterlein wieder in's Leben, und als die grundböse Mutter den Spiegel auf's Neue befragte, hatte ihr Giftkamm ihr doch nicht geholfen, und Schneewittchen war dennoch die Schönste.

Da ergrimmte die Stiefmutter zornig, und sprach: „Das häßliche Ding soll sein Leben hergeben, oder ich wollt lieber mein eigenes Leben hingeben.“

Da machte sie heimlich in ihrer heimlichsten Stube, wohin Niemand kommen durfte, weil sie ihre bösesten Giftkünste darin trieb, einen schönen rothbackigen Apfel zurecht, so schön, daß wer ihn sahe, Lust dazu bekam. Aber

die eine Hälfte war recht giftig vergiftet. Nun hatte sie sich als Bauersfrau verkleidet, und ging an's Haus der Zwerglein und klopfte an, und wollte den Giftapfel verkaufen. Aber Schneewittchen sagte, es lasse nun und nimmermehr Niemand wieder in's Häuschen hinein, denn sie dürfe es nicht, und sei ihm gar sehr hart verboten.

„Oho!“ sagte die Bäurin, — „weiß es wohl, daß es böse Leute gibt, die man nicht muß in's Haus lassen; aber so bin ich nicht, und meine Aepfel will ich wohl los werden, denn die machen munter und frisch, und recht heiter und gesund. Somit schnitt sie denn den einen Apfel entzwei, den nämlich, der so stark zur Hälfte vergiftet war, aß davon die unvergiftete Hälfte, und bot die schönste, aber vergiftete Hälfte Schneewittchen durch's Fenster als ein Geschenk an — und die Apfelhälfte war so gar lockend, daß Schneewittchen sie nahm, davon ein Stücklein abbiß, aß und todt niederfiel.

„Nun, bist du gewiß und wahrhaftig todt,“ sprach die Stiefmutter, und ging ihres Weges davon. — Und als sie den Spiegel fort und fort befragte, so hieß es denn immer, daß sie die Schönste sei im Lande, und gar in der Welt.

„Nun!“ sprach sie, „so wird sie wohl nicht wieder erwachen.“ — Lange blieb sie nach dem Zeugniß des Spiegels nun die Schönste.

Die lieben Zwerglein waren ganz und gar untröstlich, als sie um Mitternacht von der Arbeit im Berge nach Hause kamen, und sahen das liebe Schwesterlein todt, und konnten ihm nicht mehr helfen mit all' ihrer Weisheit und Kunst. Sie saßen und weinten drei Tage lang bitterlich und kläglich an ihrem Sarge, den sie vom köstlichsten Holze gezimmert hatten. Aber als sie es begraben wollten, sahen sie, daß es noch so gar frisch und lebendig aussahe, und die schön weißen und rothen Backen noch hatte. Da machten sie einen gläsernen Sarg, zu welchem die Luft zukonnte, legten es hinein, setzten es bei, und ein Zwerglein nach dem andern wachte jedes einen Tag und eine Nacht lang bei ihm. Sie hofften ja, es müsse wieder aufleben, weil sie es wünschten; wachten eins nach dem andern lange beim Sarge, denn Schneewittchen blieb, wie es war, weiß und roth, und verwesete gar nicht, und hätte es die schön blauen Aeuglein aufthun können, so hätte es fürwahr gelebt.

Da kam einmal ein junger Ritter, der kam weit her, und war viel gereist, und hatte auf den Reisen viel gesehen und erfahren und gelernt. Der ging zu dem gläsernen Sarge und sahe Schneewittchen; und als er's gesehen hatte, war's ihm, als könnte er nun und nimmermehr wieder von ihm ablassen, so wunderschön schien es in seinen Augen, und er sagte den Zwerglein, sie möchten ihm das liebliche Kind geben. Aber die wollten nicht, obwohl er ihnen sein halbes Besitzthum abgeben wollte; denn, sagten sie, wie können wir es denn geben, da es uns lieb, so lieb ist, als ob's unser Schwesterlein wäre?

„Aber wenn ich's dann wieder lebendig mache, wollt Ihr mir es auch dann nicht geben?“ fragte der Ritter.

„Ja! ja! gern, von Herzen gern," sagten die Zwerge, „wenn wir sie lebendig sehen, so ist ja Alles recht gut."

Und der Ritter, der wohl gemerkt hatte, daß Schneewittchen noch leise athmete, und daß ihr von einem giftigen Apfel etwas war im Halse stecken geblieben, und der ein Mittel gegen solche Dinge wußte, machte, daß das Stück Apfel heraus ging, und Schneewittchen ward wieder lebendig.

Und der Ritter heirathete Schneewittchen. Aber die böse Stiefmutter sah in ihren Spiegel, der ihr seit langer Zeit immer gesagt hatte, sie sei die Schönste in der Welt. Und jetzt sagte der Spiegel wieder, Schneewittchen sei tausendmal schöner. Da wurde sie grimmig und wüthend, und hätte die Tochter gern mit dem Brodmesser erstochen; nur wußte sie nicht, wo diese war, indem der Spiegel davon Nichts gesagt hatte, und wovon er das erstemal Nichts sagte, sagte er zum zweitenmal kein Wort, man mochte ihn fragen, so viel man wollte, denn er war ein kurzköpfiges trotziges Ding.

Aber die Stiefmutter wurde zur Vermählung eines Fräuleins geladen; da fuhr sie denn hin, um ihre Schönheit recht glänzen zu lassen, und die Braut zu beschämen. Wer die Braut war, hatt' sie gar nicht gewußt, denn es hatte es ihr Niemand gesagt. — Und als sie hin kam, war es Schneewittchen, die tausendmal schöner war als sie. — Da erschrak und erblaßte die eitle Frau. Aber die Zwerglein waren auch auf der Hochzeit des lieben Schwesterleins, und weil sie dachten, daß Strafe sein müsse, hatten sie Pantoffeln von Eisen geschmiedet, und hatten sie glühend gemacht. Die Stiefmutter mußte in den glühenden Pantoffeln tanzen, kam mit abgebrannten Füßen nach Hause, und wurde von Allen verabscheuet; Schneewittchen aber hatte alle Welt lieb.

Knüttel aus dem Sack.

Der alte Velten lebte im Dorfe Krikskraks. Er war ein ehrlicher, tüchtiger Bauersmann geworden, nachdem er zuvor lange Zeit ein tüchtiger Soldat gewesen war, wie die Schmarren und Narben auf seinem Gesichte bewiesen. Seine Frau war ihm gestorben, aber seine drei Söhne lebten noch; das waren nämlich der Hans, der Töffel und der Martin oder Märten.

Der alte Vater Velten erzählte gar zu gern von seinen Zügen und Kriegen, von seinen Schlachten und Wachten, von seinem Hunger und Durst, den er ausgestanden habe; wie hart es da und dort hergegangen sei, und wie viele er kaput und mausetodt gemacht habe, und wie er selbst oft in Gefahr gekommen sei, kaput gemacht zu werden, wenn er sich nicht so tapfer hätte gehauen und gehalten. Er sagte umständlich an, wo er da und dort im Quartier gelegen, wie die Wirthsleute gewesen wären, und was er gegessen und gesprochen, und wie viele Länder und Städte, wie viel große Prinzen und Herren er gesehen hätte.

Da hörten denn die Verwandten und Nachbarn und Gevattersleute gar andächtig zu, wenn er dergleichen in den Abendstunden so recht lebendig auf dem Rasensitz vor seinem Hause erzählte; am andächtigsten aber hörten die drei Söhne zu, und die Lust zu reisen, und so viel herrliche und wundersame Dinge selbst zu schauen, kam ihnen an, und ward zur großen Sehnsucht, und ihr Dörfchen ward ihnen zu enge, und wollte ihnen gar nicht mehr gefallen, zumal da sie sich einbildeten, sie müßten ein gar grausam großes Glück in der großen Welt machen.

Da trat denn der älteste, das war der Hans, vor den Vater hin und sprach: „Vater! ich will und muß in die Welt hinaus, von der du uns so viel erzählt hast, es will mich nun fürder nicht leiden! Gebt mir mein mütterliches Erbtheil, wenn ihr wollt so gut sein."

„Hans," sprach der Vater, „bleibe noch ein oder zwei Jahre, und ziehe dann in Gottes Namen hinaus in die Welt, wenn du dann noch wirst wollen; denn du bist fürwahr jetzt noch ein wenig dumm, und sie übertölpeln dich gewiß." — So sprach der Vater.

Was aber auch der Vater Gutes und Verständiges sagte, so blieb der Hans, was er hieß, nämlich — Hans, und meinte, ihn sollte Niemand übertölpeln, dazu sei er viel zu pfiffig und schlau, und eben, wenn er auch noch ein wenig dumm sei, so wolle und müsse er ja nun ganz klug werden durch die Reise, — denn er dachte, wenn man auch ganz dumm sei, durch Reisen werde man ganz klug, und müsse zu Gold und Ehre kommen. So dachte unser Hans, und es gibt der Hänse viel, die auch so denken.

„Nun!" sprach der Vater, „wenn's denn nicht anders sein kann, und du auf deinem Kopfe bestehst, so gebe Gott nur, daß es gut abgeht. Laß dir denn die Nase ein wenig putzen! — Hier hast du dein Mütterliches!"

„Ih ja doch! — Nase putzen!" dachte der Hans; „da müßten sie es gewiß und wahr recht klug anfangen." — Er strich schmunzelnd sein Erbtheil ein, vielleicht wohl an 20 oder 21 Thaler, und sagte dem Vater ein freundliches: „Gott behüt's!"

Und Hans ging desselbigen Tages, wo er hinein ging in die Welt, weit und immer weiter, und so weit, daß er gar in einen Wald kam und meinte, nun müsse er schon bald über die Welt hinaus sein, und nur der Wald hindere ihn noch daran; denn der Wald sei doch ganz unendlich. — Das war er denn auch wirklich, indem er ja beinahe eine halbe Stunde lang und breit war.

Da kam im Wald zu ihm ein klein, klein Männlein, mit großem, großem, langem, grauem Barte, und sprach zu ihm: „Guten Abend, Hans; wo willst denn hin?"

„In die Welt hinaus, weit, weit hinaus; bin schon den gangen Tag gegangen; hab' mir mein Erbtheil geben lassen, und denke, wenn ich noch zwei oder drei Tage so marschire, daß ich um die Welt rings herum sein muß."

„Ei, du scheinst mir ein tüchtiger Bursche," sagte das Männlein, „und wirst dich schon durch die Welt durchschlagen, mein' ich."

„Ja, ja," sagte dummklug lächelnd der Hans, „das mein' ich denn eben wohl auch."

„Nun," sprach das Männlein: „Hans, auf der Reise muß man doch gut essen und trinken, sonst wird man leicht matt und hinfällig, und kann ja nicht weiter fort kommen; gib mir dein Erbtheil, so geb' ich dir ein Tischchen, das heißt, „Tischchen, Tischchen, deck' dich," und wenn du das sagst, so deckt sich's von selbst, und stehen alle Speisen und Weine darauf, nach welchen dein Herz verlangt."

So ein Tischchen gefiel dem Hans aus der Maaßen wohl, und er ging den Tausch ein; denn so konnte er essen und trinken, was ihm gefiel, zu aller Zeit und Stunde, und unser Hans hatte immer guten Appetit, und aß auch gern etwas Gutes, und sein Geschmack war fein, so fein, daß er geräucherten Schinken von Kartoffeln, und Bier von Kosent recht gut unterscheiden konnte, wenn er auch beim Essen und Trinken die Augen zuthat.

Das Männlein führte den Hans ein Paar hundert Schritte in den Wald hinein. Da stand ein kleines Hüttchen, gebaut aus Moos und Baumrinden. Als Hans hinein trat, so wußt' er vor Staunen fürwahr kein Wörtchen zu sagen; denn das Abendlicht fiel in viel hundert Farben durch farbige Steine hinein, welche lauter kostbare Diamanten, Rubinen und Saphire waren, wie Ihr gewiß schon gemerkt habt. Der Boden war mit Sammetteppichen belegt, mit wundersamen Silberlilien und Goldrosen durchwirkt, und die Wände bestanden aus einem einzigen Spiegel, in welchem Alles so goldig und silberig und edelsteinig schimmerte und flimmerte, daß der Hans dachte, er sei selbst eine Gold- und Silberstufe, oder ein großer Diamant, oder so etwas Kostbares und Herrliches geworden, als er sich in dem Spiegel besah. Die Decke des Hüttleins sah so hoch, so hoch aus, und war so blau wie der Himmel selbst, und schimmerten auch Sterne daran. Es stand aber weiter Nichts darin, als ein Polster zum Sitzen, und ein alt Tischchen, das ganz unscheinbar war.

Da sprach das Altmännlein: „Das ist das Tischlein deck' dich, nimm's hinaus vor die Hütte und probir' es, und wenn der Tausch dich reut, so bring' das Tischlein wieder herein, und ich geb' dir dein Erbtheil dann wieder."

Hans probirte das Tischlein, und sagte: „Tischlein, Tischlein, deck' dich;" und schau, das Tischlein war gedeckt, und auf den vier Ecken desselben standen vier kristallene Flaschen, mit köstlichem goldenem Wein, und in der Mitte standen die herrlichsten Gerichte, und der Hans, der einen guten Magen und scharfe Zähne hatte, aß und trank tapfer; denn sein Lebtag hatt' er so etwas Gutes noch nicht gehabt, und er sagte: „Potz tausend!"

„So wahr ich lebe," sagte der Hans dann weiter, nachdem er erst ordentlich satt war, in sich selbst, „das Altmännlein ist doch ein Dummbärtchen. — So ein Tischchen gegen die paar lumpigen Thaler Erbtheil? — Ei! ei! In zwei Wochen will ich mehr davon abessen, zumal wenn ich mir Gäste bitte!"

Es kamen Handwerksbursche des Wegs gezogen, und ob es wohl im Walde war, so war's doch eine Landstraße. Das müßt Ihr Euch aber selbst

zusammen reimen. Die Handwerksburschen ladete er alle ein, und sie mußten mit ihm essen und trinken, wie sie nach und nach ankamen. Da wurden sie alle satt, und fröhlich vom Wein, und am späten Abend nahm der Hans Abschied von dem Altmännlein, und sagte: „Es bleibt bei unserm Tausch, — Ihr mein Erbtheil; — ich Euer Tischlein;" und somit zog er wieder seines gekommenen Wegs zurück. Das Altmännlein rief ihm nach: „Nimm dich in Acht, Hans, und laß dich um's Tischlein nicht bringen!"

„Hat gute Wege," sprach Hans zurück, und sagte nochmals: „Adä!"

Da kam er in ein Schenkhaus, wo man aber eben den Gästen Nichts schenkte, und der Schenkwirth war höflich und manierlich; aber es kam dem Wirthe doch seltsam vor, daß der Dummhans, der gar nicht klug aussah, so ein veraltetes Tischlein auf dem Rücken mit sich daher trug. Indessen weil er ein Wirth war, so ließ er sich Nichts merken, und blieb denn grundgrausamlich höflich, und sprach: „Ihr lieber ehrenwerther Herr, Ihr müßt heut' Abend bei uns mit recht schmalen Bissen fürlieb nehmen."

„Hä! hä! hä! hä! Nä! nä! nä! nä! so soll's denn das Mal gar nicht werden," sagte der Hans, „sondern Ihr sollt einmal mit mir fürlieb nehmen, — und nun werdet Ihr schon sehen!"

„Tischlein, Tischlein, decke dich!" sagte der Hans, nachdem er das Tischlein in die Stube gestellt hatte, und flugs war ein gar fein Tischtuch auf dem Tische, und standen Wein und Braten, Fisch und Pasteten darauf, so viel nur Platz darauf war. Da lachte nun Hans recht aus Herzensgrunde, und die Wirthsleute mußten mit ihm essen und trinken, aber der Bissen blieb ihnen anfangs im Munde stecken vor Verwunderung und Erstaunen.

Hans war den ganzen Tag marschirt, und hatte zu Abend zweimal tüchtig gegessen, mit den Handwerksburschen und mit den Wirthsleuten, so mithin war er denn von Herzen müde, und wie er denn tüchtig essen konnte, so konnte er auch tüchtig schlafen. Darauf verstand er sich auch!

Dem Wirth ging das Tischchen sehr im Kopfe herum. Er hatte zwar ein ganz ähnliches, aber zu dem hätte er tausendmal sagen mögen: „Deck' dich!" es hätte sich doch nicht gedeckt.

„Ach, Frau!" sagte er, „so ein Tischchen sollten wir haben. Solche herrliche Gerichte können wir nicht bereiten, und solchen Wein! solchen Wein! habe ich in meinem Leben nicht getrunken, selbst in den Rheinlanden nicht!"

„Und Mann," fiel die Frau ein, „das Feuer auf dem Herde, das Anrichten und Zubereiten der Speisen und die Küchenmagd könnten wir ersparen, und wenn Gäste kämen, wäre Alles gleich fertig, auf's Herrlichste und Beste, ohne Mühe, und wir könnten es viel wohlfeiler geben, und da würden wir recht viel Zuspruch bekommen, und würden in kurzer Zeit die allerreichsten Leute."

„Ja freilich!" sagte der Wirth seufzend; „aber was hilft's, wir haben nun einmal kein solches Tischchen!"

„Bist du ein Mann, wie ein Hund für 'n Dreier!" erwiderte die Frau hitzig: „Du bist ja so dumm wie der Dummhans, der von seinem Tischlein

kein Wörtchen würde gesagt haben, hätte er nur für zwei Heller Menschenverstand. Geh, nimm das Tischchen weg, und stell' deins dafür hin; der Bengel merkt es gewiß nicht!"

Der Wirth schüttelte den Kopf, und sprach: „Unrecht Gut gedeiht nicht gut, und kommt nicht an den dritten Erben." Aber die Wirthin setzte ihm mit liebreichen Worten recht zärtlich zu, so daß er nachgab; denn sie sagte:

„Du bist ja viermal so dumm wie der dümmste Ochse! Das Glück kommt dir in die Hand, aber du greifst nicht zu; und wenn dir einmal eine Bratwurst vor's Maul kommt geflogen, sperrst du gewiß das Maul auf, aber beißest nicht hinein. — Was ist's denn mehr? Heute oder morgen bringt den dummen Hans doch Jemand, der kein solcher Pinsel und Schöpshammel ist als du, um das Tischlein! — Warum ist er denn ein so miserabler Peter?"

Solchen beweglichen Worten und Redensarten konnte der Mann nicht widerstehen, zumal er zu dem Tischlein ein gar großes Gelüst hatte, und dachte, die Frau hat doch wohl nicht Unrecht! — So ging er denn vor Hansen's Schlafkammer, und horchte, ob der Hans schliefe, und dieser schnarchte, daß die Fensterscheiben klirrten, und die beiden Tischchen waren leicht vertauscht.

In einem Rennen rannte der Hans nach dem Aufstehen am andern Morgen nach Hause, und kam an, sein Tischlein auf dem Rücken.

„Was?" sagte der Vater, „bist du es denn Hans? Oder bist du es nicht? Du kommst schon am zweiten Tage wieder? Bist du denn in der Welt gewesen — und hast du denn schon dein Glück gefunden?"

„Ja Herzvater, das bin ich selbst, gewiß und fürwahr, da belüg' ich Euch nicht, und bin weit hin gewesen, bis zu einem großen Wald, wo lauter Bäume drin standen, und das Glück habe ich auch wahrhaftig gefunden; das ist nämlich dieses kleine Tischlein, dafür ich mein Erbtheil hingegeben habe an ein klein Männlein mit langem Barte, das mir's abließ."

„Dummhut!" sagte der Vater.

„Nä! Vater! — — Klughut!" sagte der Hans. „Seht mich nur nicht so griesgramig an! Ihr sollt schon sehen, was mein Tischlein kann, und sollt Euch Alle verwundern. Ich will Euch Alle heut' Abend traktiren mit Wein und Braten und andern Gerichten, wie Ihr noch niemals gerochen habt, selbst der reiche Herr Pathe, der Oberförster nicht, und sollt Ihr dazu nicht erst kochen lassen! Laßt nur alle Gevattern und Vettern und Muhmen und Nachbarn zu Abend kommen. Ihr sollt schon sehen, was mein klein Tischchen macht!"

So sagte der Hans, und schmunzelte dazu mit kleinen Augen, und dachte sein Glück sei seine Klugheit, — aber das denken ja Viele, die eben nicht allemal Hans heißen, obgleich sie es sind!

„Mit dem Jungen mag's doch was Bedenkliches und Absonderliches haben;" meinte der Vater, und meinte auch, daß die dümmsten Hänse ja sehr oft das meiste Glück hätten, und so ladete er denn die Verwandtschaft

und Bekanntschaft ein, und der Hans that indessen daheim wie ein vornehmer Herr, und sprach zu sich selbst: „Die sollen nun einmal recht Nasen und Mäuler aufsperren, und sehen, was ich geworden bin!" — Und das geschah denn auch.

Denn, — als nun Alle beisammen waren, und der Hans den Tisch hatte hingesetzt, sprach der Hans: „Stellt Euch Alle da herum, um mein klein Tischlein, und paßt mir recht auf!" und dann sprach er:

„Tischchen, Tischchen, decke dich!" damit sie alle sehen sollten, welch' ein Wundermann er wäre. — Aber das Tischchen wollte sich nicht decken.

Da kam der Hans in große Angst und Noth, und schrie wohl hundert Mal: „Tischchen, decke dich! — Liebes Tischchen, decke dich; ich bitte dich gar schön! — Bestie, decke dich," brüllte er zuletzt in Unmuth und schlug mit geballter Faust eine Ecke von dem morschen Tischchen ab, aber decken wollt' es sich doch nicht, sondern blieb gar eigensinnig wie es war, nämlich gar kahl und leer, obwohl es so tüchtig gestraft war, daß es nur drei Ecken jetzt hatte.

Der arme Hans fing erbärmlich an zu heulen und zu weinen. Der Vater Velten aber fing gewaltig zu donnern und zu blitzen an, und das Gewitter schlug ein; denn er schlug mit geballter Faust den Hans, den armen betrogenen, betrübten Hans ein paar Mal mit ganzer Macht und Kraft hinter die Ohren. Und wie es nun bei Gewittern geht, nämlich, daß man gern in seinem Hause daheim ist, so ging's auch hier. — Verwandte, Bekannte, Gevattern und Nachbarn zogen still und spöttisch ab, und da ihnen nicht mit gutem Essen und Trinken das Maul hatte können gestopft werden, so thaten sie es weit auf, erzählten Alles, und lachten, höhnten und spotteten über den dummen Hans, der toll und dumm geworden sei, und über seinen Vater dazu; — und Hans hieß von nun an im Dorfe und in der Nachbarschaft nur der Dummhans, an welchem Namen ihn Jedermann erkannte.

Hans war aber doch klug, und packt am andern Tage das Tischlein auf den Rücken, geht in den Wald, und will dem grauen Männlein sagen, es reue ihn der Kauf; indem das Tischlein seine Kraft und Tugend verloren habe, und er brächte ihm dasselbe nebst der abgeschlagenen Ecke wieder, und wolle aber auch sein Erbtheil wieder haben.

Ih ja! — Alles gut, aber nur das Männlein war nicht da, das Hüttlein war auch nicht da, und wen er fragte, der sagte, solch' ein klein Männchen und Hüttchen wäre dahier niemals gewesen, — sie hielten ihn Alle mit seinem Tischchen auf dem Rücken für ein wenig verrückt, und sprachen unter sich: „Das muß doch ein ausgemachter Dummhans sein!"

Da hatten sie es freilich getroffen, ohne daß sie es selbst recht wußten!

Der arme Hans ging traurig nach Hause, und hatte doch einen klugen Gedanken, und sprach zum Vater:

„Vater, in der Welt komm ich wohl nicht fort, das merk' ich schon; aber ich will Euer Knecht sein, und um Lohn dienen. Nehmt mich an!"

„Es sei also," sprach der Vater. „Es muß nicht Alles und Jedes in der Welt fortkommen. Komm du nur im Dorfe fort, und diene um Lohn!"

So nahm er ihn zu seinem Knechte an um bedingtes Jahrlohn.

Der Töffel, Velten's zweiter Sohn, dachte: Der Dummhans ist wohl wirklich ein Bischen zu dumm, obwohl er doch der älteste von uns ist. Aber ich will auch in die Welt, und will es schon klüger anfangen, mein Glück zu finden.

Da trat er vor den Vater hin, zwang und bettelte ihm das Bischen Muttertheil ab, und es ging Alles wie vorher. Der Vater warnte, der Sohn bestand auf seinem Kopf, und zog hinaus in die weite und große Welt, und kam zu Abend in den Wald, und das Altmännlein stand wieder da und sprach: „Guten Abend, Töffelchen! Ich weiß schon, was du im Sinne hast, denn ich weiß Alles schon von dem Hans. Willst du mir aber dein Erbtheil geben, so geb' ich dir dafür den „Esel schlag aus," welcher mein Goldesel ist, und wenn der Esel ausschlägt, so fahren lauter Goldstücke aus seinem Hufe, — so viel, daß du auf einmal zehnmal so viel hast, als dein Erbtheil beträgt."

Ja! unser Töffel war sehr klug! — „So wie der Hans laß ich mich nicht hinter's Licht führen," dachte er.

„Ja!" sagte er zum Altmännchen; „den Tausch will ich wohl eingehen, aber ist denn auch Alles wahr?"

„Nun da komm und siehe es selbst und versuche es," sagte das kleine alte Männchen, und führte den Töffel ein Paar hundert Schritte in den Wald hinein; wo ein kleiner mit Stroh gedeckter Stall war, und in dem Stall war das Goldeselein, und es sah in demselben viel prächtiger aus, als in dem prächtigsten Prachtzimmer. Der Esel hatte freilich nur Disteln und Kleie und geschroteten Hafer in seiner Krippe und Heu in der Raufe, aber die Krippe war von lauterm Gold, und Edelgestein blitzte daran, und die Raufe war von Silber und hellschimmernde Edelgesteine waren auch daran, und das Goldeselein lag auf weichem, weichem Bettchen wohl ausgestrecket.

„Nun probir es," sagte das Männlein, und sprich den Spruch: „„Eselein, schlag aus."" Und so geschahe es. Das Eselein erhob sich alsbald von seinem weichen Bettchen, und schlug mehrmals aus, und die Goldstücke flogen und stoben umher, und weil der Töffel sehr klug war, und sich nicht wollte anführen lassen, so wiederholte er die Probe einige Mal, und allezeit traf es richtig zu.

Nun das war denn gut tauschen! Töffel gab sein Erbtheil, und nahm den Esel mit den von ihm aufgelesenen Goldstücken, und machte links um, nach Hause zurück.

Des Abends aber mußte er in demselben Wirthshaus bleiben, wo der Bruder Hans geblieben war, und machte seine Sache überaus witzig und sagte dem Wirthe: „Nehmt mir mein Goldeselein recht wohl in Acht, und gebt ihm ein sanft weiches Bettlein, wofür ich Euch morgen recht wohl will

zu Dank sein. Nur nehmt Euch gar sehr in Acht, daß Ihr nicht etwa sprecht: „„Eselein, schlag aus!““ sonst geht's Euch nicht gut. Das will ich Euch nur gesagt haben!“ — Nun dacht' er, er wäre recht sicher und sie müßten gewaltig sich fürchten.

Solche Reden fielen aber dem Wirth gar sehr auf, und er machte ein sinniges Gesicht, und erzählte der Frau Alles, was der Töffel gesagt hätte, und was er für Bedenklichkeiten habe, und daß der Esel vielleicht ein gefährlich grausames Thier sein möge.

„Mann!“ sagte die Frau, „mit dem Esel ist es gewiß wie mit dem Tischchen, denk' ich. Laß uns probiren. Es mag seine eigene Bewandtniß damit haben. — Sieh' Mann! wenn du nun des Nachts hintrittst an die verwahrte Stallthür, und sprichst durch's Astloch oder die Spalte: „„Esel, schlag aus!““ so kann er doch dich nicht treffen! — Das wirst du doch wohl verstehen, du Esel?“

Der Mann, der doch Kopf hatte, und wo er ihm fehlte, denselben von der Frau theils geliehen, theils aber auch zurechtgesetzt bekam, verstand es ganz und gar, und da er schon einmal ein Spitzbube gewesen, wurde es ihm schon leichter, es zum zweiten Mal zu werden; denn das Böse führt zum Bösen, und bringt den Menschen dahin, daß er denkt, das Böseste sei das Beste.

Der Wirth ging zur Stallthür des Goldeseleins. Die Gier nach Gold war einmal wach und lebendig geworden; denn sonst hätt' er ja mit dem Tischlein des Goldes und Gutes wohl übergenug haben mögen.

Beim hellleuchtenden Monde sah er, wie ruhig und sanft das fromme Eselein auf seinem Bettlein lag und schlief, und daß das Eselein doch kein grimmiger, brüllender und reißender Löwe sei, der die Leute verschlinge, sondern nur ein Esel von ganz gewöhnlicher Müllereesel Art und Weise.

„Will's doch einmal wagen,“ dachte der Wirth, „weil es doch nur ein Esel, und weil die Thür des Stalls doch fest verschlossen ist, und der Esel nicht sogleich heraus, und dich fressen kann: — will's wagen.“

Der Wirth wagt es, und ruft vor der Thür: „Goldeselein, schlag aus!“ — Und das Eselein schlug aus, nachdem es von seinem weichen Bettlein aufgestanden war, und als es ausgeschlagen hatte, so rauschelten die Goldstückchen aus den Hufen, und das Eselein legte sich wieder nieder. Das sahe der Wirth beim Mondenschein; denn der Stall war hell und licht genug durch seine Spalten und Ritzen, wie wenn ein Paar Fenster wären darinnen gewesen.

Da der Wirth das Goldeselein sogar friedlich und sanftmüthig sahe, da bekommt er einen gewaltigen Muth, und ein wahres Heldenherz, und macht sich in den Stall hinein, und liest die Goldstücke auf; ja er unterfing sich sogar, das Eseleinchen noch ein paar Mal die Probe machen zu lassen, die denn auch recht gut ablief.

„Nun da siehst ja doch, Mann! was großes Unglück der Esel gebracht hat, wenn man zu ihm spricht: Schlag aus!“ sprach zu ihm die Frau, der

er die glänzenden Goldstücke zubrachte. „Das Tischchen und das Eselchen gehören doch offenbar zusammen. Gehe gleich, und kauf' ein anderes Eselchen in der Mühle im Thale, das dem Goldesel ähnlich sieht; denn da haben sie ihrer von allen Sorten."

Der Wirth ging in der Mitternacht zum Müller hinab, und kaufte ein ganz ähnliches kleines Grauschimmelchen um wenige Thaler, und zog es in den Stall, und den Goldesel zog er in die Scheune, und verbansete ihn mit Stroh, daß ihn Keiner finden konnte.

„Hei! hei! juhei!" rief der Wirth zu seiner Frau. „Nun ist Alles gemacht! nun will ich ein neues Wirthshaus bauen; ich will mir ein großes Rittergut oder gar eine Grafschaft kaufen, oder noch mehr, ich will ein reicher vornehmer Mann werden, — recht reich und vornehm, wie die vornehmsten Leute! Hei, hei! hei!" schrie er fast überlaut, und warf dabei seine Mütze hoch in die Höhe.

„Nun! da seh' ich doch, daß du nun anfängst ordentlich verständig zu werden!" sprach die Frau; „du lieber Michel," und streichelte ihn dazu.

„Ih ja wohl! du herzliebe Grete, nun hat's keine Noth, denn der Verstand kommt immer mit dem Gelde, und ich will es nun wohl dem Klügsten gleich thun; das kannst du mir gar sicherlich glauben." Und weil sie nun eben sehr gutwillig jetzt war, so glaubte sie's ihm auch und sprach: „Am Kopfe hat dir's ohnedies ja niemals gefehlt, du hübscher, herzlieber Michel!"

Der Töffel zog mit frühem Morgen von dannen nach Hause, zum Vater hin, und zu Hansen hin und meinte, der Hans sollte sich recht schämen. Und so kam er denn nach Hause, und die liebwerthe Vetterschaft, Verwandtschaft, Nachbarschaft und Gevatterschaft mußte wieder zusammengerufen werden zu Abend, obwohl der Vater großes Bedenken hatte, und kopfschüttelnd meinte, ein Esel hätte den andern gebracht!

„Nun! gebt einmal recht Acht, und schaut gar wohl auf," sagte der Töffel sehr schlau. „Ihr sollt nun einmal sehen wie klug ich gewesen bin, und sollt Euer blaues Wunder sehen! Wenn ich spreche: „„Esel, schlag aus!"" da schlägt er hinten und vorn, mit allen Vieren auf einmal aus, und aus seinen Hufen fliegen lauter Goldstücke hervor, und Ihr sollt Euch auflesen, so viel Ihr wollt und mögt, denn ich will Euch allesammt glücklich machen!"

„Das wäre ja recht wunderherrlich und gut!" dachten die Zusammengerufenen; „nur gebe Gott, daß es nicht geht wie bei dem Hans."

Aber gerade so ging's auch. Der Esel sollte ausschlagen, und die Goldstücke sollten herumfliegen; aber der Esel rührte und regte sich nicht, so viel der Töffel auch rief, und die Nachbarn und Verwandten lachten schon heimlich, und sahen sich einander recht schlau und bedenklich an.

Da nahm der Töffel die Faust, die störrige Bestie zur Ordnung zu bringen, und puffte den Esel auf's Kreuz und auf den Kopf, und sprach: „Esel, schlag aus!" — — Und der Esel schlug nun auch wirklich ein paar Mal gar tüchtig aus, indem er sein: Yah, yah! schrie, und traf dabei den

Töffel so kräftig an Kopf und Brust, daß dieser umfiel. Aber die Goldstückchen fielen nicht heraus.

Die Freunde und Bekannten schlichen sich davon, mit spöttischem Schmunzeln, und erzählten aller Welt vom dummen Töffel, den der Goldesel braun und blau geschlagen hätte. Dem Töffel schrieen jetzt die Kinder im Dorfe überall nach: „Töffel Yah! ha, ha! Goldesel Yah! Schlag aus, Esel, schlag aus — Esel! Esel!"

Es half Nichts, daß Töffel hinging, das Männlein zu suchen; denn er fand es ja nicht, kehrte gar tief betrübt zurück, und diente von nun an dem Vater auch als Knecht, und wenn man vom dummen Töffel sprach, so wußte das kleinste Kind, wer gemeint war.

Nun wollte der jüngste Bruder, der Märten, in die Welt hinaus. Er war immer der nachdenklichste, aber auch der stillste und folgsamste gewesen: aber das Mal schlugen doch die Ermahnungen und Bitten nicht bei ihm an. „Laßt mich auch ziehen, lieb Vater," sprach er, „vielleicht geht's besser mit mir, und wenn es auch nicht so ginge, so dien' ich Euch dann, wie meine Brüder, als Knecht, und wir sind dann wieder einander ganz gleich."

„So zieh' denn hin mit Gott!" sprach der Vater, „und sieh dich vor," und gab ihm sein Erbtheil. Die Leute im Dorfe hielten sich freilich über den dummen alten Vater auf, und meinten, er müsse närrisch im Kopfe sein; aber der Vater ließ den Sohn ziehen.

Da kam der Märten denn in den Wald zum Altmännlein wie die beiden andern Brüder, und das Männlein sprach zu ihm: „Märten, ich weiß, du bist ein ehrlicher Bursche, und still und fromm. Ich will Dir eine Gabe geben, — die letzte, die ich noch geben kann, wenn du mir dein Erbtheil gibst! Hier ist ein Sack mit einem tüchtigen Knüttel drin, und wenn du den in die Tasche steckst, und sprichst: „Knüttel aus dem Sack," so prügelt er Alles blitzheidelbeerenblau, bis du sprichst: „Knüttel in den Sack," dann ist der Knüttel wieder in seinem Sack und in deiner Tasche, und er thut Niemand mehr Etwas, und Alles ist gut, — freilich aber, du wirst mir es nicht glauben. Ich bin dasselbe Männlein, welches dem Hans und dem Töffel das Tischchen deck' dich und das Goldeselein gegeben hat, um welche sie der listige Wirth im Wirthshause dort an der Waldhöhe gebracht hat. Aber freilich, du wirst mir's nicht glauben!"

„Mein Väterlein! Ihr seht mir doch gar grundehrlich aus," sprach der Märten, „ich glaube Euch gern; hier ist mein Erbtheil, und gebt mir nur dagegen den Knüttel aus und in den Sack."

So war denn der Tausch gemacht, und das Männlein ermahnte noch den Märten, sich ja in Acht zu nehmen vor dem trügerischen Wirthe.

Märten kehrte zu Abend bei dem Wirthe ein, und forderte etwas Brod und Bier, für die Paar Dreier, die nicht zu seinem Erbtheil gehörten, sondern die er sich beim Vater verdient hatte. Das Erbtheil hatte er ehrlich dem Männlein gegeben und gedacht, wenn der auch nicht ehrlich sein sollte, willst

du es doch sein, denn er hatte immer gehört: „Ehrlich währt am Längsten,“ und glaubte es auch.

Als er nun mit seinem Sack und Knüttel zu Bett ging, in seine Schlafkammer, sagte er:

„Liebe Leutchen, daß nur keiner in meine Kammer kommt und etwa spricht: „„Knüttel aus dem Sack,““ sonst könnt' es ihm übel ergehen. — Ich will Euch gar recht sehr gewarnt haben.“

„Mann,“ sagte die Frau, „hast du was gemerkt? Das hat gewiß wieder Etwas zu bedeuten und gibt's wohl wieder da Etwas zu fischen; und aller guten Dinge sind ja drei.“

„I ja freilich, Frau,“ sprach der Wirth, „wenn man nur wüßte, ob's gut abliefe und der Knüttel nicht einen durchbläute, daß man lendenlahm würde. Die Sache ist mir doch bedenklich und verdächtig.“

„Michel, du bist ein Rindvieh und bleibst ein Rindvieh bis an dein seliges Ende,“ sprach die Frau zum Mann, in ihrer gütigen und manierlichen Manier. „Wer weiß, ob uns nicht der Knüttel mehr Glück und Gut bringt, als das Tischlein und der Goldesel und man vielleicht davon recht jung und gesund und wohl gar obendrein schön wird.“

„Ja Frau,“ sprach der Mann, „da kannst du, weiß Gott, doch Recht haben und da wollen wir Beide hinaufgehen, wenn er im festen Schlaf ist, und die Sache versuchen.“

So gingen sie denn mitsammen hinauf. Und der Wirth sprach: „Knüttel aus dem Sack.“ Da fuhr der Knüttel heraus und zerbläuete dem Wirth und der Wirthin die Achseln, die Schultern, den Rückgrat, die Lenden, die Waden und Summa Summarum Alles, was an ihrem Körper war, vom Kopf bis zu den Fußzehen und das Prügelbrod fiel hageldicht und blitzschnell und der Märten, der eigentlich mit Vorsatz noch gar nicht geschlafen hatte, hatte seine wahre Herzenslust und Freude daran und rief noch einmal: „Knüttel aus dem Sack,“ und der Knüttel verdoppelte seinen Eifer und seine Schläge und der Märten lachte wie ein Kobold; denn wo die Wirthsleute hinliefen, in die Kammern oder Stuben, da prügelte der Knüttel drauf los und half Nichts, daß sie ihm die Thür vor der Nase zuschlugen und zuletzt selbst in den Keller krochen und flüchteten; denn der Knüttel hörte zu knütteln nicht auf und der Märten, der auch immer hinter drein war, hörte zu lachen nicht auf. Da baten sie ihn hoch, himmelhoch: „Herr, lieber Herr, laßt doch den verdammten Knüttel ruhn und erbarmt Euch unser, wir werden ja sonst noch zu Muß und Brei geschlagen.“ Da erbarmte er sich denn und der Knüttel fuhr wieder in seinen Sack.

„Nun, ihr Spitzbuben,“ sagte er, „nun gebt mir das Tischchen deck' dich und das Goldeselchen Schlagaus morgen heraus oder ihr sollt sehen!“ — —

„Ja, ja, ja, o Gott, ja! lieber gnädiger, barmherziger Herr,“ riefen sie heulend, „das sollt Ihr morgen Alles haben.“

Als aber der Morgen kam, suchten sie Ausflüchte und sagten, „daß sie gestern Alles nur in der Angst gesagt hätten, und hätten gar nicht gewußt,

was sie hätten vor Angst und Schmerz gesprochen; denn sie hätten gar kein Tischchen deck' dich, und kein Goldeselein Schlagaus."

Märten nahm sich die Mühe nicht, viel Umstände zu machen und liebte das Hin- und Herreden überhaupt gar nicht. „Knüttel aus dem —"

„Herr, lieber Herr, um Gotteswillen," schrieen die Wirthsleute, „wir haben noch genug von dieser Nacht her, hier habt Ihr das Tischchen deck' dich und das Goldeselein dazu."

Märten erprobte erst, ob Alles seine Richtigkeit hätte, das Tischchen deckte sich und er hielt ein gutes Frühstück und Wirth und Wirthin mußten mitessen, wiewohl ihnen aller Appetit vergangen war und Goldeselein schlug aus und die Goldstücke sprühten umher wie Feuerfunken.

„Behaltet das Gold," sagte der Märten, „für's Nachtlager," packte das Tischlein dem Eselein mit großer Sorgfalt auf den Rücken, hatte den tapfern Knüttel in der Tasche und kam mit allen drei Zauberstücken gegen Abend im Dorfe an.

„So wahr ich lebe," sagte der Vater, „da ist der Märten auch wieder am zweiten Tage schon da, wie die andern, und wird wohl eben so nach Hause geschickt sein, wie Hans und Töffel und im Dorfe werden sie uns Alle für närrisch halten."

Alt und Jung im Dorfe waren auch bereits zusammen gelaufen und lachten und juchheiten und dachten, nun gäb's wieder einen rechten Haupt- und Generalspaß, und einige von den lieben Vettern, Gevattern, Muhmen und Basen waren mit in die Stube gedrungen und wollten schauen und hören. Sie dachten: Der Eine ist mit dem Tisch, der Andere mit dem Esel gekommen und der Dritte kommt nun mit Tisch und Esel zugleich. Da gibt es doppelt zu lachen!

„Kommt, Herzvater," sagte der Märten, „und kommt, lieben Brüder Hans und Töffel" und setzte sein Tischchen mitten in die Stube und sprach dem Tischchen heimlich zu: „Tischchen deck' dich." — Da stand das Tischchen voll der herrlichsten Gerichte und an jeder Ecke eine Flasche mit köstlichem Wein. Märten aber ladet die lieben Bekannten und Verwandten gar nicht ein, mit zu essen. — Dann flüsterte er dem Esel, den er mit in die Stube genommen hatte, heimlich in's Ohr: — „Goldeselchen schlag aus." — Goldeselein schlug hinten und schlug vorn aus und die Goldstücke stoben und flogen umher.

„Les't sie nur auf," sagte der Märten zu den Leutchen in der Stube, die Lachens wegen gekommen waren, und sie ließen sich das nicht zweimal sagen, wußten nicht, wie Alles zuging und waren ganz ernsthaftiglich geworden, obwohl sie sich beim Ripsen und Rapsen nach den Goldstücken überschlugen und Einer den Andern überpurzelte.

Es waren so viel in Haus und Stube gedrungen, daß Niemand mehr hinein ging.

„Nun," sagte Märten, „muß ich Euch doch auch eine Ehre anthun und eine kleine Belohnung dafür geben, daß Ihr über den Vater und über die

Brüder so gelacht und gespottet habt," und sprach: „Knüttel aus dem Sack." Da tanzte der Knüttel auf den Buckeln lustig und ordentlich vergnüglich herum und verfolgte die Davonlaufenden durch's ganze Dorf. Der Eine bekam einen Klaps von der Seite, der andere einen tüchtigen Puff auf den Rücken, der Dritte einen Schmiß auf die Nase und Alle wurden bezahlt.

Somit bekamen sie denn einen gewaltigen Respekt vor dem Märten, zumal da er ihnen gutmüthig oft sein Tischchen decken ließ; — vor dem Goldesel noch mehr Respekt wie sich von selbst versteht; denn wenn ein Esel Gold hat, so kann er ein Doppelesel sein und ist doch ein respektables Thier und wird wohl gar für ein Menschenkind gehalten; — aber vor dem Knüttel hatten sie den allermeisten und allertiefsten Respekt; ihr wißt doch warum?

Die drei Federn.

Es hatte ein reicher Burgherr drei Söhne, unter welchen der Jüngste für ein Bischen dumm gehalten wurde, weil er so still und friedlich war.

Der Vater wußte nicht recht, wem von den Söhnen er seine Besitzungen hinterlassen sollte. Da wollte er denn sehen, wer das meiste Glück hätte. So schickte er denn seine drei Söhne in die Welt und sagte, wer ihm das feinste Stück Linnen mitbrächte, sollte das Besitzthum haben. Sie möchten darnach in der Welt umher suchen und könnten dabei auch noch Mancherlei hören und sehen, was ihnen gut wäre.

Der Burgherr nahm drei Federn, blies sie eine nach der andern aus den Fenstern seines Schlosses in die Luft. Die eine flog nach Abend, da hinaus mußte der älteste Sohn ziehen; die zweite flog nach Morgen, das war der Weg für den zweiten; die dritte fiel auf einen großen Stein herab, der nicht weit von dem Palaste war. Da mußte denn der dritte Sohn zu Hause bleiben und wurde darüber noch von den Brüdern geneckt, daß er nun bei dem Stein das feine Linnengewebe suchen möchte, da hätte er's ganze nahe.

Die beiden ältern Brüder zogen hin, der dritte aber setzte sich auf den Stein und weinte bis zum Abend. Da kam es ihm vor, als ob sich der Stein hin und her schöbe und zuletzt war er auch fortgeschoben und nun kam eine Marmorplatte mit einem Ring zum Vorschein. Als die aufgehoben war, fand er eine Treppe, die stieg er hinab und kam in ein großes unterirdisches Gewölbe, da saß ein Mädchen am Webstuhl und webte Linnengarn.

Das Mädchen sah ihm in die Augen und fragte: „Hast du geweint?" „Ja," sagte er, „ich habe sehr geweint!" und erzählte nun, wie übel es ihm ginge. Da schenkte ihm das Mädchen ein Stück der allerfeinsten Leinwand und sagte: „Feiner bringen es deine Brüder gewiß nicht!"

Als er wieder auf die Erde hinauf kam, war er eben so lange Zeit weggewesen, als seine Brüder und wußte nicht, wie das zuging; denn es kam ihm vor, als sei er nur ein Stündchen unter der Erde gewesen.

Da nun Jeder dem Vater sein Stück Linnen vorzeigte, war des Jüngsten seins noch einmal so fein, als der Andern ihre Stücke.

Nun hätte dem Jüngsten die Burg gehört; das machten ihm aber die Brüder streitig und meinten, es müsse noch eine Probe gemacht werden.

Da verlangte der Vater den schönsten Teppich. Wer den bringe, der solle das Reich haben. Der Vater blies die drei Federn in die Luft und da ging es wieder, wie das erste Mal. Diese flog nach Abend, jene nach Morgen und die dritte fiel wieder auf denselben Stein. Da lachten die Brüder den Jüngsten wieder aus, daß er abermals da bleiben müsse. Dies Mal aber weinte er nicht, sondern hob den Stein auf und ging in das Gewölbe. Da saß das Mädchen und webte einen Teppich aus den allerfeinsten Fäden mit brennenden Farben und wunderschönen Blumen; den gab sie ihm.

Als die drei Brüder nun ihre Teppiche zeigten, war des Jüngsten seiner so schön, daß man die andern Teppiche nicht ansehen mochte. Aber die Brüder stritten wieder und meinten, aller guten Dinge müßten drei sein.

So sagte denn der Burgherr, wer die schönste Jungfrau heimbrächte, bekäme die Burg mit allen Ländereien. Darauf ging es mit den drei Federn abermals so, wie vorher.

Da ging der Jüngste wieder in das Gewölbe und klagte dem Mädchen sein Leid. Das aber hieß ihn in dem Gewölbe weiter gehen, da fände er die Schönste auf Erden. Er fand aber nur große Kammern voll Gold und Edelsteinen und einen großen Frosch, der an einem Teiche saß, der sprach: „Umfasse mich und versenke dich mit mir im Wasser.“ Das sagte der Frosch ihm dreimal, da that er es denn; aber kaum hatten sie das Wasser berührt, so hielt er die schönste Jungfrau auf Erden in seinem Arm, gegen welche die Jungfrauen der Brüder ordentlich garstig aussahen.

Aber die Burg machten die Brüder ihm noch einmal streitig und sagten, der solle sie haben, dessen Jungfrau bis zu dem Ring hinaufspringen könne, der mitten im Saale hing. Die Jungfrauen der beiden älteren Brüder sprangen und sprangen, aber vergeblich. Die Jungfrau des dritten aber hatte den Ring mit dem ersten Sprunge ganz leicht erlangt.

Die Brüder wollten ihm dennoch die Burg streitig machen, aber der Burgherr sagte: „Nun sei es genug!“ und der dritte bekam die Burg und Ländereien und heirathete die Jungfrau.

Da wurden die Brüder zornig gegen ihre Jungfrauen und jagten sie fort, weil sie ihnen das Reich nicht hatten erspringen können.

Der gelbe Zwerg.

Eine reiche und mächtige Burgfrau hatte von vielen Töchtern nur eine einzige übrig behalten, die aber so viel werth war, als hundert andere; das heißt, ihre Schönheit war so entsetzlich grausam schön, daß hundert der schönsten

Prinzessinen auf Erden zusammen genommen so schön nicht waren, als sie allein und darum wurde sie mit Recht **Wunderschön** genannt.

Die Mutter machte ihr Töchterchen schon frühzeitig zu ihrem Abgott und that dem schönen Kinde allen Willen; denn wenn es geweint hätte, so hätte es ja häßlich ausgesehen und hätte sich die Aeuglein roth weinen können. Da wurde denn das liebe Goldkind, welches der Mutter bald über den Kopf wuchs, eigensinnig, trotzig, schnippisch, gebieterisch, auffahrerisch und so wetterwendisch und launisch, das es oft selbst nicht wußte, was es wollte. Dennoch sagten die Mutter und ihre Edelfrauen, das Alles stehe ihm ganz unvergleichlich; aber andere Leute sagten ihr überlaut, das sei Alles ganz unerträglich.

Mit der Zeit dachte die Mutter zuweilen selbst wie diese Leute, nur sagte sie es nicht laut; denn sonst hätte es das wunderschöne Kind sehr übel genommen, wäre böse geworden, und die Mutter hätte alsdann keine gute Stunde gehabt. Sie tröstete sich jedoch damit, daß sich Vieles wohl legen würde, wenn ihr Wunderschönchen erst so groß gewachsen wäre, daß sie einen Gemahl nehmen könnte. So groß wurde sie denn aber bald und ihre Mutter ließ sie nun von hundert Malern abkonterfeien, welche die geschicktesten in der Welt waren und jeder derselben mußte hundert Bildnisse machen, welche sie an auswärtige Burgen als ächte Waare versendete.

Kaum waren die Bildnisse in den Burgen angekommen und nur ein einziges Mal angesehen worden, so ging das Unheil los; denn viele Burgherrn und deren Söhne wurden närrisch, andere wurden ganz toll; einige wurden krank bis zum Tode, andere starben wirklich dahin wie Fliegen und was nicht starb, das blieb am Leben und rannte in Schlafrock und Pantoffeln durch Dick und Dünn, Dorn und Hecken an Wunderschönchen's Hof hin, fiel vor ihr nieder, betete sie an und sprach: „Nimm mich! nimm mich! Oder ich sterbe!"

Burgherren und Ritter waren zu Tausenden angekommen und gaben dem Fräulein zu Ehren Feste, die viele Millionen kosteten; sie ließen so viel aufstreichen und geigen und pfeifen, blasen und trompeten, daß zuletzt nicht mehr so viel Instrumente geliefert werden konnten, als verlangt wurden; sie ließen auch zum Lob der Wunderschönheit so viele Gedichte machen, daß man von den Klingreimen allein zwei Winter hindurch die Feuerung in der Burg und in der Stadt bestreiten konnte.

Wunderschönchen ließ das Alles geschehen, aber sie wurde so wenig davon bewegt, daß sie nur ihren Hohn darüber hatte. Wenn die Liebhaber murren wollten, wies sie ihnen höflich die Wege und sagte: „Ihr könnt Euch ja fortscheeren;" und wenn dieselben vor Herzeleid weinten, so lachte sie die Heulpeter hell aus.

Die Mutter that ihr die sanftesten Vorstellungen und wies sie darauf hin, wie jung, wie schön, wie vornehm, wie mächtig, wie reich ihre Freier wären; aber damit richtete sie Nichts aus. Sie wußte nicht mehr, was sie thun sollte, um den Stolz und den Eigensinn des Töchterleins zu brechen, und wollte daher eine Fee zu Rathe ziehen, welche in der Weisheit sehr ge-

waltig und berühmt war und die Fee der Einöde hieß. Aber diese behielt ihre Weisheit gern für sich selbst und ließ sich daher rundum von Löwen bewachen. Wer nun nicht wußte, wie man mit den Löwen auskam, der konnte nimmermehr zur Höhle der Fee gelangen. Zum Glück aber wußte es die Burgfrau.

Sie buk Kuchen vom feinsten Weizen- nnd Hirsenmehl, that gestoßenen Kandiszucker dazu und Fett von Schildkröteneiern. Die Kuchen legte sie in einen Korb, mit welchem sie sich unbemerkt und ganz allein auf den Weg machte. Weil sie aber des Gehens ungewohnt war und des Tragens auch, so setzte sie sich unter einen Baum nieder, um ein wenig auszuruhen, schlief aber darüber sanft ein und als sie wieder erwachte, war zwar der Korb noch da, aber die Kuchen waren allzumal fort.

Das Unglück wäre nun wohl so groß nicht gewesen; denn sie konnte ja nach Hause gehen und einen andern Kuchen backen; aber sie hörte schon von allen Seiten das Brüllen der herannahenden Löwen, die den Kuchen schon gerochen hatten.

Da überfiel sie ein solches Entsetzen, daß sie nicht aus der Stelle konnte und in der Todesangst sich nur fest an den Orangenbaum anklammerte, unter welchem sie geschlafen hatte.

Sie hörte über sich im Laube des Baumes rauschen und als sie hinauf sahe, saß ein kleines Zwerglein, kaum eine Elle hoch, zwischen den Zweigen des Baumes, das brach sich Orangen ab und speisete sie; der Zwerg aber sahe ganz gelb aus.

Als nun die Burgfrau zu ihm hinauf sahe, sahe er schmunzelnd zu ihr hinunter und sagte: „Ach, Ihr seid's, mächtige Burgfrau! Nun, nun! die Löwen seh' ich schon kommen und sie machen einen guten Schritt und Ihr habt keinen Kuchen mehr; so werden sie Euch denn selbst fressen, denn die Bestien haben immer guten Appetit. — Indessen ist Hülfe noch möglich, nur müßt Ihr mir Wunderschönchen zur Frau geben; denn so ein Persönchen such' ich nun schon seit hundert Jahren zu Lande und zur See."

Sie erschrak, als sie den Zwerg jetzt näher betrachtete, vor dessen Häßlichkeit und noch mehr vor dem immer lauter werdenden Brüllen der Löwen. In der Angst schwieg sie ganz.

„Wie?" sagte der gelbe Zwerg, „Ihr besinnt Euch noch? Seht dort auf den Hügel hin!"

Die Löwen erschienen eben auf der Höhe des nahen Hügels. Doppellöwen waren es, die zwei Köpfe, zwei Schwänze und acht Beine hatten, vierfache Reihen Zähne und vier fürchterliche Augen, die Haare aber waren feuergelb.

„Ihr sollt Wunderschönchen haben!" stammelte die bebende Frau; aber der Zwerg antwortete schnippisch: „So? — Nun? — Nein, nun ist mir der Appetit nach ihr vergangen."

Die Burgfrau mußte nun den Zwerg auf das Allerdemüthigste bitten, daß er das Fräulein nur annehme. Als sie das gethan, und er dazu genickt hatte, öffnete sich eine Thür im Orangenbaum und die Burgfrau sprang

hinein und der Baum schloß sich wieder. Es war aber in der That auch hohe Zeit; denn die Löwen waren ganz nahe und sprangen der Burgfrau nach, bekamen aber für das Mal Nichts, weder Kuchen noch Menschenfleisch.

Die Burgfrau war nun in dem Orangenbaum, in welchem es wunderlich aussahe. Sie kam auf ein Feld, wo Nichts stand, als Dornensträucher und Distelstauden. Ein Sumpfgraben mit Modergeruch zog sich fast ganz um das Feld herum und aus einer kleinen schmutzigen Hütte trat der krummbeinige Zwerg in Holzschuhen hervor. Das Kerlchen hatte eine schmutzige gelbe Jacke an, einen Kahlkopf, Lappenohren, Schweinsäugelein und quittengelbes Gesicht und war übrigens guter Laune.

„Willkommen hier, liebe Schwiegermutter," sagte er. „Es freut mich, daß Ihr selbst den kleinen Palast sehet, wo ich mit meinem Schönchen wohnen will. Er ist nicht allzugroß, aber er hat Platz für uns Beide, zumal da ich selbst mich mit wenigem Raum begnüge. Die Gegend ist pläsirlich und mein Schönchen soll sich einen Esel halten, wenn sie etwa spazieren reiten will, denn Disteln sind ja genug da. Die fetten Frösche im Graben gewähren ihr ein eben so nahrhaftes als gesundes und leichtes Essen und das Wasser in demselben hat einen angenehmen Geschmack und ist erquickend. Ihr seht, wie gut sie es haben wird, zumal da ich sie nie verlassen und mit meiner immer heiteren Laune recht aufgeräumt machen will."

„O Wunderschönchen! O Schicksal! O Jammer! O Elend! O Qual!" rief die Burgfrau, fiel in Ohnmacht und fand sich, als sie wieder zu sich kam, so munter und wohlbehalten in ihrem Bette, daß sie die ganze Geschichte für einen lebhaften Traum erklärte. Als sie aber ihr Nachtzeug besahe, welches zwar höchst fein, aber quittengelb und von ganz eigenem, ihr gänzlich unbekanntem Zuschnitt war, da wurde ihr ganz unheimlich zu Muthe. Sie wurde unruhig, ängstlich, stumm und in sich verschlossen und fiel zuletzt so tief in das melancholische Fach, so in eine Art Schwermüthigkeit, meine ich, daß sie auch nicht mehr essen und trinken mochte vor lauter tiefsinnigen Gedanken. Die Burgleute fragten sich unter einander: „Was mag denn der fehlen?" aber beantworten konnte es Keiner. Wir aber wissen, daß Alles eigentlich von der fatalen, grausamen Schönheit der Tochter herkam.

Sie war, wenn man ihre Fehler abrechnete, eine Person von sehr vortrefflichem und gefühligem Herzen, — sie hatte Gemüth und mithin ward sie von dem Zustand der Mutter sehr afficirt, — ergriffen gleichsam.

Sie wollte durchaus wissen, was der Mutter fehle, wie derselben zu helfen stehe und auch, ob sie selbst durchaus heirathen solle und beschloß, die Fee der Einöde um Rath zu fragen. Sie hatte ebenfalls so löwenbesänftigende Kuchen gebacken, wie ihre Mutter, legte sie in den Korb und ging damit fort.

Als sie unter den Orangenbaum kam, lachten und lockten sie einige wunderliebliche Orangen an. Sie setzte ihr Körbchen nieder, brach einige ab und erquickte sich damit. Als sie nun aber weiter wollte, waren Korb und Kuchen fort. Sie ängstigte sich darüber und weinte. „Was weinst du, schönes

Kind?" fragte sie das gelbe Zwergmännchen, welches vor ihr stand, ohne daß sie wußte, wie? — Sie antwortete: „Sollt' ich denn nicht weinen, da mein Korb mit dem Kuchen fort ist, den ich so nothwendig brauche, um bösen Geschöpfen das Maul zu stopfen?"

Es gab ein Wort das andere und so erfuhr denn der Zwerg bald, was er ohnedieß schon wußte. Unter andern klagte sie ihm ihre Noth, daß sie heirathen sollte und hätte noch keinen Freier gefunden, der ihrer würdig wäre. Sie wisse nun nicht, was sie thun solle? „Was ist denn da zu besinnen?" versetzte er, „da Euch die Mutter schon versprochen hat."

„Versprochen? Mich? Die Mutter? Ohne mich zu fragen?" erwiderte sie heftig; „nein, das wagt sie nicht; das darf sie nicht wagen. Wer wäre denn der, den sie gewählt hat für mich?"

„Schönes Fräulein," sagte Zwergmännchen, indem er sich mit überholdseligen Geberden vor ihr knieend niederließ: „Ich bin der Glückliche, auf welchen ihre Wahl gefallen ist und hoffe Euch nicht zu mißfallen."

„Du vollends!" sagte das Fräulein.

„Ja!" antwortete der Zwerg. „Indessen muß es gerade nicht sein. Jedoch nehmt Euch in Acht, daß sich die Löwen nicht auf's Innigste mit Euch vermählen, die dort eben herankommen."

In großen Sätzen und brüllend kamen die Löwen daher und in der Angst rief das Fräulein Wunderschön: „Ich nehme dich, allerliebster Zwerg; ich nehme dich, aber rette mein Leben."

„Dich vollends!" antwortete höhnisch der Zwerg. — „Laß dich doch lieber fressen."

Knieend und mit gefalteten Händen bat sie ihn, sie zu retten und als Frau anzunehmen. Sie verhieß alle Zwerge der Welt zu heirathen, wenn sie ihr Leben nur erhalte. — „So nehme ich dich denn," sagte der Zwerg, indem sie, der ganz nahen Löwen wegen, bewußtlos niedersank.

Sie fand sich auf ihrem Zimmer im Bette, als sie die Augen aufschlug, mit der feinsten Wäsche angethan und mit einem Ring an dem Finger, der aus einem einzigen gelben Haare gemacht war und so dicht anschloß, daß sie ihn mit aller Mühe nicht abziehen konnte.

Jetzt wurde nun das Fräulein ganz in sich gekehrt und alles Bitten und Fragen der Mutter brachte Nichts aus ihr heraus. Ach, sie hätte jetzt lieber irgend einen der verschmähten Ritter genommen, als den gelben Zwerg, obgleich sie keinen von denselben lieb hatte; aber sie wußte nicht, wie sie es mit guter Art anfangen sollte.

Ihr Glück half ihr. Es kamen die Landstände und drangen darauf, daß sie sich zum Wohle des Landes vermählen sollte. Um des Zwerges loszukommen, that sie, als ob sie die Nothwendigkeit der Forderung einsähe und wählte den schönen, mächtigen und reichen Ritter der Gold- und Silberminen, der nahe daran gewesen war, vor heftiger Liebe den Verstand zu verlieren; aber diese Wahl rettete seinen Verstand, seinen Scharfsinn, seinen Witz, seine Gemüthlichkeit und sein Leben. Was die andern Freier betrifft, so gingen

sie nach dieser Wahl fast allesammt kaput. Sechs und dreißig steckten sich Steine in die Taschen und sprangen in's Wasser; sieben und zwanzig stießen sich mit ihren Degen durch den Leib, daß sie starben; fünf und vierzig suchten bei fremden Fürsten Kriegsdienste und stellten sich mitten in den Kugelregen vor die Batterien hin, die zweitausend sechshundert Jahre nachher erfunden wurden, zu welchen sie aber das Pulver nicht erfunden hatten; acht und neunzig krochen kläglich und mühsam nach Hause zurück und starben am Aechzen, Stöhnen, Herzweh und andern dergleichen miserabeln Krankheiten. Mit Einem Worte, Alle kamen ganz elendiglich um, und es wurde damals eine große Verzweiflung unter den Leuten in allen Landen, denn sie wußten nun nicht, wie sie regiert werden sollten, weil ihre Landesherren nun Heidi gegangen waren.

Der glückliche Bräutigam, der bei dem Tode der andern Freier zum rechten Leben kam, ließ seine Gold- und Silberflotten kommen, deren Schiffe das ganze Meer so sehr bedeckten, daß keine Seeschwalbe zwischen durch fliegen konnte. Das Fräulein Wunderschön fing an, den Gewählten immer mehr lieb zu haben und der Hochzeitstag wurde angesetzt, an welchem es glänzend hergehen sollte.

Es wäre auch glänzend und herrlich hergegangen, wären nicht zwei dumme Truthähne gekommen, die an einer alten Schachtel zogen, hinter welcher ein altes Weib mit ihrer Krücke hinkte, die eine rothe Sammtkappe auf und eine altmodische Kontusche an hatte.

Die Alte hob ihren Krückenstab gegen die Burgfrau und ihre Tochter auf und sagte drohend: „Hoh! mächtige Burgfrau! Hoh! Jungfer Braut! Wollt Ihr denn meinem guten Freund, dem gelben Zwerge, Euer Versprechen nicht halten? — Fürchtet Ihr nicht, daß es Euch übel bekommen möchte? Bei meiner Kappe, den Zwerg sollt Ihr nehmen, Jungfer Braut; denn Ihr habt es ihm versprochen und Eure Mutter hat Euch ihm auch zugesagt."

Mutter und Tochter waren sehr betroffen, als sie sich so entdeckt sahen; aber der Ritter von den Gold- und Silberminen, ein kühner und heldenmäßiger Herr, wollte dem Handel ein Ende machen, erhob sich gewaltig gegen das alte Weib und drohete dem armen Hinkebein mit seinem scharfen Säbel ein Garaus zu spielen, wofern sie nicht Reißaus nähme.

Aber da erhob sich ein anderes, eben so heldenmüthiges Herz. Der Schachteldeckel zersprang mit lautem Knallen und prallte bis an die Decke hinauf und der gelbe Zwerg, auf einer großen, kohlschwarzen Katze reitend, trat zwischen die Alte, welche die Fee der Einöde war, und zwischen den wüthenden Ritter, der auf alle Reden des Zwerges gar nicht hörte, sondern von Morden, Hauen, Stechen, Luftsprengen und Zerhacken wüthige Redensarten führte.

Der Zwerg schäumte vor Wuth, der Katzenrappe bekam die Sporen, fing fürchterlich zu heulen an und machte so gewaltige Sprünge, daß ihm Jedermann auswich, nur nicht der Ritter, der dem Zwerg mit kaltblütigem Grimm auf den Pelz rückte. Dieser zog ein breites Schlachtschwert hervor,

und forderte den Ritter mit den hohen Reden zum Zweikampfe auf dem Schloßhofe heraus.

Kaum standen die Helden auf dem Kampfplatze, so, daß sie einander im Auge das Weiße sehen konnten, so wurde die Sonne dunkel und blutroth, und eine furchtbare Nacht verfinsterte Alles. Zischende Blitze unterbrachen die Nacht, die Donner rollten, die Winde heulten, die Uhus schrien, und die Welt wollte erbebend untergehen. Die beiden Hähne, welche den Zwerg gezogen hatten, waren große Riesen geworden, und spien Feuerströme auf den jungen Helden, welcher aber so viel Fassung und Muth behielt, daß das Fräulein, welches nebst ihren Hofdamen von dem Balkon herab mit vor die Augen gehaltenen Händen zusahe, davon gerührt wurde, und den Ritter immer lieber gewann.

Warum nun die beiden Helden mit ihren Schwertern nicht auf einander ein- und zuhieben, davon steht Nichts in den alten Chroniken geschrieben; Folgendes aber steht darin geschrieben.

Die Fee erschien in Gestalt einer Furie auf dem Balkon; feurige zischende Schlangen waren ihr Hauptthaar, ihr Reitthier war ein geflügelter Greif mit grausamlichen Krallen und Schnabel, und in der Hand führte sie eine Lanze, mit welcher sie, mir Nichts, dir Nichts, Wunderschönchen durch und durch stieß, daß sie hinfiel und blutete.

Als der Ritter das sahe, wollte er der Geliebten zu Hülfe eilen; aber der Zwerg mit seinem Katzenpferde war schneller, riß Wunderschönchen aus den Armen der Edelfrauen, und flog mit ihr über das Dach hinweg und davon und der Ritter stand so unbeweglich da, als wäre er versteint; aber er kam bald wieder in Bewegung: denn eine unsichtbare Macht führte ihn ebenfalls durch die Luft fort. Somit waren sie nun Beide fort, der Geliebte und die Geliebte.

Die Fee war es, welche den Ritter fortgeführt hatte; denn sie war beim ersten Erblicken desselben durch Liebe zu ihm in lichterlohe Flammen gesetzt, und gedachte ihn zu heirathen. Da sie ihn nun zur Gegenliebe glaubte vorbereiten zu müssen, indem sie selbst in ihrer natürlichen Gestalt ein häßlich altes Schätzchen war, so trug sie ihn in ein finsteres tiefes und großes Erdloch, wo Schlangen und Unken drin waren und große Ketten an den Wänden befestigt, mit welchen der Ritter umschlungen wurde.

Als derselbe erst ein wenig zu sich gekommen war, und nun sahe, wo er sich befand, erschien ihm die Fee in der reizendsten Gestalt und bedauerte ihn über sein Schicksal. Er sah wohl, daß er mit der Fee der Einöde zu thun hatte; denn er kannte sie an den Greifenklauen, die sie niemals verbergen konnte, welche Gestalt sie auch annahm. Er that aber nicht, als ob er sie erkenne, und täuschte sie durch glatte Worte. „Er merke wohl," sagte er, „daß ihn die Fee der Einöde aus Liebe entführt und hieher gebracht habe, und es werde ihm nicht schwer werden, sie wieder zu lieben, zumal da sie als Fee so mächtig sei; aber das ist nicht recht," setzte er hinzu, „daß sie meinem Feinde, dem Zwerg beigestanden hat, und mich hier eingekerkert hält. Sollt'

ich mich auch aus Liebe zu ihr verzehren müssen, so werd' ich ihr dennoch nicht die mindeste Spur davon verrathen, so lange sie mich hier gefangen hält."

Die Fee ließ sich hintergehen, entdeckte ihm, wer sie sei, und führte ihn auf einem Wolkenwagen weit in den Lüften fort. Auf dieser Luftreise kamen sie über ein Schloß, dessen Mauern hell polirte Stahlwände waren, welche solche mächtige Brennspiegel bildeten, daß, was auf zehntausend Schritte sich näherte, sogleich zu Asche verbrannt wurde. Wie ward dem Ritter um's Herz, als er in dem Garten dieses Schlosses sein allerliebstes Wunderschönchen fand, welche in einem Gebüsche an einem Bache saß, und weinte. Gern hätte er sich zu ihr hinab gestürzt, nur war es ihm ein wenig zu hoch. Das Fräulein hatte ihn aber auch gesehen und weil die Fee sich so gar ausnehmend schön gemacht hatte, dachte sie, er sei ihr untreu geworden, und liebte ihn nun noch heftiger, zumal da sie schon seit gestern achtzehn Jahre alt war.

Der Ritter ließ sich nicht abmerken, daß er das Fräulein erblickt hatte. Er kam mit der Fee auf einer Blumenwiese an, voll schattiger Bäume und kühlender Quellen, und im Hintergrunde derselben stand ein herrlicher Palast, vor welchem sich der Wolkenwagen niederließ. Chöre schöner Mädchen kamen ihnen singend und spielend entgegen, und führten den Ritter in ein herrliches Zimmer.

Der Ritter hatte den Plan, die Fee dahin zu bringen, daß sie mit ihrem Freunde, dem gelben Zwerg, bräche, in der Hoffnung, es würde alsdann Wunderschönchen erlöst werden. Darum log er ihr Liebe, und erhob ihre Schönheit. Sie glaubte ihm um so williger, weil sie sich für liebenswürdig und schön hielt; aber gegen den Zwerg konnte er sie nicht aufbringen; „denn," sagte sie, „er ist mein ältester Freund, und so mächtig als ich."

Nach einiger Zeit erhielt der Ritter die Erlaubniß, am Gestade des Meeres sich zu ergehen. Entkommen konnte er ihr nicht, denn ein großer reißender Strom umzog die Wieseninsel dem größten Theile nach. Der übrige Theil stieß an's Meer, welches sie daselbst so wild und stürmisch gemacht hatte, daß kein Fahrzeug sich heranwagen könnte.

Eines Tages sitzt der Ritter in seinen trübseligen Gedanken am Meeresufer, und klagt den Wellen sein Leid, und preist ihnen Wunderschönchen's Schönheit. „Ach," ruft er, „ihr stürmischen, brausenden, sausenden Wellen, könntet ihr mich von der alten, häßlichen Runkunkel, von der garstigen Meerkatze erlösen, ich wollte Euch umarmen, und die schönsten Gedichte auf Euch verfertigen lassen, — aber Ihr sollt mich, selbst wider Euren Willen, erlösen, denn ehe ich mich mit dem häßlichen Runzelfell vermähle, vermähl' ich mich lieber mit Euch, und stürze mich in Euer nasses Grab."

Also klagte und tobte der arme Ritter, und nicht vergeblich. Die Wellen hatte sein ungeheurer Schmerz gerührt. Es rauschte im Schilfe, welches zwischen zwei Felsenklippen stand, und es tritt ein Meerfräulein von großer Schönheit über dem Wasser hervor. Ihr Oberleib war mit ihrem goldgelben langen Haupthaar bedeckt, der Unterleib aber war ein langer Fischschwanz.

„Mich sendet das Meer zu dir," sagte das Fräulein, „dich zu erretten,

und dich zu deinem treuen Wunderschönchen zu bringen, welches den garstigen Zwerg nicht mag."

Die Meerjungfer brach ein großes trocknes Schilfrohr ab, blies es dreimal an und sagte: „Schilfrohr, liebes Schilfrohr, liege hier auf dem Sande am Strande, und gehe nicht fort, bis die Fee dich abholt."

Auf einmal bekam das Schilfrohr Gestalt und Kleidung des Goldminenritters und lag blaß und abgezehrt am Ufer, als sei er vom Meere ausgeworfen. Das Meerfräulein nahm nun den Ritter auf seinen Fischschwanz, und brachte ihn in kurzer Zeit wohlbehalten an das Schloß des Zwerges; denn an der Meerseite hatte der Zwerg die furchtbaren Stahlspiegel nicht angebracht. „Wunderschönchen," sagte seine Retterin, „sitzt wieder an dem Bache, wo du sie zuletzt sahest und sehnt sich nach dir. Ehe du zu ihr gelangen kannst, werden dich noch manche Feinde aufhalten wollen, aber nimm diesen Demantsäbel; er ist gut gegen Alles; leg' ihn nur nicht aus der Hand und lebe wohl." Sie gab ihm den Degen, und segelte zurück, denn sie war neugierig zu wissen, was die Fee beginnen würde.

Es war ihr der Liebhaber zu lang geblieben, darum ging sie ihn zu suchen und heim zu führen, damit er nicht etwa in feuchter Abendluft einen Schnupfen davon tragen möchte. Sie fand ihn bald, aber todt, — todt ausgestreckt auf dem Strande. Sie erhob ein gräßliches Geschrei, vor welchem das Meer selbst entsetzt zurückfuhr. In Verzweiflung und Wuth des Schmerzes warf sie sich über den kalten Leichnam her, und wusch ihn mit ihren Thränen. Dann fuhr sie noch wüthender auf, und erwürgte fünfzig Stück von den kostbaren Jungfrauen, die sie begleitet hatten, so leicht als wären es junge Rebhühner gewesen. Sie waren das Todtenopfer für den Geliebten. Dann rief sie zwölf Feen, mit welchen sie ein Grabmal bauete, wohin sie den Leichnam legten.

Unser Ritter aber mit seinem Demantschwert war, während ihn die Fee beisetzte, frisch und munter wie ein Eichkätzchen, und muthig wie ein Löwe, und suchte sein Schönchen. Es rückten Greife, Drachen und ungeheure Fledermäuse gegen ihn an; es kamen ihrer sechs in gräulicher Gestalt auf Krokodilen daher gejagt, und schossen lauter Spieße aus den Rachen auf ihn; es traten Riesen mit Schuppenpanzern und Stahlkeulen auf; aber mit seinem Degen hatte er leichte Arbeit; er schwang ihn nur, so lief der größte Theil der Ungethüme davon, einige aber, die Stand halten wollten, wurden mitten entzwei gehauen.

Als er glaubte, alle Abenteuer wären bestanden, kamen zwei Dutzend junge Mädchen, allesammt schöner als die Morgensterne, und wollten ihn mit Blumenketten aufhalten, die sie ihm über den Weg zogen. „Halt! schöner Ritter," sagten sie; „die Wache für diese Gegend ist uns übertragen, und wo wir unsere Schuldigkeit versäumen, wär' es unser Unglück und deines. Auch wirst du ja gegen uns schwache Mädchen kein Held sein wollen."

Der Ritter wußte fürwahr nicht, was er thun sollte, denn die armen Dinger schienen ihm so unschuldig und so hübsch; aber heimlich rief es ihm in die Ohren: „Haue zu, sonst ist es dein Unglück." Da hieb er tapfer die

Blumenketten, die oftmals stärker als Eisenketten fesseln, entzwei; die Mädchen flohen und in zwei Augenblicken war er bei seiner geliebten Braut. Er umarmte sie, und sie umarmte ihn wieder; aber die Gedankenlosigkeit, in welche ihn dieses Umarmen versetzt hatte, ließ ihm den Demantsäbel aus der Hand fallen. Schnell hüpfte der Zwerg hinter einem großen Kohlkopfe, wo er sich versteckt gehalten hatte, hervor, und bemächtigte sich des Säbels, dessen Tugend er kannte. In ihrem Entzücken merkten sie es nicht einmal; hätte aber auch nicht mehr geholfen, wenn sie es gemerkt hätten.

Mit einigen hergemurmelten Worten rief der Zwerg zwei große Riesen herbei, die den Ritter fesselten. Der Zwerg drohete demselben mit dem Tode, wofern er nicht dem Fräulein entsage, und diese auf der Stelle ihm ihre Hand gäbe; aber, gesegnete Mahlzeit, das thaten sie nicht. Sie wollten lieber todt mit einander leben, als lebend, getrennt von einander, das ganze Leben lang todt sein.

Da wurde der Zwerg wild, nahm den Diamantsäbel, und stach dem Ritter in's treue Herz, daß derselbe todt hinfiel. Jetzt drohete der Zwerg dem Fräulein Wunderschön, sie auch zu herzstechen, wenn sie ihn nicht nähme. Sie aber sagte, indem sie dem Zwerge den Säbel schnell aus der Hand riß: „Du häßlicher, garstiger Zwerg, das sollst du nicht; denn ich will mich schon selbst erstechen und mit meinem Ritter vereinen.“ Da bat der Zwerg: „O du Allerschönste, das thue doch nicht an dir und an mir.“ „Nein,“ sagte sie, „an mir will ich es auch nicht thun, aber an dir.“ Also hieb sie dem Zwerg über die Glatze, daß er todt hinfiel. Nun waren zwei kaput. Jetzt hätte sie sich gern auch ein Leides gethan, und das zarte Herz durchbohrt. Sie wußte aber nicht, ob das recht sein möchte. Sie ging daher an den Hof ihrer Mutter, an welchem noch einige Freier, die mit zu den närrischen gehörten, tiefsinnig umher gingen, und sie suchten. Einer davon kam bei ihrem Anblick wieder zu passabelm Verstand. Den nahm sie und blieb glücklich am Leben.

Das war das Ende von dieser Mord-, Jammer-, Thränen- und Wundergeschichte.

Der tapfere Schneider.

Es war ein klein Städtlein, wo ein Schneider drin wohnte, der machte den Leuten die Kleider. Aber er machte den Leuten die Kleider gar nicht recht gern; denn er dachte, sein Gewerk und Handthierung sei zu gering und leicht für Mannskraft und Geist, und hätte sollen armen Wittwen und Waisen verbleiben, damit die auch Etwas hätten, sich davon zu ernähren, und dachte auch, eben deßhalb habe man auf das edle Schneiderthum mancherlei Spott- und Schimpfverse gemacht, die Jedermann ihm zu Hohn und Trutz, wisse und laut singe.

So dachte er und meinte, weil es ein Schneider doch täglich mit Stechen zu thun habe, so hätte er sollen Soldat werden; denn er werde außer dem Stechen auch das Hauen gar leicht erlernen, zumal da die Scheere ja gar Nichts anders als ein zweischneidiges Schwert sei. Er für seine Person sei gewiß ein General geworden oder wohl gar noch mehr, nämlich ein Lieutenant, die immer weit mehr Muth und Heldenherz und Kriegskunst hätten, als die ältesten Generale.

In solchen hohen Gedanken saß einmal das Schneiderlein und schneiderte, und vor ihm lag ein Stück Mußbrot, das er sich noch eine Weile aufheben wollte, bevor er es äße.

Da kamen Fliegen und setzten sich auf das Mußbrod, die scheuchte er weg mit einem Tuchlappen, denn es ordentlich auf Leben und Tod mit ihnen aufzunehmen, schien ihm doch allzu bedenklich. Als sie es aber allzu arg trieben, und wollten ihm das Muß ganz und gar vom Brod fressen, faßte er sich ein Herz, und schlug in der Angst sieben große Fliegen todt.

Da erschrak er vor sich selbst, und sagte: „Potz! Was für ein großer Mann ich bin!" denn er wußte nicht, wie er solches große Werk hatte vollbringen können, und hätt' er sich's selbst nicht geglaubt, wo er's nicht vor Augen gesehen. Da aber merkte er denn wohl, daß er zu großen Dingen geboren sei. Da gab er das Schneiderthum auf, machte sich aber zuvor einen breiten Gürtel um seinen Leib, darauf stand mit großen goldenen Buchstaben: „Sieben auf einen Streich geschlagen!" Das hatte er sich mit Goldfaden hinein gestickt. Dazu hatte er sich nun auch einen blanken Harnisch machen lassen; aber das Schwert hatte er vergessen, oder es schien ihm nicht nöthig; denn er mochte wohl denken, der Harnisch schütze ihn genug.

So zog er in die Welt, sein Glück zu versuchen, und nannte sich Großherz.

Er ging in das Land eines großen Königs bis zu dem Schlosse desselben, wo er sich in dem Hofe hinlegte und schlief. Die Diener aber, die hin und her gingen, und den glänzenden Harnisch sahen, und lasen die gewaltigen Worte auf dem Gürtel, thaten das dem König kund und sagten, er möchte wohl ein trefflicher Kriegsmann sein, und könnt' einmal großen Dienst leisten, wenn es sollte Krieg setzen.

Da ließ der König ihn rufen und fragt ihn, ob er wollt' Dienst nehmen? Ja! sagt er, deßwegen sei er gekommen; man sollt' ihm aber ein Schwert verleihen, dieweil er das seinige gegen den Stahlharnisch eines Riesen auf der Reise zerbrochen.

Da überkam er Dienst und Schwert und großen Sold, und wurde von Allen sehr hoch gehalten, und thaten sie gar freundlich gegen ihn, weil sie sich sehr vor ihm fürchteten.

Alsbald er das merken that, ward er trotzig und höhnisch, und suchte Händel mit den Kriegsleuten; aber es wagte sich keiner mit ihm; denn weil er sieben auf einen Streich hatte geschlagen, würde er mit jeglichem einzelnen Mann bald fertig werden, wie stark der auch sein möchte.

Da sahen ihn Alle sehr scheel an, beredeten sich, gingen zum König, und begehrten ihren Urlaub, wenn der Großherz im Dienst bleibe.

Deß wußte der König und seine Räthe keinen Rath; denn wollte er den Großherz aus dem Dienste thun, so könnt' er ihm Land und Leute umbringen, und sich selbst zum Könige machen; und sollt' er seinen Kriegsleuten Urlaub geben, das wäre noch weniger gut, dann möchte Großherz so eher thun, als ihm gefalle.

Da sagt der König den Kriegsmännern: „Wartet eine Weile noch; ich will mir einen Rath erdenken, daß wir mit Fügen und Art des Großherzes loskommen."

Als nun der König sich eines Dings ersonnen hatte, ließ er den Großherz kommen, sagend, er habe gar wohl vernommen, welch' ein gewaltiger Kriegsmann derselbe sei, und sollte er ihm helfen gegen zwei Riesen im Walde, die ihm großen Schaden thäten mit Rauben und Würgen. Er wolle ihm dazu hundert Reiter zu Hülf' geben, und wenn er es wohl hätte vollbracht, solle er seine Tochter bekommen, und das halbe Königreich zum Erbgut nehmen. Der König aber dachte, das lasse sich nimmer vollbringen, und käme er also des gefährlichen Dienstmannes los.

Da sagte Großherz, solches wolle er wohl vollbringen, und er brauche nicht einmal der hundert Reiter dazu.

So verfügte er sich demnach zu dem Wald, ließ aber die Reiter außerhalb bleiben, ging allein in den Wald, und lugt und schauet, wo die Riesen wären. Da fand er sie schlafend unter einem Baum, und schnarchten sie also sehr, daß sich die Zweige an den Bäumen davon bogen.

Da las der Schneider sich Steine auf, stieg nun auf den Baum, darunter die Riesen schnarchten, und warf Einen derselben mit einem spitzen Stein auf die Stirn, so daß derselbe erwachte, und fragte den Andern, warum er so hart ihn geschlagen habe? Der antwortet, er habe ihn nicht geschlagen, sondern gar sanft geschlafen. Hierauf als sie Beide schon wieder schnarchelten, wirft er den Andern an die Stirn. Der fragt den Ersten, warum er denn nun ihn schlage? Dieser antwortet, er habe ihn nicht geschlagen, sondern schon wieder recht sanft geschlafen.

Als sie nun wieder Beide schliefen, wirft er den Ersten und den Andern so heftig, als er vermochte, daß sie Beide auffuhren, und fingen so arg an zu zanken und zu schreien, daß es die draußen vor dem Walde hörten, und dachten jetzt gehe es los, und waren heilfroh ihrer eigenen Haut wegen. Die Riesen aber rissen Bäume aus und schlugen so grimmig zu, daß sie bald nach einander Beide verschieden.

Als der Schneider das sahe, stieg er vom Baum, schlug den Riesen mit seinem Schwerte an etlichen Theilen ihrer Leiber einige Wunden, und sagte den Reitern, sie könnten die Riesen nun holen; denn er habe sie getödtet, und lägen unter einem Baum.

Die Reiter glaubten das keineswegs, aber als sie in den Wald gingen, und die Riesen todt fanden, da glaubten sie es.

Nun war dem König sehr angst, als der Riesentödter die Prinzessin und das Erbgut forderte. Er hatte das Herz nicht, ihm dieselben zu versagen, nur wäre noch Eins und das Andere zu thun, dann würde er Beides erlangen.

„Sagt an, was es ist," sagt hochtrotzig das Schneiderlein, „ich will es vollbringen!"

Da ward dem König übel und weh, und dachte, das ist ein Unhold, und sagte: es sei ein heilloses und grauwaldiges Einhorn im Lande, das thäte an Leuten, Fischen und anderm Gethier so gar vielen Schaden, daß es das Land noch verwüsten werde, das solle er fangen.

„Ich will es schon fangen," sagte der Schneider, ging mit einem starken Seil in den Wald, wo das Einhorn immer war, und ließ die Reiter wieder vor dem Walde! Da kam das Einhorn in voller Wuth gegen den Schneider daher, und wollt' ihn durchbohren. Der aber sprang, als es ganz nahe war, hinter eine große Eiche, aber in der blinden Wuth hatte das Einhorn mit dem Horn sich tief in die Eiche gerannt, und blieb darin stecken. Da schleift ihm der Schneider das Seil um den Hals, und das andere Ende machte er an einem andern Baum fest, und hieb und stach mit seinem Schwert auf das Thier. Das aber wurde ganz wild, und wollte sich losreißen, zog darüber das Seil ganz zu, daß es davon erstickte.

Als das nun vollbracht war, fürchtete der König sich noch viel mehr, und sagte: Es sei nur noch Eins zu verrichten, nämlich ein groß wild Schwein zu fahen, das Alles im Walde und Felde verwüste.

„Das will ich schon auch ausrichten," sprach er, „aber dann gebt mir, was Ihr verheißen, oder es wird nicht gut!"

Da ging er in den Wald, aber die hundert Jäger, die ihm der König mitgesandt hatte, ließ er auch vor dem Walde, und ging allein hinein. Und als er das Schwein aufgefunden, machte er es erst recht wild, und rief: „Hussa, hussa!" und da es ihn nun schäumend verfolgte, steckte er sich immer hinter die Bäume, lief dann fürder, rief immer wieder: „Hussa!" bis er das Schwein an ein kleines, aber festes Waldkirchlein brachte, dessen Thür offen stand. Da lief er hinein, und das Schwein ihm nach. Er aber, leicht wie er war, sprang zum Fenster hinaus, und während das Schwein ihn wüthend im Kirchlein suchte, war er schon wieder vom Fenster zur Erde, und schlug die Thür des Kirchleins zu.

So ward also das Schwein gefahet.

Und als nun der König sich weiter nicht wußte zu helfen, da gab er ihm die Prinzessin, die ihn aber mit Seufzen und Weinen nahm, und sich um alle die großen Dinge nicht kümmerte, die der tapfere Schneider gethan hatte; denn sie hätte viel lieber einen schönen Prinzen genommen, der noch gar Nichts gethan hätte als Reiten und Jagen. Das aber machte unserem Schneider wenig Unruhe und Sorgen. Und als er erst König geworden war, fürchteten sich alle Könige und Fürstenleute in der Nachbarschaft vor dem König Großherz, und blieb sein Land in Frieden, so lang er regierte.

Die Söhne der Quelle.

Ein König hatte eine schöne Stieftochter, die er nicht leiden konnte; denn alle Prinzen, die an des Königs Hof kamen, wollten die Stieftochter heirathen, aber nach seinen eigenen Töchtern fragte kein Mensch. Sie waren zwar auch schön genug; aber die schönste Schönheit, welche die Stieftochter hatte, hatten sie nicht: das war die Schönheit im Gemüthe. Sie waren hochmüthig, geziert, hämisch und lästerten über Alles.

Da verstieß der König seine Stieftochter, und sandte sie mit ihrer Amme in ein altes Waldschloß, und befahl ihr, sie möchte ihm nicht wieder vor Augen und an seinen Hof kommen, bis nicht ihre Stiefschwestern verheirathet wären. Doch war er noch barmherzig, und gab ihr viel Gold und ein Zauberschiff mit, daß sie überall in der Welt umherreisen könnte, wenn sie Langeweile hätte. Das that sie denn auch, und war bald hier und bald da.

Als sie nun einstmals wieder zu ihrem Waldschloß zurück gekommen war, ging sie in den Garten, wo sie immer am Liebsten lustwandelte, und kam zu der Felsenquelle, wo das schönste Plätzchen im ganzen Garten war, und wo sie oft Stunden lang gesessen hatte.

Siehe, da lagen am Rande der Quelle auf weichem Grase zwei nackte kleine Knäblein wunderschön, die sahen sich im Gesicht ganz gleich, und waren von einerlei Größe, und man hätte sie nicht unterscheiden können, hätte nicht der Eine ein klein braun Fleckchen am linken Arme gehabt.

Die kleinen Knaben sahen die Prinzessin mit lieben hellen Augen an, lächelten, und streckten die kleinen Aermchen nach ihr aus, und es war, als wollten sie sprechen und „Mutter“ sagen.

„Ja! Eure Mutter will ich sein, ihr liebholden Englein,“ sagte die Prinzessin, und rief ihrer Amme, und sagte zu ihr: „Sieh' einmal, da hat mir der liebe Gott zwei Kinder bescheert, die sollen mein sein! Nun brauchen wir nicht mehr umher zu reisen, nun haben wir genug zu thun. Wir wollen die Kleinen auf die schöne Insel bringen, die wir im großen Meere gefunden haben. Da sollen sie groß wachsen.

Da nahm die Prinzessin die Kinder auf den Arm, drückte sie an ihr Herz, und wollte sie in das Schloß tragen. Da sprach die Amme: „Nicht also, meine Tochter; denk', wenn die Mutter der Knäblein käme, und fände sie nicht, wie sie erschrecken und jammern würde! Wolltest du wohl einer Mutter ihre Kindlein nehmen?“

„O weh!“ rief die Prinzessin, und setzte die Kinder auf ihren Schooß, und gab ihnen zu essen und zu trinken, und tändelte mit ihnen. Aber sie ging den ganzen Tag nicht von der Quelle weg, und wenn Etwas im Laube rauschte, ängstete sie sich, und dachte, es käme die rechte Mutter, ihre Kindlein zu holen.

Als es aber spät Abend geworden war, und kam keine Mutter, die

nach den Kleinen sahe, da wußte sie, daß die Kinder nun ihr gehörten, denn so lange ließ keine rechte Mutter ihre Kinder unversorgt liegen.

Sie trugen die Kleinen in's Schloß und legten sie in weiche Bettlein und pflegten sie sehr, und nachdem sie noch ein Paar Tage gewartet hatten, ob sich die rechte Mutter etwa noch finden möchte, aber keine gekommen war, stiegen sie in's Zauberschiff und segelten durch die Luft nach den glücklichen Inseln. Dort war kein kalter Winter und kein glühender Sommer, sondern nur immerdar lieblicher Frühling und Herbst mit Blumen und Früchten.

Nun mußten die Knaben aber Jeder einen Namen bekommen, damit man sie rufen und unterscheiden könnte, zumal da sie einander so ähnlich sahen. Da berathschlagten sie sich über die Namen, und benannten sie, weil sie dieselben an der Quelle oder Brunnen gefunden hatten, den Einen Brunnenstark, weil sein Angesicht und Geberde ernst waren, und den Andern Brunnenhold, weil er freundlicher und milder aussahe.

Die Knäblein wuchsen unter dem schönen Himmel kräftig und stark auf, spielten ihre glücklichen Spiele, und die freundliche Mutter und auch die Amme spielten zuweilen mit, erzählten ihnen aber auch gar viel von dem, was sie in der Welt gesehen und erlebt hatten, und die Kleinen hörten aufmerksam zu, und lernten gar viel dabei.

Aber als nun die Knaben zwölf Jahre alt geworden waren, sahe die Prinzessin wohl ein, daß ihre Kinder in die Welt müßten, um selbst zu sehen, wie es drinnen herging, und müßten ein Werk und Geschäft lernen, indem nicht Jedermann auf einer einsamen glücklichen Insel lebenslang leben kann, und nicht leben soll, weil der Mensch den Menschen angehört. Aber auch die Knaben selbst trieb es hinaus in die Welt, von der die Mutter so viel erzählt hatte.

Die Prinzessin trennte sich mit Schmerzen von ihren Lieblingen, aber sie trennte sich doch. „Kann man ja doch nicht immer beisammen bleiben," sagte sie, „und weiß man ja auch nicht, wie es ihnen einmal ergehen wird, wenn ich todt bin. Sie müssen etwas Rechts erlernen, daß sie sich selbst forthelfen können. Aber sie sollen selbst wählen."

So setzte sie sich dann mit den Knaben und mit der Amme in das Zauberschiff, und fuhr mit ihnen dahin und dorthin, bis sie an eine große volkreiche Stadt kamen, worin ein großes Getümmel war; denn es wurde ein Fest gefeiert, zu welchem die Leute von allen Seiten und Orten herbeikamen.

Die Amme führte die Knaben in die Stadt an die Pforten des Haupttempels. Da sahen die Knaben die Leute, welche heraus kamen; aber die Meisten wollten ihnen so gar nicht recht gefallen. Aber da trat ernst und mit kräftigem Schritte ein Mann heraus, in grünem Kleide, ein kurzes Schwert an der Seite.

„Zu dem möchten wir," sagten die Knaben; „der gefällt uns am Meisten!"

Da redete die Amme den Mann an, und sagte: „Wolltet ihr wohl die

Knaben zu Euch nehmen und erziehen, und in Eurem Werke anlehren? — Meine Herrin sollte es Euch gut lohnen! Die Knaben sind folgsam und fromm."

„Ja, nimm uns, du Mann!" sagten die Knaben, und sahen ihn recht treuherzig an.

„Lohnen?" sagte der Mann, und runzelte die Stirn ein wenig. „Wißt Ihr nicht, daß es Dinge gibt, für die sich kein braver Mann lohnen läßt?" Darauf wandte er sich zu den Knaben, und blickte sie mit rechter Liebe an, und sagte: „Kommt mit, ihr braven Bürschlein, ich denk', es soll was Rechts in Euch stecken, das wollen wir herausholen, so Gott will. Ihr seht mir so aus, wie ich Euch wünsche."

Darauf sagte er der Amme, daß er ein Waid- und Waldmann sei, und weil er keine Kinder habe, sollten die Knaben seine Erben werden, nach seinem Tode, wenn sie brav blieben. Den Lohn aber solle die Prinzessin einem Armen geben, oder wem sie sonst wolle. Und so nahm er die Knaben mit.

Die Knaben waren in ihr rechtes Werk und Wesen gekommen, und wuchsen im Sturm und Wetter kräftig und stark auf, und wurden brav und fromm wie ihr Lehrer und Pflegevater selbst, und dieser mit seiner lieben Hausfrau konnte es sich fast bald nicht mehr anders denken, als daß die Beiden immer ihre Söhne gewesen seien. Sie hatten ihr Waldwerk und Forst- und Gartenwesen von Grund aus gelernt, und als darüber etwa sechs Jahre um waren, wollten sie weiter in die Welt hinaus.

Die Alten wollten sie um der Welt willen nicht gern von sich lassen, und die alte Mutter weinte bittere Thränen; der Vater aber sprach: „Laß sie, Mutter; sie müssen hinaus, und das kann nicht anders sein!" aber indem er es sprach, wurden die Augen ihm auch recht naß.

Sie gaben den jungen Leuten neue Kleider und Wäsche mit, und die alte Mutter holte zwei Jagdmesser aus ihrer Kammer, wo Messer und Gabel beisammen steckten, und sagte: „Die sollt Ihr zu meinem Andenken tragen und bewahren. Die hat mir eine alte Frau an meinem Brauttage verehrt und gesagt, ich sollte sie meinen Söhnen geben, wenn die einmal in die Welt zögen. Kämen die nun an einen Kreuzweg, wo sie von einander schieden, dahin und dorthin, so sollten sie die Messer in einen Baumstamm stecken, und wer zuerst wieder dahin käme, der sollte nach des Andern Messer sehen. Wäre das noch blank, so sei es ein Zeichen, der Bruder lebe noch, und es gehe ihm wohl; allein wenn es rostig sei, wär' es ein sehr übles Zeichen."

Also gab ihnen die Mutter die Messer, und weinte in ihr Schürztuch. Der Vater aber sprach zu den Beiden:

„Junge Leute denken oft, in der Welt seien lauter goldene Berge und Freude die Fülle und lauter Paradiesgärten; aber es geht in der Welt eben her, wie in der Welt, wunderlich und traurig, seltsam und verdrießlich, kläglich und angstvoll, und zuweilen nur ein wenig lustig mitunter. Wenn's

nun Euch einmal nicht mehr gefallen wird, da wißt Ihr, wo Ihr zu Hause seid, und kommt wieder zu uns. — Gott befohlen!"

So sagte er, und wendete sich weinend um.

Die Alten lebten nun wieder einsam und allein, und sehnten sich immer nach ihren Kindern, die schon wieder da sein sollten, da sie kaum ein halb Jahr fort waren.

Als aber nach einigen Jahren die Prinzessin kam, und nach den Kindern fragen wollte, waren die Alten todt, und von ihren Söhnen wußte kein Mensch Etwas.

Die Brüder waren Beide mit einander gezogen, und kamen in einen sehr großen, dicht verwachsenen Wald, wo sie zuletzt fast nicht mehr durch konnten. Da ruhten sie ein wenig aus. Auf einmal hörten sie ein dumpfes Brüllen, das sie noch nie gehört hatten, und fürchteten sich beinahe ein wenig, obwohl sie nicht wußten warum, da es doch nur ein Ton war.

Indem sie darüber nachdachten, ein Jeder für sich, kam eine Löwin daher, trat vor sie hin, und brüllte laut, indem sie ihnen in's Angesicht sahe.

„Das klang mir fast so," sagte Brunnenhold, „als wollte die Waldkönigin sagen: Geht jetzt nicht weiter, sondern wartet!"

„Nun ja doch! so klang's ja auch," sagte Brunnenstark; „ich hab' es nicht anders verstanden." — Und indem sie darüber noch sprachen, kam die Löwin wieder, trug zwei Junge in ihrem Rachen, setzte sie vor ihnen hin, wedelte mit dem Schwanze, brüllte und ging wieder waldein. Es kam ihnen aber vor, als habe die Löwin gebrüllt: „Nehmt sie; Ihr werdet sie brauchen."

Die beiden Brüder wanden zähe Zweige, und legten die Jungen daran, um sie mit sich zu führen. Sie waren aber kaum damit fertig, so hörten sie wieder ein Brummen. Dann rauschte es durch die Büsche, und eine Bärin trug zwei Junge im Maul, und legte sie vor ihnen nieder, und es war, als hieße ihr Brummen: „Nehmt sie, Ihr werdet sie brauchen!"

Sie wunderten sich, und wanden sich wieder zähe Gerten zum Leitseil für die jungen Bären, und während sie noch damit zu thun hatten, heulte es von einer andern Seite des Waldes, und eine große Wölfin brach durch's Dickig mit zwei Jungen im Maule, die sie zu ihren Füßen legte, und dann mit emporgehobenem Kopfe heulte: „Nehmt sie, Ihr werdet sie brauchen!"

Solches schien ihnen freilich wundersam, und sie hatten ihre eigenen Gedanken darüber.

Nachdem Beide miteinander noch eine Weile gezogen waren, kamen sie an einen Kreuzweg. Da wurden sie Raths, von einander zu scheiden, der Eine dahin, der Andere dorthin. So hätte doch Jeder sein eigenes Abenteuer, und fänden auch wohl ihre erste Mutter wieder. Sie steckten Jeder sein Messer in einen Eichbaum, und beredeten sich, nach ein Paar Jahren wieder an diese Stätte zu kommen und sich zu treffen.

Jeder nahm drei von den Thieren mit.

Nach einer langen Zeit kam Brunnenhold in eine Stadt, wo es still

drinnen war, wie im Grabe und die Häuser waren mit schwarzem Flor überzogen und schwarze Fahnen weheten vom Schlosse und Rathhause und klägliche Jammermelodien wimmerten leise aus den Tempeln hervor.

Er trat in eine Herberge, aber der Wirth reichte ihm keine Hand und hieß ihn nicht willkommen. Er forderte einen kühlen Trunk Wein und der Wirth setzte denselben wortlos auf den Tisch und sagte nicht: „Wohl bekomm's!"

Da fragte Brunnenhold: „Sagt mir doch an, was gibt es in Eurer Stadt, daß Ihr so stumm und trübselig seid?"

„Ach! wißt Ihr das nicht?" seufzte der Wirth, „so könnt Ihr es leider bald selbst mit ansehen. — Seht drüben auf jenem Berge den viereckigen Stein, das ist der Drachenstein. Da wohnt ein siebenköpfiger Drache mit sieben Jungen; dem müssen wir alle Neumond eine Jungfrau opfern, die er verschlingt und das ist immer die, welche zuletzt sechszehn Jahre alt geworden ist. Thun wir das nicht, so will er Alles im Lande verheeren und verschlingen. Und nun hat es das Mal die Königstochter getroffen, die wir so lieb haben, weil sie so gut und schön ist. Die muß Mittag hinaus gebracht werden."

„Aber ist denn kein Ritter da, der's mit dem Drachen aufnähme?"

„Ei ja doch!" antwortete der Wirth; „wenn es so zum Spiel wäre, so aus Spaß und Lust, die Lanze zu schwenken und Bolzen nach dem Ziel zu schießen, da hätten wir ihrer genug; aber gegen den Drachen ist eben keiner zu Hause. Sie haben zwar sonst immer ein großes Maul mit Hauen und Stechen und sind auch recht tapfer gegen den Bürger; aber es mit den sieben Feuerrachen des Unthiers aufzunehmen, das am ganzen Leibe Schuppen hat, wie wenn sie von Stahl wären, dazu haben sie gar keine Lust. — Und was könnt' es auch helfen? Wenn man auch dem Ungethüm einen oder den andern Kopf abhaute, so wachsen andere an dessen Stelle. Es haben es einmal oder zweimal Ritter mit ihm aufgenommen und haueten ihm einen Kopf ab, da fraß er sie auf und bekam immer mehr Köpfe."

Jetzt kam ein Herold durch die Straßen, der ließ vor sich her posaunen und rief mit lauter Stimme: „Dem wolle der König seine Tochter geben und sein Reich dazu, der sie von dem Rachen des Drachen errette, möge er auch sein, wer er wolle."

„Ja, ruf' nur," sagte der Wirth; „du hast nun schon drei Tage gerufen und hat sich Keiner gefunden und wird sich denn heute wohl auch Keiner finden!"

„Wer weiß das?" sagte Brunnenhold, indem er seinen Becher bezahlte und fortgehen wollte.

„Herr," sagte der Wirth, der ihm in's Gesicht sahe, „ich merk' Euch wohl ab, daß Ihr Etwas im Sinne habt. Führt es doch ja nicht aus; es wäre Schade um Euch. Ihr verliert Euer junges Leben; denn so ein Drache ist kein Bär oder Leu, mit welchem ein tüchtiger Jägersmann wohl vielleicht noch fertig werden mag. Bleibt, bitt' ich Euch!"

Aber Brunnenhold nahm seine Thiere und ging nach dem Drachenstein, wo er dieselben von ihren gewundenen Gerten, welches ihre Ketten waren, losmachte und sich mit ihnen hinlagerte.

Da es nun Mittag geworden war, kam der traurige Trauerzug aus der Stadt, der brachte das arme Opfer, die Prinzessin, verhüllt in schwarzen Flor. Junge Mädchen trugen Todtenkränze von Rosmarin und weißen Rosen und die Knaben Zypressenzweige, die warfen sie um die königliche Jungfrau im Kreise umher, als sie auf den Drachenstein gestiegen war und gingen dann weinend davon und sahen sich nicht mehr um.

Und als sie nun so verlassen und jammernd da stand und die Hände zu Gott aufhob, kam Brunnenhold mit seinen Thieren hervor und sahe die schöne Jungfrau an und sagte: „Habt guten Muth, mein theures Fräulein. Ich und meine Thiere wollen es mit dem Drachen wagen. So betet zu Gott, daß er uns Allen helfe; Ihr aber sollt von dem Steine hinabsteigen, und wir wollen oben bleiben.“ Die Jungfrau ließ sich hinabgeleiten, als sie aber den holden Jüngling recht ansahe, da that es ihr im Herzen so weh, daß er sein Leben dran setzen sollte und würde ihr doch nicht helfen und wollte wieder statt seiner hinauf. Brunnenhold aber litt das nicht, sondern sie mußte unten bleiben.

So lagerte er sich denn auf den Stein.

Da kam es von fernher wie eine dunkle Wolke gezogen, vor der sich die Sonne verfinsterte. Das machte aber der Drache, der herangezogen kam und als er Brunnenhold auf dem Steine ersahe, ihn sogleich mit seinem mittelsten Rachen verschlingen wollte. Der schlägt ihm aber mit einem Schlage das Haupt ab und seine Thiere sogen das hervorquellende Blut ein, daß der Kopf nicht nachwachsen konnte. Dem Drachen wurden alle seine Köpfe, wie er sie einen nach dem andern aufthat, abgeschlagen und die Thiere sogen das Blut ein, und wurden so stark davon, daß sie den ungeheuren Leib in Stücke zerrissen und von dem Drachenstein herabschleppten. Darauf aber suchten der Löwe, der Bär und der Wolf die sieben jungen Drachen auf, die mit dem Alten gekommen waren und hatten dem Alten mit fauchen geholfen; aber als es demselben so übel erging, verkrochen sie sich in eine Felshöhle. Darin fanden sie Brunnenhold's Thiere und zerrissen sie.

Nun zeigte der Kämpfer der edlen Jungfrau den Drachen, die fiel ihrem Erretter mit Thränen um den Hals. „Nun bist du mein,“ sagte sie, „und nun komm' zum Vater.“ — „Ja! ich bin dein, du holde Königstochter,“ sagte der Held, „aber jetzt kann ich nicht mit dir. Ich muß meine Mutter suchen und meine lieben Pflegeeltern, die sollen unsern Bund segnen. Darum harret mein ein Jahr und einen Tag; find' ich sie in dieser Zeit nicht, so kehre ich wieder.“ Damit sie ihn aber wieder erkenne, schlug er von seinem Jagdschwert die Spitze ab und gab sie ihr. Da schieden sie von einander.

Brunnenhold schlug den Drachenköpfen die Zähne aus, verbarg sie in einer Höhle unter dem Drachenstein und zog in die Welt, die Mutter und die Pflegeeltern zu suchen.

Auf dem Wege nach der Stadt mußte die Jungfrau durch einen Wald. Da sprang ein rußiger, riesiger Köhler mit einer Keule hervor und drohete mit gräßlichen Verwünschungen, er schlüge sie todt, würde sie ihm nicht einen schweren Eid schwören, ihrem Vater zu sagen, er habe mit seiner Keule dem Drachen die Köpfe zerschmettert. Die Jungfrau fiel knieend vor ihm nieder und verhieß ihm Geld und Gut, so viel er nur möchte; aber der Köhler wurde noch wilder und grimmiger und hob die Keule schon zum Todesschlag auf. Da vergingen ihr fast die Sinne und sie schwur in der Angst den schrecklichen Eid.

Da ließ er sie ziehen, ging auf den Drachenstein, schlug den Köpfen die Schädel ein und nahm sie mit sich in seine Hütte. Bald darauf kam ein prächtiger Wagen mit Dienern, die holten den Köhler, welchen der König mit Ehren empfing; ließ ihn bekleiden und die Drachenköpfe nebst der Keule in die Schatzkammer bringen.

Als nach einigen Tagen die Hochzeit sein sollte, fiel die Königstochter vor ihrem Vater nieder und bat flehend um drei Jahre Aufschub. Der König hätte ihr die Bitte wohl gern gewährt, denn der grobe Köhler wollte ihm gar nicht gefallen: aber er hatte sein Königswort vor allem Volke gegeben und wollte es halten, zumal da die Tochter keine Ursache weiter vorbrachte, und nur sagte, sie habe einen hohen Eid schwören müssen, Nichts zu offenbaren. Dennoch erlangte sie ein Jahr und einen Tag Aufschub, weil es der Köhler zufrieden war.

Bald war die Zeit um und der Hochzeittag kam, aber Brunnenhold war noch nicht gekommen und der König wies seine knieende Tochter, die um neuen Aufschub bat, fast zürnend ab und sagte, was nicht zu ändern stehe, dem müsse man sich ergeben. Sie habe doch immer dem Köhler das Leben zu danken. Darauf hieß sie der König in die Küche gehn, und ihm sein Leibgericht bereiten, welches sie allein nur konnte.

Brunnenhold war weit in der Welt umhergezogen und hatte die Mutter nicht gefunden und die lieben Pflegeeltern waren todt. Da kam er desselbigen Tages, als die Prinzessin in der Küche das Essen bereitete, in die Königsstadt wieder und war der Freude darin die Fülle in Musik und Tanz und fröhlichem Lärm und waren Alle gar festlich mit Kleidern und Bändern geschmückt.

Er ging wieder zum alten Wirth, der ihn mit bedenklichem Lächeln willkommen hieß und sagte: „Das trifft sich ja artig. Vor Jahr und Tag waret Ihr auch da und wolltet den Drachen tödten."

„Nun? Lebt denn der noch?" fragte Brunnenhold verwundert.

„Behüte," sagte der Wirth, „der ist nun schon lange ganz todt; den hat ein starker Köhler getödtet. Der war pfiffig und ließ dem Drachen die Köpfe und schlug ihm nur mit der Keule die Schädel ein, so konnte kein Kopf wieder nachwachsen; aber darauf war noch Niemand gefallen. Dafür heirathet er auch heute die Prinzessin."

„So?" sagte Brunnenhold; „das wollen wir erst sehen. Ich werde meinen Löwen mit meinem Jagdmesser senden, der soll mir den Halsschmuck

der Prinzessin bringen. Dann will ich merken, ob sie an ihren wahrhaftigen Erretter noch denkt."

„Lieber Herr," lachte der Wirth, „daraus wird denn nun wohl Nichts werden, und ich wollt wohl hundert Goldstücke drauf wetten. Und ob Euer Thier schlau sein mag und grimmig, lassen es doch die Wachen nicht ein."

Sie wetteten Beide und Brunnenhold sprach zu dem Löwen, wie zu einem Menschen, sagte ihm, was er zu thun habe, und gibt ihm das Jagdmesser in den Rachen. Der Löwe ging auf's Schloß, als hätte er den Weg dahin schon lange gewußt; die Wachen nehmen die Flucht, die Leute in der Küche fliehen in die Kammern und Speisegewölbe und einige klettern die Esse hinauf und die Prinzessin steht in der Küche allein. Da tritt der Löwe freundlich wedelnd vor sie hin und reicht ihr das Jagdmesser dar. „O, mein Erretter ist da!" ruft sie freudig, nimmt dem Löwen das Jagdmesser ab und liebkoset ihn. Der Löwe sahe immer wedelnd mit seltsamen, aber freundlichen Augen nach dem Halsschmuck der Prinzessin und sie wußte nicht, was er wollte. Sie bot ihm Fleisch, aber das mochte er nicht, sondern blickte nach dem Halsschmuck. Jetzt sahe sie aber auf das Jagdmesser und fand ein Papier am Hefte, darauf stand: „Ich bin da, holde Braut. Bitte den Vater, daß ich ihn sprechen darf, in seinem vollen Rath noch vor der Trauung. Zum Zeichen, daß du mich noch liebst, sende mir deinen Halsschmuck!"

„Das war's also, was du wolltest, du treues kluges Thier," sagte die Prinzessin und band dem Löwen den Halsschmuck um, der freudig damit zu seinem Herrn eilte.

Schreiend setzte sich der Wirth auf seinen großen Stuhl, als der Löwe mit dem Schmuck hereintrat, denn seine Beine wollten ihn nicht tragen. „Ach, meine schönen Goldstücke!" jammerte er. Als er sich ein wenig erholt hatte, nahm er hundert Goldstücke aus seinem Schranke und zählte sie mit bebenden Händen dar. Aber Brunnenhold sagte: „Behaltet nur Euer Geld; ich habe dessen nicht nöthig." Da ward der Wirth froh und fiel ihm vor Freude und Dank um den Hals.

Aber die Königsjungfrau ging zu ihrem Vater und bat knieend und weinend für einen Fremden um Gehör in vollem Rathe und sogleich. Dem König war das bedenklich. Er fragte, was der Fremde so eiligst verlange? Aber sie antwortete, das habe er Niemandem offenbart und wollte es selbst sagen.

Da versammelte sich der Rath, indessen Brunnenhold geholt wurde.

Der sprach zum König: „Allergnädigster Herr, als ein junger Waidmann möcht' ich gern Kenntniß haben von allem Gethier auf Erden. So ist meine Bitte denn diese, Euren künftigen Eidam, der einen Drachen erlegt hat, zu bewegen, mir Bescheid zu geben auf einige Fragen."

„Das wird er schon gern thun," antwortete der König, dem der junge Mann gar sehr wohl gefiel.

„So sagt mir denn," sprach Brunnenhold zum Köhler, „wie das Thier gestaltet war, wovon ihr das Land befreiet habt?"

Der Köhler, dem gar nicht wohl zu Muthe war, sagte so Etwas daher,

welches auf viel Thiere auf Erden paßte. Der Drache sei ein gräuliches Thier, sagte er und habe sieben Köpfe gehabt und einen Schwanz und einen Bauch auch und in dem Kopfe große glühende Augen und einen Rachen am Kopfe und ein Maul auch, die sperrte er weit auf!

„Was spricht denn der für albernes Zeug?" dachte der König. Aber Brunnenhold sprach weiter: „So habt die Gunst und sagt mir, hatte der Drache auch Junge?"

„Junge?" antwortete der Köhler: „Nein, die hatte er nicht."

„So sagt mir jedoch," sprach Brunnenhold, „wo Ihr den Drachen begraben habt; so dürft ich vielleicht eine Rippe von demselben meinem Könige schicken, der ein großer Liebhaber von solchen Dingen ist."

Der Köhler wurde immer verwirrter und sagte, er habe den Drachen auf dem Steine liegen lassen und sich nicht darum bekümmert, wo er geblieben sei.

„Aber," fuhr Brunnenhold fort, „die einzige Frage könnt Ihr mir gewiß beantworten, da Ihr den aufgesperrten Rachen des Unthiers gesehen habt. Hatte es denn auch Zähne?"

Da wurde der Kohlenbrenner grob, wie viele Leute, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wissen und sagte: „Es ist genug, daß ich das Thier erschlagen habe. Ob es Zähne hatte oder nicht, darum fraget es selbst, wenn Ihr es wissen wollt; um solchen Quark hab' ich mich nicht bekümmert."

Der König wurde immer bedenklicher und als Brunnenhold den König um Vergunst für einige Fragen an ihn selbst und an die Räthe bat, erhielt er dieselbe.

Er sprach: „Großer König! Wenn Jemand eine Nuß fände, würde er die Schale behalten oder den Kern?"

„Den Kern! den Kern! das versteht sich ja! Ehe er den Kern wegwürfe, behielt er wohl lieber die ganze Nuß."

„Wenn nun aber," fuhr Brunnenhold fort, „Jemand den Kern besäße und ein Anderer die Schale, wer hätte die Nuß wohl zuerst gehabt?"

„Das ist keine Frage," hieß es; „wer den Kern hat, besaß die Nuß zuerst."

„So mein' ich es auch, mein gnädigster Herr," sagte der Waidmann, „und nun bitte ich noch um die Gnade, lasset die Drachenköpfe hierher bringen."

Als die gebracht waren, setzte Brunnenhold die Zähne, die er aus der Höhle wieder genommen und zu sich gesteckt hatte, in die Stellen des Rachens ein, wohin sie gehörten; erzählte nun Alles, beschrieb die Höhle, wo die sieben Jungen von seinen Thieren waren zerrissen worden, und daß daselbst die Köpfe und andern Stücke müßten vorhanden sein.

Da fuhr der König den todtbleich gewordenen Köhler an: er sollte sogleich bekennen, dann könne ihm noch das Leben geschenkt sein.

Da kniete der Köhler nieder, bekannte Alles und bat um sein Leben. Das wurde ihm auch geschenkt; aber damit er nicht noch mehr Böses verübte, wurde er in ein Gefängniß gesetzt auf Lebenslang. Aber der neue Eidam

gefiel dem König sehr wohl, und er umarmte denselben inbrünstig, und gab ihm noch desselbigen Tags sein Töchterlein Brunolde, und ließ ihn mit vieler Pracht unter einem Thronhimmel umher tragen und zum Könige krönen.

Aber wie glücklich das neue Paar lebte, kann Niemand beschreiben.

Von seinem Waidwerk ließ Brunnenhold aber nicht ab, obwohl er zu regieren hatte. Es waren der schädlichen Thiere zu viel in den Wäldern, deren mußten weniger werden. Seine treuen Thiere halfen ihm dabei munter und lustig; und wenn die Jagd gut war, blieben sie alle vier über Nacht im Walde, und kamen des andern Abends erst wieder, von Brunolden sehnlichst erwartet.

Aber einmal kam der Jäger nicht wieder. Er hatte weit umher gejagt, und kein Wild getroffen. Er wollte schon wieder heimkehren; da kam eine weiße Hindin aus dem Gebüsch, der setzte er mit seinen Thieren nach; aber sie war ihm zu schnell und zu klug, und hatte ihn am Ende so weit geführt, daß er nicht wußte, wo er war. Er suchte den Heimweg, und fand ihn nicht. Die Sonne war schon eine Weile unter und er mußte mitten im Walde auf einem weiten Platze bleiben, wo schöne Kräuter wuchsen, und ein klarer Quell sprudelte. Sein Löwe jagte noch umher, und brachte ihm einen Hasen, als der Mond schon aufgegangen war.

Er streifte den Hasen ab, und weidete ihn aus; steckte zwei Aeste in den Rasen, die oben ein Gäblein hatten, und legte in die Gabeln einen Stock, woran er den Hasen wie an einen Bratspieß steckte. Nachdem er nun Feuer angezündet hatte unter dem Hasen, drehete er denselben am Spieße, und pfiff an einem Baumblatte ein lustiges Jagdstückchen dazu. Löwe und Bär und Wolf lagen schlafend oder doch ruhend um ihn her.

Der Hase war noch nicht gebraten, so kommt ein kleines, steinaltes, verschrumpftes Weib, das schien kaum schleichen zu können, that recht frierig, hauchte in die Hände, und wimmerte dazu: „Ach, wie mich's friert! wie mich's friert!" und dabei ging es um Brunnenhold und seine Thiere in weiten Kreisen umher, immer klagend: „Wie mich's friert! Ach, wie mich's friert!"

„Nun," sagte Brunnenhold, „siehst du denn das Feuer nicht, alte Frau! Wer hindert dich denn, dich zu wärmen?"

„Ja," sagte sie, „da will ich lieber erfrieren, als mich von deinen Thieren fressen lassen!" Und als ihr Brunnenhold sagte, seine Thiere wären zahm und thäten Keinem etwas zu Leide; da sagte sie, sie wollte sich gar gern an's Feuer setzen, dürfte sie nur mit dem kleinen dünnen Rüthlein Jedes ein wenig berühren; sie habe so ihren Glauben daran. Brunnenhold wollte das Anfangs nicht zugeben; aber weil ihn die alte Frau jammerte, that er es endlich dennoch. Da berührte sie leise die Thiere und heimlich Brunnenhold auch mit. Da sanken sie alle vier in Schlaf, und wurden zu vier schwarzen glatten Steinen.

Brunolde und ihr Vater ließen den Gemahl und Sohn mit Angst und Thränen all überall suchen; aber da ihn nach drei Monaten kein Mensch

gefunden hatte, legt sie Trauerkleider um ihn an, und beweinte ihn als todt, und der alte König trauerte und weinte von Herzen mit, und hatten Beide keinen frohen Tag mehr.

Fünf Jahre war Brunnenstark umher gezogen, und hatte Unholde, Drachen und Lindwürmer, Einhörner und große Löwen erlegt, die die Länder verheerten. Das meinte er, sei sein rechter Beruf, weil er die Kraft und Stärke dazu habe. Aber nun fand er kein Ungeheuer mehr, sondern alles Volk weit und breit lebte in Ruhe und Frieden. Da zog er zum Scheidewege hin, zu der Eiche, in welche er mit dem Bruder die Messer hinein gesteckt hatte. Aber der Baum war an der einen ganzen Seite krank, vom Wipfel bis zur Wurzel und die Blätter waren vergelbt; und als er das Messer herauszog, fing er bitterlich zu weinen an; denn das Messer war über und über verrostet. Er setzte sich unter die Eiche, und konnte nur jammern: „Ach, mein Bruder! mein holder, mein sanfter Bruder!"

Er blieb den ganzen Tag jammernd und wimmernd unter dem Baume und die Nacht auch, und klagte, vor sich hingebeugt: „Ach, mein Bruder!"

Als am andern Morgen die Sonne aufgegangen war, hatten seine drei Thiere sich gestreckt und gedehnt, und kamen nun zu ihrem Herrn, schmeichelten sich an ihn an, liefen dann ein paar Schritte weit vor ihm hin, kamen wieder zu ihm, liefen wieder vorhin, und sahen ihn so wunderlich an, als wollten sie sagen: „Komm' mit uns: hier ist es nicht gut für Dich!" Da ging er mit ihnen, aber trauernd. Seine Thiere hetzten und jagten in den Forsten umher, er aber jagte nicht mit. Hätten ihn seine Thiere nicht mit Wildpret versorgt, so wäre er fast verkommen.

Wohl nach drei Wochen kam er eines Morgens früh in die Stadt, wo Brunolde war, sich dort ein wenig zu erholen und umzukleiden. Da wird ein fröhlich Gelärm in der Stadt, und Alles wird rege und ruft: „Er ist da! Er ist wieder da! und seine drei Thiere auch mit!"

„Ach, was habt Ihr ausgestanden, lieber Herr! Wie seid Ihr so bleich und abgezehrt! Wie wird sich der alte König freuen, und Eure Gemahlin!" So sprechen sie zu ihm.

Er weiß nicht, was die Leute wollen; er weiß nicht, ob er im Traum, oder verzaubert ist; aber die Menschen führen und treiben ihn nach dem Schlosse zu, und Brunnenstark ist ganz betäubt.

Als ihn Brunolde erblickt, fällt sie in Ohnmacht, und der alte König fällt ihm um den Hals und weint. „O, du Herzens- und Schmerzenssohn," ruft er, „wie ist dir's ergangen?"

Nun freilich sieht er wohl, daß hier sein lieber Brunnenhold gewesen sei, den Drachen getödtet habe, und sei Gemahl der trauernden Brunolde geworden. Und weil er dem Bruder so gleich war, drei Thiere hatte wie der, und auch solch einen grünen Jagdrock, da hielten sie ihn für Brunnenhold.

Da entdeckte er den unglücklichen Irrthum, den er gern verschwiegen hätte, und als er denselben entdeckt hatte, war des Klagens und Jammerns

im Königshause kein Ende, und schlich Jeder seines Weges in trauriger stummer Stille dahin. Der alte König ging Tage lang in seinen Gemächern auf und ab; dann setzte er sich auf seinen Stuhl und weinte, und dann ging er wieder mit seiner Jammermiene und die Diener sagten: „Ach, der arme, arme, alte Greis.“ Und Brunolde lag in Schmerzen und Grämen tief versenkt, und konnte sie Niemand trösten. Sie konnte nicht mehr weinen, sie rang nur die Hände und seufzte und sahe Jeglichen mit stieren Augen an.

Da konnte Brunnenstark nicht länger die Qual der Armen mehr ansehen, und machte sich heimlich eines Tages mit seinen Thieren davon, und schweifte in den Wäldern umher, und hätte so gern sein Herzeleid vergessen, aber das ging nicht.

Eines Tages hatte er sich tief in einem Walde verirrt; denn eine weiße Hindin hatte ihn da- und dorthin geführt, und er konnte sie nicht einholen, und mußte die Nacht auf einem grünen Platze zubringen. Er sandte seine Thiere aus sich Futter zu suchen, und ihm auch etwas Nahrung mitzubringen. Derweil besahe er sich den Platz, sahe vier glatte schwarze Steine und einen Waidmanns-Bratspieß, wie sein Pflegevater ihn und den Bruder zu machen gelehrt hatte, und steckte noch ein Hase am Spieß, gebleicht von Sonne und Luft und Regen.

Er machte sich ein Feuer an, als ihm der Löwe einen Hasen mitbrachte, richtete denselben zu, und steckte ihn an den Spieß, den er fleißig umdrehete.

Und als die Thiere sich um ihn her gelagert hatten, das Feuer hoch aufflackerte, und der Hase recht bratete, kam die alte Frau wieder, die zu dem Bruder gekommen war, und klagte wieder: „Ach, wie mich's friert! Wie mich's friert!“ Denn Klagen und Großprahlen haben Viele gelernt, die die Leute betrügen wollen. Es ging Alles so, wie es bei Brunnenhold gegangen war, und sie wollte nur ein wenig, ein ganz klein wenig die Thiere mit ihrem Gertlein berühren. Und als ihr Brunnenstark sagte, er lasse seine Thiere nicht einmal scheel ansehen, noch weniger aber berühren, wollte sie es doch thun. Da sprang Brunnenstark auf, schleppte sie zum Feuer, legte sie mit den Ketten seiner Thiere an einen Stein, und sagte: „Nun kannst du dich wärmen; aber sprich nicht weiter, du unheimliches Weib, oder es gilt dir dein Leben.“

Nachdem sie sich gewärmt hatte, nahm sie Ihr Rüthlein, sprach heimliche Worte darüber, und sagte: „Herr, Ihr habt mich wärmen lassen, nun will ich Euch auch einen Gefallen erzeigen. Nehmt mein Rüthlein und berührt die Steine damit; ich weiß, Ihr werdet's mir danken!“

„Das kann ich wohl thun,“ dachte Brunnenstark, „dabei ist wohl nichts Besorgliches.“ Er berührte die Steine, und siehe: da verwandelten sich die Steine in Löwe und Bär und Wolf, und der letzte in den Bruder.

Die Brüder erkannten sich bald, und umarmten sich, und die Thiere liebkoseten einander. Brunnenhold meinte, er habe hier nur ein wenig

geschlafen, weil ihn eine weiße Hindin auf der Jagd so sehr ermüdet, und da flackere das Feuer, und brate der Hase noch, den er angesteckt habe, den wollten sie nun mit einander essen. Als es ihm aber Brunnenstark anders erzählen wollte, und er wollt' es nicht glauben, da sagte die Alte: „Seht, lieber Herr, ich hab' Euch verzaubert, und mit Euren Thieren zu schwarzen Steinen gemacht, aber ich durfte nicht anders."

Und nun bat die Alte gar schmeichelnd, Brunnenstark möcht' ihr den Kopf abhauen, da würd' er ein sehr gut Werk thun. Er müsse aber alsbald den Kopf in's Feuer werfen und verbrennen, darnach von der noch warmen Asche dreimal eine Handvoll über seinen Kopf nach Abend werfen, dann würd' er sehen, wie gut er gethan habe.

Brunnenstark dachte, die Alte sei närrisch, und hielt es für großes Unrecht, Leuten ohne allen Grund und Ursache die Köpfe abzuhauen, aber sie bat gar sehr, und sagte, er thue ihr eine große Wohlthat. Da mußte die Alte niederknieen, und der Kopf flog herunter; den warf er in's Feuer, wo derselbe bald hell genug brannte, weil er so dürr war, der Leib aber versank in die Erde.

Jetzt setzten sich die Brüder zusammen auf den Rasen, aßen den Hasen, und sprachen dabei von dem, was sie gethan und ausgestanden hatten, und beklagten, daß sie von der lieben Mutter auch gar Nichts erfahren hätten.

Indem sie so sprachen, war der Kopf zur Asche geworden, und Brunnenstark nahm nun eine Handvoll Asche, und warf sie über seinen Kopf nach Abend, und that mit der zweiten und dritten Handvoll gleich also: aber da rollte und schlug es wie der Donner rings umher, und sie standen in einem wunderherrlichen Garten, in welchem ein großes Schloß glänzte, mit unzähligen Lichtern erleuchtet. Es tönte wunderliebliches Getön aus dem Schlosse, und als die Jünglinge in dasselbe hinein gingen, kam ihnen eine Jungfrau entgegen, die umarmte Brunnenstark und sagte: sie sei die alte Frau, die habe er erlöst, und nun gehöre sie ihm, mit ihrem ganzen Lande, wenn er sie möchte. Da war Brunnenstark glücklich, und sie hielten sogleich den Brauttanz mit vielen Rittern und Frauen. Darauf gingen sie zum festlichen Mahl, und aßen und sprachen zusammen.

Da meldet auf einmal ein Diener, es sei ein Schiff aus der Luft gekommen, und habe im Garten sich niedergelassen. Die Brüder eilten stracks in den Garten hinab. O Freude! Es war das Zauberschiff, aus welchem die Mutter und die Amme ausstiegen. Da war es nun für Alle eine glückliche Nacht.

Am andern Morgen aber bat Brunnenhold die Mutter um ihr Zauberschiff, zu seiner Brunolde zu reisen. Aber die Mutter mit der Amme, der Bruder mit seiner Gemahlin und die sechs Thiere fuhren auch mit.

Als sie nun ankamen, da gab es glückliche Tage, die keine Zunge aussprechen kann. Der alte König, der so lange aus Herzeleid geweint hatte, weinte nunmehr aus Freude, und sagte: „Nun kann ich doch glücklich sterben!"

Die Besenbinder-Kinder.

Es waren zwei Besenbinderjungen, die eine Schwester hatten, und waren alle drei herzgute Menschen, die aber wenig zu brocken und zu beißen hatten, seitdem die Eltern todt waren. Indessen halfen sie sich durch, so gut sie konnten, und lebten einträchtig; die Brüder holten Birkenreiser und banden Besen daraus, und die Schwester verkaufte die Besen, und führte den kleinen Haushalt von dem Erlös.

Zuweilen ging es ärmlich her, und wollte nicht zulangen, dann munterte sie der zweite Bruder auf, der ein gar vergnüglicher Bursche war, und sagte: „Hotz Hundert! Potz Fünfundzwanzig; Besenbinder-Kinder verderben nicht, wenn sie auch einmal darben müssen, und wenn's der Himmel will, werden wir noch vornehme Leute."

Einstmals waren sie auch in den Wald gegangen, und der Jüngste war auf einen großen Baum geklettert, um die Aeste abzuhauen. Da fand er ein artiges, dunkelfarbiges Vögelchen auf einem Neste sitzen. Das flog nicht fort, sondern sah ihn mit hellen Augen recht zutraulich an.

„Ei!" sagte der junge Bursche, „du bist ja ein recht lieb niedliches Vögelein! Du weißt es wohl ordentlich, daß ich solchen hübschen Herrgottsthierchen Nichts thue?" Dabei streichelte er das Vögelein, welches fromm sitzen blieb, und mit dem Kopfe nickte.

Da sahe er, wie unter dem einen Flügel etwas Goldenes hervorschimmerte, und sagte: „Laß dir dein Flügelein aufheben; da schimmert's drunten hervor wie Gold!" Aber da hob das Vögelein den Flügel von selbst auf, und es lag unter demselben ein kleines Goldei.

„Darf ich's dir wegnehmen?" fragte der junge Bursche, „oder, kannst du es ausbrüten? Da will ich's dir lassen."

„Wegnehmen!" sagte der kleine hübsche Piepvogel, und nickte mit seinem Köpfchen dazu.

Der junge Bursche ging mit dem kleinen Goldei zum Goldschmied, welcher sagte, es sei so feines Gold, als er noch niemals gesehen hätte, und gab ihm viel blanke Silberthaler dafür. Am andern und am dritten Tage fand er wieder ein Goldei, welches der Goldschmied bekam.

Nun hatten sie schon viel Geld, wohl gar an sechzig Thaler, und der junge Bursche sagte: „Nun, da schaut's daß Besenbinder-Kinder Glückskinder sind: da haben wir schon so viel Geld, daß wir wohl hunderttausend Schock Millionen Besen dafür kaufen könnten, oder noch weniger, und die Schwester kann nun schon einmal Pfannkuchen backen."

Aber am vierten Morgen war kein Ei mehr da. Das Vögelein aber fing nun an mit Verstand zu sprechen, und sagte: „Bring mich an den Goldschmied, das soll Euer Aller Glück sein, und meins auch."

Der junge Bursch brachte den Vogel in einem Gebauer, und bat: „Hebt mir ihn auf!"

Als der Goldschmied mit dem Vögelein allein war, sang es:

„Wer ißt mein Herzelein
Wird bald König sein;
Wer ißt mein Leberlein
Hat alle Tag ein Goldbeutlein.“

Den Vogel mußt du haben! dachte der Goldschmied, und rief die Besenbinder-Kinder, und sagte: „Laßt mir das Vögelein ab; es gefällt mir so sehr. Dafür will ich Euer Schwesterlein heirathen, und Ihr sollt auch bei mir bleiben, und sollt es gut haben!“ Da ließen sie ihm das Vögelein ab.

Als aber Hochzeitstag war, da hatte er das Vögelein todt gemacht und gerupft, und die beiden Brüder sollten es am Spieße braten, und Acht haben, daß Nichts verdürbe; er aber wollte dann den Vogel allein essen.

Als nun derselbe bald genug gebraten war, fällt ein klein Stückchen heraus. „Das will ich doch kosten!“ sagte der Eine, und ißt das Stückchen. Bald darnach fällt wieder ein Stückchen ab; „Das soll für mich sein!“ sagte der Andere, und aß es.

Darnach war der Vogel genug gebraten, und sie brachten ihn dem Goldschmied, der mit dem Schwesterlein schon beim Hochzeitmahl saß. Der suchte gleich nach Herz und Leber, die wollte er geschwind essen, aber sie waren fort. Da ward er sehr grimmig, und sagte: „Wer hat Herz und Leber gegessen?“ — „Ih!“ sagten die Brüder, „das werden wir wohl gewesen sein. Es fielen ein paar Krümchen ab, die haben wir genommen!“

„Habt Ihr mir Herz und Leber gegessen, Ihr dummen Jungen,“ sagte der Goldschmied, „so behaltet den Vogel auch, und die dumme Trine, Eure Schwester, die mag ich nun auch nicht!“

Damit jagte er sie alle Drei zum Hause hinaus, und jammerte nun darüber erbärmlich, daß er den Vogel nicht selbst gebraten hätte. Warum hatte es aber der Narr nicht vorher bedacht, denn nun half es ihm Nichts mehr.

Als sie nach Hause kamen, aß der Aelteste den Vogel; denn der Zweite wollte ihn nicht, weil es sein liebes Goldvögelein war, und die Schwester wollte ihn auch nicht, weil sie durch ihn um ihren Bräutigam gekommen war. Da aß ihn der Aelteste. Aber er hatte ihn kaum gegessen, so stand eine schöne Prinzessin vor ihnen, an der war Alles wie Goldglanz, die sagte: „Nun bin ich endlich erlöst; Ihr aber sollt alle Drei mit in mein Reich kommen.“

Als sie dahin gekommen waren, heirathete die Prinzessin den Aeltesten, der das Herz gegessen hatte. Der Jüngste fand alle Morgen einen Beutel mit Gold, und weil er nun ein hübscher und lustiger Bursch war, und so reich dazu, so nahm ihn die Schwester der Prinzessin. Nun hätte er sich selbst ein Reich kaufen können, das wollte er aber nicht, denn er konnte die Regierungssorgen nicht leiden.

Darauf kam der Bruder der Prinzessin, und wollte seine Schwestern besuchen. Der hatte sein eigenes Reich, und war noch nicht vermählt, denn es hatte ihm Keine gefallen, als er aber Besenbinder's Tochter sahe, so gefiel

sie ihm gleich gar sehr, er aber dem Mädchen auch. Da nahmen sie sich einander.

Da waren sie Alle recht froh. „Ja!" sagte der zweite Bruder, „wenn man einen Glücksvogel hat, so kann auch aus Besenbinder-Kindern etwas Großes werden, ohne daß man Verstand dazu braucht."

Die goldene Gans.

Ein armer Bauersmann hatte drei Söhne, die waren denn alle drei nicht eben mit so viel Verstand versehen, daß sie davon hätten abgeben können; aber die beiden Aeltesten waren sehr hochmüthig und glaubten, sie seien gewaltig kluge Menschen und nur der Jüngste sei dumm, weil er blos gutmüthig und gefällig war, und machte kein Prahlens von sich selbst. Sie nannten ihn darum den Dummling.

Da wollte der Aelteste eines Tages in den Wald gehen und Holz fällen, und der Vater sollte ihm eine Axt dazu geben.

„Du bist ein Tolprian," sagte der Vater, „und verstehst das Ding eben recht, und wirst mit einer Wunde am Arme heimkommen." Tolprian aber ruhete nicht eher, bis er die Axt hatte, und verlachte heimlich den Vater.

Als er in den Wald ging, hatte ihm die Mutter einen Fladen oder Kuchen in die Tasche gegeben, damit er zum Appetit etwa einmal hineinbeißen könnte, denn das rechte Frühstück hatte er schon daheim bekommen.

In dem Walde schleicht ein altes eisgraues Männlein daher, das recht verhungert aussahe. Das bat ihn: „Gib mir von deinem Kuchen ein Stücklein; ich bin gar sehr hungrig!"

„Ich will meinen Kuchen schon selbst essen," antwortete er und ging weiter, und fing an, einen Baum umzuhauen; aber die Axt fuhr tief bei einem Hieb ab, und tief ihm in den Arm. So mußte er denn heim gehen.

Nun ging der zweite Sohn in den Wald, und das eisgraue Männlein war auch wieder da und bat um ein Stückchen Kuchen; aber der gab ihm eben so wenig als sein Bruder. Er hieb sich aber beim Baumfällen so sehr in's Bein, daß ihn die Holzhauer in der Nähe, die auf sein Klagegeschrei herbeikamen, auf einer Trage nach Hause bringen mußten.

Nun ging der Dummling in den Wald, und dem begegnete das graue Männlein mit seinem Hungergesicht und mit seiner Bitte um ein Stückchen Kuchen auch, und der Dummling sagte: „Du siehst so hungrig aus, Altvater, ich aber habe schon gefrühstückt, und kann es schon aushalten. Da hast du den Kuchen ganz!"

Da aß das Graumännlein den Kuchen mit großem Vergnügen, und als er denselben verzehrt hatte, sprach er: „Komm' mit; ich zeige dir einen Baum, den sollst du fällen, und wirst Etwas darunter finden."

Als der Baum nun umfiel, saß eine große goldene Gans darunter, die er

mit sich nahm, und damit in ein Wirthshaus ging, wo er übernachten wollte. Aber er blieb nicht in der großen Stube, sondern er ließ sich ein Kämmerlein allein geben, und setzte die Goldgans mitten hinein, und schlief ein.

Die drei Wirthstöchter hatten die Goldgans recht gut gesehen und hätte jede gern eine schöne blinkende Goldfeder davon gehabt. Da sagte die Aelteste: „Ich will einmal hinein gehen, und wenn ich nicht gleich wieder da bin, so kommet mir nach."

Als sie nun hinein kam, wollte sie der Gans eine große Flügelfeder ausziehen, blieb aber mit den Fingern daran sitzen, und konnte nicht los. Weil sie nun nicht gleich wieder zurück kam, gingen ihr die andern zwei nach. Die Aelteste bat sie hoch und sehr, sie sollten die Gans nicht anrühren, sie blieben sonst auch daran sitzen; aber das half nicht; denn die Lust nach einer Goldfeder war gar zu groß, und sie dachten auch, es möcht' ihnen besser gelingen. Da faßten sie die Gans an, und blieben auch fest.

Am andern Morgen recht früh, als noch Niemand im Hause aufgestanden war, nahm der Dummling die Gans unter den Arm und ging damit fort und die drei Wirthstöchter mußten auch mit fort.

Der Wirth und die Wirthin waren aufgewacht, hatten die Töchter gerufen, sie sollten aufstehen und arbeiten; die aber waren nicht da, sondern fort, und als sie dieselben überall suchten, im Hause und Hofe, und fanden sie nicht, sahen sie auf die Straße. Da zogen die Mädchen hinter dem jungen Burschen drein. Noch halb bloß, liefen die Eltern scheltend den Töchtern nach, und sagten: „Ihr gottlosen Dirnen, habt Ihr keine Scham mehr, dem jungen Burschen am hellen Morgen so nachzulaufen?" Damit faßten sie die Töchter an dem Rock, um sie mit Gewalt abzuziehen, blieben aber selbst hängen, und mußten nun auch mit fort.

Als sie nun so hinter einander hergehen, kommen zwei Bauern, die wollten mit ihren Hacken auf's Feld. Die baten sie sehr, sie doch los zu machen. Die Bauern nahmen die Hacken, und wollten damit den Wirth und die Wirthin und dann die Andern abziehen, blieben mit den Hacken aber auch fest, und mußten hinter den Andern mit fort.

So ging der Zug fort, weiter und immer weiter, und schrie: „Macht uns los! Macht uns los! Wir sitzen hier fest und können nicht ab."

Da liefen viel Leute herzu, und wurde ein großer Lärm und auch ein Gelächter; aber weil sie wohl merkten, daß es allhier mit rechten Dingen nicht zugehe, wollte sie Keiner losmachen.

So kamen sie in eine große Königsstadt, und ein großer Haufen Volks kam mit, und wollte sehen, wie die Sachen zu Ende liefen. In derselben Stadt war aber Herr Goldfüchslein der reichste Mann, und hatte eine schöne Tochter, die hatte noch Niemand freundlich gesehen, und hatte nie in ihrem ganzen Leben gelacht. Da ließ Herr Goldfüchslein, eben als der Zug in der Stadt ankam, in allen Straßen ausrufen: Wer seine Tochter könne zum Lachen bringen, der solle sie haben, und wäre er auch nur eines Bauern Sohn.

Als der Dummling das hörte, zog er straks mit seiner Gans und denen,

die dran hingen, in dessen Haus, und viele tausend Leute zogen mit, und lärmten und schrieen allzumal, obwohl die Hintersten nicht einmal wußten, was vorging.

Als sie nun auf dem Hof ankamen, zog das Gelärm den vornehmen Mann an's Fenster, und die Tochter auch; die aber, als sie das Alles sahe, fing so laut an zu lachen, daß es lauter war als der Lärm.

Der Dummling ging nun mit seiner Goldgans und deren Anhang zum Herrn Goldfüchslein, bei dem die Tochter auch war, und sagte: „Nun gnädiger Herr, nun werdet Ihr mir wohl Eure Jungfer Tochter geben. Ich bin der Dummling, wenn Ihr es noch nicht wißt, denn das ist mein Name." Die Tochter aber lachte noch in Eins fort, und konnte zu lachen nicht aufhören.

Herr Goldfüchslein aber sprach: „Ja wohl, mein Bursche! Die Jungfer sollst du haben, weil ich mein Wort halten muß, und weil es die Dummlinge am Weitesten bringen."

Die Tochter aber sagte: „Ich nehme den jungen Burschen, weil er mich lachen gemacht hat. Mir ist mein Lebetage so wohl nicht gewesen als nun, da ich lachen kann. Nur muß er bessere Kleider anziehen, da wird er denn auch schon Verstand genug haben!" — Damit lachte sie wieder aus Leibeskraft.

Während das aber so vorging, merkten die, welche an der Gans hingen, daß sie immer weniger und weniger fest saßen, und waren zuletzt ganz los. Da wollten sie wieder heim gehen; aber das litt Herr Goldfüchslein nicht, sondern tractirte sie erst mit Kaffee und Kuchen, und dann kam Schweinsbraten gewaltig fett, und Hirsebrei kam zuletzt, und Schnaps war vollauf da. Nun durften sie gehen.

Sie gingen, nachdem sie sich fein bedankt, und sagten unterwegs zu einander: „Das ging hoch her; fast so hoch wie auf Michel's Hochzeit, wenn noch Kalbskopf mit Rosinen dabei gewesen wäre."

Und als sie nach Hause gekommen waren, wußten sie nicht genug zu rühmen, wie viel Ehre ihnen Goldfüchslein angethan hätte.

Der Eisenofen.

Eine alte böse Zauberhexe hatte einen liebenswürdigen und reichen Jüngling verwünscht, aber warum? — Das weiß ich nicht, ich denke aber darum, weil die Bösen das Böse nicht mehr lassen können, wenn's ihnen auch nicht hilft, sondern wenn es Andern nur schadet.

Sie hatte den Jüngling verwünscht, daß er in einem großen Walde in einem Eisenofen sitzen sollte, und er mußte lange Jahre darin sitzen, liegen und stehen; denn darin herumgehen, das ging nicht wohl an.

Eine schöne Jungfrau kam einmal zu dem Eisenofen, die war im Walde schon neun Tage umher geirrt, und wußte nicht, wie sie sich wieder nach

Hause finden sollte. Sie war einmal Erdbeeren in den Wald suchen gegangen, da war sie immer tiefer hinein gekommen, da hatte sie den Rückweg gesucht und nicht finden können, und zuletzt war ein Bär gekommen, der hatte sich hoch aufgerichtet und hatte sie brummend mit aufgesperrtem Rachen umarmen wollen. Da war sie eilends davon gelaufen und hatte sich elend den Hunger gestillt. Das arme Kind! Bald war es aus Angst gelaufen und aus Müdigkeit vor Angst eingeschlafen; bald hatte es sich hingesetzt und konnte kaum aufstehen, stand aber doch wieder auf; bald weinte es und sagte, es ist doch nirgends so hübsch, als wenn man bei seinen lieben Eltern und Geschwistern ist, und bald wollt' es verzweifeln und wünschte, der garstige rauhe Bär wäre nur wieder da, und fräße es auf, da wär' es doch aller Noth und Qual los. So kam es mit Angst und Thränen und müde und abgezehrt zum Eisenofen, und sahe nicht ein Bischen hübsch mehr aus.

Als sich die Jungfrau beim Eisenofen befand, fragte es sie: „Wo kommst du her, liebes Mädchen? — und wo willst du denn hin, liebes Mädchen? — und wer bist du denn, liebes Mädchen?"

Sie dankte dem lieben Gott, daß sie nur wieder eine Menschensprache hörte, und bekümmerte sich wenig darum, wer sie denn eigentlich frage, und antwortete und klagte all' ihr Leid und ihren Jammer, und daß sie den Weg nun nicht nach Hause zurück finden könne, zu Vater und Mutter und zu Geschwistern hin.

„Wenn du mich heirathen willst," sagte der Ofen, „sollst du schon wieder hin kommen." Aus Angst und Verlangen nach Hause sagte sie: „Ja, ich will dich heirathen."

Der Eisenofen sagte ihr, wie sie wieder nach Hause kommen könnte, wohin sie auch in einigen Stunden kam; aber sie mußte auch versprechen, wieder zu kommen, und mit einem Messer ein Loch in's Eisen des Ofens zu bohren.

Als sie wieder zu Hause war, fiel ihr der alte Vater um den Hals, und sie erzählte nun Alles, was sie ausgestanden, aber auch, was sie versprochen hätte, nämlich einen alten verrosteten Eisenofen zu heirathen, der eben so schlimm sei, als ein Kachelofen.

Der alte Vater erschrak, meinte aber doch, was man versprochen habe, müsse man halten. Sie aber meinte das gar nicht, und sagte, es grausete ihr so sehr vor dem alten Ofen. Da gab der alte gute Vater nach und meinte, sie möge es denn machen, wie sie dächte.

Sie meinte aber, der Ofen hätte doch keine Augen, obwohl er Ohren zu haben schiene, und beredete die Müllerstochter zu dem Ofen hin zu gehen, und mit einem Messer daran zu bohren und zu schaben. Das that die auch wohl einen Tag und Nacht lang, aber am Ofen konnte man nicht sehen, daß Jemand mit einem Messer daran gearbeitet habe.

Als es Morgen geworden war, rief's in dem Ofen: „Ich dächte, der Tag müßte wohl anbrechen." — „Ja freilich," sagte das Müllermädchen, „die Mühle meines Vaters fängt wieder an zu klappern."

„Also bist du ein Müllerskind," sprach der Eisenofen; „geh' gleich und sage, es solle die Jungfrau kommen, die dich gesandt hat."

Sie sagte das, aber die Jungfrau wollte dennoch nicht gehen, sondern beredete eine sehr schöne Sauhirtentochter, die sie mit köstlichen Kleidern angethan hatte, zum Eisenofen zu gehen. Diese ging, bohrte und arbeitete an dem Ofen, und konnte kein bischen Eisen abschaben. Als nun der Tag anbrach, rief es im Ofen: „Wie lange mag's noch sein, ehe die Sonne aufgeht?" — „Ei, die ist schon aufgegangen, mein Vater tutet schon auf seinem Horn, daß sie die Schweine herauslassen."

„Also bist du eines Schweinshirten Kind," sagte es im Ofen; „geh' gleich hin und sage, die Rechte soll herkommen, und käme sie nicht, so sollte sie schon an mich denken!"

So mußte sie denn nun selbst zum Ofen hin, wo sie mit ihrem Messer in zwei Stunden ein kleines Loch gearbeitet hatte. Sie schauete durch's Loch, und erblickte einen schönen, schönen Jüngling, der ihr im Herzen wohl gefiel.

Da arbeitete sie erst recht mit dem Messer, und das Loch wurde bald so groß, daß der Jüngling heraus konnte. Der fiel ihr alsbald um den Hals und sagte: „Du bist meine Braut, denn du hast mir aus dem Ofen geholfen."

Sie bat ihn, daß sie dürfte zu ihrem Vater gehen und ihm sagen, wie es mit dem Eisenofen abgelaufen, und wie glücklich sie selbst sei, damit der arme Vater sich tröste.

Da lobte sie der Jüngling, daß sie den Vater trösten wollte, und sagte ihr: „Geh' immer hin, aber sprich nicht über ein Stündchen mit ihm, sonst möchtest du mich nicht wieder treffen."

Die Jungfrau ging zum Vater und sprach über drei Stunden mit ihm, und als sie in den Wald kam, war kein Ofen da; denn er war schon über zwei Stunden verschwunden über Glasberge und Schneideschwerter hin. Da jammerte sie sehr, und verwünschte ihre unglückliche Plauderhaftigkeit.

Neun Tage hatte sie gesucht und nicht gefunden und war so hungrig und matt, daß sie nicht mehr fort konnte. Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und schlief, und als sie aufwachte, war es Mitternacht. Da sahe sie Licht schimmern, das konnte nicht weit sein. Sie ging auf das Licht zu, und kam an ein klein, alt verfallen Häuschen und sahe durch's Fenster hinein. Da sahe sie Nichts als lauter Frösche, groß und klein, die hatten kleine Hauben mit Bändern auf den Köpfen und grüne und gelbe Röckchen an, und hüpften lustig und munter unter einander durch, und was das Beste war, da stand ein fein gedeckter Tisch mit Braten und Kuchen und mit silbernen Bechern voll Wein. Ja, da faßte sie sich ein Herz und klopfte an. Alsbald rief einer der größesten Frösche:

„Jungfer grün und klein,
Jungfer Hutzel Hüpfebein,
Hutzle hin und hutzle her,
Schau' hin, wer etwa draußen wär'?
Schaue hin und laß' es rein."

Da wachte ein kleiner Frosch auf, und als die Jungfrau eintrat, wurde sie von Allen schön willkommen geheißen, und mußte sich setzen, essen und trinken und erzählen, wie es ihr ergangen sei. Sie sagte, nun wolle sie wandern über Berg und Thal, über Land und Meer, bis sie den Liebsten gefunden.

Der große Frosch hub seinen Spruch wieder an, und sagte:

„Jungfer grün und Jungfer klein,
Jungfer Hutzel Hüpfebein,
Hutzle hin und hutzle her,
Bring' meine große Schachtel her."

Als die Jungfrau des Nachts in einem schönen weichen Bette ausgeruht, und Frühstück gegessen hatte, nahm der große Frosch drei Nadeln aus der Schachtel, und gab ihr die, damit sie damit über den Glasberg kommen könnte; und gab ihr ein Pflugrad, um über drei schneidende Schwerter zu kommen, und dann noch drei Nüsse, die sollte sie wohl in Acht nehmen.

Als sie an den Glasberg kam, steckte sie die Nadeln ein, und setzte die Füße davor, und kam so immer weiter vorwärts und endlich über den Berg hinüber. Darauf versteckte sie die Nadeln und merkte sich den Ort. Als sie zu den drei schneidenden Schwertern kam, stellte sie sich auf's Pflugrad, und kam hindurch, das Rad aber versteckte sie auch. Und als sie nun noch über ein großes Wasser gekommen war, da gelangte sie in ein großes, schönes Schloß, in welchem ihr Liebster wohnte, und bot sich für geringen Lohn als Küchenmagd an, und wurde angenommen.

Das Schloß gehörte aber einer Prinzessin, die den Jüngling gern heirathen wollte, und ihn darum in ihr Schloß genommen hatte; er aber mochte sie nicht haben, das wußte sie. Als nun die neue Küchenmagd des Abends aufgewaschen hatte, knackte sie eine Nuß auf. Da kam ein Kleid heraus, so schön als keins auf Erden war. Da gab's ein Verwundern im Schlosse und die Prinzessin kam und wollte das Kleid haben. Die Magd sagte: „Wenn ich eine Nacht vor Eures Bräutigams Kammer schlafen darf, so sollt Ihr das Kleid haben." Das wurde ihr erlaubt.

Da lag sie vor der Kammer, und weinte und klagte: „Ich hab' dich aus dem Eisenofen erlöst; ich hab' dich gesucht; ich bin über den Glasberg gegangen und durch schneidende Schwerter, und bin über ein großes Wasser gefahren." So jammerte sie; aber der Jüngling hörte es nicht, denn die Prinzessin hatte ihm heimlich einen Schlaftrunk gegeben.

Am andern Abend gab die zweite Nuß ein noch viel schöneres Kleid, und Alles ging wie am ersten Abend. Sie jammerte überlaut, aber der Jüngling schlief fest. Aber die Diener waren von dem Jammer des armen Mädchens bewegt, und sagten am andern Morgen ihrem Herrn, weil sie ihm gut waren, heimlich, was sich die beiden Nächte zugetragen hatte, und warum er so fest geschlafen habe.

Als nun am dritten Abend aus der dritten Nuß das allerschönste Kleid kam, und die Magd wieder vor des Jünglings Kammer liegen durfte, der

Jüngling aber den Schlaftrunk heimlich weggeschüttet hatte, erkannten sich die Beiden, und flohen des Nachts davon, schifften über das große Wasser und auf dem Pflugrad durch die schneidenden Schwerter, und mit den Nadeln über den Glasberg. Als sie aber an's Froschhaus kamen, war es ein großes Schloß geworden, und die Frösche waren wieder Menschen geworden, und allesammt waren erlöst.

Der Jüngling aber und die Jungfrau vermählten sich.

Der Schwarzwalder.

Es waren drei Brüder, die waren aus dem Schwarzwalde gebürtig, wo es, wie in Gebirgsgegenden gar oft, nicht viel zu zehren und zu ernähren gab. Die Eltern waren sehr arm, und waren am Ende auch gar gestorben und die Söhne hatten Nichts.

Da zogen sie fort, zumal da sie zu Hause doch Haus und Hof nicht brauchten zu verlassen, weil sie Beides nicht hatten, und gingen nach Spanien, wo damals des Geldes und Goldes sehr viel sein sollte, so viel, daß die Leute nicht wußten, was sie damit anfangen sollten.

Dort, meinten sie, müsse es sehr leicht sein, ein paar Hutköpfe voll Gold mit davon zu bringen, und nachmals davon sich recht gütlich zu thun auf Lebenszeit; und also zogen sie hin.

Sie kamen nach Hispanien, obwohl sie nicht wußten, wo es lag, und Weg und Steg gar nicht kannten, und kamen an einen Berg, der bestand aus lauter Silber, von welchem der älteste Bruder so viel nahm, als er fortzubringen im Stande war; denn er dachte, besser könnt' es nicht kommen. Und er ging damit heim.

Die andern Beiden dachten, es könnte schon noch besser kommen, und der Silberberg bliebe ihnen ja immer gewiß. Darum zogen sie weiter.

Und sie kamen an einen Berg, der war von purem lautern Gold. Der Zweite wußte nun nicht, was er Besseres thun könnte, als Gold zu nehmen, so viel nur immer fortzubringen war, und ging damit nach Hause.

Dem Dritten aber war das nicht genug. Das Gold bleibt dir ja immer, dachte er; vielleicht findest du wohl gar noch einen Berg mit herrlichem Edelgestein. Da hat man mit einer Tasche voll mehr, als an Golde auf einem vierspännigen Wagen.

Er war in einen Wald gekommen, der gar kein Ende nehmen wollte, und war drei Tage umhergeirrt, hatte aber keinen Menschen getroffen. Hungrig und durstig war er gar sehr, und wäre so gern aus dem Walde gewesen, um wieder zu Menschen zu kommen; denn der Mensch will zum Menschen immerdar, und warum das so ist, möget Ihr selbst Euch ausdenken.

Er stieg auf einen hohen, hohen Baum, um zu sehen, wo der Wald wohl zu Ende ginge; der ging aber nirgends zu Ende, und was

er sahe, waren Bäume, und Spitzen und Gipfel von Bäumen, aber Nichts weiter.

„Ach könnt' ich nur einmal noch mich so von Herzen satt essen und trinken; aber hier ist kein Haus und kein Mensch."

So sprach er zu sich selbst, und stieg vom Baume herab.

O wie war er da so glücklich, als er unter den Bäumen einen gedeckten Tisch fand, besetzt mit vielerlei köstlichen Gerichten, und herrliche blinkende Weine standen auch mit darauf.

Er fragte nicht viel, wem der Tisch mit allen den Dingen gehöre, weil er sehr hungrig und durstig war, sondern aß und trank sich recht satt. Er ließ den Tisch stehen, nahm aber das Tischtüchlein mit sich; denn er hatte, ich weiß aber nicht wie weggekriegt, daß wenn ihm Hunger und Durst ankam, er das Tüchlein nur auszubreiten und zu wünschen brauche, so stand flugs Alles darauf. Es läßt sich aber leicht herausbringen, wie er darauf kam. Ihr aber sollt es ergründen.

Nachdem er schon zwei Tage im Walde gegangen war, woraus er sich des Tischtüchleins wegen, das ihn versorgte, nicht eben viel machte, kam er zu einem Köhler, der brannte Kohlen, und röstete sich Kartoffeln; und der Köhler bat ihn gutherzig zu Gaste.

„Ich will nicht dein Gast sein," sagte er da, „sondern du sollst der meinige sein!"

Der Köhler sprach: „Du bist sehr spaßhaft; denn du hast ja keine Lebensmittel bei dir."

„Die werden sich schon finden," antwortete er ihm, breitete sein Tischtüchlein aus, und es stand sogleich Alles darauf, was nur zu wünschen war, und der Köhler aß tapfer mit; denn sein Lebtag hatte er so etwas Gutes nicht gegessen.

„Tausend und Hundert," sagte der Köhler, aber erst nachdem er recht satt war, „so ein Tüchlein möcht' ich schon haben; denn das könnte mir hier im Walde recht gut thun, wo immer gar Nichts zu haben ist. Ich habe auch so ein wundersam Wünscheding, nämlich einen alten Tornister; wenn ich mit der Hand auf den schlage, kommt jedesmal ein Gefreiter mit sechs Mann Soldaten, mit Ober- und Untergewehr heraus, und thun was ich will. Was hilft mir das aber im Walde?"

„Wenn du Lust hast, können wir tauschen," sagte der Schwarzwalder, und der Tausch wurde mit großen Freuden vom Köhler aufgenommen.

Der Schwarzwalder war kaum dreißig Schritte fort gegangen, da klopft er auf den Tornister, und der Gefreite mit seinen sechs Mann stand da, und fragte: „Was verlangt denn mein Herr?"

„Geht hin," hieß es, „zum Köhler dort, und holt das Tischtüchlein, was ich bei ihm gelassen habe."

Das Tüchlein wurde alsbald ihm wieder zurück gebracht.

Nun kam er zu Abend zu einem andern Kohlenbrenner, der hatte auch nichts Bessers als Kartoffeln, und wollte ihm gern davon abgeben. Aber

das Tüchlein mußte sich wieder decken, und der Köhler mit ihm essen, wozu sich dieser auch gar nicht erst nöthigen ließ, weil es ein gar dreister Mann war.

„Das ist ein wundersam herrliches Ding, Euer Tüchlein da," sagt der Köhler, „und möcht' ich wohl gern so eins haben, wüßt' ich nur, wie ich's könnte erlangen. — Wohl hab' ich auch Etwas, was wohl so viel werth ist als das Tüchlein, nämlich ein Hütlein, recht alt; aber setzt man es auf, und dreht es um, so gehn ganze Batterien Kanonen, und schießen Alles darnieder; aber was mach' ich im Walde damit. Ich kann doch die Bäume nicht niederschießen, denn die fragen darnach Nichts, — aber so ein Tüchelchen? — Ei ja!"

„Hier nimm's Tüchelchen, und gib mir das Hütchen," sagte der Andere, und der Tausch war fertig. — „Das ist doch ein ganzer Narr," dachte der Köhler; hatte es aber kaum gedacht, so kam der Gefreite mit seinen sechs Mann, und nahmen das Tüchlein ihm ab.

Mit einem dritten Köhler ging es nicht anders. Er hatte auch nur Kartoffeln; aber auch nur ein klein Horn, das er gegen das Tüchlein austauschte. Blies man aber auf dem Hörnchen, so fielen alle Festungen, Städte und Dörfer um, selbst wenn sie gar nicht einmal da waren. — So schlimm war das Hörnchen. Der dritte Köhler behielt das Tüchlein nicht länger, als die Beiden andern.

Unser Mann hatte nun köstliche Sachen beisammen und wollte damit wieder nach Hause und die Brüder besuchen, die bei ihrem Silber und Golde gar vornehme Leute geworden waren, und in köstlichen Kleidern gingen, und sich seiner so sehr schämten, daß sie ihn gar nicht als Bruder erkennen wollten, weil er so abgerissen war.

Er nahm aber das Ding übel; denn er war krausköpfig, klopft auf seinen Tornister, und läßt den unbrüderlichen Brüdern die schönen Kleider voll schlagen, so daß es der Rücken mit fühlte. Freilich kamen die Bauern den Brüdern zu Hülfe, weil diese so gar grausam reiche Leute geworden waren. Wären sie noch arm gewesen, wäre kein Mensch ihnen zu Hülfe gekommen.

Was half's, daß die Bauern kamen? Er klopft 20 oder 30mal auf seinen Tornister, so steht eine Kompagnie Soldaten da, und haut die Bauern so durch, daß sie mit großem Geschrei davon laufen.

Von dem Ungebührniß hört denn der König, der gar ein sträflicher und scharfer Herr war. Was half's aber, daß er ein Regiment Soldaten schickte, die wurden ja alle in die Flucht geschlagen; denn es war leicht, so oft auf den Ranzen zu klopfen, daß eine kleine Armee heraus kam. Es half auch Nichts, daß die halbe Armee des Königs gegen den verwegenen Burschen ausrückte; denn dieser ließ aus seinem Ranzen eine ganze Armee herausrücken, und des Königs Soldaten liefen alle davon, zumal da sie viel tüchtiger und besser zu Fuß exerzirt waren, als zu Armen und Fäusten.

Und als der König Alles gegen den tollen Menschen aufbietet, so läßt

derselbe nicht nur Leute genug aufmarschiren, sondern dreht auch das Kanonenhütlein, daß Allen das Herz im Leibe erbebte.

Der König mußte Friede, und den tollen Menschen selbst zum Gemahl der Prinzessin machen, die aber den gemeinen Kerl gar nicht gemocht hatte, und wünschte ihn los zu werden. Sie schwatzte ihm mit süßen Schmeicheleien das Geheimniß vom Tornister ab, und gewann den Tornister selbst, und nun ließ sie marschiren gegen ihn; aber mit dem Kanonenhütlein machte er bald wieder Friede, und die Prinzessin blieb sein. Die weiß ihn aber auch um das Hütlein zu berücken, und denkt, nun hab' sie ihn gewiß. — Er aber hatte das Hörnlein noch; da bläst er ganz unsinnig darauf, als der Feind auf ihn anrückte. Und die Soldaten fielen über den Haufen, die Festung auch, die Stadt mit, und Alle wurden dabei erschlagen.

Der Däumerling.

Ein armer Dorfschneider hatte einen Sohn, der war ganz ganz klein geblieben; denn weil er niemals satt zu essen hatte, konnte er nicht wachsen, und war nicht größer geworden, als ein guter Mannsdaumen, aber Herz hatte er wohl drei Ellen hoch. Das war viel! Und pfiffig und geschickt war der Däumerling auch.

Als ihm der Vater nun nicht satt zu essen geben konnte, wollt' er auf die Wanderschaft gehen. Das lobte der Vater, und damit sein Sohn ihm Ehre machte, sollte er wohlgerüstet in die Welt ziehen, damit die Leute sagen möchten: „Das ist ein ganzer Mann; wessen Kind mag er sein?"

Der Vater nahm eine Stopfnadel, und machte einen Knopf von Siegellack dran, und nahm dann ein Stück von einem Grashalm und steckte die Nadel in die Röhre desselben hinein. Dann nahm er einen grünen feinen Zwirnsfaden, und band ihm diesen um den Leib.

„Sieh!" sagte der Vater, „hier schenk' ich dir diesen Degen mit der Scheide, den ich dir hier in dein grünes Wehrgehäng stecke. Zieh' den Degen nicht ohne Noth, und fang keine Händel an; aber dich zu schützen und deine Ehre zu vertheidigen, sollst du ihn ziehen. Und so geh' mit Gott!" — Da ging er.

Zuerst kam er bei einem Meister in Arbeit, wo ihm das Essen nicht gefiel, und er machte Spott- und Stichelverslein auf die Meisterin, die sich das eine Weile gefallen ließ, aber endlich auch böse wurde, und einen Tuchstreifen nahm und sagte: „Du Grashüpferling, willst dich noch mausig machen, als wärst ein großer Kerl? — Hast noch einmal das Maul auf, will ich dir einen Klapps versetzen, daß du über die Stadt 'naus sollst fliegen."

„Grashüpfer? — Klapps geben?" sagte der Däumerling zornig. — „Das ist gegen meine Ehre!" steckte sein Schwert an, setzte einen Fingerhut als Sturmhaube auf, und wollte der Meisterin zu Leibe. Als er aber damit Nichts auszurichten vermochte, brauchte er das Maulschwert und fing an zu

schimpfen. Die Meisterin wollte ihm jetzt im Ernst mit dem Tuchstreifen Eins geben, er aber hüpfte unter die Lappen, und schimpfte, und wenn sie ihn da fort hatte, saß er gleich in der Schublade, und schimpfte, und dann wieder der Meisterin auf dem Nacken, und schimpfte und ritzte sie auch ein wenig mit seinem Degen.

Endlich erwischte ihn die Meisterin, und warf das kecke Ding zum Hause hinaus.

Däumerling machte sich Nichts draus; dachte: „Ein Kerl wie du, findet schon Unterkommen;" und wanderte hüpfend weiter, bis er in einen großen Wald kam, wo Räuber beisammen saßen, die wollten des Königs Schatzkammer bestehlen. Das ward ihnen aber sehr schwer; weil sie große starke Leute waren, die man leicht merken konnte.

Als sie nun den kleinen Schneider sahen, dachten sie, das sei der rechte Mann, der ihnen wohl helfen könnte, und sagten zu ihm: „Hör'! du bist gewiß ein pfiffiges Kerlein, wie die kleinen Leut' allzumal."

„Ja, das denk' ich!" sagte er, und das Lob that ihm auch dermaßen wohl, weil ihn noch nie Jemand gelobt hatte, und so ließ er sich willig finden, in die Schatzkammer des Königs zu schleichen, und den Räubern das Geld herauszuwerfen.

Er machte sich in der Abenddämmerung in den Schatzkammerthurm, und die Schildwache bemerkte ihn gar nicht, weil er so klein und weil es schon dämmerig war. Er findet ein Mauseloch unten in der Mauer, und kroch in die Kammer hinein.

Nun saß er drinnen, und warf einen Thaler und ein Goldstück nach dem andern den Räubern aus dem Fenster zu, aber es wurde ihm sehr sauer, denn das Geld war so schwer.

Die Räuber reichten ihm des Nachts Essen und Trinken auf einer Stange zu; da konnt' er denn mehrere Tage in der Schatzkammer aushalten, und des Nachts die Thaler herabwerfen.

Als nun der König in die Schatzkammer kam, sahe er wohl, wie viel Geld ihm fehlte, und stellte mehr Wachen vor die Thür. Die Wachen hörten es auch im Gelde rascheln und klimpern, gingen hinein, und wollten den Dieb erwischen. Der aber steckte in einer Ecke unter einem Thaler, und rief: „Hier bin ich!" und als die Wachen hinliefen, war er schon wieder in eine andere Ecke gehüpft, und rief: „Hier! hier! sucht!" Dann wieder in die dritte und vierte, und wieder in die erste Ecke, und rief immer wieder: „Hier! sucht! hier!"

Und als die Wachen nun ein kleines Ding über die Thaler hinhüpfen sahen, dachten sie, er wäre der Kobold, und machten sich eilends hinaus. Der Däumerling aber warf noch viele Thaler und Goldstücke hinaus, bis fast gar Nichts mehr drin war. Da setzte er sich selbst auf einen Thaler, und flog damit zum Fenster hinaus.

Nun war er den Räubern recht lieb geworden. Sie theilten das Geld im Walde, und der Däumerling bekam ein großes Theil, er konnte aber davon

Nichts fortbringen. Da vergruben es ihm die Räuber, die recht ehrliche Leute waren, unter eines großen Eichbaums Wurzel, wo es sich sein Vater holen könnte. Weil er so ein pfiffiger und kecker Kerl war, und ein gewaltiges Schwert hatte, so wollten sie ihm einen Schnurrbart aufsetzen und ihn zum Räuberhauptmann machen; er hatte aber keine große Lust dazu, sondern wollte sein Glück noch versuchen und sich in der Welt umsehen, damit er nachher von seinen Fahrten und Thaten zu Hause erzählen könnte.

Also wurde der Däumerling Hausknecht in einem Wirthshause, das an der Straße lag. Aber die Mägde konnten ihn bald nicht leiden, weil er Alles sahe, ohne daß sie ihn sahen, und gab sie denn auch wohl an. Da wollten sie ihm auch einen Schabernack anthun und eine Magd raffte ihn einmal, gleichsam als sähe sie ihn nicht, mit einem Korbe Grummt zusammen, und legte das Grummt den Kühen vor. Da wurde er mit dem Grummt verschluckt und steckte in der Kuh.

Am andern Morgen wurde die Kuh geschlachtet, denn sie war sehr fett. Er rief zwar: „Ich bin drinnen! bin drinnen!“ aber unter dem Gelärm der Leute hörte es Keiner.

Als nun die Kuh in ihre Theile zerhackt wurde, hatte er rechte Noth sich vor den Hackbeilen zu retten; aber die Noth wurde noch viel größer, als ein Stück von dem Rindfleisch zerstampft wurde, um davon mit Schweinefleisch Schlackwurst zu machen. Er schrie und schrie, bis er heiser war, aber vor dem Stampfen und Getöse hörte es kein Mensch, und er wurde mit in den Wurstdarm gefüllt und in die Feueresse zum Räuchern mit aufgehängt. Hätt' er nicht in der Wurst Wurst zu essen gehabt, so wäre er vor Hunger gestorben; so aber ging es noch gut ab. Er hatte sich eine Höhlung in der Wurst gefressen, und machte dann sich mit seinem Schwert ein Loch in der Schale, und marschirte nach Hause, weil er sahe, wie übel es in der Welt herging.

Unterwegs, als er ein wenig ausruhte, und hinter einer Scheune eingeschlafen war, pickt ihn ein Sperling in den Arm. Da erwachte er und sagte: „Da ist mir der Armknochen entzwei gebissen: nun bin ich zum Handwerk untüchtig. So machte er denn um so eher, daß er nach Hause kam. Aber da kam noch ein garstiger Fuchs, der sahe ihn, und wollte ihn aufschnappen, denn er hielt ihn für eine Maus.

Da rief er in der Angst: „Herr Fuchs, laß mich doch gehen! Ich bin's ja!“

Da sahe ihn der Fuchs erst recht an und sagte: „Wahrhaftig, ich dachte schon, es wäre eine Maus, und da bist du's nur! Dich will ich loslassen, wenn du mir zwei Krackelhühner von deines Vaters Hofe gibst.“

Die sollt er gewiß haben, sagte der Däumerling; denn der Vater würde sich recht freuen, wenn er seinen Sohn wieder hätte, und nun hörte, wie es demselben ergangen sei.

Also kam der Sohn zum Vater nach Hause, und erzählte demselben, wie es ihm ergangen sei. Da ward der Vater recht hochmüthig auf seinen

Sohn und aber auch recht froh, des Geldes wegen im Walde, das er sich nach und nach auf einem Schiebebock holte.

Nun war Alles vollauf da. Die Hühner aber, die der Fuchs bekommen sollte, hatte die Mutter des Däumerlings gleich am ersten Abend geschlachtet und als nun der Fuchs nach einer Woche kam und sie holen wollte, waren sie schon verzehrt.

Aber da mußte der Fuchs sich denn mit ihnen zu Tische setzen und aß und trank Wein dazu. Und dann gaben sie ihm zwei harte Thaler aus des Königs Schatzkammer, dafür konnte er sich auf dem Markte wohl sechs Krakelhühner kaufen und einen Kickelhahn dazu.

Die aber kaufte sich der Fuchs auch und fraß sie mit seiner Frau und seinen Kinderchen; aber den Däumerling hatte er nicht gefressen.

Und das war sehr hübsch!

Der Schmied von Jüterbog.

Bei diesem Schmiede kehrte einstmals der heilige Petrus ein und ward sehr freundlich aufgenommen, gut verpflegt und beherbergt. — Als er am andern Morgen aufstand, sprach er zum Schmied: „Geld habe ich nicht, aber statt dessen gewähre ich dir die Erfüllung dreier Wünsche.“ —

Da sagte der Schmied, er habe den heiligen Mann gern umsonst beherbergt, es sei ihm eine große Ehre und wollte Nichts dafür wünschen. Als aber Petrus in ihn drang, that er dennoch seinen ersten Wunsch und sagte: „Ich wünsche, daß Jeder, der sich auf meinen Stuhl hinter dem Ofen setzt, nicht wieder aufstehen kann, bis ich's ihm erlaube!“ —

Da sprach der heilige Petrus: „Das soll geschehen, — aber sag' auch gleich den zweiten Wunsch.“ —

Da sprach der Schmied: „In meinem Garten steht ein Apfelbaum, von dem ich noch niemals eine Frucht bekommen habe, weil die Diebe sie mir jedes Jahr schon unreif stehlen. Daher wünsche ich, daß Jeder, der auf den Baum steigt, sitzen bleiben muß, bis ich ihn erlöse, damit ich doch mein Gaudium an der Angst der Diebe habe.“ —

Da sprach der heilige Petrus: „Das soll geschehen. — Aber jetzt besinne dich wohl, lieber Schmied, denn jetzt kommt der dritte und letzte Wunsch.“ —

Da besann der Schmied sich lange. — Dann sprach er: „Hier habe ich einen Kohlensack. Von dem wünsch' ich, daß Jeder der hineinsteigt, nicht ohne meinen Willen wieder heraus kann.“ —

Da sprach Petrus: „Auch das soll geschehen, — ich sehe schon, alle deine Wünsche laufen auf's Festhalten hinaus.“ — Und damit nahm er Abschied. —

Nach einigen Jahren kam der Tod zum Schmied und wollte ihn abholen, weil seine Zeit um sei. — Da sprach der Schmied: „Das ist hart, aber ich

sehe ein, daß ich mich drein ergeben muß. — Nehmt nur hinter dem Ofen auf meinem Lehnstuhl Platz, bis ich mir einen andern Rock angezogen." —

Da setzte sich der Tod und konnte auf keine Weise wieder los kommen. — Der Schmied aber fing an, ihn mit Hammer und Zange zu bearbeiten, wie ein Stück Eisen und hämmerte und zwickte ihn, daß der Tod glaubte, er schlüge ihn am Ende todt und bat, ihn doch nur los zu lassen: „Er wolle ihm noch zehn Jahre Zeit geben." — Da ließ ihn der Schmied los. —

Nach zehn Jahren kam der Tod wieder. — „O weh!" — sagte der Schmied. „Ja, jetzt sehe ich wohl ein, daß mein Stündlein gekommen. — Aber ich darf mir wohl noch einen Apfel mit auf die Reise nehmen? — Thut mir den Gefallen und holt mir einen dort vom Baume, denn Ihr seid leichter zum Klettern gebaut, als ich." —

Da schwang sich der Tod mit einem Satz auf den Baum und konnte nicht wieder herunter. — Der Schmied aber rief alle seine Gesellen herbei und mit eisernen Hacken zerbläuten sie den Apfeldieb dermaßen, daß er zuletzt eidlich versprach, er wolle niemals wieder kommen und den Schmied bis in alle Ewigkeit leben lassen. —

Als der Tod lendenlahm und trübselig wieder von dannen zog, begegnete ihm der Teufel und fragte ihn, warum er hinkte. — Da erzählte ihm der Tod die ganze Geschichte und forderte ihn auf, ihn zu rächen. —

Da klopfte der Teufel beim Schmied an und sagte: „Er sei der Teufel und komme ihn zu holen, er solle ihm die Thür aufthun." —

„Da wird Nichts draus," sagte der Schmied. „Wenn du wirklich der Teufel bist, so kannst du durch das Schlüsselloch in die Stube fahren und dann bin ich doch gewiß, daß du der leibhaftige Teufel bist." —

„Wenn's weiter Nichts ist," — sagte der Teufel, „das kann mir schon recht sein!" — und fuhr durch das Schlüsselloch. — Aber der Schmied hatte den Kohlensack vor's Schlüsselloch gehalten und als nun der Teufel darin war, so zerhämmerte er ihn mit seinen Gesellen dermaßen, daß ihm der Athem ausging. — Aber weil sie vergessen hatten, das Schlüsselloch zu verstopfen, so zwängte sich der Teufel wieder durch und fuhr schimpfend davon und fluchte: „Das ist ja ein unhöflicher Grobian." —

Zweites Buch.

Morgenländische Märchen.

Ali Baba der Blinde.

Unter den Muselmännischen Herrschern war ein sogenannter Khalif, was denn etwas Anderes eben auch nicht bedeutet, als was man jetzt Großsultan nennt, der war Harun Alraschid geheißen und lebte mit dem berühmten Kaiser Karl dem Großen zu gleicher Zeit. Wenn man vor seinem Thron war, mußte man sich auf gut morgenländisch vor ihm platt auf den Boden mit dem Gesichte und Bauche niederlegen — und mußte ihn kriechend in allerdemüthigster Demuth „Beherrscher der Gläubigen" d. h. Mahomedaner nennen, weil diese den rechten Glauben allein hätten. —

Der Khalif Alraschid war ein Bischen neugierig oder auch zuweilen aus langer Weile schwermüthig und ordentlich melancholisch und wollte Kurzweile haben, oder aber er war, wie man sagt, sehr für die Gerechtigkeit passionirt oder eingenommen, welches denn auch gar nicht zu tadeln ist.

Da nahm er denn gegen Abend oftmals eine Kaufmannskleidung, um zu sehen, wie Recht und Gerechtigkeit gehandhabt würde. Sein erster Minister oder Großvezier, der Giaffar hieß und ein recht tüchtiger Mann scheint gewesen zu sein und der Oberkammerherr, der Mesrone genannt ward, mußten ebenfalls mit, weil er es haben wollte und zwar ebenfalls verkleidet. Sie wären wohl manches Mal gern zu Hause geblieben, weil sie des Tags über zu sprechen, schreiben, rennen und laufen genug hatten; aber der Khalif wollt' es einmal so haben. So geschah es denn auch, weil er ein Khalif war.

Da kamen denn dem Khalifen in seiner Hof- und Lagerstadt, Bagdad, zuweilen gar seltsamliche Dinge vor.

Einmal kam der Herr Khalif über eine große lange Brücke, an deren Ende ein armer und schon alter blinder Mann saß, der um eine Gabe bat. Der Khalif gibt ihm, ohne weiter zu untersuchen, ein Goldstück in die Hand. Aber der Blinde faßt nun den Khalifen bei der Hand und faßt ihn fest.

„Großmüthiger Wohlthäter," sagt er, — denn daß er ein Goldstück empfangen hatte, hatte er herausgerochen oder doch herausgefühlt, — „Großmüthiger Wohlthäter! gebt mir doch ein oder zwei Maulschellen, aber tüchtige, sonst nehm' und mag ich Euer Goldstück nicht!"

Der Khalif war, wie Ihr leicht denken könnt, ein gar barmherziger und gnädiger Mann! Einem Manne ohne Noth eine Ohrfeige geben und sich damit noch bemühen, das ziemte sich nicht für einen Khalifen. — Er gab ihm einen leichten, ganz leichten Backenstreich! — Aber er wollte doch den närrischen Kauz, der Goldstücke ohne Ohrfeigen nicht haben wollte, näher kennen lernen

und befahl dem Vezier Giaffar, dem Blinden zu sagen, wer er sei, — — morgen um die und die Stunde vor des Khalifen Thron zu erscheinen. Da kam denn der blinde alte Mann zu gesetzter Zeit und Stunde und streckte sich auf Bauch und Gesicht hin, obwohl er eigentlich kaum ein Gesicht mehr hatte und mußte ansagen, warum er Almosen und zugleich Ohrfeigen von den Leuten erbettle; denn so Etwas mußte der Khalif wissen. Da erzählte der Blinde denn also:

„Herr und Beherrscher der Gläubigen!“

Vater und Mutter waren Beide gestorben, da ich noch ziemlich jung war und hinterließen mir ein bischen Vermögen, das ich aber, wie andere junge Leute wohl gethan hätten, keineswegs durchbrachte, sondern, wie ich wußte und konnte, bestens zu vermehren suchte. Ich brachte es auch wirklich dahin, daß ich am Ende, ich selbst ganz allein, 80 Kameele besaß, die ich den Kaufleuten vermiethete, welche in Karawanen dahin und dorthin zogen, und womit ich ein gutes Stück Geld gewann.

Ich war nun wohlhabend genug geworden, aber ich wollte nun auch grundreich, grundreich werden, weil ich wohl schon geizig geworden war. Ich hatte vielleicht schon zu viel, aber dennoch hatte ich noch nicht genug.

So komme ich denn einmal von Balsora mit den Kameelen, auf welchen ich Waaren für Indien hingebracht hatte, ledig zurück. Da begegnet mir ein Derwisch, ein Muhamedanischer Mönch, und wir sprechen dann mit einander, nehmen darauf unsern Mundvorrath und essen im Schatten von ein paar Dattelpalmen, die günstigerweise da standen, wobei wir denn dies und das sprachen.

Im Gespräch sagt der Derwisch zu mir, er wisse hier, hier ganz in der Nähe einen Schatz, einen so großen Schatz, daß man, hätte man auch meine 80 Kameele von demselben beladen, nicht einmal einen Abgang bemerken würde. Der Schatz enthielte das reinste Gold und die kostbarsten Steine und eine Menge der allerseltsamsten Seltenheiten. Ach, da wurde mir mein Herz weich und ich fiel dem herzguten Derwisch um den Hals und bat ihn mit lieben Worten, die Herrlichkeiten mir nur zu zeigen. Und wenn er nun recht hochgütig sein wolle, so könnten wir ja die 80 Kameele mit Gold und köstlichem Gestein beladen und theilen! Er solle 40 Kameele mit ihren Ladungen haben und ich die andern 40 auch beladen. So hätte er ja dann doch viel, viel mehr, als er allein für seine Person in Sack und Tasche fortbringen könne! Und alsdann könne er den Armen viel Gutes thun, und den Armen große, große Freude machen und sich eine Stufe, eine recht hohe Stufe in Himmel bauen, und ich wollt' es ihm ewig danken.

Der Derwisch hörte mir recht nachdenklich und bedächtig zu.

„Mein Bruder!“ sagte der Derwisch zu mir, „Euer Wille möge geschehen! Ich selbst, wie Ihr wißt, bedarf des Gutes und Geldes nur wenig; aber ich will mir bei Euch einen Dank verdienen. Kommt und führt Eure Kameele mit; sie sollen alle beladen werden! — Folgt mir!“

Ich folgte dem Derwisch mit den Kameelen und wir kamen nach kurzer

Zeit an ein geräumiges Thal, ringsum von hohen Felsen umgeben. Nur durch eine recht enge Schlucht konnte man in das Thal kommen und meine Kameele mußten allesammt einzeln durch die Schlucht geführt werden.

Das Thal war wunderherrlich und wunderschön! Und als die Kameele alle hinein und an einen gewissen Ort gekommen waren, sagte der Derwisch: „Nun haltet an! Laßt, damit wir Zeit ersparen, die Thiere sich auf die Kniee legen! Wir können sie dann sogleich beladen. Gebt Acht! und thut dann das Eurige!"

Ei! ich gab schon Acht, denn nach den Schätzen war ich begierig! Er las etwas trockenes Holz zusammen und machte mit Stahl und Stein Feuer an; dann nahm er Räucherwerk und legte es auf die hervorbrechenden Flammen, indem er murmelnd Worte dazu sprach, von welchen ich jedoch kein Wort verstand. Darin mochte wohl seine Kunst bestehen! — Er zertheilte jetzt den Rauch der Flamme mit murmelnden Worten und in demselben Augenblick zertheilte und zerspaltete sich auch ein himmelhoher, senkrechter Felsen, und es erschien eine große breite Pforte, obwohl ich vorher den kleinsten Riß oder die kleinste Klinze nicht gesehen hatte. Die Pforte war ganz aus demselben Felsen gemacht!

Wir gingen durch die Pforte in eine große, sehr geräumige Höhle ein, in welcher ein herrlicher unterirdischer Palast war, den wohl die Erdgeister mochten gebauet haben; denn Menschenhände hätten so Etwas gewiß nicht bauen können. Oh! ich wollte, ich hätte mir Alles recht sehr angesehen, aber ich konnte ja nicht; denn ich sahe nur nach den großen, großen Goldhaufen und nach der unzähligen Menge von Kleinodien, und meine Augen wurden verblendet, weil es mein Herz schon war. Ich weiß nur noch, daß die Schätze in ihren Säcken so geordnet und auf einander gelegt waren, als hätte aller Raum und selbst der kleinste erspart werden sollen.

Wir nahmen die Säcke und beladeten die Kameele damit, und ich hätte gern drei Mal so viel auf meinen Theil Kameele geladen, hätten sie es nur zu tragen vermocht. O, Beherrscher der Gläubigen, ich gestehe es, daß ich den ganzen unterirdischen Schatz gern, ach wie gern gehabt hätte. Aber dazu wären vielleicht statt meiner 80 Kameele, 80,000 erforderlich gewesen.

Der Derwisch griff mehr nach dem edeln Gestein und sagte mir weßwegen und warum. — Und da that ich es ihm freilich nach! Denn ich begriff bald, daß ein einziger Stein wohl mehr werth sein könne, als zehntausend Goldstücke!

Endlich denn waren wir mit Aussuchen und Aufladen auf die Kameele fertig und es war denn wohl Zeit, wieder von hinnen zu ziehen. Aber mein Derwisch suchte und suchte unter den Kostbarkeiten mit großer Sorgfalt und nahm zuletzt eine wunderherrlich gedrehte Büchse, die er mit großer Bedachtsamkeit und Vorsicht in die Busenfalten seines Gewandes verbarg, nachdem er mir vorher gezeigt hatte, es sei Nichts drinnen, als ein bischen Pomade oder Salbe.

Nachdem Alles geschehen und herausgeholt war, schloß der Derwisch unter

ebenso wunderlichem Murmeln und Zeremonien die große Pforte wieder. Sie klaffte zu und der Fels war gerade so Fels, wie zuvor! Niemand konnte eine Oeffnung sehen!

Nun theilten wir! Vierzig Kameele nahm der Derwisch und vierzig nahm ich und ich war wohl reicher als mancher Fürst des Morgenlandes, Euch ausgenommen, Beherrscher der Gläubigen. Die Büchse, die der Derwisch nahm, war von einem mir ganz unbekannten Holze und enthielt eine dickliche Salbe, die keinen Geruch zu haben schien.

Unsere Kameele trieben wir nun, eins nach dem andern zur Thalschlucht hinaus und ich führte meine vierzig fort nach Bagdad zu, der Derwisch aber trieb seine vierzig nach Balsora zu. — Wir sagten uns Lebewohl!

Kaum daß er einige hundert Schritt fort war, da kamen die bösen Geister des Geizes, der Habgier, der Undankbarkeit und des Neides und überfielen mich gewaltig. Vierzig Kameele und mit solchen Schätzen beladen, sollte ich hergeben? Und was will denn ein Derwisch mit solchen Schätzen? Und dieser zumal? Er ist ja Herr und Meister von allen den unterirdischen Kostbarkeiten, die in dem Felsenpalaste verschlossen sind und kann sich davon nehmen, so viel ihm beliebt. Nein, er muß hergeben, im Guten oder Bösen!

„Heda! Halloh! Haltet! mein Bruder," schrie ich ihm nach, indem ich zugleich ihm nachrannte. Er hörte mich und hielt.

„Mein Bruder," sagte ich, „ich habe nicht bedacht, daß die Kameele sehr widerspenstige, störrige Thiere sind, wenn sie einmal ihren Kopf aufsetzen und Ihr seid des Handwerks ganz ungewohnt, soche Bestien zu regieren. Ich fürchte, Ihr sollt mit dreißig derselben noch Noth über Noth haben und gebt mir nur noch zehn ab. Ich verstehe, wie man ihren Eigensinn behandeln muß. Glaubt mir's doch, mein Bruder, ich thue den Vorschlag fürwahr nur zu Eurem Besten!"

„Ich glaube selbst," erwiderte er ruhig, „daß Ihr Recht habt, mein Bruder. Nehmt Euch in Gottes Namen noch zehn Kameele und thut den Armen und Nothleidenden nur Gutes davon; denn dazu habe ich das Gut bestimmt gehabt!"

Ich wählte mir zehn Kameele aus und da ich sahe, daß der Derwisch so gar keine Schwierigkeiten machte, wurde ich gieriger, — nein, gieriger nicht, denn ich war schon so gierig, daß ich es nicht mehr werden konnte, — aber dreister, frecher.

Anstatt dem gutmüthigen Mann für sein reiches Geschenk zu danken, sagte ich: „Mein lieber Bruder, da ich es so gut mit Euch meine, so gebe ich Euch zu bedenken, wie viel Noth Ihr auch wohl noch mit dreißig Kameelen haben möchtet; ich glaube, es ist gut für Euch, wenn ich Euch noch zehn abnehme!"

„Ihr könnt Recht haben," erwiderte er. „Nehmt und thut Gutes davon!" Ach, Beherrscher der Gläubigen, verzeiht! Ich war wie ein Wassersüchtiger; je mehr er trinkt, desto mehr Durst hat er. Mit tausend Vorstellungen, mit Bitten und Flehen, mit Ungestüm, forderte ich von den zwanzig

Kameelen des Derwisches noch zehn und erhielt sie ebenfalls mit der Mahnung, daß ich nur einen guten Gebrauch davon machen möchte und bedenken, daß uns Gott alle Reichthümer recht leicht wieder nehmen könne, wenn wir sie nicht menschenfreundlich anwenden, sondern habgierig behalten wollten.

O! da gelobte ich ihm mit heiligen Betheurungen den besten Gebrauch zu machen, umarmte und küßte ihn und bettelte ihm die letzten zehn Kameele mit vielen Worten und Schmeicheleien noch ab.

„Ihr fordert doch vielleicht ein wenig zu viel, mein Bruder," sagte er „indessen ich mache mir aus Reichthum nicht viel; denn Gott bescheert jeden Tag, was der Tag bedarf. Nehmt meinethalben denn auch die letzten zehn Kameele immer noch hin. Gedenkt meiner Ermahnungen und Gott bewahre Euer Herz vor Habgier und Geiz!"

„Sprich nur," dacht' ich, „du hast gewiß gut sprechen und gibst nur darum so leicht her, weil du in der Büchse die Mittel hast, zehntausend Mal mehr in jedem Augenblick zu bekommen, als die achtzig Kameelladungen betragen. Denn warum hättest du sonst die Büchse so sorgfältig gesucht und so behutsam im Busen aufbewahrt? — Halt! die Büchse muß auch mein sein, mit Güte oder Gewalt," so flüsterte der böse Geist mir es ein und gewiß hätte ich Gewalt gebraucht, da ich viel stärker war, als er. Aber ich kannte den Gebrauch der Büchse nicht.

Ich dankte dem Derwisch, den ich küssend zärtlich umarmte. „Gott wolle Euch," sagte ich, „Eure Güte und Großmuth hunderttausendfältig vergelten. Aber, mein Bruder, ich bin wißbgierig. Sagt mir doch, was hat es für Bewandtniß mit dem seltsamen Holzbüchschen und mit der Salbe darin? — Und ich möchte Euch wohl gar inständigst bitten, mir das Büchschen auch noch zu schenken; denn weil ihr doch einmal allen Eitelkeiten und Tand der Welt als Derwisch entsagt habt, was wollt Ihr mit der Salbe im Büchschen?"

Der Derwisch machte gar keine Umstände. Er zog das Büchschen hervor und gab es mir. „Da habt Ihr es," sagte er mit herzlichster Gutmüthigkeit, „ich kann es schon auch entbehren und ich möchte gern, daß ihr ganz zufrieden von mir ginget! Da habt Ihr es mit gutem Willen, und hätte ich noch mehr, so wollt' ich es gern Euch auch noch geben. Aber Ihr wißt, ich habe nun Nichts mehr, als was ich zuvor hatte, ehe wir in die Felshöhle gingen."

„Mein Derwisch! mein Bruder! mein Schutzengel!" sagte ich, „nun mache das Maaß deiner Wohlthaten voll und lehre mich, wie man die Salbe, die gewiß, wie ich wohl merke, sehr geheimnißvoller Art sein wird, anwenden muß."

„Streich ein wenig," war seine Antwort, „von dieser Salbe auf das Lied des linken Auges, und du wirst alle Schätze und Herrlichkeiten unter der Erde sehen, wie sie in ihren Höhlen und Klüften flimmernd und funkelnd da liegen. Aber streiche nie, ich bitte dich, Etwas davon auf das rechte Augenlied!"

„Warum nicht?" fragte ich.

„Weil du dann blind wirst!" antwortete er.

„Ohoh! du verhehlst dein bestes Geheimniß, wie ich wohl merke," dachte ich; und weil er doch die Sache am Besten verstehen mußte, so ersuchte ich ihn, indem ich das linke obere Augenlied zumachte, mir etwas Salbe darauf zu streichen. Das that er gern. Und als ich das Auge aufmachte, da sah ich alle Schätze unter der Erde in ihren weiten und großen Höhlen, in ihren Schluchten und Klüften, Gold und Kleinodien, flimmernd, funkelnd, strahlend, glinzernd, Alles wunderherrlich und unbeschreiblich durch einander. Ich vergaß auch Alles darüber, aber ich kam denn doch wieder zu mir selbst.

„Hoh, hoh! mein Derwisch," sagte ich zu mir selbst, „mich führst du nicht an! Ich merke Alles! Gewiß, o ganz gewiß! bestreiche ich das rechte Augenlied mit der Salbe, so ist es das Mittel, alle diese Schätze zu überkommen. Mit dem einen Auge sieht man, wo sie liegen und mit dem andern erlangt man sie, wenn die Salbe recht darauf gestrichen ist."

„Mein Bruder!" bat ich, „bestreiche mir immer das rechte Augenlied ein Bischen mit der Salbe: ich denke, mir soll es nicht schaden!"

„Nicht schaden? Ach Gott! Ihr wißt ja, was ich Euch gesagt habe!" Es half nicht, daß der brave Mann mir so herzlich zuredete. Es half nicht! Und da er mir so viele Vorstellungen und Ermahnungen im Hin- und Herreden gab, ergriff ich ihn beim Kragen, heftig und wild und sagte:

„Ich will dich abwürgen, du Racker, wenn du meinen Willen nicht thust!"

„O! du mein Gott!" sagte er seufzend; „ich will ihn thun, weil du es mit aller Gewalt haben willst; aber der Geiz hat dich verblendet und darum wirst du blind werden." — „Schwatze nur," dacht' ich — „es wird eben die Salbe blind machen, mit welcher man so viel sehen kann" — so dacht' ich, und ließ mir von ihm das rechte Augenlied bestreichen, was er mit Thränen und Jammern that!

Ach! Beherrscher der Gläubigen, als ich meine Augen nun aufschlug, sahe ich Finsterniß, dichte dunkle Finsterniß, und also sah ich gar Nichts und war b l i n d, b l i n d!

„O Derwisch! mein herz-, herzlieber Bruder," sagt' ich, „macht mich wieder sehend! Ihr kennt ja die Geheimnisse der Natur und wißt so viel!"

„Gott allein kann das nur, den Ihr darum anrufen müßt; ich kann es nicht!" war seine Antwort. Ach, auf all' mein Bitten erwiderte er: „Ich kann es nicht, ich hab's Euch vorausgesagt! — Ihr habt mich ja mit Gewalt gezwungen, obwohl ich Euch brüderlich abmahnte. Nun kann ich Nichts mehr ändern!"

So bat ich denn, herzlichst, inständigst, mich mitzunehmen, bis ich durch eine Karawane nach Bagdad kommen könnte, denn wo man her ist, da will man ja immer wieder hin!

Barmherziger Gott! Er überließ mich meinem Schicksale, nahm seine Büchse und trieb die Kameele mit ihren reichen Ladungen fort. Ich wandelte in der Irre und wußte nicht, wo Kraut, Staude oder Baum stand! Ach, ich konnte nicht sehen!

Aber Gott fügt Alles und macht auch die harten Menschenherzen weich

und mitleidig und barmherzig. Es kam eine Karawane die nach Bagdad zog, und mich mit nahm. Ich nahm mir nun vor, weil mir Nichts übrig blieb, auf der Brücke des Tigris zu betteln, aber jeden Geber um eine Ohrfeige anzusprechen, um meine Schuld zu sühnen!

O Beherrscher der Gläubigen, weil ich verblendet war, bin ich blind geworden. — Dies ist meine Geschichte.

„Du hast groß, groß Unrecht gethan, Ali Baba," sagte der Khalif, „und bist allerdings blind geworden, weil du so verblendet warst. Bitte doch Gott immerdar um Verzeihung! Indessen sollst du nicht betteln, denn betteln ziemt sich für keinen Muselmann. — Du sollst von meinem Schatzmeister täglich vier Silberdrachmen empfangen, welche für deine Erhaltung hinreichend sein werden. Melde dich bei ihm! Du bist entlassen!"

Der Geisterring.

In einem fast ganz von Felsen umschlossenen, der Welt aber ganz unbekannten Thale lebte ein glückliches Hirtenvolk. Weil das Thal so schön und so fruchtbar war, und Hirten und Hirtinnen so unschuldig und voll Liebe, hatten sie es das Thal des Friedens genannt. Die reichen Auen und Triften gaben den Heerden reichliche Weide und die Heerden nährten und kleideten die Einwohner. Schattige Wälder zogen sich anmuthig da und dort durch's Thal hin, und an den Abhängen standen Fruchtbäume, die zu allen Jahreszeiten Blüthen und Früchte hatten, hauchten Wohlgeruchduft und trugen das lieblichste Obst. Die milde Luft war heiter und von Sturm und Ungewitter wußten die ältesten Bewohner des Thales Nichts.

Wie hier die Natur war, waren die Menschen auch. — Alles schön, mild und sanft. — Sie hatten keine Oberherren, nicht Fürsten noch Richter, denn sie hatten keine Händel und Unfrieden unter einander; sie wußten nicht, was Haß und Neid war, und kannten selbst nicht einmal die Namen davon; Gesetze bedurften sie also auch nicht, denn sie liebten sich ja unter einander herzlich; die Liebe ersetzt alle Gesetze und wo sie wohnt, thut Keiner dem Andern weh.

O glückliches, seliges Thal! Wer doch zu deinen Bewohnern gehören könnte! — Doch das Glück fände sich überall wohl, fänden sich nur immer Herzlichkeit und Liebe.

Aber wo ist auf Erden das Glück, welches vollkommen wäre? — Der Segen und der Frieden des Thales kamen von einem mächtigen Zauberer her, der einsam auf einem Berge in der Nachbarschaft wohnte und die guten Hirten unter seinen Schutz genommen hatte; aber von ihm kamen auch, wenn vier Jahre verflossen waren, der Jammer und der Schmerz und die Wehklage der Hirten und Hirtinnen.

Mit jedem vierten Jahre kam der Zauberer, Astramond genannt,

und alle sahen mit Furcht und Zittern dem Tage entgegen, wo er eintraf. Alle jungen Hirtinnen des Thales mußten ihm vorgestellt werden, die sechszehn Jahre erreicht hatten, und eine darunter wählte er sich aus, und nahm sie in seinem Wolkenwagen mit; Niemand wußte weßwegen oder warum und wozu? Da zitterten die Eltern schon lange vorher für ihre Töchter, und die jungen Hirten für die Freundinnen und Gespielinnen, mit welchen sie aufgewachsen waren, und mit denen sie fröhliche Feste und Tänze gefeiert hatten. Je näher die Zeit kam, wo Astramond erschien, desto trübsinniger und freudenloser wurden Alle.

Einer der Hirten dieses Thales — sein Name war Sadick — hatte eine Tochter, der Liebling aller ihrer Gespielinnen, obwohl sie das schönste Mädchen im Thale war. Sie hieß Naide. Sadick hatte auch noch einen Pflegesohn, Nadir genannt, den er wie einen eigenen Sohn liebte.

Er hatte ihn in den Tagen, als Naide geboren wurde, am Ufer des Meeres in einem Körbchen gefunden, welches ein kleines niedliches Hündchen mit seinen Pfoten aus allen Kräften nach dem Gestade des Meeres zutrieb. Er wuchs mit Naide kindlich und fröhlich auf, und wurde der schönste junge Hirt des Thales, und dazu von allen andern Hirten geliebt. Nadir und Naide waren die Seele aller Spiele und Freuden, und das Fest war nur halb, an welchem sie fehlten.

Der Tag des Unglücks nahete heran, an welchem Astramond kommen und wählen würde, und Naide war so eben sechszehn Jahre alt geworden. Naide sah den Tag kommen aber ohne Unruhe, nicht aber also ihre Gespiele. Naide, die bescheidene sanfte Naide dachte, es habe keine Noth, daß der Zauberer sie nehmen würde, denn die andern Mädchen des Thales seien ja viel, o sehr viel schöner als sie. Aber Nadir meinte, es sei ja kein einziges Mädchen des Thales so schön und so hübsch als seine Gespielin; es könne nicht fehlen, daß der Zauberer sie wählen würde, sobald er sie nur mit einem einzigen Blicke würde gesehen haben. Der arme Nadir! Sein Herz hatte die ängstlichsten Beklemmungen, und er wollte dem Zauberer entgegen gehen, wenn derselbe käme, und ihn auf den Knien bitten, ihm seine Naide zu lassen.

„Das thue nicht, mein Sohn," sagte Sadick, dem er sich entdeckt hatte; „das thue ja nicht! Du würdest den Zauberer gerade dadurch aufmerksam machen, da er sie sonst vielleicht übersieht."

Naide war ruhig gewesen; aber sie war es nicht mehr, als sie Nadir's Angst sahe. Und sie konnten nun Beide Nichts thun, als sich ängstigen. Die armen Herzen! Es half freilich Nichts, und kam daraus kein Rath hervor, aber wer kann es denn lassen, wenn er in solchen Beklemmungen sich befindet? — Und wie die Liebe die Freude erzeugt und den Muth, so auch den Schmerz und die Angst.

Der Morgen des Unglücks und des Jammers brach an für alle Bewohner des Thales. Alle Mädchen, die in den letzten vier Jahren sechszehn Jahre alt geworden waren, wurden mitten in der Aue in einem von Laubzweigen erbauten Saale in Reihen gestellt, und um den Saal standen alle

jungen Hirten, deren Gespielinnen in dem Laubsaale waren, fürchtend und zagend. Alle standen in stummer Angst da, und unter ihnen Nadir mit todtbleichen Wangen.

Plötzlich stand der Zauberer in dem Saale, Güte und Ernst und Ruhe auf seinem Gesicht, zugleich aber auch einen Ausdruck von Kummer. Mit gleichgültigem Auge betrachtete er flüchtig die Mädchen. Nadir hatte Naiden sein Hündchen mitgegeben, denn weil es so außerordentlich klug war, so trauten Beide ihm Alles zu, und hielten es für eine wohlthätig schützende Fee, und Nadir hatte gemeint, es könne die Gespielin schützen, wenn Gefahr sich finden sollte. Ruhig hatte das kleine Thier sich gehalten, aber als Astramond eintrat, zitterte es heftig am ganzen Leibe und wollte entfliehen. Naide, um den kleinen Liebling nicht in der Menge zu verlieren, nahm es auf den Arm, und darüber wurde der Zauberer aufmerksam. Er betrachtete sich Naiden, er betrachtete das Hündchen, er gerieth in seltsame Gemüthsbewegungen, die sich auf seinem Gesichte ausdrückten, er berührte Naiden mit seinem Stabe, und im Augenblicke saß sie mit dem kleinen Hund an Astramond's Seite im Wolkenwagen, der blitzschnell den Augen der Nachschauenden entrückt war.

Die rückbleibenden Mädchen mit Eltern und Gespielen freuten sich, daß sie das traurige Loos nicht betroffen hatte; aber es war um die Freude der guten Seelen geschehen, als sie den armen unglücklichen Nadir in Verzweiflung sahen. Sie trösteten, sie bedauerten, sie umarmten ihn, aber was half es ihm jetzt? Sonst war er durch ihre Theilnahme und Liebe so glücklich gewesen! — Jetzt mußten sie ihn wie einen Todten nach Hause tragen. Wie todt lag er da und als er erwachte, war er einem Wahnsinnigen gleich. Die Pflegeeltern standen um sein Lager und sahen ihn mit Jammer und Mitleid an; und als er wieder wüthen wollte, sagte Sadick sanft zu ihm: „Ach, mein Sohn, sind wir denn glücklicher als du?"

Da besann sich Nadir, er drückte den treuen Eltern, die er kläglich ansahe, die Hand; er nahm Trost und Ermahnung an, und nach einigen Tagen, in welchen er trübsinnig hinbrütete, fing die Hoffnung an in ihm zu erwachen, daß vielleicht die Gespielin noch zu gewinnen stehe, und als er erst bis zur Hoffnung gekommen war, kam er auch bis zu dem Entschluß, Naiden zu suchen; — ein Entschluß, den die liebevollen Eltern sehr billigten, indem sie darauf rechneten, es könne sein Schmerz dadurch gemildert werden. Sie selbst ließen sich ihren Jammer nicht merken.

In einigen Tagen denn ging Nadir, Naiden zu suchen, und der Vater begleitete ihn bis zu einer gewissen Stelle des Gebirges, von wo aus sich Nadir in einem Felsengewirre verirrte.

Er kletterte und wand sich in seinem Gram in den dürren Felsen dahin und dorthin, und hatte schon acht Tage zugebracht, während welcher er aus den Waldbächen getrunken, wilde Beeren gegessen, und unter Felsenvorsprüngen auf kahlem Stein gerastet hatte. Er wußte nicht, wo er war, und sein verwirrter Kopf hatte nicht wahrgenommen, daß er immer im Kreise umher gegangen war. Da sah er auf einmal, er sei nicht tausend Schritte von der

Stelle, wo er von Sadick Abschied genommen hatte. Er fiel in Verzweiflung darüber, und wurde ganz kraftlos. In dieser Kraftlosigkeit sank er zu Boden und mit dem erschöpften Körper schlummerte er ohnmächtig im Gefühl seines Elendes ein.

Er erwachte. Er erwachte gestärkter und ruhiger, und machte sich ordentlich daraus einen Vorwurf. Als er sich aber eben recht anklagen wollte, bemerkte er, er sei ganz wo anders als da, wo er eingeschlafen war, — nämlich in einem freundlich schönen Zimmer, in einem weichen Bette, zu den Füßen seines Bettes sein schwarzweißes kluges Hündchen und auf seiner Achsel eine weiße Taube, zahm und fromm, von der er aber nicht wußte, wie sie daher kam.

Sein Hündchen nahm er auf seinen Arm, drückte den treuen Gefährten und Lebensretter an sich, küßte ihn und als er das Hündchen fragte: „Weißt du Nichts von der lieben Naide?" da schlug das Täubchen mit lustigen Flügeln und das Hündlein wedelte mit dem Schweife und war gar fröhlich.

Nadir liebkosete nun beide Thiere und es war ihm, als kehrten Ruhe und Hoffnung in ihm zurück, als mitten unter dem Liebkosen ein ernster Mann voll Majestät in's Zimmer trat, und zu ihm sprach:

„Ich bin der, der dir Verschmachtetem das Leben rettete, aber der dir auch deine Naide und dein Hündchen genommen hat, weil ich hoffe, es soll gut sein, dir sowohl als mir. Ich bin Astramond."

Nadir fiel höchst bewegt zu den Füßen des Mannes und weinte und das Hündchen, ja selbst das Täubchen weinten mit. Astramond aber hob ihn auf und sagte: „Halte mich nicht für grausam, weil ich Naiden entführte; liebe sie immer, ich bin dir nicht entgegen. Wisse, daß wir Beide, du und ich, einander zu unserm gegenseitigen Glück unentbehrlich sind, du aber Naiden eher nicht besitzen kannst, bevor nicht der Ring der Geister in deinen Händen ist. Du wirst aber diesen Ring haben, wenn du mir folgst." —

„Höre!"

„Gehe sieben Tagereisen nach Mittag zu. Dann kommst du an den Palast des Geisterkönigs. Fordere den Ring der Geister, der dir nicht wird verweigert werden. Ist er durch dich in meine Hände gekommen, so ist Naide auf immer dein. Mehr darf ich dir nicht sagen. Das Hündchen und das Täubchen kann ich dir nicht mit geben. — Geh, und sei vorsichtig!"

Wie entzückt war Nadir, daß er Naiden wieder erlangen sollte. Er versprach den Ring der Geister um diesen Preis aus dem Mittelpunkt der Erde zu holen. Das Hündchen und die weiße Taube hätte er freilich so gern mit gehabt, der Zauberer aber sagte noch einmal, er dürfe sie ihm nicht geben. So ging denn Nadir ohne sie.

Er ging, und ging mit tüchtigen Schritten, denn es galt ja Naiden's Besitz. Er ging so rüstig, daß er schon am Morgen des siebenten Tages den Palast des Geisterkönigs Geonchas weit von fernher leuchten sahe, indem derselbe von lauter Edelsteinen erbauet war.

Gern wäre er fort geschritten, aber seine Kraft war von zu schnellem

Gehen erschöpft, und er legte sich unter den Schatten eines Palmbaums hin, um ein wenig zu ruhen. Aus der Ruhe aber wurde ein süßer Schlummer.

Beim Erwachen fand sich Nadir in einem Zelte von Goldstoff, auf einem reichen Sopha liegend. Am Ende des Sophas saß ein Mann mit düsterer aber majestätischer Miene und seine Züge waren den Zügen Astramond's sehr ähnlich.

„Höre mich, mein Sohn!“ redete der Mann ihn an. „Ich bin Astramond's Bruder, und ein Opfer seiner boshaften Künste, obschon ich eben sowohl ein Zauberer bin als er. Seit meiner Geburt war er feindselig gegen mich. Mir selbst konnte er freilich nicht schaden, aber eine Fee, die meine Geliebte ist, konnte er mir rauben, weil ich einen Augenblick nicht wachsam genug war. Er hält sie in Gestalt eines kleinen Hundes gefangen, deine Naide aber in Gestalt einer weißen Taube. Dir und mir hilft Nichts als der Ring der Geister, den Niemand erhalten kann als du. Wir wollen uns seiner zu unserm Glück und zur Rache gegen ihn bedienen. Sobald du den Ring hast, den Niemand wider deinen Willen dir nehmen kann, darfst du dich nur zu mir her wünschen, so bist du da. Mit dem Ringe bist du dann sein Herr. Leb wohl, Nadir. Ich könnte dich mit einem Namen nennen, der dir Ehrfurcht und Liebe abnöthigen würde, aber es ist noch nicht an der Zeit. — Morgen erwarte ich dich in meinem Palast.“

Der Unbekannte verschwand und Nadir ging. Ihm waren die Worte dieses Unbekannten seltsame Worte, so dunkel und so unklar! — Rache an einem Bruder nehmen, das war seinem sanften Herzen sehr fremd. Und dann — schien es denn nicht, als ob derselbe hätte sagen wollen, daß er sein Vater sei? — welches sehr gut mit der Freundlichkeit zusammen stimmte, womit ihn der Mann behandelt hatte. Das Hündchen wäre dann gar seine Mutter? —

Nadir wußte nicht klug daraus zu werden, und kam in Gedanken zu dem Palast des Geisterkönigs, von dessen Winken alle unsichtbaren Mächte abhingen. Hier wurde er freundlich aufgenommen, gütig bewirthet und sodann, weil es schon spät Abends war, in das Gemach der Träume geführt, welches nur denen widerfuhr, welchen der Geisterkönig vorzüglich wohl wollte. Die, welche darin schliefen, erfuhren hier ihr Schicksal in Traumgestalten, denn in Worten durfte es ihnen selbst dieser gewaltige Geisterfürst nicht offenbaren. Auch Nadir träumte.

Es war ihm, er sei da, wo er des vorigen Tages den Unbekannten unter dem Zelte von Goldstoff traf. Dieser Unbekannte und Astramond waren dort auch, und zwischen ihnen stand ein ehrwürdiger Greis. Diesem gegenüber sah er ein Wesen, nach Angesicht und Gestalt weit über die menschliche Natur erhaben, obwohl menschenähnlich in aller Art. Sahe man es an, so wurden die Augen geblendet, wie wenn sie vom Sonnenglanze geblendet würden.

Der Greis übergab dem fremdartigen höheren Wesen einen Ring, in welchen ein geschnittener Türkisstein gefaßt war, und kaum hatte das überirdische

Wesen den Ring empfangen und an den Finger gesteckt, so war es auch verschwunden, und der Greis und Astramond verschwanden mit ihm. Aber der Unbekannte von gestern blieb, und schien ihm Naide, seine geliebte Naide an der Hand mit Freundlichkeit zuzuführen. Entzückt flog er ihr im Traume entgegen, aber kaum war er ihr bis zur Umarmung nahe, so verwandelte sie sich in eine andere Mädchengestalt, und der Unbekannte war in die Erde versunken.

Der Traum war aus und Nadir erwachte; aber das Traumgesicht stand so lebendig vor seiner Seele da, als wäre der Traum wachend vorgegangen. Er dachte den Traumgebilden nach, und hätte gern gewußt, was sie wohl möchten zu bedeuten haben; aber er brachte nichts Ordentliches heraus, denn einen Weissagergeist hatte der unerfahrene Jüngling ja nicht.

Indem er so sann und dachte, oder vielmehr noch nachträumte, ward er zum König der Geister beschieden, und erkannte in ihm beim ersten Anblick Denjenigen, der im Traumgebilde aus des Greises Hand den Türkisring empfing, und wie ihn der Anblick desselben schon im Traume geblendet hatte, wurde er nun wachend noch mehr geblendet, wiewohl der Geisterkönig mit mildem und huldvollem Auge ihn ansahe.

„Jüngling!" sagte der Herr der Geister, „ich kenne dich wohl! Ich weiß, du bist gut und recht, und darum liebe ich dich. Nun werde auch weise! — Hüte dich vor Fallstricken und vergiß empfangene Wohlthaten nicht! — Du empfängst ein Kleinod von mir, welches dich zum König der Erdenwelt machen kann; benutze es mäßig und gerecht, sonst wirst du dennoch nicht glücklich damit, denn nur das Herz macht glücklich, und nicht die Macht. Das merke dir recht wohl, mein lieber Sohn! — Traue nie dem Schein, sondern suche die Wahrheit! — Erinnere dich deines Traums!"

So sprach Geonchas, der König der Geister, und gab ihm den Ring, den Nadir mit tiefer Ehrfurcht empfing. Der Geisterfürst entließ ihn hierauf.

Nadir wünschte sich in den Palast des Unbekannten von gestern und war, kraft des Ringes, im Augenblick dort. Es war Alles darin so schön als kaum in irgend einem Zauberschlosse in der Welt, und an schönen Knaben und Mädchen fehlte es eben so wenig, als an Glanz und Herrlichkeit, doch war das Ansehen der Menschen und der Dinge düster. Nadir stand und sann den dunklen Worten nach, welche der Geisterkönig zu ihm gesprochen hatte, als der Unbekannte, der Herr des Palastes hereintrat und ihn mit seinem ganzen Hofe bewillkommte.

Nachdem dieser Nadirn mit der artigsten Freundlichkeit durch alle Säle und Zimmer geführt, und ihm alle Kostbarkeiten und Seltenheiten gezeigt hatte, ging er mit ihm in den wunderschönen Garten, wo sie sich in einer einsamen Laube niederließen. Hier wünschte derselbe Nadirn mit ausgesuchter Theilnahme und ungewöhnlicher Zärtlichkeit Glück zu dem Kleinod, das er von Geonchas empfangen hatte. Er suchte sodann den Jüngling dahin zu bringen, ihm diesen Ring zu überlassen, sowohl Naiden zu befreien, als den

Zauberer Astramond zu bestrafen. Er sagte ihm: „Wie groß auch, mein lieber Sohn, des Ringes Gewalt ist, so ist sie es doch nicht in den Händen eines Jeglichen, und würde dir gegen den mächtigen Astramond wenig helfen, weil du in den Geheimnissen der Zauberei ganz unerfahren bist, in welche man tief eingeweiht sein muß, wenn man ganzen und glücklichen Gebrauch von dem Ringe machen will."

Alles ging darauf hinaus, Nadir solle ihm den Ring anvertrauen, und dann gewiß sein, noch vor Abend den Zauberer Astramond zu seinen Füßen zu sehen, und seine Gespielin wieder zu haben. Aber Nadir erinnerte sich seines Traumes und der Worte Geonchas. Selbst die Art, wie ihn der Unbekannte überreden wollte, und daß er blos Rache gegen einen Bruder im Sinn zu haben schien, mochte ihm gar nicht gefallen. Auch dachte er, es sei immer noch Zeit, einer fremden Hand den Ring zu vertrauen, zuvor wolle er erst versuchen, wie weit er selbst mit demselben komme. Kurz: Nadir behielt seinen Ring unter dem Vorwand, daß er sich von einem so hohen Kleinod nicht so gleich wieder trennen könne.

Da runzelte sich die finstere Stirn des Zauberers, aber nur einen Augenblick, dann war sie wieder glatt und heiter. Treuherzig fuhr er fort: „Nun wohl, du sollst sehen, ob ich es ehrlich mit dir meine. Naiden dir wieder zu schaffen, vermag ich wohl durch meine Kunst allein, und du sollst sie bald besitzen; aber daß sie dir nicht in Kurzem Astramond wieder entführe, das vermag ich nicht zu verhindern."

Der Zauberer klatschte in die Hände, sogleich eilte sein ganzer Hof herbei. „Freunde," sagte er, „unterhaltet meinen liebenswürdigen Gast und zerstreuet seine Schwermuth, denn ich werde einige Stunden abwesend sein." Hierauf fuhr er in seinem Wolkenwagen davon.

Nadir, im tiefen Sinnen über alle die Wunderdinge, welche ihm begegnet waren, nahm an den Vergnügungen wenig Theil, womit man ihn unterhalten wollte. Die seltenen kostbaren Dinge, welche man ihm zeigte, die Musik und Tänze, die Schauspiele und der hellerleuchtete Saal mit der köstlich besetzten Tafel machten wenig Eindruck auf ihn, und um so weniger, da er einen großen Zwang und einen düstern Trübsinn auf allen Gesichtern bemerkte, ungeachtet Alle Heiterkeit und Freude zu erkünsteln suchten.

Nadir stand bald von der Tafel auf, und unter dem Vorwande, ruhen zu wollen, ließ er sich ein einsames Gemach anweisen. Kaum ist er in demselben, so tritt der Zauberer hinein, und hat Naiden an der Hand. „Da hast du die Entbehrte," sagte der Zauberer, „und nun sei wieder froh!"

Nadir war froh; Naide war auch froh. Sie drückten sich die Hände, sie konnten sich nicht satt an einander sehen und stammelten einige Worte, Naide fand zuerst die Sprache wieder.

„Nadir," sagte sie, „lies in meiner Seele, wie glücklich ich bin, daß wir uns wieder haben. Aber laß uns zuerst dankbar sein gegen unsern Retter und Wohlthäter; ich kann es aber nur mit Worten sein, du kannst es mit der That durch deinen Ring."

„Nein, nein!“ unterbrach sie der Zauberer großmüthig. „Ihr seid mir Nichts schuldig; was ich für Euch that, that ich für mich selbst mit, und wünsche nur das Eine, daß Nadir Vertrauen zu mir fasse. — Ich lasse Euch allein, denn Ihr werdet zu sprechen haben.“

Sie waren allein, und Nadir wollte sich seinem Entzücken, das durch die Gegenwart des Zauberers war zurückgehalten worden, nun ganz überlassen; allein Naide sagte: „Nadir, berührt mich mit eurem Ringe!“ — Nadir wollte wissen, wozu, allein sie bat, fast mit Thränen im Auge, noch einmal: „Berührt mich mit eurem Ringe, Nadir! — Ihr seid betrogen!“

Nadir erschrak und berührte sie, und eine schöne Mädchengestalt stand vor ihm, aber es war nicht Naide. In diesem Augenblick der Verwandlung stürmte der Zauberer in's Zimmer, Wuth im Auge. Er hob den Zauberstab gegen das Mädchen, das sich angstvoll hinter Nadir zu retten suchte. Nadir, noch in voller Bestürzung, berührte mit seinem Ringe den Wüthenden, und dieser stand da starr und fast wie eine Bildsäule von Stein.

Nadir bedurfte einiger Zeit sich zu erholen. Mit Erstaunen hatte er die beiden letztern Proben von des Ringes Allgewalt gesehen; mit Erstaunen betrachtete er den unbeweglich dastehenden Zauberer und doch auch mit heimlicher Furcht. Doch glaubte er bald an den Schutz des Ringes.

„Du unglücklicher Mensch,“ sprach er zu dem Unbeweglichen, „was hast du nun von deinen tückischen Absichten? Den Bruder und mich hast du verderben wollen, und dagegen hat dich das Schicksal getroffen. — Kraft des Ringes aber verlang ich, sprich, was ist aus Naiden geworden? Sprich aber die Wahrheit!“

Jetzt kam wieder einiges Leben in den Erstarrten, obwohl er auf seiner Stelle blieb. Die Zauberruthe fiel ihm aus der Hand, und die Lippen fingen an sich zu regen. — Er sprach:

„Ich unterliege der stärkern Gewalt, und muß schon die Wahrheit sagen, falls ich auch nicht wollte. Ich muß sogar noch mehr sprechen, als ich wollte; denn die Gewalt des Ringes zwingt mich dazu, und mein Sträuben hilft Nichts.“

„Naide ist nicht in meiner Gewalt, sie ist sicher und wohl bewahrt bei Astramond. Meine Absicht war, Astramond zu verderben, Naiden, die ich gesehen habe, zu rauben und selbst deinen Untergang zu bewirken, sobald ich im Besitz des Ringes wäre. O! daß ich die Wahrheit sprechen muß, — muß! — — Höre, wer ich bin!“

„Ich heiße Naraor und bin in der That Astramond's Bruder, nur etwas jünger als er. Wir beide sind die Söhne eines Mannes, der in allen geheimnißvollen Künsten der erste und erhabenste war, und dem kein Zauberer den Rang streitig machen konnte. Alle Geister standen unter seinem Gebot, nur nicht der König der Geister, der aber dagegen sein Freund war.“

„An dem allgewaltigen Talismann, an dem Ringe nämlich, der jetzt in deinem Besitz ist, arbeitete mein Vater viele Jahre seines Lebens. Wir waren noch Jünglinge als das Werk vollendet war, und da wir in geheimnißvollen

Künsten von dem Vater selbst sehr gut unterrichtet waren, so begriffen wir denn auch den Werth des Ringes sehr gut, und jeder wünschte ihn allein zu besitzen. Ich, der ich meinen Bruder nie eben geliebt hatte, fing jetzt an, ihn zu hassen, kurz, es fingen böse Händel unter uns an, die niemals mehr aufhörten und den Vater beunruhigten, der sich viel vergebliche Mühe gegeben hatte, uns zu vereinen. Da alle seine Mühe nun fruchtlos war, ließ er uns Beide eines Tags kommen, und strafte uns mit harten Worten, und sagte, es solle nun Keiner von uns den Ring besitzen, der zwischen uns nur Haß und Feindschaft errege. In unserer Gegenwart warf er denselben in ein Gefäß mit Wasser, welches zu sieden und brausen anfing, als er einige geheimnißvolle Worte darüber ausgesprochen hatte. Dann stieg ein Adler aus dem Gefässe herauf und, den Ring im Schnabel, verschwand er vor unsern Augen in der Luft, nachdem der Vater ihm befohlen hatte, den Ring zu dem Geisterkönig zu bringen, wo derselbe bleiben solle, bis ihn nach dem Willen des Schicksals einer unserer Söhne erhielte. Er wiederholte es, daß ihn Keiner von uns selbst besitzen werde. Aber wer zuerst sich des Herzens eines tugendhaften und liebenswürdigen Mädchens würdig machen würde und sie zur Gemahlin und mit ihr einen Sohn bekäme, der hätte in diesem Sohn den Besitzer des Ringes und den mächtigsten Sterblichen der Erde."

„Der Vater mochte freilich wohl auf diese Weise unsern Bruderzwist beilegen wollen, indem er Jedem von uns den Besitz des Ringes unmöglich gemacht hatte, aber unser Haß entflammte nun erst recht heftig."

„Wir Brüder durchreiseten die Erde: Astramond, um eine Gemahlin zu suchen, wie der Vater sie bestimmt hatte; ich aber folgte ihm nach, um aus aller Macht sein Glück zu vereiteln."

„Die Tochter des Königs der unbekannten Inseln war ihrer blendenden Schönheit wegen eben so berühmt, als ihrer Tugend und Liebenswürdigkeit wegen. Mein Bruder zog dorthin, — ich zog ihm nach, sobald ich Nachricht davon bekam. — Ich komme dort an, ich trete in's Zimmer, und finde die Prinzessin und meinen Bruder beim König, und alle drei schienen schon einig! Aber die Prinzessin war schöner, o viel schöner als das Gerücht sie beschrieb. Hoch und stolz und mit drohenden Mienen bewarb ich mich auf der Stelle um sie."

„Der König kannte meine und Astramond's Macht und durfte es mit keinem von uns verderben."

„„Ich will euch einen Vorschlag thun, meine Prinzen,"" sagte der König, „„den ihr ohne Zweifel werdet billigen müssen. Ich kenne eure Verdienste und Tugenden. — Er kannte nämlich unsere Macht! — Seid ihr es zufrieden, daß der meine Tochter erhält, welcher mein Volk glücklich macht?""

„Wir waren es Beide zufrieden."

„Acht Tage nahm sich Jeder von uns Zeit, seine Anstalten zu machen. Binnen diesen Tagen folgte ich der Prinzessin auf allen Schritten und wurde

immer mehr gewiß, daß Astramond in ihrer Gunst weit höher stand, denn ich, wodurch mein Haß gegen ihn immer mehr und mehr stieg."

„Ich sann ernstlich darauf, wie ich den Preis gewinnen möchte. Reichthümer, dachte ich, sind es, die den Menschen der Mühe und Noth des Lebens überheben und ihm alle Lust und Freude gewähren; darum eben werden sie ja von Allen gewünscht, und Jeder strebt darnach."

„Damit mein Bruder mir nicht zuvorkommen möchte, behauptete ich trotzig, daß Astramond das Recht der Erstgeburt in diesem Falle nicht dürfe geltend machen. Wir müßten entweder beide zugleich handeln, oder aber das Loos entscheiden lassen. — Ich fürchtete, er könnte auch auf meinen Gedanken gefallen sein, und hoffte ihn recht beschämt zu sehen, wenn ich eher als er denselben ausgeführt hätte."

„Astramond lächelte und versicherte, er wolle hier sein Recht keineswegs geltend machen, und sei es um so mehr zufrieden, daß ich zuerst die Probe ablege, weil es ihm doch keinen Nachtheil bringen würde."

„Sein Lächeln und seine Ruhe bei dieser Versicherung erbitterten mich auf's Höchste; indessen ich rechnete nun mit Gewißheit auf den Preis und auf seine Bestürzung, und nahm mir noch vor, mich zu seiner Zeit überdieß noch furchtbar an ihm zu rächen."

„Der bestimmte Tag kam. Das Volk der Stadt war auf einem großen Platze versammelt. Ich sprach: „Ihr sollt Alle reich, Alle glücklich werden, lieben Freunde!" und schlug mit meinem Stabe, und unermeßlich viele Goldberge quollen überall aus dem Boden herauf. Ein Freudengeschrei erfüllte die Luft, das aber bald genug durch das Jammergeschrei der Unglücklichen unterbrochen wurde, die im Drängen nach den Goldhügeln zerquetscht oder erdrückt wurden."

„Die Hügel verschwanden beinahe eben so schnell, als ich sie hatte entstehen lassen. Ich ließ neue Hügel aus dem Boden hervorsteigen, bis zuletzt Niemand mehr Gold fortbringen konnte. — Astramond blieb bei dem Allen zu meinem Erstaunen ganz ruhig."

„Dieser Tag und die folgenden vergingen in tollem Lärmen und Schwelgen. Betrunkene taumelten sinnlos auf den Straßen umher; Händel und Schlägereien gab es überall; die Geringen höhnten die Hohen, denn sie hatten nun auch Gold, und nach den Gesetzen fragte Niemand in dem allgemeinen Taumel. Keiner wollte mehr arbeiten, sondern Alle nur jubeln, und in der Stadt war bald nicht mehr so viel an köstlichen Getränken und Speisen und an Sachen der Pracht und Ueppigkeit vorhanden, als verlangt wurde; auch nahmen sich die Kaufleute kaum die Mühe ihre Waaren zu verkaufen; denn sie hatten ja Gold genug, oder sie ließen ihre Vorräthe nur um ungeheure Preise ab. Hie und da wurden die Kaufladen gestürmt, und da Mangel einzutreten drohete, indem sich Niemand die Mühe gab, Zufuhren kommen zu lassen, so stand bald Alles daran, in einen allgemeinen Aufruhr auszubrechen. — Das sahe ich Alles. Schämen konnte ich mich nicht, aber ich ärgerte mich, ich wurde ergrimmt, und meine Wuth gegen Astramond stieg

immer höher, denn nun hatte ich ihm ja offenbar vorgearbeitet und es ihm recht leicht gemacht, den Preis davon zu tragen, wiewohl ich nicht wußte, wie er das anfangen wolle."

„Astramond's Tag kam. Er zog mit seinem Stabe einen weiten Kreis in die Luft, und dann noch einen, und sprach: „Nun ist es gut!" Das Volk sah ihn bedenklich, fast könnte man sagen, höhnisch an, denn sie sahen ja Nichts, und ich selbst war höchst verwundert. Aber wenn auch das Volk Nichts sahe, so fühlte es doch bald desto mehr. Es gerieth über alles Volk ein Friede, eine Herzlichkeit und ein gegenseitiges Vertrauen, die sonst so Vielen ganz fremd gewesen waren. Bekannte, Nachbarn und Ehegatten, die in Feindseligkeit und langjährigem Zwist gelebt hatten, fielen sich versöhnt und liebend in die Arme. Gastmahle wurden gegeben, bei welchen die Freude neben der Mäßigkeit und Ordnung wohnte. Man suchte sich überall auf, man wollte Geld und Gut mit den Andern theilen, wenn sie dessen nicht genug hätten; aber Niemand nahm es, denn Jedermann fühlte sich glücklicher, als Geld und Gut machen können. Ueberall trat zugleich das arbeitsame Leben in seine alte Stelle ein; aber mit weit mehr Freundlichkeit und Gefälligkeit als einst. Handel und Wandel waren regsamer als jemals, und in zwei Tagen waren Vorräthe aller Art in Uebermenge vorhanden. Die Arbeit brachte Vergnügen und der Abend der Ruhe liebes trauliches Gespräch mit Nachbarn und Bekannten, und die Nacht liebliche Träume im gesunden Schlaf und Heiterkeit beim Erwachen am andern Morgen. Alle fühlten sich glücklich."

„O! Astramond hatte den Geist der Liebe und den Geist der Ordnung über das Volk ausgegossen, und dieses, und nicht der König allein, erkannte ihm die Hand der Prinzessin einstimmig zu. Meiner aber spottete man. „Den laßt mir einen Weisen sein," hieß es, „der die Menschen durch Gold allein beglücken will!" Man hatte sehr vernünftige Gedanken über die natürlichsten Quellen des Menschenglücks, und ich konnte die Wahrheit derselben nicht abläugnen, aber mich ärgerten sie doch."

„Ich sann wüthend auf schreiende Rache, nahm aber, um sie sicherer ausführen zu können, den Schein der gelassenen Gleichgültigkeit an. Ich wußte, daß Astramond's argloses Herz leicht konnte hintergangen werden."

„Astramond mochte schon mehrere Monate verheirathet sein, als ich seine Gemahlin bei Gelegenheit einer Jagd entführte, ohne daß er im Stande war, auf mich Verdacht zu werfen, denn meine Anstalten waren mit listiger Sicherheit getroffen."

„Ich brachte die Prinzessin auf eine fern entlegene unbekannte Insel, und ihre Jammerthränen waren mein Labsal, und die Verzweiflung, in welcher sich Astramond befinden mußte, meine Wonne, mein Entzücken."

„Die himmlische Schönheit der Prinzessin wirkte jedoch mit der Zeit auf mich. Ich unterließ sie zu quälen, ich fing an sie heftig zu lieben, aber sie verabscheute mich je länger je mehr. Da wollte ich ihres Gemahls Gestalt annehmen, aber ich konnte es nicht dahin bringen, welche Zauberkünste ich auch anwendete. Mir widerstand eine unbekannte Gewalt."

„Mir war in einer Nacht der Geist des Vaters erschienen, mit einem strahlenden Schwert in der Hand, dessen Griff ein einziger Rubin war, und welches er gegen mich aufhob. „Du elender Bösewicht," sprach der Greis, „deine Versuche sollen vergebens sein. Verhüte dein Unglück!" — — Der Geist sprach es deutlich und vernehmlich und donnernd genug, als daß ich es hätte überhören können."

„Noch versuchte ich vielfältig alle meine Kunst, mich in Astramond's Gestalt hineinzustehlen, ja hinein zu zwingen, aber nimmer wollte es mir gelingen. Alle Gestalten konnte ich annehmen, nur diese einzige nicht."

„Ich wurde wüthend, und aus den Prachtzimmern, worin die Prinzessin gelebt hatte, verstieß ich sie in ein tiefes moderiges Gewölbe, wohin sich niemals ein Sonnenstrahl hätte hineinstehlen können. — O! ich hatte teuflische Absichten, recht teuflische! — — Aber nach einigen Monaten erscheint mir der Geist des Vaters mit seinem Flammenschwert wieder und spricht zu mir, mit Zorn in den Augen: „Nimm ein Schiff und durchfahre mit des Bruders Weib alle Meere, und quäle es nimmermehr. Zittre, wo du nicht gehorchst!"

„Ich gehorchte, aber freilich nur, weil ich mußte, denn mich trieb eine unwiderstehliche heimliche Gewalt."

„Einen Monat lang segelten wir auf der See dahin und dorthin, ohne daß uns etwas Besonderes wäre aufgestoßen. Die Prinzessin brachte während dieser Zeit einen Sohn zur Welt — dich, Nadir."

„Es kam nicht lange nach dieser Zeit ein Schiff auf uns zugesegelt. Da wir uns einander nahe genug waren, sahe ich, daß es von Astramond geführt wurde. Uns sehen, uns einander wüthend angreifen, war Eins. — Ich suchte Astramond, um mit Einem Streiche unsern Kampf und meinen Haß zu enden; ich traf auf ihn, aber er hatte das strahlende Flammenschwert in den Händen, mit welchem der Vater mich bedroht hatte, und gegen welches ich nicht vermochte zu bestehen. Mein Blut erstarrte, meine Haare sträubten sich empor, meine Kniee zitterten, meine Leute wurden bei meinem Anblicke muthlos. Wir wollten fliehen, wurden aber genommen und in Ketten geschlagen. Ich, die Prinzessin und ihr Sohn wurden vor Astramond geführt. Dieser, der durch sein Elend mißtrauisch und grillig geworden war, zweifelte nicht, seine Gemahlin habe sich mit gutem Willen von mir entführen lassen, und in der ersten Uebereilung seines Zorns verwandelte er sie in eine schwarzweiße Hündin, und ließ sie nebst dem jungen Knaben im Korbe, den er nicht für den seinigen hielt, in's Meer werfen. Ich riß ihn nicht aus seinem Irrthum. Mir ließ er die Fesseln abnehmen, indem er sagte: „Ich will dich nicht tödten, du Unwürdiger, denn du bleibst doch immer mein Bruder, gehe und lebe, und wenn es dir noch möglich ist, so werde besser!"

„Ich wurde in ein Boot gesetzt, erreichte in wenigen Tagen das Land, bauete mir diesen Palast, wo ich meinen Gram, meinen Unmuth, meinen Grimm durch mancherlei Zerstreuung zu heilen versuchte und doch nicht geheilt habe. Es machte mir Vergnügen, den Eltern ihre schönsten Söhne und

Töchter zu entführen, und ich hatte meine Freude an dem Schmerz der Eltern und der entführten Kinder, aber ich war dennoch nicht froh. Ich erfuhr, daß es Astramond auch nicht sei und unweit des Thales der Ruhe und des Friedens in seinem Schmerze versunken lebte. Vor einigen Wochen erfuhr ich, er habe seine Gemahlin unter der Gestalt einer schwarzweißen Hündin wieder gefunden und diese habe sich erboten, ihre Unschuld zu beweisen, wenn er seinen und ihren Sohn nach dem Ringe der Geister senden wolle. — Er that es, nachdem er zuvor deine Naide entführt und sie in eine weiße Taube verwandelt hatte, damit du nicht durch sie von der Reise zurück gehalten werden möchtest. — Das Uebrige weißt du selbst. — Räche dich nun und vertilge mich!"

„Rächen will ich mich auch," sagte Nadir, „aber auf deine Art Rache verstehe ich mich nicht!"

Nadir wünschte, daß seine Eltern und Naide erscheinen möchten und im Augenblicke erschienen sie durch die Zaubermacht des Ringes auf einem Wagen von weißen Tauben gezogen. Die Prinzessin aber war keine Hündin mehr, sondern hatte ihre Gestalt und Schönheit wieder wie vor sechszehn Jahren, indem die Jahre der Verwandlung nicht zu ihrem Leben gerechnet wurden.

Nadir gab dem Vater seinen Ring, sich dessen immerdar zu bedienen. „Nein, mein Sohn," sagte Astramond, „behalte du ihn, du bist würdig, ihn zu besitzen. Nur einen Augenblick will ich Gebrauch davon machen und zwar gegen Neraor, um mich zu rächen."

„Du willst ihn doch nicht verderben, mein Vater?" fragte Nadir.

„Ich will mich rächen," sagte dieser, „wie du dich selbst gerächt haben würdest."

Da gab ihm Nadir den Ring und Astramond berührte mit demselben Neraor's Stirne und Herz und sprach: „Werde weise und gut!"

In demselben Augenblicke war es demselben, als verzöge sich ein Nebel, der bisher sein ganzes Innere verhüllt hätte und er wurde von Stund an tugendhaft und gut. Aber er blieb von nun an auch traurig und schwermüthig, wegen der Erinnerung voriger Schlechtheit und wegen der bitteren Reue darüber.

Astramond und seine Gemahlin vereinigten sich wieder mit Liebe und Zärtlichkeit: Nadir und Naide wurden ein beneidenswerthes Paar; allen eingesperrten Prinzen und Prinzessinnen gab Neraor ihre Freiheit wieder und beschenkte sie mit den köstlichsten Gaben, daß sie allesammt glücklich wurden; er selbst aber blieb immerdar trübsinnig, wie sehr auch Astramond und seine Gemahlin und Nadir mit Naiden ihn zu erheitern suchten. Nur je zuweilen erheiterte ihn das Glück der Lieben, die er hatte verderben wollen und die ihn geschont und gerettet hatten.

Der Schlechten, die wie Neraor sind, gibt es noch viele, denn diese Art stirbt nimmermehr aus; aber leider ist der Ring verloren gegangen, der sie gut machen könnte, und sie selbst denken nicht daran, besser zu werden, sondern bleiben wie sie sind bis an's Ende; — nämlich schlecht, so schlecht, daß sie selbst Brüder hassen können.

Die drei Königskinder.

Ein König von Persien hatte, wie der Khalif Harun Alraschid, die Gewohnheit, des Abends in seiner Residenz verkleidet umher zu wandeln und Alles zu beschleichen.

Da sah er einmal durch ein Schlüsselloch und horchte an der Thür, — und sahe drei Mädchen, drei Schwestern, die waren wunderschön und die pappelten und schwatzten mit einander und die jüngste war die schönste.

Die Mädchen sprachen so darüber, wen jedes von ihnen wohl am Liebsten zum Manne haben möchte, und die Aelteste wählte sich des Königs Koch, weil sie dann täglich die köstlichsten, niedlichsten Speisen hätte, von welchen sie eine Liebhaberin war. Die Mittlere wünschte sich den Bäcker des Königs, denn da hätte sie Kuchen und Torten und der Koch würde den Bäcker wohl auch nöthig haben; beide brauchten einander und also hätte sie auch Braten und Fisch. — Die Jüngste wünschte sich den König selbst.

„Ei ja!" sagten die Schwestern, „du bist nicht dumm; denn da hättest du Alles, was wir haben und noch viel mehr obendrein. Aber so hohe Gedanken haben wir nicht, wie du hast!"

„O! wir wünschen ja auch nur," sagte die Jüngste, „und Wünsche hat man umsonst. Wenn ich aber eine große und schöne Prinzessin wäre, da würde ich mir ihn im Ernste zum Gemahl wünschen, weil er so gut und liebenswürdig ist und ein so schöner Mann obendrein."

Dem Könige gefiel es sehr, was das hübsche Mädchen sagte, zumal da es aus treuem, ehrlichem Herzen kam; denn es wußte ja nicht, daß es der König behorchte, und das Mädchen gefiel ihm aus der Maaßen. Er ging fort, ohne zu irgend einem seiner beiden Begleiter, die weder Etwas gesehen noch gehört, sondern in ehrerbietiger Entfernung hinter ihm gestanden hatten, nur ein Wörtchen zu sagen. Er dachte sich aber das Seine und hatte überhaupt in derlei Dingen gar viel und mancherlei Gedanken.

Am andern Tage, als der König auf seinem Throne saß und die Fürsten und Herren demüthig um denselben herstanden, da wurden zum Erstaunen Aller drei schöne Mädchen vorgelassen. — Es waren die drei Schwestern.

Und als sie vor seinem Throne standen, sprach der König, der sonst immer sehr ernst war, sie gar holdselig und liebreich an.

„Ihr lieben hübschen Kinder, sagt mir doch, was Ihr gestern zu Abend mit einander geplaudert habt und besonders was sich eine Jede von Euch gewünscht hat?"

Da wurden die Mädchen recht verlegen und verwirrt und blutroth. Sie merkten wohl, worauf es gemeint war, wollten es aber nur nicht gern sagen, zumal vor so vielen Ohren.

Was half es? — Sie mußten es dennoch sagen!

Und die Aelteste, welche die dreisteste war, hub an und sprach: „Wir wußten eben in der Dämmerung nichts Besseres zu thun, als zu plaudern

und zu wünschen und ich wünschte mir — ach ich schäme mich aber — den Koch Eurer Majestät; denn da hätte ich immer etwas Gutes zu essen und dürfte nicht sorgen. Aber es war nur ein Wunsch!"

Der König winkte. Der Koch trat herein und der König sprach: „Da habt einander und lebt nun glücklich und vergnügt!"

Die zweite Schwester war durch das Beispiel der ältesten schon gar dreist geworden, zumal da sie nun absahe, wie es etwa ergehen könne und that ihren schönen Mund auf und sprach:

„Großmächtiger Herr! ich wünschte mir Euren Bäcker; denn gute Torten und schöne Kuchen mit Mandeln, Rosinen und Pistazien schmecken freilich sehr gut — und," setzte sie schalkhaft hinzu, „wir Mädchen lieben ja süße Leckerbissen."

Der König lächelte; der Hofbäcker trat herein, und — Beide wurden ein Paar.

„Aber was hast Du dir denn gewünscht, du liebe holde Kleine?" fragte der König die Jüngste.

„Ach!" sagte die, „ich kann es nicht sagen," und schlug die Augen so verschämt nieder und blühte wie eine eben erst aufgebrochene Rose.

„Könntest du mich denn wohl lieb haben?" fragte der König sehr freundlich.

„Ach!" sagte das gute Kind! und konnte Nichts mehr sagen und schämte sich gar sehr.

Nun! Ihr seht schon, wie das gegangen sein mag. — Sie wurde die Gemahlin des Königs, wie denn das im Morgenlande sehr in Art und Ordnung war und noch heutiges Tages ist, daß, wenn man König und Herr ist, man nicht gerade Prinzessinnen und Gräfinnen heirathet, welche es ohne dieß dort nicht viel gibt, sondern die, welche man recht lieb hat. Bei uns aber ist es doch etwas anders.

Hier aber war eine rechte und herzliche Liebe von beiden Seiten und sie lebten denn auch herzlich, innig und glücklich mitsammen und das arme Mädchen war nun auch, ohne alle Mühe und Schwierigkeit, eine hohe Prinzessin oder vielmehr Königin geworden. Aber sie blieb im Herzen demüthig und achtete die Schwestern eben so wohl als zuvor. Aber die Schwestern waren nicht so.

Die Kochs- und die Bäckersfrau waren reicher geworden als sie sich jemals hätten träumen lassen; aber als nun ihre Schwester noch mehr als sie selbst geworden war, so nahmen sie ihr das ordentlich übel und sannen neidisch auf böse Anschläge, indem sie dachten, einer von ihnen sei es wohl eher zuständig gewesen, Königin zu werden und Jede dachte in ihrem Herzen, ihr selbst hätte es am Meisten gebührt. Daß nun die Schwester glücklicher geworden war, als sie, wenn anders Hoheit, Glanz und Reichthum Glück zu nennen sind, hätte sie ja wohl sehr erfreuen sollen; aber sie betrachteten es gleichsam als ein Verbrechen, das gegen sie begangen wäre und beschlossen sich zu rächen, sobald die Gelegenheit sich fände.

Die Gelegenheit fand sich denn bald. Die Königin wollte niederkommen

und die beiden Schwestern boten sich als Wartefrauen an, welches Anerbieten von der Königin recht dankbar angenommen wurde; denn in den Händen der Schwestern dachte sie sich am Besten bewahrt. — Ach, sie war gerade in die schlechtesten Hände gefallen!

Sie war niedergekommen mit einem sehr hübschen Knaben — einem Prinzen muß ich sagen, — aber die Schwestern hatten gräßliche Gesichter gemacht und hatten gesagt, es sei ein Mondkalb und hatten den kleinen Ankömmling mit List und Kunst um so verdachtloser beiseit geschafft, weil sie die Schwestern waren und hatten den Prinzen in einem Kasten auf einen der Kanäle des Gartens ausgesetzt, die den Königspalast umgaben.

Die Schwestern sagten dem Könige, das Mondkalb, welches ihre Schwester gebracht habe, sei recht häßlich und ungestaltet. Der König hatte auf einen schönen Prinzen gerechnet, zog ein sauer Gesicht, gab sich aber zufrieden.

Zum zweiten Male kam die Königin wieder mit einem schönen Prinzen in die Wochen; aber die Schwestern sagten, sie habe ein rauchhaariges abscheuliches Seekalb gebracht und das Gesicht des Königs wurde sehr finster. Der Prinz wurde wieder auf denselben Kanal in einem Kasten ausgesetzt und schwamm auf dem Kanal fort, wie zuvor das ältere Brüderchen.

Und im dritten Jahre kam ein hübsches, munteres Mädchen, welches aber die Schwestern als einen gar häßlichen schwarzen Kater beschrieben und setzten es ebenfalls auf den Kanal. — Den Muth, die armen Kinder verschmachten zu lassen, hatten sie schon, nur nicht den Muth, dieselben gleich abzuwürgen, darum setzten sie dieselben aus.

Aber der König, der niemals recht zugesehen und nachgefragt hatte, — denn sonst wäre das Märchen aus gewesen, — wurde recht zornig und grimmig auf die Gemahlin, die ihm lauter Ungeheuer gebar und wollte solch eine Gemahlin nicht haben.

Wer das Unglück hat, hat die Schuld und so war es auch hier. Der König ließ an einen der Tempel, die in seiner Stadt waren, ein enges Gitter, so etwa wie einen Käfig, bauen; er ließ die Königin in dieses Gitter einsperren und er gab sogar den grausamen Befehl, daß Jeder, der in den Tempel ging, der Unglücklichen in's Gesicht speien sollte, weil sie ein Ungeheuer wäre, das nur Ungeheuer gebäre. Aber Keiner gehorchte dem Befehle gerne; denn Jeder wurde gerührt von ihrer Schönheit und von ihrem Leid, und Manche dachten auch, was kann denn die Unglückliche dafür, daß sie Ungeheuer zur Welt gebracht hat.

Aber was wurde denn aus den armen unschuldigen Kinderchen? — Die mußten denn wohl umkommen? —

Nein, die kamen nicht um; die schützte der Himmel.

Der Oberaufseher der königlichen Gärten und Anlagen hatte sich schon seit mehreren Jahren vom Hofe unter irgend einem Vorwande zurückgezogen; denn das Treiben und Wirren des Hoflebens konnten ihm nicht gefallen, der ein ehrlich schlichter Mann war und recht gebildet dazu. Er hatte sich in einiger Entfernung vom Königspalast ein herrliches Landhaus erbauet, lieb-

licher und anmuthiger als der Königspalast selbst, obwohl nicht ganz so geräumig. Viel herrliche große Gärten, viel Fluren, Auen und Pflanzungen gehörten zu dem Landhause und ein großer Wald zog sich um die Besitzungen rings umher.

Hier lebte er in glücklicher Abgezogenheit, obwohl immer noch in Verbindung mit einigen gleich treuen und redlichen Seelen am Hofe, die gleicher Gesinnung mit ihm waren, aber nicht so reich als er, um sich vom Hofe zurückziehen zu können.

Von ihnen erfuhr er die Vermählung des Königs, die Gesinnungen der Schwestern der Königin, die Niederkunft der Letzteren, und daß sie ein Mondkalb zur Welt gebracht hätte.

Er schüttelte, während er in seinem Garten hin und her wandelte, über dies Alles den Kopf gar sehr und indem er noch sinnt und noch wandelt, schau! da kommt auf dem Kanale daher geschwommen ein kleines Kästlein, und piept und wimmert Etwas darin.

Er zieht das Kästlein an's Land; er läßt es durch einen seiner Arbeiter in sein Zimmer tragen, öffnet es allein und findet einen lieblichen Knaben darin und dankt für die Bescheerung Gott; — denn er hatte sich wohl seit vielen Jahren Kinder gewünscht, aber der liebe Gott hatte ihm keins gegeben.

Nun hatte er ein Kind; und ob er zwar ein recht braver Mann war, so war er doch auch am Hofe gewesen und errieth schon, wessen Kind es eigentlich sein mochte.

Noch zwei Mal kamen Kästchen mit Kindern geschwommen, wurden aufgefischt und mit Freude und Dank vom Oberaufseher der Gärten aufgenommen, zumal das kleine liebe Ding von Mädchen im letzten Kästlein; denn nun hatte er doch zu zwei Knäblein ein Mägdlein, und mehr begehrte er nicht.

Er wußte, weß Abstammung sie waren, wie wir gesehen haben; aber er dachte, es sei nicht Noth, daß die Kinder selbst es wüßten! Sie wurden gesäugt durch Ammen; sie wurden belehrt durch Lehrer in aller Wissenschaft und Kunst, selbst im Reiten und Jagen, und die Prinzessin — ei, ich wollte sagen, das liebe Kind von Mädchen, lernte Alles mit und der alte Oberaufseher hatte seine Freude daran, wie sie so lustig und fröhlich heranwuchsen, und konnte sie ohne Liebe nicht ansehen; denn sie waren seine eigenen Kinder geworden und sie selbst hielten sich auch für nichts Höheres. — Sie lernten Alles gemeinschaftlich, nur die Prinzessin lernte noch die Zither, — in unsern Zeiten hätte sie die Guitarre lernen müssen, wie sich von selbst versteht, weil man sie nur zu schlagen und nicht eben lange spielen zu lernen braucht, indem das Geklimper meistens schon von sich selbst geht. — Ein rothes Band an dem Saitenkasten wäre dann die Hauptsache gewesen.

Der liebe herzige Vater, den sie mit Recht immer für ihren wahrhaftigen Vater gehalten hatten, starb, ohne daß er seinen Kindern ihre Abstammung entdeckt hatte. Er wollte, daß sie zu ihrem eigenen Glück in ihrem jetzigen Stande bleiben sollten; aber das Schicksal wollte es anders.

Bahman, der älteste Prinz und Perwis, der zweite, waren auf die

Jagd geritten; aber die Schwester, Parizade geheißen, war dies Mal zu Hause geblieben, obwohl sie sonst öfter mit den Brüdern zu Wald geritten war mit Jagdspieß und Jagdmesser und auch ihr Wild erlegt hatte.

Es kam an ihren Palast eine sehr alte Frau, die gerade sogleich die Prinzessin antraf und sie um die Erlaubniß bat, ihr Gebet in demselben verrichten zu dürfen, indem die Stunde des Gebets gekommen sei. — Es war in dem Landhause eine kleine Betkapelle, in welche sie Parizade freundlich hinein wies.

Nachdem die fromme Alte gebetet hatte, ließ die Prinzessin ihr Alles auftragen, was dieselbe erquicken konnte, und sie hatte unter hundert Dingen das Aussuchen.

Sie hatte sich erquickt und nun führte sie die gütige Parizade im Hause und in dem Garten und Anlagen herum. Darauf ruhten Beide aus.

„O!“ sagte die Alte, „ich bin weit umher gewandert in der Welt, aber so etwas Wunderherrliches, so mit Sinn und Geist gedacht und mit Kunst ausgeführt, hab' ich noch nie gesehen!“ — Man sieht, daß die alte Person eine Kunstkennerin war. „Aber,“ setzte sie hinzu, „wären in diesen Anlagen noch drei Stücke, so würden sie wohl in der Welt nicht mehr zu übertreffen sein, wie ich glaube.“

„Welche Stücke wären denn das, gute Mutter?“ fragte die Parizade; „und sollten sie denn nicht zu erlangen stehn?“

„Wären's wohl,“ sagte die Alte, „aber stehen schwer zu erlangen und sind Viele, die darnach ausgingen, zu Grunde gegangen! — Ich habe sie übereilt erwähnt und wünschte dieselben unerwähnt gelassen zu haben, denn ich sehe auf Eurem Gesichte, Ihr hättet diese drei Stücke recht gern — und doch, sie sind ja entbehrlich und wenn ich alte schwache Frau Nichts davon gesagt hätte, hättet Ihr sie auch nicht vermißt und wäret so glücklich gewesen als zuvor. — Thut so wohl und forschet nicht weiter; denn ich könnte es Euch, weil Ihr so gar gut seid, nicht abschlagen, Alles zu eröffnen, — aber laßt es gut sein; Ihr habt ja des Schönen genug und mehr als Ihr bedürft von allen herrlichen Sachen!“

Freilich! wenn Parizade kein Mädchen gewesen wäre! — Nein, sie mußte die drei absonderlich seltsamen Stücke wissen, um, wo möglich, dieselben herbei zu schaffen.

„Sagt's doch nur, gute, liebe Mutter, damit ich sie doch wenigstens kenne,“ sprach sie; „denn wenn es zu gefährlich ist, begehre ich ihrer nicht weiter.“

„Nun, so habt's denn, weil Ihr es wollt,“ sagte die Alte: — „Was der Schönheit noch fehlt, ist der sprechende Vogel, der aber freilich gar anders spricht als ein Staarmatz und Papagai, nämlich er spricht viel vernünftiger, als mancher Mensch. — Dann kommt der singende Baum, in welchem alle Instrumente und Stimmen wohnen; und das goldgelbe Wasser, welches in einem Marmorbecken in einem großen dicken Strahl, wie eine Garbe in die Höhe steigt und in das Becken wieder zurückfällt.“

„Mutter, herzliebgute Mutter,“ sagte die Prinzessin, „von so wunder-

samen Dingen hab' ich niemals nur Etwas gehört; aber Ihr müßt auch so gut sein und mir sagen, wo dieselben zu haben sind!"

„Das will ich denn Euch auch noch sagen zum Dank für Eure gastlich freundliche Aufnahme, obwohl ich abermals wünschte, Ihr schlügt Euch diese Dinge ganz aus dem Sinn."

„Nein, gute Mutter, nein! Es ist nur der Seltenheit wegen!" erwiderte Parizade.

Die Alte sagte ihr hiermit Alles und ging dann weiter.

Die Brüder kehrten am Abend von der Jagd zurück und fanden die geliebte Schwester in tiefem, seltsamen Nachsinnen, dessen Grund sie ihnen nicht eröffnen wollte; denn sie wußte, daß die Brüder, die keinen Wunsch ihr unbefriedigt ließen, um dieser seltsamen Dinge willen Alles, selbst das Leben daran setzen würden, und dann könnte sie die Brüder verlieren, ohne welche ihr die Welt Nichts werth war.

Aber die Brüder drangen so lange und so bittend in sie, daß sie ihnen Alles gestand, was die alte Frau erzählt hatte, und sich eine thörichte Närrin schalt, daß sie über solche Dinge sich hätte beunruhigen können, die am Ende vielleicht in der Welt gar nicht vorhanden wären.

Bahman und Perwis, die sich heimlich berathschlagten, waren darüber einig, daß die Schwester diese Wunderdinge haben müsse; aber darüber konnten sie nicht einig werden, wer sie suchen und holen sollte; denn jeder derselben wollte das Verdienst darum haben. Bahman, der Aeltere, behauptete das Vorrecht seiner Geburt. Er ging zu der Schwester hin und berichtete ihr, daß er nach den drei Wunderdingen auszöge, und es schien ihn gar nicht zu rühren, daß die Schwester bat, flehte, weinte, und ihm vorstellte, daß sie vor Angst sterben müsse, und wenn er umkäme, auch nicht am Leben bleiben könne. Genug, er ließ sich nicht bewegen, obwohl ihm sein Herz schwer war, sondern versicherte, er hoffe glücklich zu sein; denn er dachte, er sei ja tapfer und kühn. Damit zog er fort. Zuvor hatte er der Schwester ein Messer gegeben, mit der Bitte, es von Zeit zu Zeit anzusehen und es zu betrachten, und gesagt, es gehe ihm gewiß recht wohl, so lange das Messer blank und rein bliebe; aber wenn ein Blutstropfen daran hinge, dann sei er todt aus Liebe zu ihr.

Diese Worte klangen Parizaden noch furchtbar in den Ohren nach, als der Bruder schon aus ihren Augen war.

Täglich, ja stündlich beinahe zog sie das Messer hervor, und fand es, wie sie es wünschte, blank und rein, zu ihrem Entzücken.

Bahman hatte seine besten Waffen mit, mit welchen er Alles auszurichten gedachte, weil er sich einbildete, die Faust allein mache den tapfern Mann.

Er zog seines Weges nach der Anweisung, welche die alte Frau der Schwester gegeben hatte, indem er weder zur Rechten noch Linken auswich. Er durchreisete auf diese Weise ganz Persien, wo er nach 20 Tagen in öder und unbekannter Gegend einen uralten Derwisch unter einem Baume fand

in der Nähe einer Strohhütte. Der Derwisch sonnte sich und war höchst häßlich. Der Rücken war gekrümmt wie ein Sprenkel, die schneeweißen Augenbrauen und Kopfhaare hüllten das ganze Gesicht ein, und der Lippenbart hing bis zum Bart des Kinns herab und verschloß den Mund. Die Nägel an Händen und Füßen waren länger, als die eingetrockneten Finger jemals selbst gewesen sein konnten.

Es gehörte zu der Anweisung, die Parizade von der Alten empfangen hatte, diesen Derwisch nach dem Wege zu dem Berge zu befragen, auf welchem die gesuchten Seltenheiten sich befanden.

Obschon der Alte wie ein gräßliches Ungeheuer aussahe, hatte Bahman dennoch keine Furcht, redete ihn an, und fragte nach dem Wege zum Berge; aber die Antwort war ein dumpfes Gemurmel, welches das dicke Gebüsch des Bartes nicht durchdringen konnte. Bahman sahe bald, woran es lag, daß er kein Wort verstand. Da nahm er eine Scheere, schnitt dem Derwisch die Haare weg, wobei dieser ruhig still hielt, und brachte sein Anliegen vor.

Der Derwisch ermahnte ihn sehr, von seinem gefährlichen Wagstück abzustehen, in welchem viel Herren, Ritter und Helden untergegangen wären, die stärker und älter gewesen wären als er, und hätten mehr Erfahrung gehabt als er, indem sie weit und breit in der Welt wären umher gewesen, und hätten sich viel versucht.

„Sagt mir die Gefahren nur, ehrwürdiger Vater," bat Bahman, mit vielen Schmeicheleien.

„Mein Sohn," sagte dieser, „du sollst Alles getreulich wissen, weil du es so haben willst."

„Wenn du an den Berg der Wunderdinge kommst, so wirst du auf ihm eine Menge schwarzer Steine antreffen, fast von unten an bis oben hinauf. Siehe, das sind die Fürsten und Ritter, welche dasselbe suchten, was du suchst. Sie wurden nebst ihren Pferden in solche Steine verwandelt; indem, während sie hinauf stiegen, Stimmen hinter ihnen erschallten, spottend, drohend und donnernd. Da wurden sie furchtsam, wollten umkehren, und sich mit der Flucht retten; aber indem sie sich nur umsahen, waren sie schon versteint. Ich hatte es ihnen eben sowohl zuvor gesagt, als dir, mein Sohn, aber sie glaubten mir eben so wenig als du, und darum sind sie untergegangen."

„Hoho! mein ehrwürdiger Vater," erwiderte Bahman, „Vor bloßen Stimmen bin ich eben nicht gewohnt mich zu fürchten, wenn sich auch meine Vorgänger mögen gefürchtet haben. Solche kindische Furcht kenne ich Gottlob nicht. Habt Dank für Eure Nachricht, und thut mir nur den Gefallen noch, mir Anweisung über den Weg zu geben, den ich zu nehmen habe."

„Du willst es also," sprach der Derwisch, „und bedenkst nicht, daß der in der Gefahr umkommt, der sich muthwillig hinein begibt."

Mit diesen Worten zog derselbe eine Kugel aus seinem lumpigen Kittel, und gab sie dem kühnen Helden, mit dem Bedeuten, er solle dieselbe nur vor sich hinwerfen, so würde sie vor ihm sich hinrollen, und ihn des rechten Weges schon führen.

Bahman empfahl sich dankend, nahm die Kugel, setzte sich auf's Pferd, warf die Kugel vor sich hin, und diese rollte so schnell, daß er mit seinem flüchtigen Araber kaum zu folgen im Stande war.

Er kam glücklich an dem Fuße des Wunderberges an, an welchem die Kugel zu rollen aufhörte, stieg vom Pferde, welches fest auf seinem Platze blieb, obgleich er demselben den Zügel hatte auf den Hals gelegt; er besah sich den Berg von allen Seiten, und fand überall die schwarzen Steine. Der junge Fant dachte, ihm könne es nicht fehlen, und fing an den Berg zu besteigen.

Kaum war er vier Schritte den Berg hinan, so flüsterte es hinter ihm heimlich mit leisen Stimmen, gleichsam als ob er's nicht hören solle:

„Seht doch den albernen Burschen, den närrischen Narren! — Laßt ihn nur laufen! — Wo der hin will, dahin kommt er nun und nimmermehr! — Er hätte immer können zu Hause bleiben."

„Flüstert und spottet nur immer," dachte Bahman, „ich werde mich nicht daran kehren."

Aber je höher er stieg, desto stärker wurden die Stimmen: „Haltet den unvernünftigen Bengel auf, und gebt ihm Stockschläge." — „Bewahre!" riefen andere Stimmen, „thut ihm Nichts; ihr sehet ja, daß er ein junger Dummhans ist, ein jämmerliches Wichtlein, ein Milchbart, der noch nicht einmal Flaum auf der Lippe hat. — Es ist ja ein scharmantes Kerlchen, und ein gar zartes dazu, und wenn ihr ihn unsanft anrühret, so möchte er schreien; das klänge nicht gut; und er würde wohl gar zu Brei. — Schade um's junge Leben! — — Nicht Schade! Schlagt den Laffen immerhin todt." So lauteten die Stimmen.

Bahman stieg noch einige Schritte höher, aber schwankend und zitternd, und die Stimmen folgten ihm gewaltiger und verworrener nach, wie das Rauschen und Brausen des Meeres bei grimmigem Sturm mit darunter hallendem Donner.

„Nun würgt ihn ab!" rief plötzlich eine donnernde, brüllende Stimme dicht hinter ihm, da er kaum bis auf die Mitte des Berges gekommen war.

Da erbebte sein Herz; er vergaß des Derwisch Rath, er wendete sich um, und wollte entfliehen, — und ward zum Stein und sein Pferd desgleichen.

Parizade hatte täglich mehrmals Bahman's Messer beschaut, welches sie an ihrem Gürtel mit goldnem Kettchen befestigt hatte, und hatte sich gefreut, daß ihr Bruder immer so gesund und wohlbehalten sei. — Aber da sie es wieder einmal sieht, o Himmel, da hängt an der Spitze ein Blutstropfen und die Klinge ist mit Blutflecken angelaufen.

Parizade erhebt ein herzzerschneidendes Geschrei, klagt sich an als die Unglücksstifterin, jammert und weint, und läßt sich vom Perwis nicht trösten. Sie schilt die Alte, sie schilt sich selbst, sie schilt ihre verderbliche Neugier.

„Schwester," sagt Perwis, „ich will den Bruder erlösen, und die Wunderdinge holen; vielleicht bin ich glücklicher als er."

Es ging mit Allem, wie es beim Bahman ging. Die Prinzessin fleht

und stellt ihm vor, daß sie ja ganz und gar verwaist sei, wenn auch er fortzöge. — „Und Perwis," setzte sie hinzu, „wenn du auch umkommst, wie soll ich dann noch leben? — Perwis, lieber Perwis, bleib bei mir!" Perwis war gerührt, aber er blieb nicht. „Hoffe das Beste, geliebte Parizade," sagte er, „ich will sehr behutsam sein. Nimm diesen Rosenkranz; laß täglich seine Kügelchen abrollen, und wenn sie einmal stocken und nicht mehr rollen, so weißt du mein Schicksal. Gott schütze dich!"

Er entfloh ihren Thränen, indem er mit seinem Pferde schnell davon eilte. Er fand den Derwisch mit seinen Ermahnungen, und als diese nicht fruchteten, erzählte ihm derselbe des Bruders Schicksal, und da auch dies fehlschlug, so gab er ihm alle Anweisung und auch die rollende Kugel, und Perwis kam an den Berg.

Er erstieg den Berg, und die Stimmen waren eben so hinter ihm her, wie beim Bahman; aber er achtete ihrer wenig, so stark und gewaltig sie auch waren. Etwas war er über die Mitte der Berghöhe hinauf, da rief drohend eine starke Stimme: „Steh nur wenigstens du feiger, ehrloser Hund, der du auf kein Schimpfen achtest, damit ich dich züchtige, wie du es verdienst! — Ist denn dein Degen von Marzipan?"

Da vergaß sich Perwis, weil es seiner Ehre zu nahe sei, solche Schmach zu ertragen. Er zog seinen Säbel, um den Gegner anzugreifen, als er sich aber umwendete, war er schon zu Stein geworden und sein Pferd desgleichen.

Ach! und der armen Parizade Rosenkranz stockte, und kein Kügelchen wollte mehr rollen.

Sie schrie jetzt nicht, sie jammerte nicht. — Aber warum nicht? — Sie hatte den traurigen Fall gefürchtet, und war schon lange einig mit sich selbst darüber, was sie thun wollte. — Entweder die Brüder von der Steingestalt erlösen, wenn es ihr anders beschieden sei, oder mit ihnen versteint werden.

Sie sagte eines Tages ihren Leuten, daß sie eine Reise vorhabe, und befahl, was gethan werden sollte. Ihrem Haushofmeister gab sie die Aufsicht und den Befehl über Alles, und am nächsten Tage war sie am frühesten Morgen in bereit gehaltener Mannskleidung schon eine Strecke fort, ohne daß noch eine Seele im Hause erwacht war. Daß sie reiten konnte, wie unsere vornehmsten Damen, und jagen dazu, und mit Jagdspieß und Lanze umgehen, was diese nicht können, wissen wir schon.

Sie gelangte ohne alle Gefahr bei dem Derwisch an, und kam, wie man zu sagen pflegt, ein wenig krumm herum, um zu erfahren, wo die drei Wunderdinge wären, von welchen man in aller Welt so viel Erhebens mache.

„Liebes, hübsches Mädchen," sagte der Alte, „ich erkenne dein Geschlecht, ungeachtet deiner Verkleidung, ich weiß, was du zu wissen begehrst, und will es dir gern sagen, zumal da ich deine löbliche Absicht, die Brüder zu retten, auch weiß. Aber bedenke, daß deine beiden Brüder an diesem Unternehmen gescheitert sind, weil sie sich nicht wollten rathen lassen. Geh wieder nach Hause, mein Kind, und vergiß dein Unglück, indem du Andere glücklich machst!"

„Lieber ehrwürdiger Vater, macht meinen Entschluß nicht wankend," erwiderte Parizade. „Was soll mir denn ein Leben ohne meine Brüder?"

Was ihr der Derwisch auch von Gefahren und insonderheit von der Furchtbarkeit der Stimmen sagte, sie blieb unerschütterlich. Sie empfing die Kugel und nochmals die Warnung sich nicht umzusehen, und kam am Fuße des Berges an. Aber die Stimmen, welche hinter ihr drein sein sollten, machten sie doch ein wenig bedenklich, obwohl sie Herzhaftigkeit genug besaß. Jedoch, sie war ein Mädchen, und also klug und listig, und fand bald den rechten Rath, nachdem sie sich ein wenig bedacht hatte.

Sie nahm Baumwolle, die sie mit sich führte, und stopfte sie in die Ohren, so dicht als nur möglich; dann nahm sie Wachs, wovon sie auch etwas in ihrem Reisekästchen hatte, und klebte es fest und dick über die Baumwolle. So, dachte sie, kannst du doch die Stimmen so furchtbar und donnernd nicht hören, daß sie dich erschrecken und deine Sinne verwirren sollten. Und nachdem sie sich noch einmal gesammelt und Alles gehörig überlegt hatte, fing sie den Berg zu ersteigen an.

Die Stimmen erhoben sich. „Einfältiges Mädchen; du eben! — — Seht doch die kleine Närrin! Setzt sie an die Spindel, denn sie will den Knaben spielen!" — Je höher hinauf, desto donnernder die Stimmen. Aber die schwächern hatte sie kaum gehört, und die stärksten machten nur einen geringen Eindruck auf sie, obwohl mehrere Schimpf- und Spottreden darunter waren, die besonders ihr Geschlecht angingen. Sie stieg um so muthiger weiter, da sie sahe, daß sie den Gipfel des Berges bald würde erreicht haben.

Sie war eben hinauf gekommen, als der kleine Vogel mit dem Brüllen eines Löwen, welches sich doch für einen sprechenden Vogel gar nicht schickte, ihr entgegendonnerte: „Bleib Närrin, wo du bist, und nahe dich nicht zu deinem Verderben!"

Aber sie nahete sich dennoch mit schnellen Schritten, legte die Hand auf den goldenen Käfig des Vogels, riß mit der andern Hand die Baumwolle und das Wachs aus beiden Ohren, und sprach:

„Vogel du bist nun mein, und sollst mir nun und nimmerhin wieder entkommen!"

„Schöne und kühne Dame," antwortete der nun höfliche Vogel, „das ist auch nun und nimmerhin möglich, nachdem Ihr mich mit so viel Klugheit und Muth gewonnen habt. Ihr seid von nun an meine recht liebe Herrin, der ich allezeit ergeben und treu zugethan sein werde. Das will ich Euch einstmals beweisen, indem Ihr durch mich erfahren sollt, wer Ihr seid; denn das wißt Ihr ja selbst noch nicht!"

Der Parizade gefielen die artigen Worte, obwohl sie die letztern gar nicht verstand, und ihren Vogel für einen närrischen Kauz hielt, der mitunter denn auch eben nicht klüger spreche, als andere Vögel zu sprechen pflegen.

„Vogel! du gefällst mir," sagte sie, „aber es gibt noch Mancherlei, was ich fordere. Du mußt mir das gelbe Wasser verschaffen, was sich auf diesem Berge befindet, und dann auch den singenden Baum."

Der Vogel machte Ausflüchte mancherlei Art, und wollt' es nicht gern thun. Aber Parizade sprach: „Vogel du bist mein Sclav, und mußt mir gehorchen; denn der Sclav hat keinen eigenen Willen, sondern der Wille seines Herrn muß der seinige sein," und unser kluger Vogel begriff das wohl, und zeigte ihr demnach Alles an.

Das gelbe Wasser fand sich nicht weit in einem großen Marmorbecken, aus dem es in hohen Garben aufstieg, und wieder herabfiel, welches einen herrlichen Anblick gab. — Aber sie wußte nun freilich nicht, wie sie das Wasser in ihr Schloß bringen sollte. Der Vogel aber wußte es, und zeigte ihr einen Krug am Rande des Beckens. „Nimm den," sprach er, „und fülle ihn mit Wasser, und führe ihn mit heim; gieß sein Wasser in ein Marmorbecken und es wird sich Alles begeben, wie hier."

Parizade that also.

Der singende Baum stand in einem Gebüsch unfern des Beckens, mitten unter mehreren Bäumen, und war kenntlich an den schönen, sanftlieblichen Stimmen allerlei Art, die aus ihm hervor kamen, und war sehr hoch und stark; aber sie brach nur einen Zweig davon ab, und nahm ihn mit. Das hatte sie der Vogel gelehrt.

„Vogel," sagte sie, „ich danke dir schön; es ist aber noch Eins übrig zu thun. Du mußt mich lehren meine Brüder aus den Steinen wieder zu erwecken, und auch den übrigen Steinen wieder zu ihrer Gestalt zu verhelfen.

Das ging dem Vogel viel schwerer ein als das Vorige, und er suchte sich mit allem Fleiß und Kunst davon los zu winden. Es half ihm aber Nichts, denn die Prinzessin sagte: „Weißt du, daß du mein Sclav bist, Vogel?" Das wußte er denn freilich und sprach: „Im Hinabsteigen vom Berge gießet auf jeden Stein einen oder zwei Tropfen aus dem Kruge."

Parizade that also, und es kamen die Menschen allzumal, die Herren und Knechte, und auch die Pferde aus den Steinen hervor, und die Brüder umarmten die Schwester, und sagten, sie hätten allhier nur ein wenig ausgeruht.

Als sie nun aber hörten, wie sich Alles hatte begeben, da fielen sie der Schwester um den Hals, und die andern Erweckten waren vor Entzücken und Dankbarkeit ebenfalls ganz außer sich.

Der ganze Zug setzte sich in Bewegung, — es versteht sich, nachdem sie einander erzählt hatten, wie es ihnen ergangen sei, und dann auch, wie sich's gebührt, tausend Lobeserhebungen für die kühne und edle Retterin beigefügt hatten. So wie der Zug fortging, wurde er immer kleiner, indem hier ein Theil zur Rechten oder Linken sich in seine Heimath begab, der andere Theil dorthin sich wendete, bis zuletzt die Geschwister allein auf ihrem Landhause ankamen, wo sie froh und glücklich in herzlicher Eintracht und Liebe beisammen lebten, und wieder ihre alte Lust trieben, nämlich die Jagd.

Die Prinzessin hatte ihren Wundervogel in einen großen und herrlichen Gartensaal gehängt, und alle Singvögel kamen aus den Wäldern und Fluren, und wenn der Wundervogel erst angestimmt hatte, sangen sie alle lustig und lieblich mit. Den Zweig vom singenden Baum hatte sie unter andere schöne

Bäume nahe beim Wohnhause hinpflanzen lassen. Er wuchs nicht etwa, sondern schoß hoch und schnell auf, und wurde eben so groß, als der Baum, von dem er genommen war, und sang auch sogleich wieder wunderherrlich. Mitten im Garten war ein großes weites Marmorbecken. Da hinein goß Parizade das goldgelbe Wasser, und flugs fing es an zu wallen, und stieg in hohen Garben empor, in welchen die Sonnenstrahlen blitzten und spielten, worauf denn die Garben in das Becken zurückfielen und wieder emporstiegen.

Die ganze Nachbarschaft war voll von diesen unerhörten Dingen, und kam dieselben zu schauen, was Jedem erlaubt war.

Während die Brüder auf die Jagd gingen, war meistens die Schwester zu Hause, und besorgte die Hausangelegenheiten. Zuweilen jedoch begleitete sie dieselben, obwohl seltener als sonst.

Einstmals hatten die Brüder weit ab von ihrem Parke gejagt, als sie auf den König von Persien trafen, der in derselben Gegend des Waldes Jagd hielt. Sie wären ihm gern ausgewichen, allein das war unmöglich. Sie stiegen vom Pferde und fielen vor ihm nieder mit der Stirn zur Erde.

Der Sultan sahe, daß sie eben so gut gekleidet waren als die Herren seines Hofes, und befahl ihnen aufzustehen. Er besahe sich dieselben vom Kopfe bis zur Fußzehe, ohne ein Wort. Sie gefielen ihm sehr an Gesichtsbildung, Gestalt und Manieren.

„Wer seid ihr denn?“ fragte der König.

„Herr,“ antwortete Bahman, „wir sind die Söhne des verstorbenen Oberaufsehers der Gärten Euer Majestät, und leben hier in der Nähe in dem Landhause, das er uns hinterließ. Er hat uns befohlen darin zu verweilen, bis wir im Stande sind, Eurer Majestät Dienste zu leisten, und alsdann eine Anstellung in Unterthänigkeit von Euer Majestät Gnade zu erflehen.“

„Wie ich sehe,“ sprach der König, „seid ihr Liebhaber von der Jagd?“

„Herr,“ erwiederte Bahman, „darin üben wir uns fleißig, um einst desto glücklicher die Feinde Sr. Majestät jagen zu können, wie eine alte Gewohnheit unseres Volks ist.“

Dem König gefielen die Antworten der jungen Leute eben so wohl, als ihre Personen ihm gefallen hatten, und er sagte, es werde ihm Vergnügen machen, wenn er selbst sie jagen sähe; sie möchten sich das Wild, welches sie jagen wollten, selber erlesen.

Damit ging's fort, und Bahman erlegte einen großen Löwen, und Perwis einen starken Bären mit solcher Furchtlosigkeit und Gewandtheit, daß darüber der König erstaunte. Hierauf erlegte der ältere Bruder einen mächtigen Bären, und der jüngere einen grimmigen Löwen.

„Halt!“ sagte der König, „wir wollen zu jagen aufhören, denn Ihr möchtet mich sonst um alle meine Jagd bringen.“

Er ladete sie ein, ihm sogleich an seinen Hof mit zu folgen; sie aber entschuldigten sich damit, daß sie eine Schwester hätten, die über ihr Außenbleiben in Todesangst sein würde, weil sie alle drei in höchster Eintracht lebten, und Eins ohne die beiden Andern Nichts thäte.

„Das gefällt mir," sprach der König; „aber morgen wollen wir wieder hier jagen, sagt Eurer Schwester was ich wünsche und bringt mir Antwort." Aber sie vergaßen aus Müdigkeit der Schwester zu sagen, was sich zugetragen hatte, und legten sich zur Ruhe.

„Nun, was hat die Schwester gesagt?" fragte der Sultan am andern Morgen. „Hat sie ihre Einwilligung gegeben, Euch bei mir zu haben?"

Bahman und Perwis waren in großer Verlegenheit, und mußten gestehen, daß sie aus Ermüdung vergessen hätten.

Ohne unfreundlich zu sein, empfahl ihnen der König, sie möchten es denn heute Abend nicht vergessen. Das versprachen sie auch, vergaßen es aber eben auch wieder, wie das erste Mal.

Der Sultan zürnte wiederum nicht, denn die Jünglinge gefielen ihm gar zu sehr. Er zog drei kleine goldene Kugeln aus dem Busen hervor, die er Bahman gab, indem er lächelnd sagte: „Wenn diese Kugeln heute Abend aus Eurem Gürtel fallen, werden sie Euch an meinen Wunsch erinnern."

Wie man aber den Wunsch eines Königs so unverzeihlich vergessen kann, weiß ich freilich nicht; wenn Ihr es aber wißt, so sagt mir es auch. — Der leiseste Wunsch eines Königs ist ja wie wir Alle wissen, ein Befehl.

Es wurde nun wieder gejagt, und da der Abend kam, hätten sie ohne die drei Goldkugeln, die auf dem Boden hinrasselten, gewiß wieder Alles vergessen und verschlafen. Seltsam, daß sie es nicht vergessen hatten, mit dem Könige die beiden Tage zu jagen, sondern nur der Schwester von des Königs Wunsch zu sagen. Aber weil es in einem Märchen steht, so müssen wir es glauben, wenn wir eben auch nicht wollen.

Die Brüder eröffneten nun der Parizade, wie sie mit dem König gejagt hätten und was derselbe wünsche. Das machten die drei Kugeln, welche das Gedächtniß ersetzt hatten.

Parizade kam in große Unruhe. „Euch," sagte sie, „ist des Königs Wunsch ehrenvoll, aber für mich ist er sehr betrübend. Einem Sultan darf man nicht leicht Etwas abschlagen. — Doch wir wollen Nichts beschließen, sondern ich will erst den Vogel fragen."

Dieser Vogel war, wie ihr wißt, kein lustiger Vogel, aber ein kluger. Man legte ihm die Sache vor, und nach einigem Besinnen, wobei er ganz ernsthaft aussahe, sagte er: „Dem Wunsche des Sultans könnt Ihr nicht ausweichen, und Ihr müßt ihn sogar hernach zu Euch durch Bahman und Perwis zu Gaste bitten!"

„Ach! so soll ich denn ohne die Brüder leben?" seufzte Parizade.

„Keineswegs," sprach der Vogel, „sondern ihr sollt immer beisammen bleiben!"

Am andern Morgen eröffneten die Brüder dem Sultan, sie hätten mit der Schwester gesprochen, und ständen Seiner Majestät allerunterthänigst zu Befehl.

Der König antwortete ihnen mit unbeschreiblicher Güte, brach bald die

Jagd ab, und sie mußten ihn zu seinem Palast hin begleiten, indem er sie hieß ihm zur Rechten und Linken zu reiten.

Die Hauptstadt erstaunte über die Schönheit und über das geistvolle Gesicht der Jünglinge, und die Meisten wünschten, der Himmel möchte dem Könige und dem Lande zwei solche Prinzen gegeben haben.

Sie mußten mit dem Könige essen, — wieder eine Ehre, die im Morgenlande höchst ungewöhnlich ist. Hierauf führte der König sie überall im Palast umher, und sprach über Mancherlei, und hatte allenthalben Gelegenheit, ihre Kenntnisse und Geschicklichkeiten und ihre tiefen Einsichten zu bewundern, und wünschte, sie möchten seine Kinder sein.

Die Jünglinge beurlaubten sich. Aber vorher hatten sie dem Sultan den Wunsch ihrer Schwester in Unterthänigkeit dargelegt, morgen nach der Jagd in ihrem Landhause ein wenig auszuruhen. Sie unterständen sich, sagten sie, diese Bitte zu wagen, obwohl sie alle drei und ihr Landhaus nicht würdig wären, durch den Glanz Sr. Majestät so hoch beglückt zu werden.

Der Sultan versprach zu kommen, und hielt am andern Tage Wort.

Parizade mußte nun denselben Abend noch mit großem Fleiß daran denken, wie man den Herrscher empfangen und bewirthen sollte, und da sie selbst keinen Rath wußte, wie das Alles anzufangen sei, so mußte wieder der Vogel deshalb den Schnabel aufsperren, und ordnete Alles so herrlich an, als ob er seit 40 Jahren Hofmarschall und Koch gewesen sei. Vor allen Dingen bestand er auf einer Schüssel Gurken, gefüllt mit Perlen.

„Was?" rief Parizade, „Perlen zum Füllsel für Gurken? Wer hat jemals etwas so Thörichtes gehört? Ich denke fast, du seist zu Zeiten ein wenig verwirrt. Was soll der Sultan mit einem Gericht, das nicht zum Essen ist? Er möchte vielleicht den Werth eines solchen Gerichts bewundern; aber er würde es uns auch wohl als Hochmuth auslegen. — Zudem würden alle meine Perlen zu einem so wunderlichen Gericht schwerlich zureichen."

„Thut nur, Herrin, was ich sage," antwortete der Vogel. „Ihr werdet schon sehen, wozu es dienen wird. Was die Perlen betrifft, so werdet ihr deren am Fuß des ersten Baums in Eurem Park zur rechten Hand mehr finden als Ihr braucht. Ihr dürft nur ein wenig in der Erde nachwühlen lassen."

Es geschah also, und man fand einen hübschen kleinen Koffer, mit Perlen gefüllt, die von mittlerer Größe waren, und mit welchen der Koch Gurken füllen mußte.

Der Sultan kam und Parizade warf sich ihm zu Füßen. Aber der Sultan hob sie auf, und bewunderte ihre glänzende Schönheit, und sagte, die Brüder und die Schwester wären einander würdig.

Der Sultan ließ sich Gebäude und Garten zeigen, und wunderte sich, daß Alles so schön und richtig angelegt sei; denn er verstand sich auf diese und alle andere Sachen in der ganzen Welt. Aber er war höchst betroffen, mehr als es Jemand sagen kann, als er das in Garben steigende und fallende goldgelbe Wasser sahe, und wollte wissen, durch welche unbekannte Kunst

das Wasser so hoch getrieben werde, und so goldgelbe Farbe habe, wie der edelste Wein. Und als er dem singenden Baum nahe kam, suchte er die Musiker, die das herrliche Konzert aufführten, und war erstaunt, als er keinen fand, und wollt' es nicht glauben, daß der Baum den Konzertmeister und das Musikanten-Chor ganz allein mache. Und als er in die Nähe des Saales kam, sahe er, daß auf den Bäumen ein großer Chor von Vögeln allerlei Art saß, welche lustig drein sangen, schlugen, pfiffen und trillerten, jeder Vogel nach seiner Weise.

Es versteht sich, daß von allen diesen Wunderdingen der Sultan Auskunft haben mußte, und er erfuhr denn auch Alles, und konnte vor Verwunderung nicht zu sich kommen, und diese Verwunderung wuchs, als der Vogel den Sultan anredete:

„Willkommen hier, gewaltiger Herr," sprach er: „Ihr bringt große Ehre in dieses Haus; aber Ihr sollt auch große Freude daraus mit zurücknehmen. Der Himmel segne Eure Regierung und verlängere Euer Leben."

„Vogel! ich danke dir schön," war die Antwort; „du bist ein ganz kluger Bursche, obwohl ich nicht Alles verstehe, was du meinst."

Bei dem Mahle, welches nun aufgetragen wurde, hatte die Majestät einen unvergleichlichen Appetit, und sprach von dem und Jenem, am Meisten aber freilich von den drei Wunderdingen.

Jetzt kamen die Gurken mit Perlen. „Wie?" sagte er, „hat man denn jemals gehört, daß Gurken mit Perlen gefüllt werden? Seit wann ißt man denn Perlen?" — Und dabei sahe er die Geschwister fragend an. Die kamen in große Unruhe und Verlegenheit, denn sie wußten kein Wort zu antworten; aber der Vogel half ihnen heraus.

„Sultan," sagte der Vogel sehr ernst, „du wunderst dich über Gurken mit Perlen, und du hast dich nicht gewundert, daß deine Gemahlin Mond- und Seekälber und Kater gebracht hat, und hast nicht einmal darnach gefragt?"

Der Sultan ward betroffen. „Ich habe den Hebammen geglaubt," antwortete er verlegen.

„Und diese Hebammen waren die Schwestern deiner Gemahlin," antwortete der Vogel, „und waren neidisch auf das Glück derselben, und du, o Sultan! warst zu leichtgläubig!"

Hierauf erzählte der Vogel Alles, was sich zugetragen hatte, und daß diese Gärtnerskinder allhier die Kinder des Sultans seien, wovon er sich leicht überzeugen werde, wenn er des Kochs und des Bäckers Frauen scharf wolle befragen lassen.

„O ich bin schon völlig überzeugt," sagte der Sultan; „denn mein Herz hat mich ja immer zu ihnen hingezogen!" Und damit lagen Vater und Kinder einander in den Armen, und jubelten und weinten, und drückten sich an's Herz.

Wie es nun weiter kam, das kann sich Jeder leicht auslegen. Die Königskinder mußten mit an des Vaters Hof, und der Vogel, der singende

Baum und das goldgelbe Wasser, wurden auf eben dieselbe Weise mitgenommen, wie damals vom Berge. Die Königin holte der König aus dem Käfig, bat sie tausendmal um Vergebung, küßte sie schön und führte sie mit großer Pracht an den Hof. Da fand sie ihre schönen Kinder, und vergaß alles Leid im Augenblicke.

Aber die bösen Schwestern, die nicht läugnen konnten, mußten das Leben hergeben.

Vierzehn Tage war in der Königsstadt Alles erleuchtet, und auf Königs Kosten lebte Jedermann herrlich und in Freuden.

Und die königliche Familie liebte sich von Herzen; und als der Sultan starb, da war er todt, und der Prinz Bahman ward König an seiner Statt.

Prinz Beder.

Es hat immer solche Ungläubige gegeben, wie es ihrer heutigen Tages noch genug gibt, die zu Trotz aller sichern und wahrhaftigen Nachrichten, dennoch an keine Meermenschen glauben wollen.

So ein Ungläubiger war ein Sultan in Persien. An die Fische im Meer glaubte er eben sowohl, als an die Vögel unter dem Himmel; er glaubte sogar an den drei Meilen langen Seekraken, an die große Seeschlange, die mit ihren Armen die größesten Kriegsschiffe umwindet, sie in die Tiefen hinabzieht und dann verschluckt; er glaubte an den Vogel Roch, der einen Palast zwischen seine Klauen nimmt und davon trägt; aber an Meermenschen glaubte er durchaus nicht. Indessen kam ihm der Glaube davon in die Hand.

Der König wollte in seinem Palast das Schönste auf Erden von allerlei Art beisammen haben. So hatte er denn auch eine Menge der schönsten Sclavinnen zusammen gekauft, die das Auge gern ansahe und die im Palaste dienen mußten.

Einstmals brachte ihm aber ein Sclavenhändler eine Sclavin, so schön, daß er fast blind geworden wäre, hätte er sie das erste Mal allzulange angesehen. — Er kaufte sie für schweres Gold, ließ ihr die schönsten Kleider und Juwelen reichen, und sie durch die Frauen in seinem Palaste drei Tage lang hinter einander durch Baden, Salben, Schminken und dergleichen noch einmal so schön machen als sie schon war.

Nach drei Tagen besuchte er sie in ihren Zimmern. Da saß sie mit nachlässig aufgestützter Hand am Fenster, und sahe sinnend und schweigend in's Meer herab, und als der König eintrat, blickte sie denselben kaum von der Seite an, blieb in ihrer Lage, und schauete fort und fort in's Meer.

„Ich bin ja der Sultan!“ sagte er zu ihr; aber sie rührte sich nicht. „Die ist dumm oder stumm,“ dachte er; „was gafft denn die Närrin in's Meer, statt meine Herrlichkeit anzuschauen?“ Jedoch er verzieh es ihr, weil sie

so wunderschön war, und tröstete sich damit, daß sie wohl schlecht erzogen sein möchte, daß aber dieser Fehler durch Hofdamen, Tanz-, Sing- und Musikmeister in ein Paar Monaten leicht möchte verbessert werden, und trat näher zu ihr.

„Sonnenauge," sagte er zu ihr, „Mondesglanz, Granatblüthe, Licht meiner Seele, sprich, o sprich! Ich erhebe dich zu meiner Gemahlin, aber sprich, wo bist du her? — Wer sind deine glücklichen Eltern? Wie bist du zur Sclavin entwürdigt, die du zur Königin des Himmels geboren bist? O sage es mir!"

Der König redete fort, sie aber blieb stumm und gleichgültig, und da mußte er denn auch endlich wohl aufhören.

„Wofür hat denn das dumme Ding ein so hübsches Schnäutzchen, wenn sie nicht damit sprechen will?" sagte der Sultan halb ärgerlich, als er von ihr ging. „Die Andern plaudern und schwatzen und plappern bis zum Unausstehlichen und diese ist unausstehlich stumm!"

Der König glaubte aber nicht ganz an ihre Stummheit, sondern hielt sie für die Wirkung eines tiefen Grams, und hoffte immer noch, sie zum Sprechen zu bringen. Er aß mit ihr, er fragte, wie ihr die Speisen schmeckten? Ob der Anblick des Meeres sie vergnüge? Ob sie die Nacht wohl zu ruhen geruht habe? Er bemühete sich, ihren Gram durch Tanz und Sang, durch Feste und Spiele aufheitern zu lassen, und als Alles nicht helfen wollte, so fragte er: „Wie ihr ihre Kleider gefielen? Sie wären wohl zu schlecht? Sie dürfte nur über bessere befehlen!"

Als sie aber auch nun nicht sprach, da wußte er gewiß, daß sie stumm war, heirathete sie aber dennoch. Er heirathete sie und gewöhnte sich bald an ihr Stummsein, zumal da sie nicht taubstumm war, sondern Alles verstand, was der König ihr sagte.

Nach einiger Zeit beschenkte sie ihn mit einem Prinzen. Vor Entzücken darüber sprach und that der König seltsames Ding; er setzte den ganzen Palast in Aufruhr; er fiel der Königin tausendmal um den Hals; er wollte, daß alle Welt im ganzen Reiche gleich auf der Stelle mit Wein und Braten und dem herrlichsten Obste bewirthet werden sollte, und sollte tanzen und Juchhei rufen dazu. Zu dem Allen hatte die Königin heimlich gelächelt. „Du kannst lachen? Du kannst lachen?" rief noch entzückter der Sultan, „Möchtest du doch auch sprechen können!"

„Ich kann es, mein König, und werde von nun an sprechen!" Das Erstaunen darüber machte den Lärm der Freude stumm, und in einigen Augenblicken hieß es überall am Hofe und in der Stadt: „Die Königin kann sprechen!" und Manche sagten sogar: „Die stumme Königin kann sprechen!"

Der König forschte, als er mit seiner Gemahlin allein war, nach der Ursache ihres langen Schweigens. „Krone der Kronen," sagte er, „ich bin seliger als Gott selbst. Aber nun sprich auch, warum du so lange stumm warst."

Da sprach sie denn:

„Herr, ich heiße Gülnare oder Meerrose und bin die Tochter eines mächtigen Meerkönigs.“ — —

„Was?“ fiel er ein; „Meerkönigs? Unten im Meere? Menschen dort? Staaten, Länder, Könige, Fürsten und Herren? — Gegen alle Philosophie und Vernunft?“

„Warum denn nicht?“ fragte sie; „ist doch des Meeres weit mehr als des Landes. Aber lasset mich fortfahren. Mein Vater hinterließ das Reich meinem Bruder Saleh; aber ein boshafter Nachbar überfiel diesen so unvermuthet, daß ihm kaum Zeit blieb, sich mit mir und unserer Mutter und mit einigen Getreuen in eine unbezwingliche Festung zu retten.“

„Saleh faßte einen kühnen Gedanken, sein Reich wieder zu gewinnen; aber,“ sagte er zu mir, „da unser Unglück und unsere Erniedrigung in den Reichen des Meeres bekannt sind, so bin ich zuerst für deine Sicherheit besorgt. So schön du bist, würde sich doch der kleinste Meerkönig für entwürdigt halten, dich zum Gemahl zu nehmen, denn du bist unglücklich mit mir; ich will dir einen Erdenkönig suchen.“

„Darüber wurde ich entrüstet, und es kam zwischen uns Beiden zu harten Worten. Im Unmuth erhob ich mich aus den Tiefen des Meeres, und begab mich auf die Mondinsel, wo ich es ganz bequem hatte. Ich hielt mich für sicher, aber als ich einstmals schlief, überfiel mich ein Sclavenhändler mit seinen Leuten, band mich und führte mich fort. Er verkaufte mich an einen Kaufmann, dieser wieder an einen andern, bis ich endlich zu Euch kam, wo ich mir vornahm, meine Erniedrigung zu verschweigen; aber Euer großes Entzücken und Eure Liebe haben mir den Mund geöffnet.“

Mit manchem Kopfschütteln und mit: So? und Hm? — hatte der Sultan gehört. „Also doch wahr und wahrhaftig eine Wasserwelt! — Ich hätte es nimmermehr geglaubt, wenn Ihr mir es nicht sagtet, und selber daher wärt. Aber wie geht's und steht's denn dort unten bei Euch zu?“

„Herr,“ sagte Gülnare, „es geht dort unten fast so zu, wie hier oben auf der Erde bei Euch. Wir gehen auf dem Boden des Meeres umher, bauen Städte und Schlösser; säen, pflanzen und ernten mancherlei Meergewächs; essen Meerthiere; athmen Wasser ein, wie ihr die Luft einathmet; lieben und bekriegen uns, tragen Kleider, die aber nie naß werden; haben ungemein scharfe Augen; bewegen uns selber als der Sturm; haben Feste und Tänze und Wettrennen, Paläste von Marmor oder Korallen oder noch köstlicherem Gestein; haben Marställe mit Seerossen, vorzüglich zu Lustbarkeiten, und besitzen Gold, Perlen und Edelgesteine in großer Menge. Der Staaten und Reiche sind mehr als auf der Erde, die Sitten verschieden, aber alle Meermenschen sprechen nur eine Sprache, nämlich die des großen Propheten Salomo.“

Gülnare äußerte den Wunsch die Ihrigen zu sehen, um sie mit ihrem Gemahle bekannt zu machen. Dieser antwortete, er wünsche das Nämliche, wisse aber kein Mittel, es zu bewerkstelligen. Da eröffnete ihm Gülnare, daß

die Kinder des Meeres Wunderkräfte besäßen, wovon er Augenzeuge sein sollte, wollte er nur in das anstoßende Kabinet gehen, und durch das Gitter Alles mit anschauen.

Der König ging hinein, und Gülnare warf ein Stück Aloeholz auf glühende Kohlen, und während das Holz verbrannte, sprach sie unverständliche Worte dazu. Da fing das Meer an zu brausen, öffnete sich, und ein schöner Jüngling mit meergrünem Barte erhob sich aus demselben, und nach ihm eine ältliche majestätische Dame mit fünf jungen Damen, so wunderschön als Gülnare. Allesammt schwebten über dem Meere hin und von dem Gestade durch's geöffnete Fenster zu Gülnaren hinein. Es waren der König Saleh mit seiner und Gülnaren's Mutter und Nichten. Zärtlich und weinend umarmten sie sich unter einander.

Nachdem sie sich beiderseitig mit ungemeinen Höflichkeiten ihre ungemein große Liebe bezeugt, und sich alle Begebnisse erzählt hatten, waren sie Alle sehr froh. Gülnare hatte einen liebenden und hohen Gemahl, und Saleh war wieder im Besitz seines Reiches.

Jetzt ließ Gülnare Erfrischungen herbeibringen, und ladet ihre Gäste dazu ein. Diese aber wurden im Gesicht, wie wenn Feuerflammen darauf spielten, Blitze schossen aus den Augen, Rauch und Flammen aus Mund und Nasen, und der König in seinem Kabinete gerieth in große Angst, als Gülnare eben zu ihm kam, und ihn hereinzutreten bat.

„Hm!“ sagte der König, „das möcht ich wohl gern, aber die feurigen Gesichter stehn mir keineswegs an.“

Da beruhigte ihn seine Gemahlin. „Meine Verwandten sind,“ sagte sie, „bloß wegen verletzter Höflichkeit unwillig darüber, daß sie ohne Eure Erlaubniß in Eurem Palaste eingetreten sind, und nun auch essen sollen ohne die Ehre Eurer Gegenwart.“

„Nun! nun!“ sagte der König, und gedachte, daß auch unter Menschenkindern um verletzter Höflichkeit willen oft mehr Feuer und Flammen gespieen würden als verletzter Gerechtigkeit wegen, und, um so grimmig große Höflichkeit nicht noch grimmiger zu machen, ging er zitternd zu ihnen, und freute sich höflichst des hohen Glücks und der unverdienten Ehre ihres glänzenden und entzückenden Besuchs.

Unter den ausgesuchtesten Höflichkeiten genossen sie die ausgesuchtesten Leckerbissen und Weine, und wurden bald mit einander in großer Zierlichkeit vertraut.

Nach der Tafel wurde den Verwandten der junge Prinz gebracht. König Saleh nahm ihn auf seine Arme, wiegte und schaukelte ihn, und pries seine blendende Schönheit, und im Anfall von entzückter Freude sprang er mit ihm zum Fenster hinaus und in's Meer hinunter.

Der Sultan that einen großen gewaltigen Schrei, aber sie wollten ihn alle beruhigen. „Das ist eine Höflichkeit,“ sagten sie, „die wir ihm schuldig sind.“ — —

„Die mich bis zum Tode erschreckt hat,“ fiel der Sultan ein. „Das

macht Nichts," antwortete die alte Dame mit weisen Geberden; „Ihr habt Nichts zu befahren. Ueber Euren Sohn hat Saleh die Worte gesprochen, die auf Salomo's Siegelring stehen, und Ihr sollt wissen, daß er auch die Natur seiner Mutter hat, und ihm das Meerwasser eben so zusagt als die Luft. Er kann künftig eben sowohl auf dem Boden der Abgründe leben, als auf dem Boden der Erde."

Der Sultan zitterte aber, bis Saleh mit dem Kinde wieder kam. Sie nannten es nun, ohne den Sultan zu fragen, Beder, das heißt, Sonnenblume des Meeres. Der Sultan ließ es sich gefallen, denn er fürchtete der Höflichkeit Feuerrachen. Jetzt aber kam eine Höflichkeit, die er für eine wahre und wahrhaftige erkannte. Saleh hatte ihm in einem Kästchen aus Korallen und Perlmutter ein kleines Geschenk mitgebracht. Es waren dreihundert Diamanten, von der Größe der Taubeneier, und ein einziger derselben so viel werth, als das Königreich Persien; es waren eben so viel Rubinen und Smaragden und Perlenschnüre. Der Sultan ward verblendet und stumm, als ihm dieses kleine Geschenk überreicht wurde, und trug es in seine geheimste Schatzkammer.

Nach mehreren Tagen reisten Gülnaren's Verwandte unter vielen Thränen, die zur Höflichkeit gehörten, wieder ab, nachdem sie dem König versprochen hatten, ihn oft zu besuchen.

In aller Kunst und Wissenschaft war der Prinz Beder schon im zwölften Jahre so vollkommen, daß seine Lehrer gegen ihn nur als Dummbärte anzusehen waren, und als er fünfzehn Jahre alt war, übergab ihm sein alter Vater die Regierung, die er so weise regierte, daß die Wesire sich vor ihm schämen mußten und bekennen, daß er den König Salomo weit überträfe.

Er richtete und schlichtete Alles selbst, so viel nur möglich, er richtete alle Anstalten besser ein; er gab große Summen für Wittwen und Waisen, für Greise und Verlassene her; er reiste im Lande verkleidet herum, zu sehen, ob Alles wohl zustehe; er ließ sein Volk nicht von den Soldaten placken und mißhandeln, weil sie von der Arbeit und dem Fleiße des Volkes leben mußten; er erlaubte keine Gewaltthätigkeiten; er ließ die Lehrer seines Volkes reichlich besolden, und wollte das Volk gern selbst zum Gefühl der echten Menschenwürde erheben; — mit einem Worte: er war ein König, wie sie nicht immer alle gewesen sind, und sein Volk liebte ihn, so roh es auch noch war.

In einigen Jahren schon war Alles im Lande in der löblichsten Verfassung, als der alte Herr, sein Vater, starb, der an dem Sohne seine herzinnige Freude gesehen, und Gülnaren tausendmal die Hand dankbar dafür gedrückt hatte, daß sie ihm solch einen Sohn geboren hätte. Er starb, weil er nun eben Nichts mehr auf der Erde zu thun hatte, und wurde beklagt, wie es Sitte war, und Beder regierte fort. Aber der König Saleh kam mit Mutter und Nichten, um Gülnaren und Beder zu trösten, und vielleicht auch, um zu sehen, wie der neue König regiere, und ihm mit ihrem Rath auszuhelfen. Das wollte insonderheit die alte Dame, Gülnaren's Mutter, weil

Niemand besser regieren konnte, als sie. Als sie aber ersahen, wie trefflich Beder Alles geordnet hatte, behielten sie ihren Rath.

Eines Abends, nachdem die Mahlzeit genommen war, fielen dem König Beder, der desselben Tages mit Regieren viel Noth und Mühe gehabt hatte, mitten in der Unterredung die Augen zu. Sie dachten, er schliefe und flüsterten leise; aber halb wachte er noch und bald war er wieder, obwohl mit geschlossenen Augen, ganz wach, denn was er hörte, ging ihn an.

Man lobte seine Schönheit, den Ruhm seiner Regierung und der König Saleh sagte, es sei hoch an der Zeit, ihn zu verheirathen. Er selbst wolle ihm eine unter den Meerprinzessinnen aussuchen, die jetzt die Schönste auf Erden sei, nämlich Giahauren, die Tochter des hochmüthigen Königs von Samandal; aber eben dieses Hochmuths wegen möchten sich viel Schwierigkeiten finden, daher man dem jungen König jetzt noch Nichts sagen müsse.

Der aber hatte sich während der Berathschlagung schon bis zum Tode verliebt. Die Flüsternden hatten Nichts davon gesagt, ob die Prinzessin verständig oder dumm, eine gezierte Närrin oder einfach und schlicht, herrisch oder sanft wäre; mit einem Worte, er wußte Nichts von ihr, als daß sie die Schönste auf Erden sein solle, nämlich das Wasser mit dazu gerechnet; aber das war ihm genug und alles Uebrige, Weisheit, Witz und Anmuth seiner Erwählten, ersand er sich mit glühender Einbildung selbst.

Durch tausend Seufzer und Thränen und Bitten überredete er seinen Oheim mit ihm sogleich, ohne Vorwissen Gülnaren's, in das Meerreich abzureisen. Saleh gab seinem Neffen einen Ring, in welchen dieselben geheimnißvollen Zeichen eingegraben waren, die auf Salomo's Siegelring standen. Sie erhoben sich nun Beide in die Luft und schwebten nach dem nahegelegenen Meere zu, stürzten sich hinein und kamen bald vor Saleh's Palast an.

Bald begab sich Saleh nach des Königs von Samandal Palast und überreichte diesem stolzen Könige die allerreichsten Geschenke in Diamanten und andern kostbarsten Juwelen. Dieser nahm sie gegen seine sonstige Gewohnheit gar übergnädig an. Dieß machte dem König Muth für seinen Neffen, den er den allervollkommensten und allermächtigsten Erdkönig nannte, um die schöne Giahaure zu werben.

Da erhob der König von Samandal ein so unmäßiges Lachen, daß er in seinen Lehnstuhl zurücksank. Als er sich erholt hatte, fragte er den König Saleh, ob er denn närrisch geworden sei, daß er um die Tochter des größten Königs für einen Bettelbuben zu werben sich unterstehe?

Saleh antwortete auf so ungeschliffene Worte mit sehr geschliffenen und spitzen. Aber da funkelten die Augen des Königs von Samandal von Blitzen und die Donner brüllten bald nach den Blitzen mit großer Majestät; sie brüllten: „Du Hund von einem Hunde, Sohn eines Hundes; Oheim eines Hundes, du hündischer schäbiger Hund, wer bist du? — Greift den Elenden," donnerte er seinen Trabanten zu, „und knüpft ihn wie einen Hund auf!"

Mit seinem damaszirten Säbel, von dem Schwerte des Schwertfisches gemacht, arbeitete sich König Saleh durch die wenigen Leute, aus welchen

Samandal's Leibwache bestand und fand in dem Hofe des Palastes tausend von seinen Hofbedienten und Verwandten, die ihm seine weise, immer auf Sicherheit bedachte Mutter nachgeschickt hatte, weil sie die ungestüme Art des Königs von Samandal kannte. Dieser wurde sogleich gefesselt und bewacht: aber Giahaure war nirgends zu finden; denn erschreckt von dem Lärm bei des Vaters Gefangennehmung hatte sie sich auf die Flucht begeben und mit ihren Weibern auf eine wüste Insel gerettet.

Von Saleh's Leuten waren einige sogleich entflohen, als der wilde Samandal ihren Herrn wollte aufknüpfen lassen und brachten die Trauerbotschaft zur Mutter Saleh's. Beder erfuhr sie sogleich und da er sich den Anblick seiner Großmutter nicht auszuhalten getraute, floh er eilends davon; weil er aber im Schrecken seine ganze topographische Geographie vergessen haben mochte, kam er, statt nach Persien, auf die wüste Insel, wo Giahaure war, die er gleich nach seiner Ankunft erblickte und sogleich auch für das hielt, was sie war.

Nachdem er sie mit zierlichen Redensarten begrüßt und bedauert hatte, erzählte sie ihm, wer sie sei und wie unglücklich sie wäre, indem ihr Vater in Fesseln gelegt sei, sie aber vielleicht ihr Leben einsam auf dieser menschenleeren Insel werde vertrauern müssen.

Der junge scharfsinnige König sahe nun wohl, wie die Geschichte zusammenhing, und, um die arme Geliebte zu trösten, erzählte er ihr den ganzen Handel; sagte ihr, wie derselbe nur um seinetwillen gekommen sein dürfte und wie sie des Vaters Fesseln leicht lösen könnte, wollte sie ihn nur ihrer Gegenliebe würdig finden, um welche er flehentlich bäte.

Sie sprach freundliche Worte zu ihm, indem sie ihm die Hand reichte und wandelte mit ihm dahin und dorthin, bis sie zu einer Quelle kamen, aus welcher sie eine Hand voll Wasser schöpfte, womit sie den jungen König bespritzte und in einen Vogel verwandelte.

Der arme Vogel war ein wenig verdutzt und wußte nicht, wie er, als ein so scharfsichtiger und berühmter Prinz, so hätte hineintappen und sich so übel berücken lassen können? — Er flog traurig dahin und dorthin und kam von einer kleinen Insel zur andern.

Gülnare erfuhr bald genug, was sich mit ihrem geliebten Beder bis zu seiner Flucht begeben hatte, ersann einen glaublichen Vorwand seiner Abwesenheit und regierte indessen. Sie zweifelte nicht, ihn bald wieder zu sehen und tröstete sich damit.

Dem verwandelten Vogel hatte Giahaure seine Schönheit nicht nehmen können, sich selbst aber konnte sich den Gedanken an diese Schönheit nicht nehmen und hätte den Vogel gern wieder gehabt, der aber war weit hingeflattert und in das Netz eines listigen Vogelstellers gerathen. Dieser verkaufte ihn an den König, welcher aus freiem Willen hundert Goldstücke dafür gab, weil der Vogel so wunderschön war und weil er dachte, so ein wunderschöner Vogel müsse durchaus tolles Zeug plaudern können, womit er sich gar zu gern unterhielt. Dies konnte der Vogel aber nicht, er konnte nicht einmal Piep sagen.

Als aber der König den wunderschönen Vogel seiner Gemahlin zeigte, wußte diese als eine weise Frau sogleich, daß derselbe ein Mensch sei und zwar der König Beder aus Persien, ein Sohn Gülnaren's, ein Neffe des Königs Saleh und der Enkel seiner Großmutter. Kurz, sie war eine wahre und wahrhaftige Frau und verstand sich daher auf die Verwandtschaft der Familien; aber sie verstand sich auch darauf, den Vogel zu entzaubern und gab ihm seine natürliche Gestalt wieder.

Nachdem er, wie sich von selbst versteht, dem König des Landes seine Geschichte erzählt hatte, bat er denselben, ihn wieder nach Persien zurückbringen zu lassen. Das geschah auch; aber das Schiff, auf welchem er abfuhr, scheiterte an einem Felsen einer Insel.

Beder hatte sich gerettet; aber als er vom Strande aus tiefer in's Land hinein wollte, kamen von allen Seiten Löwen und Bären, Ochsen und Kühe, Pferde und Esel und allerlei andere Thiere und widersetzten sich ihm brüllend, brummend und schreiend; aber er sahe wohl, daß sie ihn nicht fressen wollten. Da bekam er ein Herz und drängte sich durch. Aber sie umzingelten ihn wieder und wollten ihn abhalten, weiter vorzudringen; er aber kam abermals und dann noch einmal durch. So ließen sie ihn denn nun gehen.

Nach einigen Stunden gelangte er zu einer Stadt, in welcher Alles wie ausgestorben war, obgleich Buden da und dort standen, in welchen aber Niemand sich befand. Er ging Straße auf und ab und keiner begegnete ihm. Endlich fand er einen ehrwürdigen Greis in einer Bude mit Obst, der ihn zu sich hineinwinkte und in einem Winkel verbarg. „Um Gott, mein Sohn," fragte der Greis, „wie kommt Ihr in diese unselige Stadt der Zauberkönigin, die lauter Böses stiftet? Mit Jünglingen, so schön wie Ihr seid, lebt sie vierzig Tage lang in Herrlichkeit und üppigem Schwelgen. Die Jünglinge, die sie berückt hat, dachten, sie wären in's Freudenreich gekommen, zumal die Königin wunderschön ist; aber mitten im Rausche der Freude taumelten sie in die Abgründe des Schreckens hinab, denn sie wurden von der Königin in Thiere verwandelt."

„Ich verstehe, guter Vater," sagte Beder, „was Ihr meint. Durch schwelgerische Freude ist gar Mancher schon zum unvernünftigen Vieh geworden!"

„Wie wahr auch das ist," versetzte der Alte, „so meine ich es doch noch wahrer, nämlich ganz wörtlich. Ohne Zweifel haben Euch mancherlei Thiere von dieser Stadt wollen abhalten, ohne Euch zu beschädigen, obwohl Löwen und Bären darunter waren. Sehet, das waren verwandelte Menschen, die Euch warnen wollten."

Beder erschrak sehr, indessen der Greis richtete ihn wieder auf und sagte: „Ich hoffe, Ihr sollt in meinem Hause sicher sein, denn die Königin hat einige Achtung gegen mich. Sie weiß wohl warum! Ich will Euch für meinen Neffen ausgeben, den ich zu meiner Hülfe zu mir genommen habe. So wird es schon gehen!"

Beder drückte dem Greise dankbar die Hand und sagte: „Seid mein Vater!"

Die Stadt war nicht unbewohnt; aber die Leute darin scheuchten sich ohne Noth auszugehen, der boshaften Königin wegen, die ihnen viel Gewalt und Schaden that. Man hielt sich darum möglichst eingezogen. Dennoch war es nach einigen Wochen der Königin zu Ohren gekommen, welch einen wunderschönen Neffen der Greis habe und wenige Tage darauf ritt sie mit ihrem Hofstaat, worunter auch schöne Jungfrauen waren, im Glanz durch die Stadt.

Sie kam und war bald bei der Bude des Greises, mit dem sie sich in ein freundliches Gespräch einließ. Es schien, als ob sie, nur wie von ungefähr, den schönen Jüngling bemerkte. „Der darf nicht," sagte sie, „in dieser Bude versauern. Er soll an meinem Hof glänzen, wie ein Morgenstern und ich will ihn so hoch machen, als noch keiner auf Erden gewesen ist!"

Der Greis suchte unter vielerlei Vorwand den Neffen zu behalten; die Königin hatte aber noch listigeren Vorwand, denselben zu begehren und da der Neffe, von der Königin Schönheit verblendet, ganz stumm sich verhielt, so willigte der Alte ein; doch bat er sich aus, den Jüngling noch einen Tag zu behalten.

Diesen Tag benutzte der Greis, denselben über sein Betragen zu unterrichten. Er gab ihm zugleich zwei kleine Kuchen mit, von welchen er sagte, sie würden sich frisch und wohlschmeckend erhalten. „Neun und dreißig Tage," sagte er, „könnt Ihr sicher sein, aber in der Nacht drauf schleicht auf Socken in das Kabinet, das am Zimmer der Königin sich befindet; sehet durch das Loch in der Tapete rechter Hand, durch welches das Licht aus dem Zimmer fällt und wenn Ihr sie Dies und Das thun sehet, so verfahret dann am andern Tage, wie ich Euch gelehrt habe."

Am andern Tage kam gegen Abendzeit der ganze Hofstaat der Königin, um auf einem prächtigen Pferde den armen Beder abzuholen. Das Volk bewunderte laut die Schönheit des Vorbeiziehenden und fluchte heimlich der Zauberin, deren Opfer er werden sollte.

In aller Ueppigkeit und Schwelgerei verlebte Beder neun und dreißig Tage im Palast der Königin. Gegen ihre Liebkosungen verhielt er sich freundlich und gefällig; aber sie blieben ihm verdächtig. Jeder Tag brachte neue Feste; aber er ließ nicht seine Sinne berauschen. Er aß und trank, er sang und tanzte mit; aber er hielt sich nüchtern und verständig und darum tugendhaft und rein im Herzen.

Als die bedenkliche Nacht kam, sahe Beder durch das Tapetenloch des Kabinets. Die Königin stand vor einem Kästchen, aus welchem sie eine Büchse mit gelbem Pulver hervorholte. Sie streuete einen feinen Strich von dem Pulver quer über das Zimmer. Daraus entstand ein Bach mit klarem Wasser. Sie schöpfte aus diesem Bach, knetete unter Hermurmeln geheimnißvoller Worte Mehl damit in einem Gefäße, that noch aus verschiedenen Büchsen dazu und backte von dem Teige einen Kuchen auf Kohlen. Der Bach verschwand auf ein paar Worte, der Kuchen war gebacken, die Königin legte sich wieder in's Bett und Beder schlich sich in sein Schlafzimmer zurück. — Gerade war Mitternacht vorbei und die Hähne kräheten zum ersten Mal.

Als Beide am andern Tage zusammen aßen, brachte die Königin den Zauberkuchen, den sie als ein Meisterstück ihrer Backkunst rühmte und nöthigte ihn, denselben zu versuchen. Er schien willig dazu, vertauschte aber geschickt ein Stück desselben mit einem Stück von demjenigen Kuchen, welchen ihm der Alte gegeben hatte und sagte, er sei vortrefflich. Kaum aber hatte er den Kuchen gegessen, so besprengte sie ihn mit Wasser und sagte: „Lege deine Menschengestalt ab, du Verworfener und werde ein schäbiger, hinkender, einäugiger Gaul."

Beder war erschrocken, sie aber war es auch, weil ihre Kunst trog, faßte sich jedoch im Augenblick und sagte: „Noch habt Ihr kein rechtes Vertrauen zu mir. Das wollte ich eben prüfen. Ihr seid aber erschrocken; wie konntet Ihr es, da Ihr wißt, wie sehr ich Euch liebe?"

„O!" sagte Beder, „wenn man plötzlich mit kaltem Wasser bespritzt wird, erschrickt man ja immer. Aber, gnädigste Frau," fuhr er fort, „so vortrefflich Euer Kuchen ist, so glaub' ich, daß meine Mutter fast eben so vortrefflich zu backen weiß. Sie hat mich die Kunst gelehrt, in der ich aus Dankbarkeit den Alten, der mich aufnahm, unterrichtet habe, damit er vom Verkauf derselben einigen Vortheil beziehe. Sie finden vielen Abgang, wie ich höre und ich selbst lasse mir von Zeit zu Zeit einen davon kommen. Noch gestern habe ich mir einen bestellt und vielleicht ist er schon angekommen."

Beder stand auf, den zweiten Kuchen zu holen, den ihm der Greis gegeben hatte. „Hier ist der Kuchen," sagte er beim Wiederkommen, „nun habt die Gnade und versucht ihn und wenn er Euch schmeckt, so sag ich Euch, wie er zubereitet wird und kann es Euch auch zeigen."

Die Königin nahm ein Stück und aß es; aber dann stand sie auch besinnungslos da. Da nahm Beder Wasser aus der Trinkschale, bespritzte sie damit und sagte: „Teuflische Zauberin, werde zu einer Stute!"

Im Augenblick war sie es geworden, vergoß häufige Thränen und neigte den Kopf zu Beder's Füßen, er aber führte sie zum Stall und wollte sie satteln und zäumen lassen; aber seltsamer Weise wollte kein einziger Zaum passen. So ließ er denn durch einen Stallknecht die Stute zu dem Greise hinführen, der bald einen Zaum fand, womit er sie aufzäumte.

„Nun Herr," sagte der Greis, „seid Ihr frei und werdet wohlthun, auf diesem Thiere in Euer Reich zu reiten. Solltet Ihr dasselbe einmal verkaufen, so behaltet den Zaum."

Beder ritt fort und kam nach sieben Tagereisen in eine Stadt, wo ihn ein neugieriger Greis anredete und mit ihm in's Gespräch sich einließ. Darüber kam ein altes, ziemlich zerlumptes Weib herbei, welches sich das Pferd genau besahe. „Ach Herr," sagte die Frau, „wenn Ihr das Pferd mir abließet, so wollt ich Euch ewig loben." Sie erzählte, ihr Sohn habe ein Pferd gehabt, das sei diesem so ähnlich, daß man Beide gewiß nicht habe unterscheiden können; aber es sei vor vier Tagen gestorben und er sei darüber so außer sich, als sei ihm Gott und alle Welt abgestorben. „Ach wie glücklich wäre ich," setzte sie recht kläglich hinzu, „wenn der gnädige Herr mir dieses Pferd abließe!"

Als das Weib allzu dringend wurde, wollte sich Beder dadurch von ihr losmachen, daß er sagte: „Ich will Euch das Pferd ablassen, aber nicht unter fünftausend Goldstücken!“ So viel, dachte er, kann ja das zerlumpte Weib nimmermehr besitzen. Aber wie erschrak er, als die Frau sagte: „Es gilt!“ und zwei große Beutel mit Gold unter der Kleidung hervorzog, die sie so leicht hob, als wären es Flaumfedern.

Beder erschrak nun über seine Unvorsichtigkeit und sagte, mit dem Verkaufe sei es ja nur Spaß; denn er könne das Pferd nicht lassen. Da aber sagte der Greis: „Mein Herr, im Handel und Wandel spaßt man in dieser Stadt nicht und jede Unwahrheit gilt das Leben! darauf verlaßt Euch.“

Das Leben war Beder doch lieb. Er stieg bestürzt vom Pferde, welches die Alte sogleich beim Zügel ergriff. Mit einer Hand voll Wasser und mit zwei Worten hatte sie dasselbe wieder zur natürlichen Gestalt gebracht. Die Alte war aber die Mutter der Königin, die erst von ihr die Zauberkunst erlernt hatte. Sie pfiff jetzt und Augenblicks erschien ein scheußlicher Geist, der die Königin nebst dem König Beder in den Palast der Erstern wieder zurückbrachte.

Wie verwünschte nun die Königin den unglücklichen Beder! Sie verwandelte ihn in eine große Fledermaus und gab einer Sclavin den Befehl sie einzusperren und verhungern zu lassen. Die Sclavin aber gab dem Thiere Nahrung und dem Greise, dessen Freundin sie war, brachte sie Nachricht von dem, was sich begeben hatte.

„Garan!“ rief der Alte mit einer besonderen, quikenden Stimme; und sogleich erschien ein Geist. Dieser bekam seine Anweisung und war die Minute darauf in Persien in dem königlichen Palaste und stand in freundlicher Gestalt vor der Königin Gülnare und deren anwesenden Mutter, der er Alles berichtete, was ihm aufgetragen war.

Gülnare war entzückt, Trommeln und Pauken mußten wirbeln und Trompeten und Hörner blasen, um die Rückkunft des Königs zu verkündigen. In zwei Augenblicken war eine große Macht unter Saleh's Anführung aus dem Meere aufgestiegen, in drei Augenblicken hatte dieselbe Stadt und Palast der Zauberkönigin erfüllt. Diese wurde niedergemacht und das Volk jubelte über seine Erlösung und Beder wurde wieder der allerschönste Erdkönig, den Gülnare nicht satt genug küssen und herzen konnte. Man zog mit dem Alten und mit der mitleidigen Sclavin durch die Luft nach Persien. Der Alte verlangte für seine Dienste nicht Gold noch Stelle. „Was soll ich damit?“ sagte er; „gebt mir ein ruhiges Alter, das ist Alles, was ich wünsche. Braucht Ihr meinen Rath, so will ich Euch damit dienen; braucht Ihr ihn nicht, so ist's desto besser. Gebt mir indeß ein Stück Garten, damit ich Etwas zu schaffen habe; denn das Leben ohne Thätigkeit ist Tod für mich.“

Der Alte ward zufrieden gestellt; die Sclavin war auch zufrieden; denn sie blieb keine Sclavin, aber Gülnaren's Freundin blieb sie; alle Welt war zufrieden, nur Seine Majestät der König Beder waren es nicht, denn Hoch-Sie verlangten nach Giahauren.

„Wie?“ sprach König Saleh zu ihm, „bist du ein Kind oder ein Mann? Sie, die dich berückt, die dich in einen Vogel verwandelt und dir ihre Verachtung sattsam zu erkennen gegeben hat, willst du noch heirathen? Hast du noch Ehre in dir?“

Es half Nichts, was der König Saleh auch sagen mochte. Beder antwortete, er habe wohl viel Ehre, aber noch weit mehr Liebe, welche die Ehre verschlungen hätte und die Prinzessin habe die Mißhandlung gewiß schon längst gereut. — Er sprach viel thörichtes Zeug.

Man ließ den König von Samandal kommen, den seine Gefangenschaft ganz erträglich vernünftig gemacht hatte; denn als Beder vor ihm niederfiel und ihn um die Tochter bat, sagte er: „Wem kann sie anders gehören als dem liebenswürdigsten Prinzen auf Erden?“

Giahaure wurde aufgesucht und auf der wüsten Insel bald aufgefunden. „Der ruhmwürdigste Monarch der Erde,“ sagte ihr Vater zu ihr, nachdem sie angekommen war, „der erste Monarch auf Erden verlangt Eure Hand und gibt Euch dadurch einen Vorzug vor allen Prinzessinnen der Welt.“

Kodadad.

Ein König von Babylon war gewaltig mächtig, denn er war ein König und hatte viele Titel und das ganze große Land stand ihm mit allen Menschen und Schätzen zu Gebote. Also wollt er überall seinen Willen haben, eben sowohl als der liebe Gott oder noch ein Bischen mehr. Uebrigens war er ein sehr gnädiger Herr und seine Unterthanen liebten ihn und waren patriotisch.

Er hatte von seinen Gemahlinnen neun und vierzig Prinzen, die schönsten, scharmantesten und liebenswürdigsten jungen Herrn in der Welt. Er wollte aber nun durchaus fünfzig Prinzen haben, damit das halbe Hundert voll sei und als die zuletzt genommene Gemahlin ihm auf seinen Befehl den fünfzigsten nicht brachte, fing er an, sie zu verabscheuen und verstieß sie nicht nur als eine Ungehorsame und Widerspenstige, sondern wollte auch die Erde von solch einem Ungeheuer gesäubert wissen und der Großvezier hatte alle Beredtsamkeit nöthig, ihr nur das Leben zu retten und ihr einen Aufenthalt bei dem König Samer, ihrem Verwandten zu bewirken.

Sie aber brachte endlich einen Prinzen, zehn Mal so schön und liebenswürdig vom ersten Lebenstage an, als seine Brüder allzumal. Als das der König von Babylon erfuhr, war er sehr froh; denn sein Wille war ja geschehen. Er befahl, ihn Kodadad zu nennen und ihn bestens zu erziehen, bis er ihn zu sich fordern würde.

Kodadad lernte Alles, was ein Prinz wissen muß, daß er schon im achtzehnten Jahr ganz vollkommen und allgemein bewundert ward. Vor Allem aber zeichnete sich sein edler, angestammter Heldenmuth aus.

Eines Tages trat er vor seine Frau Mutter und redete also: „Gnädige

Frau! mir ist es hier schon lange zu enge. Ich fühle, daß ich aus königlichem Blut stamme und es unrühmlich für mich ist, hier der Ruhe zu pflegen, indessen der König, mein Herr Vater, von seinen neidischen Nachbarn angefallen wird. Meine Brüder werden den Ruhm seiner Schlachten mit ihm theilen; aber warum würdigt er mich nicht, an seiner Seite zu fechten? — Ich will als ein Unbekannter meine Dienste ihm anbieten; er wird sie annehmen und wenn ich tausend ruhmwürdige Thaten werde gethan haben, dann wird er seiner mich werth finden, und dann erst will ich mich ihm entdecken."

Diese Rede machte auf seine Mutter und auf den König Samer gewaltigen Eindruck und sie ließen ihn ziehen, obwohl die Mutter viel Thränen weinte.

Kodadad ritt ein milchweißes Pferd mit Zügel und Hufeisen von Gold und blauer Atlasdecke mit Perlen überstreut. Der Griff seines Schwerts war ein einziger Diamant und Rubinen besetzten die silberne Scheide. Köcher und Bogen, die er auf den Achseln trug, waren mit Steinen und Perlen besetzt. Nur waren nach seinem ungemeinen Scharfsinn die Schneide des Schwertes und die Spitze der Pfeile nicht damit besetzt.

In diesem Aufzuge sah man gleich, was für eine Art Prinz er war und so konnte es keine Schwierigkeit haben, dem Könige von Babylon vorgestellt zu werden, welcher von seiner schönen Liebenswürdigkeit, von seinem milchweißen Pferde, von seinen prächtigen Waffen und von seinen tapfern Redensarten so bezaubert wurde, daß er ihm eine hohe Anstellung in seiner Armee gab.

In der nächsten Schlacht hatte er sich mit Heldenruhm bedeckt; er war mit seinem Geschwader überall gewesen, wo es mißlich stand; er hatte seine Soldaten zum Muth mit gewaltiger Stimme angefeuert, mit einem Worte, Ruhm und Glück des Tages gehörten ihm am Meisten an. Aber zu erkennen gab er sich noch nicht; denn sein edles Gemüth hatte sich selbst nicht genug gethan.

Er wurde der Liebling des Königs, seines Vaters, der sich nicht mehr von dem lieblichen Angesicht und von den geistvollen Reden dieses Angesichts trennen konnte. So ward er denn auch der Liebling des Hofes, dessen erste Minister ihn täglich besuchten, sich seines Wohlseins zu versichern und ihre Ergebenheit ihm zu bezeugen; so ward er der Liebling des Heeres und des Volkes. Der König vertrauete ihm sogar die Oberaufsicht über die neun und vierzig Prinzen, seine Brüder, an und glaubte ihn dadurch am Höchsten zu ehren.

Daß der König ihn so sehr liebte, verdroß schon die Prinzen; aber als er nun gar ihr Hofmeister wurde, fingen sie an höchst erbittert auf ihn zu werden, um so mehr, da er nicht nur eben so jung war als sie, sondern auch auf's Hofmeistern sich recht gut verstand.

Wie sollten sie seiner nun los werden? — Gern hätten sie ihn ermordet, aber das war nicht thunlich. „Laßt uns ihn mit List in's Verderben locken,"

sprach der Eine. „Wir bitten den Oberhofmeister um Erlaubniß zur gefahrlosen Jagd; er gewährt sie, wir aber wenden uns zu einer entfernten und unbekannten Stadt und verweilen dort eine Zeitlang. Der König wird unseres Ausbleibens wegen unruhig; er wird ängstlich; er wird grimmig gegen unsern Herrn Aufseher und läßt er ihn nicht hinrichten, welches am Vernünftigsten wäre, so jagt er ihn doch ganz gewiß zum Popanz und wir sind ganz unschuldig."

Die Brüder erstaunten über den Witz dieses Anschlags und priesen denselben und erbaten sich Erlaubniß zur Jagd, die sie unter dem Versprechen, desselben Tages wieder zu kommen, erhielten.

Sie waren drei Tage abwesend, als der König nach ihnen fragte und Kodadad ihm sagte, sie hätten auf einen Tag Erlaubniß zur Jagd erhalten. Der König wurde zwar unruhig, jedoch meinte er, neun und vierzig wohlbewaffneten starken jungen Leuten könnte eben kein großer Unfall begegnen. Als er jedoch am siebenten Tage die Prinzen noch nicht wiedersahe, wüthete er auf den Ober-Instructions- und Educations-Meister ein und sagte: „Du Hund von einem Fremdling, mußt du Königssöhne so ziehen lassen, ohne sie zu begleiten? Mißbrauchst du also meine Gnade? Schaffe sie in Kurzem herbei oder dein Verderben soll gewiß sein!"

Kodadad eilte aus der Stadt und suchte die Verlorenen allenthalben, zwischen Bergen und Thälern, in Städten und Dörfern, in Palästen und Hütten und fand sie nicht und war untröstlich darüber.

Nach einigen Tagen Umherirrens kam er in eine große Ebene, in deren Mitte sich ein Palast von schwarzem Marmor erhob. „Dort sind sie vielleicht," hoffte er und eilte dem Palaste zu, der überall mit ehernen Thoren dicht und fest verschlossen war und in demselben wohnte die traurige Stille des Todes. Aber an einem Fenster erblickte er eine Dame von hoher Schönheit, so schön wie in einem Märchen, aber mit Haaren, die verwirrt bis über die Mitte des Leibes herabhingen und mit zerrissenen Kleidern. „Flieh, Jüngling, flieh!" rief sie ihm zu; „flieh eilends. Erblickt dich der scheußliche Negerriese, so ist's um dein Leben geschehen. Er säuft Menschenblut und frißt die Armen, die in seine Hand fallen und hat einen Tigerkopf mit gräßlichen Zähnen."

„Seid unbesorgt, schöne Dame," sagte Kodadad, „und sagt dagegen mir nur, wer Ihr seid."

Wie eilig die Eile auch war, Unheil abzuwenden, konnte sie doch dem hübschen Milchbart die Antwort nicht versagen. Sprechen ist doch gar zu süß und Sprechen von sich selbst am Allersüßesten.

„Ich bin eine vornehme Jungfrau aus Kairo," sprach sie, „und wollte nach Bagdad; aber unweit dieses Schlosses traf mich der Schwarze, schlug meine Leute todt, fraß zwei davon auf und führte mich hierher. Und nun verlangt das Ungeheuer, ich soll ihn zum Gemahl erwählen oder sterben. Was soll ich Aermste thun? — — Aber rette dich doch! Was säumest du hier? Der Neger kommt gleich zurück."

Der Neger war schon zurück und erschien so eben auf einem großen schwarzen Pferde und der Prinz entsetzte sich über den Unhold; aber er floh nicht, sondern zog kühn sein Schwert.

„Ergib dich, kleiner Sperling," sagte der Neger; „ich thue dir Nichts, ich will dich blos fressen, und das erkenne als Wohlthat. Sieh! ich habe alle Unterthanen meines Reiches aufgefressen und sie haben es Alle als Gnade erkannt, weil ich es also verlangte."

„Heran, du witzelnder Bösewicht," rief Kodadad, „dein Leben zu vertheidigen!" — Sie trafen an einander und der Riese empfing eine tiefe Wunde über das Knie, die so sehr schmerzte, daß er ein lautes Gebrüll erhob, von welchem Wald und Ebene bebten.

Er nahm seinen Säbel, um mit aller Kraft dem Gegner einen Hieb zu versetzen, daß ein zweiter nicht nöthig wäre; aber der Prinz, im geschickten Ausbeugen aller Art sehr geübt, beugte aus; der Säbel sauste durch die Luft und ehe der Riese denselben zum zweiten Male erheben konnte, lag sein Arm mit dem Säbel auf der Erde und der Neger stürzte so laut nieder, daß Alles umher erbebte und ehe er sich aufraffen konnte, hatte der mannliche Held Kodadad den Tigerkopf vom Rumpfe abgehauen.

Die Dame, die dem Kampfe ja hatte zusehen müssen, erhob ein Freudengeschrei und rief ihm zu: „Wahrhaftig, Ihr müßt ein Prinz sein, so hoch und gewaltig ist Eure That. Vollendet Eure hochherzige Edelthat; nehmt die Schlüssel des Palastes und der Gefängnisse aus den Taschen des Ungeheuers und gebt uns Allen die Freiheit!"

Er schloß die Pforte des Einganges auf, wo ihm die Dame schon entgegenkam und mit knieendem Dank vor ihm niederfallen wollte, welches er freilich nicht zugestand, weil er wohl gelernt hatte, was sich schicke und zieme.

Indem sie im Gespräch begriffen waren, hörte der Prinz ein Jammern und Wehklagen und man berichtete ihm, es seien die an Ketten liegenden, im finstern Kerker schmachtenden Gefangenen, von welchen das Ungeheuer sich täglich einen herausgeholt hätte zum Fraß.

Er nahete sich mit seinen Schlüsseln und hörte das Geheul nun entsetzlich werden; denn Jeder von den Eingesperrten fürchtete, ihn möchte das traurige Loos treffen, von dem Wüthrich verzehrt zu werden. Als sie aber einen menschenfreundlichen Erretter fanden, da verwandelte sich das Geschrei in einen Freudenruf und in Ausbrüche des Entzückens. — O! das läßt sich ja denken!

Wie erstaunte der Prinz, unter den Gefangenen, als sie erst an's Licht gekommen waren, alle seine Brüder zu finden und keinen anders als ungefressen.

O! mit welchen schönen Worten bezeugte er ihnen seine Freude, sie aber dagegen ihre Dankbarkeit. Alle erhoben die Tapferkeit und Großmuth des Erretters.

Jetzt wurden die Raubschätze des Negers, deren unermeßlich viel waren, aufgesucht und hervorgebracht und Jedermann nahm, was ihm gehört hatte. Kameele, Pferde und Esel, die ebenfalls der Neger geraubt hatte, waren in Menge vorhanden, um die Waaren fortzuschaffen.

Sie zogen ab, nach allen Erdengegenden zu, mit tausend Danksagungen gegen den Prinzen, nur die Dame blieb zurück. Kodadad fragte dieselbe, wohin sie wünsche, denn er werde sie nimmermehr ziehen lassen, ohne sie zu begleiten. Dasselbe versicherten die übrigen neun und vierzig Prinzen.

Da fing die Dame jämmerlich an zu jammern und sagte: sie wünsche eigentlich aus der Welt, denn sie sei eine vertriebene Königstochter und habe nun gar keine Heimath und wisse nirgends hin; man möge sie ihrem unglücklichen Schicksal überlassen. Kodadad erwiderte, eine Dame von ihrer Schönheit und von solchen vortrefflichen Eigenschaften werde überall eben so viel Liebe wie Verehrung finden und die Achtung der Welt gewinnen; aber wenn sie die Hand ihres Befreiers nicht zu gering hielte, so könnten sie ja sogleich Hochzeit machen in dem Schlosse des Negers und die Prinzen könnten Zeugen sein.

Also geschahe es, denn die Dame liebte nicht viele Umstände. Küchen und Keller waren im Negerschlosse wohl versehen und überhaupt fehlte Nichts, um ein Freuden- und Ehrenmahl einzurichten.

Nachdem sie sich Alle so satt gegessen und getrunken hatten, daß sie nicht mehr konnten noch mochten, rasteten sie eine Nacht, sich von allem Ungemach zu erholen. Am andern Morgen nahmen sie ein leichtes Frühstück, packten so viel Vorräthe auf, als sie fortbringen konnten und vergaßen in Besonderheit die Weinschläuche nicht.

So zogen sie lustig und wohlgemuth fort und waren nur noch eine Tagereise von Babylon. Da lagerten sie sich in einer schönen und anmuthigen Ebene und weil sie große Liebhaber von Naturfreuden waren, indem in der schönen und lieblichen Natur alle Speisen und Getränke lieblicher schmecken, so ließen sie es sich recht wohl sein und sprachen den Schläuchen so oft zu, bis der letzte Tropfen geleeret war.

Da konnte es Kodadad nicht über das Herz bringen, sich seinen Brüdern länger zu verheimlichen und glaubte, sie würden unendlich froh sein, wenn sie in ihm den fünfzigsten Bruder fänden. O! er hätte noch einen Tag schweigen sollen, bis sie wieder an dem Hofe des Vaters gewesen wären; aber er war ja von Liebe und Wein berauscht. Weil er die Prinzessin besaß und Wein genug getrunken hatte, vergaß er, daß er eigentlich seinem Vorsatze gemäß noch 998 rühmliche Thaten zu vollbringen gehabt hätte, ehe er sich entdecken dürfe.

Des Nachts, als Kodadad und seine Gemahlin in ihrem Gezelte schliefen, hielten die Brüder heimlichen Rath, ihn zu erwürgen. „Es bleibt uns," sagten sie, „nunmehr nichts Andres übrig. Der König liebte ihn so schon mehr als uns; wie wird er ihn jetzt lieben, wenn er ihn als seinen Sohn erkennt und als einen solchen Sohn, der allein einen Riesen besiegte, welchen zu bewältigen wir neun und vierzig zusammen nicht glaubten im Stande zu sein. Gewiß macht er ihn zum Erben seiner Krone, zur beschimpfenden Erniedrigung für uns alle, die wir uns dann an den Stufen seines Thrones in den Staub werfen müssen."

Die Brüder eilten in Kodadad's Zelt, und durchbohrten ihn mit vielen Stichen, zogen davon, und kamen an den Hof des Vaters, der über die schon verloren gegebenen Söhne hoch erfreut war.

Sie sagten von dem Riesen eben so wenig, als von Kodadad, sondern wandten zur Entschuldigung des langen Ausbleibens nur das vor, daß sie der Begierde nicht hätten widerstehen können, die Welt ein wenig zu besehen und baten den Vater um Verzeihung, und erhielten dieselbe in der Freude, in welcher er war, sehr leicht.

Indessen lag Kodadad in seinem Blute, und seine Gemahlin erfüllte die Luft mit ihren Jammerklagen. „O du armer Kodadad," rief sie, „warum hast du dich mit mir verbunden? Ich habe dich mit in das Unglück verstrickt, zu dem ich einmal geboren bin. O, der heillosen, undankbaren Brüder! Wie konntet Ihr einen Bruder ermorden, der Euch das Leben errettet hat? Wie höllenschwarz muß Eure Seele sein!"

So klagte sie mit mancherlei Worten, allein sie war verständig genug zu wissen, daß alles Klagen keine Hülfe schafft, die hier vielleicht doch noch möglich sein konnte, indem der Verwundete noch einigermaaßen zu athmen schien.

Sie lief nach einem großen Dorfe, welches in der Nähe war, suchte einen Wundarzt, und fand einen, — einen erfahrenen und gutmüthigen Mann, mit welchem sie zurückeilte. Aber, welch' ein neuer Jammer! Kodadad war fort. Sie glaubte ein wildes Thier habe ihn fortgeschleppt und zerrissen, und erneuerte ihr Wehgeschrei so schmerzlich, daß es dem guten Wundarzt das Herz zerriß. Er nahm die arme Verlassene in sein Dorf und in sein Haus mit zurück, und begegnete ihr mit Sorgfalt und Achtung. Sie blieb mehrere Tage in ihrem stillen seufzenden Gram oder in ihrem lauten Jammer, und wenn der gutherzige Wirth sie trösten wollte, wurde ihr Schmerz noch wilder. Der gute Mann, obgleich er ein Wundarzt war, bedachte nicht, daß manche Wunden erst ausbluten müssen, ehe sie anfangen zu verheilen, und daß der Schmerz seine Zeit hält.

Er fing es anders an. Er bat sie, sich ihm zu vertrauen, und ihm ihr ganzes Schicksal zu offenbaren. Vielleicht ergäben sich Mittel der Hülfe oder der Rache — und sie erzählte ihm Alles. Das war das rechte Mittel ihrer Qual eine Linderung zu schaffen. Das Herz fühlt sich immer erleichtert, wenn es mitleidigen Seelen seine Noth erzählen darf, und jedes Stück der Erzählung nimmt ein kleines Stück des Jammers mit fort.

Sie hatte ihm Alles eröffnet. Darauf sagte er: „Ihr müßt Euren Gemahl an diesen Buben rächen. Ziehet an den Hof des Königs; ich bin überzeugt, Ihr findet Gehör und Gerechtigkeit, und wenn Ihr es wünscht, so begleite ich Euch als Euer Stallmeister und auch als eine Art Zeuge."

Sie zogen fort und herbergten in der ersten Karavanserei der Königsstadt. Man fragte den Wirth, wie es bei Hofe zugehe? „Da geht es jämmerlich und erbärmlich zu," antwortete dieser. „Der König hat einen

Sohn gehabt, der längere Zeit unbekannt an seinem Hofe lebte, und unbekannt der Hofmeister der anderen Prinzen war. Die Mutter desselben, die lange Zeit bei einem Verwandten gelebt hat, ist jetzt bei ihrem Gemahl, unserm König. Beide Eltern haben den Sohn in aller Welt suchen lassen, aber nirgends von ihm nur eine Spur aufgefunden, und Beide sind untröstlich. Es sind zwar noch neun und vierzig Prinzen da, allein das sind hämische Bengel, welchen Niemand gut ist. Gott sei uns gnädig, wenn einmal Einer davon auf den Thron kommt! — Jedoch davon darf man nicht sprechen. Also! reinen Mund gehalten."

Nach diesem Berichte des Wirthes sahe der Wundarzt wohl, wie verschwiegen man sein müsse, damit die Herrn Prinzen Nichts erführen, welchen es nach dem Brudermord um ein paar Mordthaten mehr wohl eben nicht ankommen mochte.

Er ging an den Hof, besahe sich, unter dem Vorwande seine Neugier zu stillen, Dies und Das, und sprach mit Dem und Jenem. Da kam eben Kodadad's Mutter, Pirusen genannt, mit ihrem Gefolge daher, um in den Tempel zu gehen, und dort zu beten und Almosen auszutheilen. Der Wundarzt folgte ihr, und bei der Rückkehr aus dem Tempel trat er zu einem Sclaven und sagte: „Bruder! ich habe der Königin ein Geheimniß zu offenbaren, könnte ich nicht durch Euch zu ihr geführt werden?" — „Ja!" antwortete der Sclav, „wenn Euer Geheimniß den Prinzen Kodadad betrifft, sonst aber gewiß nicht; denn sie will von nichts Anderem in der Welt hören, als nur von ihm." — „Eben von ihm möchte ich mit ihr sprechen," versetzte der Wundarzt. Darauf erwiderte der Sclav: „So folgt mir nur dreist, ich werde Euch melden."

Der Wundarzt erhielt sogleich Zutritt, und erzählte der Königin die traurige Geschichte. Als diese von dem Meuchelmorde des Sohnes hörte, erblaßte sie, und fiel wie todt nieder. Mit großer Mühe erholte sie sich wieder, besann sich einige Augenblicke und sagte zum Wundarzt: „Gehet wieder zu der Prinzessin, der Gemahlin meines unglücklichen Sohnes, und meldet ihr, der König werde sie bald als Schwiegertochter erkennen; Eure Treue aber soll nicht unbelohnt bleiben."

Pirusen überließ sich nun ihrem Jammer ohne Rückhalt, und klagte laut um ihren Sohn. Die Heftigkeit ihres Schmerzes hatte sich noch nicht gemildert, als der König in ihr Gemach trat, und bald genug die schreckliche Geschichte ausführlich berichtet erhielt.

„Die Ungeheuer," rief er, „die teuflischen Ungeheuer! Brut der Hölle! ich will euch euer Gift nehmen!"

Im höchsten Grimm herrschte er dem Vezier zu, tausend Trabanten zu nehmen, die Prinzen zu verhaften, und in den Thurm zu sperren, welcher das Gefängniß der Mörder war. „Hassan," sagte er zu dem Vezier, „du haftest mir mit deinem Kopfe, daß keiner von ihnen entkomme!"

Der Befehl war vollzogen, und der Vezier mußte nun die Gemahlin Kodadad's auf einem weißen Maulthiere im prächtigen Gefolge herbeiführen.

Der Wundarzt mußte sie auf einem prächtigen Tartarpferde auch mit begleiten. Man kann sich schon denken, daß Alles vergoldet, verdiamantet und verrubint war; daß das Volk jubelte und jauchzte, und alle Welt über die sonnenstrahlene Schönheit der Dame fast erblindete, und das braucht nicht eben allemal besonders erzählt zu werden, weil es sich ohnedieß allemal also gehört.

Wie es ihrem Range gebührte, so wurde die Prinzessin von dem Könige empfangen, der ihr schon an der Pforte des Palastes entgegen kam. Dennoch war es ein trauriger Empfang. Die junge Königin warf sich dem Könige zu Füßen, benetzte dieselben mit Thränen und schluchzte; Pirusen wehklagte laut und der König sahe mit stummem, starrem Schmerze wie ein Verzweifelnder zu. Die junge Fürstin faßte sich zuerst, und forderte Gerechtigkeit gegen die Mörder ihres Gemahles, obwohl sie Prinzen von Geblüte wären.

„Mörder sind Mörder!" sagte der König, „und solches Gezücht muß von der Erde vertilgt werden. Uebrigens will ich meinem Sohn, obwohl uns sein Leichnam fehlt, erst ein Leichenbegängniß halten lassen."

Es wurde ein Dom in einer großen Ebene erbaut, und unter einem Gewölbe ein Grabmal errichtet zum Andenken des Verstorbenen, mit einem Bildnisse darauf, welches ihn vorstellen sollte.

In kurzer Zeit war der Dom fertig, denn man hatte viel Arbeiter angestellt. Der Tag des Traueraufzugs erschien, und der König voran und die Großen seines Hofs hinter ihm. Sie gingen in den Dom, und lagerten sich auf dem schwarzen goldgeblumten Atlasteppich, mit welchem der Fußboden belegt war. Hierauf eilte eine Schaar Trabanten mit Trauerflören dreimal um den Dom mit gesenktem Haupte und klagte: „O du Held, warum können dir unsere Schwerter nicht mehr nützen? Ach, warum hat der König der Könige geboten, und der Todesengel hat ihm gehorcht! O, Kodadad!"

Es kamen nun hundert Greise mit ehrwürdigen weißen Bärten und ritten auf schwarzen Maulthieren. Einsiedler waren es und fromme Heilige, deren Jeder ein heiliges Buch auf dem Haupte trug, das er mit der einen Hand hielt. Sie ritten dreimal um den Dom und klagten: „Ach, warum bist du nicht so alt geworden wie wir? Warum können dich unsere Gebete nicht mehr erwecken? Aber der Herr des Lebens hat dich gerufen! O, Kodadad!"

Es kamen hundert Jünglinge und Jungfrauen auf weißen Pferden, und ritten dreimal um den Dom, und sagten weinend: „Ach warum lebst du nicht mehr, wie wir, und blickst deine Brüder und Schwestern nicht an? Aber die Jugend verblüht, und die Stärke schlief ein. O, Kodadad!"

Es kamen hundert Kinder, Knaben und Mädchen, mit Kränzen von Zypressen und Rosen, und zogen dreimal um den Dom, und klagten: „O wer soll unser Vater sein, da du bist hingegangen in die Tiefe? Aber die Blätter verwelken und die Blumen verblühen bald. O, Kodadad!"

Darauf erhob sich der König mit seinem Hof, und sie gingen dreimal herum; aber der König konnte nur jammern und weinen und rufen: „O mein Sohn! mein Sohn Kodadad!"

Vierzehn Tage dauerten die Todtengebete um den Entschlafenen in den Tempeln. Am fünfzehnten sollten die gefangenen Prinzen hingerichtet werden, und das Volk wartete mit Ungeduld darauf, und die Gerüste wurden schon errichtet. Aber in der Nacht liefen schlimme Nachrichten ein, und der König berief seinen Divan oder Staatsrath. Noch in der Nacht bekamen die Veziere und Emire Befehl, mit ihren Soldaten aufzubrechen, und mit dem frühesten Morgen zog der König mit seinen Hauptleuten und Armeen selbst aus. Es hatten sich nämlich die von Kodadad besiegten großen und kleinen Fürsten auf's Neue gegen den König von Babylon verbunden, und hatten Alles so heimlich gehalten, daß sie nur noch vier starke Tagereisen von der Hauptstadt entfernt waren.

Es kam bald zu einer Hauptschlacht. Muth und Tapferkeit waren von beiden Seiten gleich; des Würgens war viel, und der Sieg schwankte bald auf diese Seite und bald auf jene. Zuletzt wandte er sich auf die Seite der Feinde, und Babylon's Macht war beinahe so umwickelt, daß der größte Theil der Armee sich hätte ergeben müssen, als große Schaaren Reiter dem Feinde in den Rücken fielen, und ein entsetzliches Metzeln und Würgen unter den Erschrockenen begann. Die Verwirrung wurde bald bei dem Feinde allgemein.

Der König von Babylon, dessen Heer durch die unerwartete Hülfe neuen Muth bekam, griff wieder mit frischem Feuer an, und in kurzer Zeit war die Niederlage vollendet.

Der König bewunderte die Reiter, deren Muthe er den Sieg verdankte, und war begierig, den Anführer kennen zu lernen. Dieser kam ihm entgegen, und es war Kodadad! Der König wurde stumm und starr vor Schrecken und Freude, einen geliebten Menschen zu sehen, dessen Todtenfeier er schon begangen hatte. Er fiel ihm laut schluchzend in die Arme und rief: „O mein Sohn! mein lieber Sohn! O Kodadad!" Dann rief er: „O wie hat mich der Himmel so lieb, daß ich dich an mein Herz drücken kann! Ich weiß Alles, mein Sohn! deine Tapferkeit, deinen Edelmuth und die Schändlichkeit deiner Brüder, die aber sobald wir zurück sind, ihren Lohn empfangen sollen. — Und wie wird deine Gemahlin sich freuen, die bei deiner Mutter in meinem Palaste ist!" Als Kodadad das hörte, ward er entzückt.

Der König sandte fliegende Boten voraus, und das Gerücht von dem, was sich begeben hatte, war in zwei Stunden in dem Palast und in der Stadt verbreitet.

Als sie nach einigen Tagen in die Stadt einzogen, rief das jubelnde Volk: „O Kodadad! O Heil dir! Heil dir, Kodadad!" Und der König ließ dem Volke die herrlichsten Freudenfeste veranstalten.

In dem Palaste war ein lautes Getümmel, als sie ankamen. Die Freude war übergroß und die dazu gehörigen Thränen flossen in Strömen. Nach-

dem der Rausch der ersten Entzückungen vorüber war, mußte Kodabad erzählen, wie er gerettet worden sei, und wie er im rechten Augenblick habe können zu Hülfe kommen.

„Ein mitleidiger Bauer," erzählte Kodabad, „sieht mich blutend in dem Zelte liegen, nimmt mich auf sein Maulthier, und führt mich in sein Haus. Wirksame Heilkräuter sucht er, quetscht sie und legt sie auf meine Wunden. In acht Tagen war ich wieder hergestellt. Ich blieb bei ihm, und zeigte ihm meine Erkenntlichkeit durch einige Diamanten. Bald war ich mit den gutmüthigen Bewohnern in der Umgegend bekannt, und weil ich noch Edelsteine genug hatte, um ihnen wohl zu thun, auch beliebt. — Zufällig drangen die Gerüchte von dem Bündnisse der Fürsten gegen meinen Herrn und Vater bis zu uns; ich stellte Kundschafter aus, und da ich die Anstalten erfuhr, welche die Fürsten machten, wurden mir die Gerüchte bald zur Gewißheit."

„Jetzt gab ich mich zu erkennen. Ich fand viel Liebe; denn man hatte von meinem Glücke in der ersten Schlacht, und von der Erlegung des gefürchteten Riesen gehört. Ich reiste umher; ich feuerte die jungen Leute an; sie stellten sich willig zur Vertheidigung des Vaterlandes, und bald fanden sich mehr, als ich nöthig zu haben glaubte. — So ist der Verlauf der Sache."

Neue Entzückungen, Bewunderungen, Lobpreisungen! Aber auch neuer Grimm des Königs gegen die Prinzen. Morgen sollten sie hängen. Aber Kodabad und seine Mutter baten sie mit dringenden Bitten beim Könige vom Tod los.

Er schenkte ihnen das Leben, ließ sie aber in einem wohlverwahrten Schlosse unter Aufsicht. Sie durften überall umher gehen, wohin sie wollten, aber nur daß die Wache bei ihnen war, und sie dem Vater nie vor Augen kommen durften.

Das Volk fluchte ihnen, wo es sie sah; es folgte ihnen mit Verwünschungen und Steinregen nach; es rief: „Mörder! Höllenbrut! Schändliche Brüder!"

Mehrere von ihnen vergifteten sich; einige starben vor Aerger oder vor Gram; die Meisten entflohen in einem günstigen Augenblicke, aber wohin sie sich auch zerstreueten, waren sie wie geächtet, und fanden nirgends Hülfe und Dienst. Sie quälten das Leben so hin. Aber der ehrliche Wundarzt blieb bei Kodabad, der den Thron erbte.

Herrn Mordi's Garten.

Es lebte ein reicher, reicher Kaufmann im Morgenlande, der ein recht sehr lieber und guter Mann war, und Hali hieß.

Der Kaufmann hatte drei schöne Töchter, die hießen Kadidja, Zemire und Sumi. Sumi war aber die jüngste und schönste und auch die sanfteste

und offen und fröhlich, darum sie denn der Vater am liebsten hatte. Die beiden andern Mädchen aber waren über die Maaßen hochmüthig und herrschsüchtig und verachteten andere Mädchen, die weniger Geld hatten als sie und darum hatte sie im Hause kein Mensch lieb und in der Stadt auch keiner.

Der Kaufmann that alle Jahre mit seinen Knechten und Kameelen eine große Reise, wo er kostbare Waaren in andere Länder brachte und kaufte dafür wieder andere herrliche Waaren ein, die selten und theuer waren und an welchen er zu Hause sehr viel Gewinn hatte. Also wurde er immer noch reicher. Es dauerte aber solch eine Reise wohl ein halb Jahr und darüber; und wenn der Kaufmann dann wieder nach Hause gekommen war, legte er den Töchtern seine Waaren aus, damit sie sich ein und das andere Stück zum Geschenk aussuchen möchten. Da wählten sich die beiden Aeltesten allemal recht kostbare Dinge, Kleider und Schmuck, die recht in die Augen fielen und weithin schimmerten und glänzten und sie sollten Neid erregen bei ihren Freundinnen; aber Sumi meinte, von solchen theuren Dingen würde man nicht froher und besser und bat sich meist nur ein paar Kleinigkeiten aus und die Schwestern dachten dann und sagten es ihr auch, sie sei ein recht dummes Ding, das nicht wisse, was schön sei; aber Sumi kehrte sich wenig daran und konnte wohl gar darüber lachen.

Als nun einstmals der Vater wieder fortreisen wollte, sagte er zu den Töchtern: „Von den Waaren, die ich zurückgebracht habe, ist Euch beiden Aeltesten immer keine gut genug gewesen; darum saget an, was ich Euch mitbringen soll und du, Sumi, sollst mir auch sagen, was du gern hättest.“

Da forderten die ersten Perlenhalsbänder und diamantene Ohrenringe, und Kleider mit Gold und Silber durchwirkt und kostbare rothe Shawls, wohl tausend Thaler an Werth, die weithin flammten und leuchteten; Sumi aber sagte: „Du lieber Vater, so prächtige Dinge machen mich nicht froh; bring' mir aber ein schönes, ein recht schönes Röslein mit, mit ein paar Knospen daran.“ Mit Vaterfreuden sahe Hali auf sein bescheidenes Kind.

Er zog fort, dahin und dorthin und was die ältesten Töchter sich gewünscht hatten, das hatte er leicht gefunden und hatte viel Gold dafür gegeben und hätte gern drei Mal so viel gegeben, wären sie nur dadurch innerlich recht glücklich geworden; aber das Röslein für Sumi konnt' er so leicht nicht finden. Rosen waren überall genug da, aber so schön, so wunderschön, als er es gern für seine liebe Sumi gehabt hätte, konnte er keins finden; und fand sich auch eins, so wußte er nun nicht, wie er es sollte bewahren, damit es ihm nicht auf dem langen Heimwege verwelke.

Als er auf dem Heimweg weiter und weiter kam, war die Rosenzeit lang schon vorüber und der Vater war so betrübt darüber, daß ihn all das viele Geld nicht erfreuen konnte, welches er auf dieser Reise gewonnen hatte. Wo sollte er nun ein schönes Röslein für Sumi hernehmen, da es schon Herbst geworden war und der Wind schon viel rothe und gelbe und bleiche Blätter von den Bäumen herabwehte und manche derselben schon kahl waren?

Hali zog weiter und weiter und fand keine Rosen, sondern immer kahle

Bäume und Hecken. Aber einmal eines Mittags, wo die Sonne sehr heiß brannte, kommt er in eine Gegend, wo alle Bäume und Hecken noch blüheten und grünten und klare frische Quellen da und dort rieselten und die ganze Gegend ein großer Garten war. Da verwunderte er sich und ließ die Kameele und Pferde und die Knechte ruhen und er selbst wollte in dem Garten lustwandeln.

„Wie ist denn hier," sagte er zu seinem treuesten und erfahrensten Diener Jusuf, „wie ist denn hier Alles so anders, als überall, woher wir gekommen? Hier sind ja Frühling und Sommer beisammen!"

„Ja Herr," antwortete Jusuf, „das ist ja auch Herrn Mordi's Garten," und sagte das so leise und bedenklich, als könnt' es gefährlich sein, darüber zu sprechen.

„Wer ist Mordi?" fragte der Herr; aber der Diener bat ihn gar sehr, jetzt nicht weiter zu fragen; es sei hier nicht an der Zeit und gar nicht geheuer. Wenn sie nur erst aus dem Garten wären, dann wolle er ihm Alles erzählen.

Hali lächelte, und indem er durch den Garten lustwandelte, sagte er: „Du treuer Alter hast gewiß einmal wieder ein Märchen im Kopfe und trägst Angst, wo es nicht noth ist;" aber Jusuf bat ihn nochmals mit einer Art Heimlichkeit und Schüchternheit, jetzt zu schweigen und zeigte ihm hinten ein herrliches glänzendes Schloß und sagte: „Dort wohnt er!"

Viel schöne Blumen standen an den Wegen im Garten, aber kein Röslein. Endlich fand er doch ein eben erst aufgeblühetes mit zwei schönen Knospen, es war das einzige im Garten, und so schön, als er noch keins gesehen hatte; das wollte er Sumi brechen und in feuchtes Moos einpacken, damit es die zwei Tagereisen frisch bliebe, die er noch bis nach Hause hin hatte. Aber Jusuf fiel vor ihm auf die Knie und flehte: „Brecht nicht, lieber Herr, brecht nicht! Ihr brecht Euch selber den Tod! Herr Mordi leidet es nicht, daß man ihm nur ein Gräslein abrupfe."

„Narr!" sagte Hali unwillig, „ich kann die Rose mit Golde ja zehnfach aufwiegen." Er hörte nicht mehr auf das Flehen des treuen Dieners und brach die Rose und ergötzte sich daran und freute sich und als er sie einige Augenblicke in den Händen gehabt, verwies er dem Jusuf seinen Glauben an Märchen.

„Eilt aus dem Garten, Herr, eilt, eilt!" bat Jusuf und hatte kaum die Worte gesprochen, als die Diener und Knechte keuchend und mit Entsetzen von verschiedenen Seiten herbeiliefen und schrieen: — „Es kommt! — Kommt, rettet Euch! — Lange Ohren! — — Feueraugen! Schreckliche Augen mit langen Zähnen — — stehen aus dem Maul weit hervor! — — Zunge hängt zum Hals hinaus! — Rettet Euch!"

Jetzt brüllte es fürchterlich und in einem Augenblicke stand ein schwarzschuppig Ungeheuer da, mit Schlangenschwanz und Drachenkrallen und langen Zähnen und hervorhängender Zunge und Schlappohren und mit Hörnern auf dem Kopf.

Jetzt wollte Hali sich retten, aber vor Entsetzen konnte er nicht von der Stelle. Im Augenblick hatte das Ungeheuer seinen Schwanz um den Kaufmann geschlungen, und ihn mit zwei Krallen mörderisch bei den Achseln gepackt, und sah ihm mit seinen Flammenaugen blutlechzend in's verblaßte Gesicht.

„Hast mir mein Röslein gebrochen," sagte es mit dumpfem Gebrülle, „dafür brech ich dir den Hals!"

Was half dem Hali sein Jammern und Wimmern; was half's, daß er dem Unthier erst zehn, dann zwanzig und zuletzt alle seine hundert Kameele mit ihrer Ladung zur Lösung anbot, das Ungeheuer wurde nur noch grimmiger, und drückte ihm die Krallen noch schmerzlicher und tiefer ein, und sagte: „Deines Bettels bedarf ich nicht, ich hab' dessen tausendmal mehr denn du! Löse dich besser, und gib mir Sumi, deine Jüngste, zu eigen, für welche du das Röslein brachst. Und als der Kaufmann abermals bitten wollte, schlug ihm das böse Ungeheuer die Kralle in den Hals, und knirschte mit den Zähnen. Da sagte in der entsetzlichen Angst Hali sein liebes Töchterlein dem Unthiere zu, und mußte ihm schwören mit einem großen Schwur, ihm dasselbe am dritten Tage zu geben, wo er es durch seine Diener werde abholen lassen.

Trauernd zog Hali nach Hause, und der treue Jusuf trauerte mit ihm, denn er liebte seinen guten Herrn. Mit einem Gesicht des allertiefsten Jammers trat Hali in sein Haus ein, und grüßte die Töchter, und drückte Sumi zweimal an sein Herz. Sie sahen es wohl, daß den Vater Etwas tief bekümmere; aber die beiden ältesten Töchter kümmerte es wenig, denn sie waren nur gierig nach den Geschenken, und konnten die Zeit nicht erwarten, bis sie dieselben in Händen hatten. Sie bekamen, was sie gewünscht hatten, und noch viel Schönes mehr; denn der Vater ließ sie noch aussuchen, was ihnen von seinen kostbaren Waaren gefiel. Darüber beachteten sie nicht, wie betrübt des Vaters Angesicht aussahe, und als sie sich mit den kostbaren, prächtigen Dingen nun putzten, vergaßen sie es ganz und gar, und sprachen, nur davon, daß sie nun viel schönere Sachen hätten als die Tochter eines Fürsten, und daß sich alle vornehmen Mädchen vor Neid über sie ärgern würden. Ja wohl, wenn man so gesinnt ist, denkt man an Vater's Kummer und der Mutter Thränen nicht!

Sumi hatte ihr Röslein bekommen, und war wohl kindisch froh darüber und dankbar; aber sie sahe des Vaters inneren Jammer und fragte ihn, was ihn betrübe und bat ihn, nicht traurig zu sein.

„Ach du armes Kind," sprach der Vater, „du wirst es noch früh genug erfahren, was mich bekümmert; aber hole doch jetzt deine Gespielin, dein liebes Besenstielchen." Sumi holte es gleich. Es war ihre liebste Gespielin aus der Nachbarschaft, die nicht oft genug bei ihr sein konnte, obwohl sie nur das Kind eines Besenbinders war; denn es war ein gar sehr liebes Kind, welches der Sumi auch recht ähnlich sahe. Hali hatte, wie immer, so auch dies Mal dem Besenstielchen hübsche und nützliche Geschenke mitgebracht. Die gab er ihm, als es Sumi geholt hatte.

„Ach Vater," sagte Sumi, „ich bin froh, daß du mir das schöne Röschen gebracht, welches so lieblich riecht, als wären alle duftenden Blumen der Welt darin, und hast nun auch mein liebes Besenstielchen beschenkt. Aber nun sag' auch, was dich so traurig macht, sonst kann ich ja auch nicht vergnügt sein!"

„Armes, armes Kind! einmal mußt du es doch erfahren!" Da erzählte ihm der Vater Alles, was sich in dem Garten begeben hatte, und wie übermorgen Herr Mordi seine liebe Sumi würde holen lassen, gewiß um sie aufzufressen!

„Ach!" sagte Besenstielchen, „Ihr armer Herr Hali; dort in Mordi's Garten habt Ihr das Röslein gebrochen, wo die Blumen immerdar blühen? Ja, wer das thut, der ist ihm zu eigen verfallen, und wird von ihm gefressen, wenn er sich vor ihm fürchtet. Nein, da soll die liebe Sumi nicht hin, denn die würde sich gewiß vor ihm fürchten!"

Als Hali fragte, woher sie das wisse, antwortete Besenstielchen, es wisse das Alles von der Großmutter, deren Eltern hatten nicht weit von Herrn Mordi's Garten gewohnt, und die Großmutter hatte ihm so viel davon erzählt, daß es ihm vorkäme, als sei es schon lange mit Herrn Mordi bekannt. Es wolle hin zu ihm, und der würde viel davon wissen, ob es Sumi sei oder nicht.

„Ach gutes Kind," sprach Hali, „das kann dein Vater nicht zugeben;" aber Besenstielchen antwortete, daß der Vater ja noch zehn Kinder und die alten Großeltern zu ernähren habe, und sei oft kein Krümchen Brod im Hause; der würde es gerne sehen, wenn er ein Eßmaul los würde.

Besenstielchen's Vater gab es zu; denn er meinte, sein Kind würde sich mit Herrn Mordi schon durchhelfen, und könne bei ihm vielleicht sein Glück machen, und sie Alle einmal aus der Noth ziehen.

Da war nun Alles richtig, und Hali gab Besenstielchen's Vater viel Geld und Gut.

Als am dritten Tage in aller Frühe Besenstielchen wie Sumi angekleidet worden war, kam eine herrliche Kutsche mit prächtigen Pferden und Läufern und Dienern und einer jungen Kammerdienerin und holte Besenstielchen ab.

Herr Mordi wartete ihrer am Thore des Gartens, und seufzte: „Ach wenn sich nur das liebe Kind nicht fürchtet, sonst muß ich es ja zerreißen: weil mich die böse Mutter also verwünscht hat, daß ich muß. Darüber bin ich schon neunhundert Jahre ein Ungeheuer."

Indem er so seufzte und klagte, kam die Kutsche an, und Besenstielchen stieg aus; aber straks waren die Menschen in Affen und Pudel verwandelt und die Kammerdienerin in ein schönes Misekätzchen. Da verwunderte sich Besenstielchen und fragte: „Seid ihr denn nicht eben erst Menschen gewesen?" und die Pudel bellten: Wau, wau! Das Kätzchen schrie: Miau; und die Affen wackelten mit den Köpfen, und schnitten seltsame Gesichter, und alle nickten mit den Köpfen; das sollte denn heißen: Ja! ja!

Jetzt kam Herr Mordi. Besenstielchen überlief es mit heimlichem Grausen; indessen hatte es sich ihn wohl tausendmal nach der Beschreibung der Großmutter also vorgestellt, wie es ihn jetzt sahe, und faßte sich desto leichter.

„Fürchtest dich doch nicht, Kind?" fragte Herr Mordi; „mußt dich ja nicht fürchten?"

„Ich fürchte mich auch gar nicht ein Bischen. Was sollt' ich denn fürchten?" antwortete Besenstielchen.

„Aber wenn ich dich nun mit meinen großen Feueraugen ansehe, dann doch?" — „Gar nicht," antwortete Besenstielchen, „deine Augen sind lange so groß und feurig nicht, als unser Herdfeuer, oder als das Feuer in Nachbar's Schmiedeesse!"

„Aber meine langen Schlappohren? Meine großen Zähne?" „O," sprach Besenstielchen, „ich habe einen Elephanten gesehen, der hatte viel längere Schlappohren als du und viel größere Hauer."

„Das ist ja sehr gut, Sumi," sagte Herr Mordi. „Komm nun! ich will dir den Garten zeigen und das Schloß, da wirst du viele schöne Sachen sehen, die ich dir schenken will." Damit wollt' er sie mit seiner Kralle anfassen und führen. Sie aber sagte: „Bleib mir ein Bischen vom Leibe, Herr Mordi; fürchten thue ich mich gar nicht vor dir, aber du bist mir zu häßlich."

Herr Mordi seufzte, und blieb dem Mädchen einige Schritte vom Leibe, und zeigte ihm vielerlei Schönes.

„Aber ich sehe ja keine Menschen," sagte Besenstielchen. „Hast du denn keine Kinder zum Spielen für mich?"

„Alles Schöne und Liebe sollst du haben, mein Kind," sagte traurig Herr Mordi, „und Alles was dein Herz nur begehrt, aber Menschen nicht. Ach das ist es ja eben, du hast ja gesehen, was aus den Menschen hier wird: — Thiere, die klug sind wie Menschen, und Alles thun, was du verlangst, aber sie haben keine Menschengestalt und Sprache."

Als er sie so umherführte, kamen sie in ein schönes kühles Birkenwäldchen. Da vergaß sich Besenstielchen und rief: „Ei, was sind das für schöne Birken! Wie viel Besen könnte mein Vater binden, wenn er die hätte!"

„Wie?" sagte Herr Mordi verwundert; „du bist also Besenstielchen, des Besenbinders Tochter, aber nicht Sumi, des Hali's Tochter?"

Die Kleine wollte sich ausreden; aber das ging nicht; denn sie hatte schon zu viel gesagt, und konnte gar nicht läugnen, wer sie sei, zumal da sie das Röslein nicht hatte, welches Hali für seine Sumi brach, und welches, wie Herr Mordi sagte, niemals verwelke.

Herr Mordi ließ seinen Wagen, seine Pferde und Diener kommen, und befahl, Besenstielchen sogleich zurück zu bringen.

„Besenstielchen," sagte er, „hüte dich wieder zu kommen, das wäre dein Unglück; dies Mal magst du frei zurück gehen, weil du aus Liebe zu Sumi mich hast wollen betrügen, und darum sollst du auch das Gold haben, welches

du im Wagen finden wirst. Sage dem Hali, weil auch er mich hat wollen betrügen, soll er's mit schwerer Krankheit büßen."

Wie erschrak Hali, als Besenstielchen wieder kam, und einer von Mordi's Dienern in's Haus trat, und Sumi forderte und mit nahm. Jammernd schrie ihr der Vater nach, und streckte seine Hände nach ihr aus. Die ältern Schwestern aber machten sich Nichts daraus, daß Sumi fort mußte, und auf des Vaters Jammern achteten sie nicht, wohl aber auf die schönen Pferde, die wie Pfeile dahin schossen, und auf den Wagen, der wie von Gold und Edelstein schimmerte. Ja! meinten sie, wenn sie dergleichen einmal haben sollten, da wären sie vollkommen glücklich, und wollten nach der ganzen Welt Nichts fragen. Aber um des Vaters Schmerz kümmerten sie sich wenig, und unter sich sagten sie: „Was heult denn der Vater nur um die dumme Gans? An der ist ja gar Nichts gelegen. Wenn sie auch Mordi frißt, was macht's denn?" Und wenn der Vater ihnen klagte, wie unglücklich er sei, warfen sie ihm vor, er sei ja selbst Schuld daran, weil er die Rose für sein Herzblättchen durchaus habe abbrechen müssen.

Der Vater hätte diese Häßlichen aus dem Hause stoßen sollen, aber er war viel zu gütig und sanft. Doch klagte er den harten Herzen sein Leid nicht mehr, sondern nur noch dem treuen Jusuf, der mit ihm weinte.

Sumi, die sich von Besenstielchen hatte erzählen lassen, wie es ihm bei Mordi ergangen war, gewöhnte sich bald an Herrn Mordi, und fürchtete sich nicht vor ihm, und Herr Mordi war so gut gegen sie, und merkte auf Alles, was ihr Freude machen konnte. Das artige Misekätzchen war immer bei ihr, half ihr beim Anziehen, ging mit ihr in den Garten, haschte ihr schöne Vögel, biß sie aber nicht, sondern brachte sie der Herrin, welche die Vögelein besahe, und nach ein paar Augenblicken wieder frei ließ; die Pudelhunde aber und die Affen thaten gern und gleich, was Sumi nur wünschte, und brachten und trugen wieder fort, wie sie es verlangte.

Da hätte Sumi wohl können glücklich und froh sein, aber den Vater konnte sie ja nimmer vergessen; das machte sie dann traurig, und an Mordi konnte sie sich auch nicht gewöhnen. Ja! sie war ihm von Herzen wohl gut, weil er so liebreich und sanft war, aber seine Gestalt war gar zu widrig und abschreckend, und wenn er sie zuweilen recht flehend bat, ihn nur ein wenig, ein ganz klein wenig zu streicheln, da überlief's ihr die Haut, und sie vermochte es nicht.

So hatte sie lange Zeit bei Herrn Mordi gelebt, und da dachte sie einmal so recht innig daran, daß sie nun so gar Nichts von dem herzlieben Vater wisse, nicht wie es ihm ergehe, und daß er sich gewiß um sein liebes Kind grämen werde; denn er werde wohl denken, es sei entweder gefressen, oder es gehe ihm recht übel. Darüber weinte sie sehr.

Als sie nun so betrübt bis in den Herzensgrund weinte, trat Herr Mordi in ihr Zimmer und brachte ihr ein Körbchen voll der schönsten Blumen und Früchte, und sahe sie mitleidig an und fragte: „Was weint denn meine Sumi? Will es dir denn hier gar nicht gefallen?"

„Es gefiele mir Alles wohl recht gut," antwortete sie, „aber ich weiß ja nicht, was der arme Vater macht; der hat sich vielleicht schon um mich zu Tode gegrämt!"

Da rief Herr Mordi einen Pudel, der mußte ihm seinen Spiegel bringen, den hielt er Sumi vor, und sagte: „Denk nur an den lieben Vater, so wirst du sehen, was er macht."

Da sahe sie des Vaters Haus, und kannte Alles wieder, und was im Hofe, Hause und Garten war, zog vor ihren Augen vorüber: der treue Hofhund, die Knechte, die in die Ställe gingen zu Pferden und Kameelen; die Diener, die den Handel besorgten mit allen Waaren, und viele andere Dinge. „Aber wo bist du denn, Vater?" rief sie.

Da war er in einer Gartenlaube, wo er traurig saß, bleich und abgemattet, und nur Jusuf war bei ihm, der treue Knecht, und als er aufstehen wollte, mußte er an Krücken schleichen, und der treue Jusuf half ihm dabei,

„O! ist denn keine von den Schwestern da, den kranken Vater zu warten?" rief sie; „wo sind sie denn?"

Da zeigte ihr der Spiegel die Schwestern. Sie waren an einem Badeorte, weit von des Vaters Wohnung, und tanzten in wildem Tanze durch lange beleuchtete Säle. Dann eilten sie zum Tische, wo sie sich mit vielen Andern darum herum setzten, und nahmen große Hände voll Gold, und legten es auf den Tisch, und Einer hatte einen größern Haufen von Gold und einen großen Haufen Blätter mit wunderlichen Bildern, die vertheilte er unter die Uebrigen.

„Da spielen sie;" sagte Herr Mordi, „und deine Schwestern, die den armen Vater Vater sein lassen, sind mit dabei; denn sie sind überall, wo es Spiel und Tanz gibt, und bekümmern sich um den Vater gar nicht. Er hat Niemand als den Arzt und den treuen Jusuf, die ihm aber doch nicht helfen können."

„Ach wär' ich nur bei dir, du lieber, kranker Vater," schluchzte Sumi überlaut, „ich wollte dich warten und pflegen, und du solltest wohl wieder genesen! Ach wär' ich bei dir, aber" — — —

„Diener laßt anspannen," rief plötzlich Herr Mordi seinen Pudeln, und Sumi sagte: „Willst du denn auch fort, Herr Mordi, und ich soll ganz allein sein, und Keinen haben, der mich tröstet?"

„Du gutes Kind!" sagte Herr Mordi, „Ich will nicht fort, und ich kann auch nicht, aber du mußt ja fort: dich verlangt's ja nach dem kranken Vater so sehr. Es ist im Wagen Alles, was du an Kleid und Schmuck oder an Geschenken für Besenstielchen, oder für wen du willst, etwa gern haben möchtest. Aber die Hauptsache ist dieses Fläschchen. Darin ist Thau von dem Lebensbaume, mit welchem du den Vater vom Tode erretten sollst; aber du sollst mich auch damit einmal erretten, darum verbrauch ihn nicht ganz, wenn ich dir werth bin. Grüße den Vater und vergiß mein nicht! Sechszig Tage darfst du aus sein, aber komm lieber einen Tag früher wieder! Ich bitte dich, vergiß mein nicht!"

Das gelobte Sumi, sie wollte ihn nimmer vergessen, und könnt' es auch nicht, da er gegen sie und den Vater so gut sei.

„Halte Wort, Sumi, halte Wort! nimm den Zauberspiegel mit, und sieh um den dritten Abend vor dem Schlafengehen hinein, und siehe nach mir, und wenn du mich krank siehst, dann eile mit dem Balsamthau zu mir. Wisse, wenn du um den dritten Tag nicht nach mir siehst, so schrumpfe ich unter unaussprechlichen Schmerzen zusammen, und wenn das zwanzig Mal geschehen ist, so bin ich ganz hin. Ach, Sumi, vergiß mein nicht!"

Da gelobte ihm Sumi noch einmal, sie wollte ihn fürwahr nicht vergessen, nahm den Zauberspiegel und stieg in den Wagen, und Misekätzchen sprang auch mit ein, und sie sagte Herrn Mordi: „Leb wohl!" und sagte auch weinend: „Es thut mir recht leid, daß ich dich nun soll so allein lassen; aber ich will recht oft nach dir sehen." Damit gab sie ihm die Hand ein ganz klein wenig, denn Herr Mordi war ihr schon lange immer weniger häßlich vorgekommen, je mehr er so gut gegen sie war. — Das geht aber meistentheils fast immer so.

Aber wie war's indessen dem armen Hali ergangen?

Wo seine ruchlosen Töchter waren, wußte er nicht, und um seine Sumi grämte er sich und ward krank und elend, und wäre in seiner einsamen Bekümmerniß vergangen, ohne Jusuf und den treuen Arzt. Auch die Diener bekümmerten sich wenig um ihn, weil sie dachten, lange könnt's doch mit ihm nicht mehr dauern, und dann könnte er ihnen weiter Nichts mehr helfen.

Alle Tage wurde es schlimmer mit Hali, und einstmals sagte derselbe: „Mich träumt immer von einem himmelblauen Balsam, der mir alle Glieder durchströmt, und von dem ich wie neu verjüngt würde, wenn ich nur ein wenig davon hätte; aber so einen Balsam gibt's denn wohl nicht!"

„Freilich gibt's einen solchen," sagte der Arzt, „und möchte der Euch allein wohl helfen können; aber wie sollen wir ihn denn erlangen? Er fließt aus den Blättern eines Baums, der einzig und allein in Herrn Mordi's Garten steht, und haben ihn viele holen wollen, aber das Leben dabei eingebüßt."

Als Hali das hörte, wollte er verzweifeln, nicht weil er bald sterben müßte, sondern weil er so gern noch Gewißheit über Sumi gehabt hätte. Ihm war es immer, als müsse sie noch leben, obwohl er sich so sehr grämte, als wäre sie schon gestorben.

Der Arzt rief alle Diener Hali's zusammen, und fragte: „Euer lieber, guter Herr, der Euch viel Wohlthat gethan hat, ist nun recht sehr krank, und ich weiß nicht, ob ich ihn werde am Leben erhalten. Es gibt aber noch ein Mittel, ihn gewiß zu retten, wenn ich nur wüßte, wer ihn von Euch am Allerliebsten hätte."

Da wollte ihn Jeder am Allerliebsten haben und sein Leben für ihn lassen, wenn es Noth hätte. Das sagten sie Alle, aber Jusuf schwieg. Noth hätte es denn eben, meinte der Arzt, und das Leben müsse freilich gewagt werden. Er sagte ihnen, ihr lieber Herr sei nur durch den Thau

vom Lebensbaume zu retten, der in Mordi's Garten stehe, und fragte, wer ihn holen wolle.

Da hatten sie tausend Ausreden. Der Eine meinte: Ja! wenn er nur gewiß wüßte, daß der Thau hülfe, wollte er denselben schon holen und sein Leben dran wagen; aber als der Arzt sagte, der Thau helfe gewiß, sprach er, das könne er nicht glauben. Der Andere hatte gar zu nöthig im Hause zu thun, und konnte nicht abkommen, der dritte sprach: Er wolle den Herrn wohl aus 20 und noch mehr Mördern und Räubern heraushauen, wenn es sein müßte, aber mit Mordi möge er Nichts zu schaffen haben, das sei ein grauwaltiges Ungeheuer. So hatte ein Jeder eine andere Ausrede. Und als der Arzt ihnen nun recht beweglich wollte zureden, sagten sie zu ihm, er sei ein Narr, und sollte sie ungehudelt lassen, und möchte lieber selbst hingehen und den Thau holen, obwohl sie recht gut wußten, daß er den Herrn nicht durfte verlassen, wenn der nicht stracks sterben sollte. Und da er nun nicht aufhörte zu bitten, wurden sie wild und drohten ihm die Jacke auszuklopfen, wenn er das dumme Maul nicht halte.

Da sahe der Arzt wohl, daß all sein Reden und Bitten Nichts fruchte und ließ sie gehen. Jusuf aber war da geblieben und hatte immer geschwiegen.

Als die Andern nun weg waren, sagte er zum Arzte: „Herr, lehrt mich den Baum kennen, und sagt, wie er aussieht und wie ich den Thau muß bekommen. — Ich will gehen und ihn bringen, wenn ich's vermag.“

„Du? du treue Seele, du?“ rief der Arzt, „du bist ja so alt und matt, und bist dem Herrn so nöthig; er hat ja keinen als dich!“

Jusuf sagte, er wolle gehen und die paar Jahre seines Lebens, die ihm noch möchten beschieben sein, für den Herrn gern dran setzen.

Derweil sie Beide davon noch hin und her redeten und Jusuf sich unterweisen ließ, wie er den Thau für seinen Herrn erlangen möchte, rasselte eine Kutsche mit Leuten daher. Das war Sumi.

„Ach!“ rief Jusuf, „du kommst eben recht, den guten Vater noch einmal zu sehen, denn wer weiß, ob ich den Lebensthau erlange, den ich ihm holen will!“

„O! bleib nur, du treuer Jusuf,“ rief Sumi, „den Lebensthau bring ich ja mit; den hat mir Herr Mordi gegeben!“

„Habt Ihr den Lebensthau?“ sagte der Arzt, „o dann ist Alles gut! Zeigt ihn mir, ob er es ist. — Ja, er ist's! er ist's!“ sprach er, da er ihn gesehen und ein Paar Tropfen versucht hatte, „er ist's! Bleibe aber jetzt hier, Sumi, damit, wenn der Vater dich sieht, er nicht vor Freuden sterbe.“

Ein neues Leben durchströmte Hali's Adern, als er nach und nach ein Schälchen des himmelblauen Thaues genommen hatte. Er war wie verjüngt, und als nun er und Sumi sich einander in den Armen lagen, da waren Beide selig!

Zwei Monate sollten die Feste dauern, die Hali in seiner Freude aller Welt geben wollte, und sollten so glänzend und herrlich sein, als sie kein Fürst geben konnte.

Sumi, in der Freude beim Vater zu sein und auch bei Besenstielchen, und in dem Rausche von Festen, die den Kopf betäuben und darum vergeßlich machen, hatte nicht daran gedacht, in den Zauberspiegel zu schauen, wie es dem einsamen Mordi ergehe. Darüber waren viele Tage vergangen.

Da sagte eines Abends Käthchen, die Kammerdienerin, die in Mordi's Garten nur das Misekätzchen war: „Nun ist es bald an der Zeit, daß wir zurückeilen, wenn wir Herrn Mordi noch wollen am Leben finden."

Da erschrak Sumi, und rief; „O der arme, arme Mordi! o der undankbaren Vergeßlichkeit!"

Sie sahe in den Spiegel. Da lag Herr Mordi kläglich und elend im Garten und war fast zu einer bloßen Haut zusammengefallen, und es war, als ob sie in seinem Gesichte lesen könnte, und stände darauf geschrieben: „Ach, Sumi! Du hast mein vergessen; nun muß ich elend sterben!"

Das Mädchen erblaßte. „Käthchen, nimm den Lebensthau; wir müssen gleich in der Nacht fort, ohne Abschied, der uns nur aufhielte. Mordi's Leben ist in Gefahr!"

Da ging es gleich fort, denn die Pferde waren immer den Augenblick angespannt, wenn man es wünschte. Niemand aber wurde die Abreise inne, denn es lag Alles tief im ersten Schlaf.

Als nun Sumi wieder in dem Garten angekommen war, suchte sie Herrn Mordi, und konnte ihn nicht finden. Sie schrie in großer Angst: „Mordi! ach lieber Mordi, wo bist du?" aber es antwortete keine Stimme. Da suchte sie wieder, da rief sie wieder, aber sie fand ihn nicht.

Da wollte Sumi verzweifeln und händeringend jammerte sie: „Ach, er ist todt! Mordi ist todt! Nun bin ich auf immer untröstlich!"

Nach vielem Rufen und Suchen sahe sie Etwas im Grase liegen, — sahe näher hin, und es war Herr Mordi, aber ganz klein geworden und zusammengeschrumpft und abgezehrt. Er lag wie ohne Leben da. Sie aber kniete nieder zu ihm; da athmete er noch ein wenig, und ächzte noch leise, und sahe sie mit trüben, traurigen Augen an.

„Armer! armer Mordi!" sagte sie betrübt, „stirb nicht! ich habe den Lebensthau;" und indem sie es sagte, legte sie weinend die eine Hand an seinen Hals, und streichelte ihm mit der andern den Kopf.

Da war aber Mordi plötzlich verschwunden, und es lag ein kranker Mensch da in Königskleidern.

Sumi fragte: „Was ist das? Wo ist Mordi?"

„Ich bin's;" ächzte er schwach — „Lebensthau!"

Jetzt füllte sie ihm etwas Lebensthau ein, und er erholte sich so, daß er die Flasche selbst nehmen und in kleinen Zügen trinken konnte, und als er Alles ausgetrunken, stand er da, ein schöner Jüngling, gesund und blühend.

Jetzt waren Beide glücklich, Sumi und Mordi. Mordi aber erzählte: seine Mutter habe viel böse Zaubereien getrieben, darüber hab' er sie einmal gescholten, sie aber habe darauf einen Zauberspruch über ihn gesprochen, wodurch er zum Ungeheuer geworden. Da habe er die Menschen fressen müssen, die Etwas abgebrochen hätten in seinem Garten, und alle die Mädchen auch, die ihm zu eigen verfallen wären und sich vor ihm gefürchtet hätten. Nun sei er erlöst, weil sie ihn gestreichelt habe. „Ach, liebe, schöne Sumi, ich will dir dankbar sein, so lang' ich lebe. Ich bin nun ein Mensch, und alle meine Thiere sind auch wieder Menschen geworden. Aber ich bin auch ein König, und habe auch ein großes Reich. O, wenn du mich lieb haben und Königin werden wolltest, dann wäre ich erst recht glücklich! Dein Vater und Besenstielchen und der treue Jusuf müßten dann bei uns leben, und den bösen Schwestern möchte alles Geld und Gut des Vaters bleiben, sie würden doch dabei nicht froh, weil sie nicht gut sind. Wir aber wären glücklich!"

„O!" antwortete Sumi, „gut bin ich dir im Herzen schon lange gewesen, weil du immer so gut und liebreich warst, nur deine Gestalt war gar zu sehr unhübsch. Nun aber will ich deine Königin gern werden, wenn es dich glücklich macht; denn du hast ja dem Vater das Leben erhalten!"

Da umarmte Mordi entzückt seine Sumi, und als die Diener daran wohl merkten, was vorging, machten sie vor Freuden einen gräulichen Lärm in Schloß und Garten, und die, welche vorher Pudel gewesen waren, bellten vor Lust mit drunter Wau! wau! und Kätzchen sagte vor Lust: Miau! Herr Mordi aber und Sumi hatten ihr großes Vergnügen daran.

Es war am andern Morgen sehr früh, als Hali erwachte und seine Sumi besuchen wollte, aber Sumi und Käthchen und Pferde, Wagen und Diener waren fort. „Ach!" seufzte Hali, „so hast du mich wieder verlassen! Aber wo bist du denn jetzt hin!"

Er suchte auf ihrem Zimmer, und fand alle kostbaren Kleider und allen Schmuck, der Sumi gehörte, aber was half ihm das? Sein liebstes Kind fand er doch nicht. Da fiel ihm aber ein wunderlicher Spiegel mit seltsamen Rahmen voll Bilder und unbekannter Zeichen in die Augen. Das war aber eben der Zauberspiegel, den Sumi in der Angst um Mordi vergessen hatte.

„Ach," sagte Hali, „könntest du mir zeigen, wo meine Sumi ist?" und sahe in den Spiegel hinein. Da erblickte er sie, wie sie eben vogelschnell in den Garten einfuhr; er sahe sie angstvoll suchen; er sahe an ihrem Munde, daß sie Jemand rief. Da fand er sie bei dem abgezehrten Mordi, und es war ihm, als ob er nun Alles verstehe, was sich begebe und der gute Mordi dauerte ihn sehr. Aber als Sumi den armen Mordi streichelte, und derselbe auf einmal ein Mensch ward und, nachdem er den Lebensthau getrunken, ein schöner blühender Jüngling da stand, und die Thiere auch zu Menschen geworden waren, da wußte er Alles.

„Ich muß hin, ich muß zu meinem Kinde hin!" rief er, und erzählte dem Jusuf, was er im Spiegel gesehen hatte, und sagte, daß er bei Sumi

bleiben und nimmer zu den bösen Töchtern wiederkehren wolle. Der treue Diener aber wollte auch mit und bei seinem Herrn leben und sterben. Und Besenstielchen wurde geholt und gefragt, ob es auch mit wolle und immer wolle bei Sumi bleiben? Das wollt' es sehr gern, und sein Vater wollt' es auch gern.

Da bestellte Hali einen treuen Wächter über sein Haus, und schrieb ein Paar Zeilen an seine ungerathenen Töchter, darin stand, sie möchten sich in Alles friedlich theilen; er käme nimmermehr wieder.

Da fuhr er mit Jusuf und Besenstielchen und mit dem Zauberspiegel fort, und nahm sonst weiter Nichts mit sich, und als sie in Mordi's Garten ankamen, standen schon Mordi's schnelle Pferde und Wagen bereit, alle Drei zu holen. Das war nun aber nicht nöthig.

Da war's eine Freude! Da war's eine Seligkeit, die keines Menschen Mund aussprechen konnte. Sumi wurde Königin; Besenstielchen hatte auch ein Herz gefunden, das gut und treu war, und der alte Hali wurde von Allen geehrt und geliebt und sagte: „Ich lebe im Himmel!“ Darin lebten sie aber Alle, weil sie Alle gut waren.

Hali's ältere Töchter schienen auch im Himmel zu leben, aber es war dennoch nicht wahr, sondern es schien nur so. Sie tanzten, sie spielten, sie aßen und saßen an herrlichen Tafeln, sie fuhren dahin und dorthin, sie konnten sich prächtig putzen und thaten das auch, aber sie waren nicht dabei vergnügt. Hatten sie im Spiel verloren, war ein anderes Mädchen öfter als sie zum Tanz aufgefordert, oder wurde als schön gelobt, oder hatte ein neues Kleid, das man hübsch nannte, das ärgerte sie heimlich sehr, und sie trugen eitel Haß und Neid im Herzen. Das merkte Jedermann wohl und darum hatte sie Niemand lieb.

Sie erfuhren, Sumi, die Schwester, sei wieder gekommen, herrlich und prächtig, und sei die Schönste im ganzen Land. Da war es ihnen, als hätten sie Gift genommen; aber weil sie wußten, der Vater sei sterbenskrank, trösteten sie sich und sagten unter sich: der treibt's nicht mehr lange, dann wollen wir das dumme Ding aus dem Hause werfen, und es soll Nichts von der Erbschaft haben.

Als sie nun darauf hörten, der Vater sei wieder gesund und blühend wie ein Jüngling und gäbe herrliche Feste wegen seiner Genesung und Sumi's Wiederkunft, da erschraken sie, und wurden fast wüthend vor Grimm.

Da sie aber einen Boten bekamen, der Vater und Sumi seien fortgereist und wollten nimmermehr wiederkehren, und sie sollten sich theilen in all sein Gut; da freuten sie sich; aber es dachte schon Jede, wie sie es anfangen wollte, das beste Theil zu erlangen, und mehr als die Andere, und zankten sich auf dem Heimwege schon heftig, wer dies oder das sollte haben.

Als es nun zur Theilung kam, da ging das Elend erst recht an. Jede wollte haben, was die Andere begehrte, und da schimpften sie einander und wurden immer häßiger und feindseliger. Als aber Sumi's köstliche Kleider und Juwelen zur Theilung kamen, die schöner waren, als sie auf Erden für

alles Geld zu erkaufen standen, da brach die Wuth ganz aus. Keins wollte nur ein einziges Stück von den herrlichen Sachen lassen. Sie schimpften, sie schlugen sich, und zerkratzten sich fluchend das Gesicht. Von nun an haßten sie sich tödtlich, verleumdeten sich und machten das Leben sich grundschwer.

Sie hatten, so lange der Vater lebte, Umgang gehabt mit den Töchtern des Fürsten, aber zu diesen durften sie nun nicht mehr kommen, weil sie so schlecht sich betrugen. Man verachtete sie.

Da wollten sie nun zeigen, sie könnten wohl herrlicher leben als diese und hätten mehr Geld, und dazu wollte es die Aelteste der Jüngsten, und die Jüngste der Aeltesten an Pracht und Glanz zuvorthun; aber weil sie niemals etwas Nützliches gethan hatten, und hatten sich um keine Wirthschaft bekümmert, und der Vater nicht mehr da war, der immer auf's Neue erwarb, so waren sie in wenigen Jahren ganz zu Grunde gerichtet, und wurden so arm, so sehr arm, daß sie ihre schönen Sachen verkaufen und hernach betteln gehen mußten.

Aber weil sie Jedermann verachtete und Keiner bemitleidete, wollte man ihnen oft das Stückchen Brod nicht einmal geben, und sie wären beinahe verhungert.

Da mußten Sie aus Noth zum Lande hinausziehen in andere Länder, und bettelten herumwandernd vor den Thüren ihr Brod.

Die Zauberflöte.

Nicht weit von der Hauptstadt des Landes Kohrasan, mitten in einem unendlich großen Walde, lag ein wunderherrliches Schloß, welches vor Jahrtausenden ein König der Geister hatte erbauen lassen.

Lange war das Schloß unbewohnt geblieben, jetzt aber wohnte eine mächtige Fee darin, die für grausam und gefährlich ausgeschrien war, weil sie nicht jedem vorwitzigen Narren erlauben wollte, aus bloßer Neugier ihr Schloß auszuspähen, und dann Dinge davon zu erzählen, an welchen kein Wort wahr war.

Der König von Kohrasan hatte einen Prinzen, der Lulu hieß, und ein großer Liebhaber von der Jagd war, die er denn auch in dem großen Walde fast täglich trieb, zumal da des Wildes zu viel war. Er hütete sich aber, dem Gebiete der Fee zu nahe zu kommen, denn es war bekannt, daß das selten ungeahndet geschehen durfte. „Man muß Niemand beleidigen," sagte er, „aber auch Niemand fürchten, wenn man Frieden haben will."

Es war eines Tags eine große Jagd im Walde, und Lulu hatte sich vorgenommen, auf kein geringeres Wild zu jagen als auf einen Tiger, deren es viel im Walde gab. Er ließ daher das kleine Wild, Luchse und Füchse ungehindert gehen. Aber jetzt kam ein mächtiger Tiger daher, der eine über-

aus schöne weiße Gazelle verfolgte. „Da ist mein Wild!“ sagte er und setzte dem Tiger nach. Dieser konnte die Gazelle nicht erlangen, die ihm durch ihre leichte Behendigkeit mit den künstlichsten Sprüngen und Wendungen immer entging, aber er konnte eben so wenig an den Tiger kommen. Er ging dahin und dorthin, bergauf, bergab; er kam in Gegenden, wohin er noch niemals gekommen war und ehe er sich dessen versah, befand er sich mitten in dem großen Garten, der das Schloß der Fee umgab. Tiger und Gazelle waren im Gehölze verschwunden.

„Gut!“ sagte der Prinz, „bin ich doch nicht aus Vorwitz hieher gekommen!“ und wollte eben wieder umkehren, als die blitzenden Thorflügel des Schlosses aufsprangen, und die Fee in einem Strahlengewande hervortrat, welches wie Blendspiegel blendete. Aber selbst auch aus ihren Augen gingen Lichtströme aus.

Sie schritt wie eine aufsteigende Morgensonne auf ihn zu. Er aber verbarg seine Augen hinter seinen beiden Händen, um nicht zu erblinden, und als er am Rauschen ihres Gewandes ihre Nähe merkte, sagte er: „Zürne nicht, hohe Fee, ich bin nicht durch Schuld des Vorwitzes, sondern des Zufalls in deinem Garten!“

„Ich weiß es,“ sagte die Fee. „Laß deine Augen frei. Aller Lichtglanz ist nur denen gefährlich, deren Herz finster ist; deines aber ist unschuldig und hell; ich kenne dich lange!“

Er schlug seine Augen auf, und eine Frau stand vor ihm voll hoher Würde, voll Güte und Freundlichkeit auf ihrem Angesicht. Das that ihm sehr wohl, wie immer es wohl thut, wo sich Hoheit mit Güte paart.

Sie nahm ihn mit in ihr Schloß, und sagte, sie bedürfe seiner Dienste. Da sprach er, sie möge über seinen Willen und seine Kraft befehlen, er sei recht willig und bereit zu Allem.

„Was ich fordere,“ sagte sie nun, „erfordert nicht Macht und Stärke, aber Klugheit und Geist. Unweit von hier wohnt ein Zauberer, der mir durch einen unglücklichen Zufall einen vergoldeten Feuerstahl entwendete, den ich von deinem und meinem Urstammvater, dem weisen Dschiamschid, ererbt habe, und der mir über das ganze Reich der Geister eine unbeschränkte Gewalt ertheilte. Ich kann ihn nur durch einen Jüngling wieder erhalten, der noch im Herzen ganz rein und schuldlos ist, wie du, und ich vertraue dir.“

„Der Zauberer, zu dem ich dich sende, ist eben kein großer Geist, aber doch wachsam, weil er sehr argwöhnisch ist, einer Jungfrau wegen, die er geraubt hat und eingesperrt hält. In deiner natürlichen Gestalt würde er dir nimmermehr trauen. Hier! nimm diesen Ring, der dir jede Gestalt gibt, die du wünschest; du wirst ein Greis oder ein Jüngling, je nachdem du seinen Diamant ein- oder auswärts drehst; und wenn du in Gefahr kommen solltest, so wirf ihn in die Höhe, dann bin ich im Augenblicke bei dir. Nimm auch diese Flöte. Du kannst alle Leidenschaften damit hervorrufen und besänftigen, und Liebe und Zorn erregen und stillen. Die Anwendung von beiden Stücken

überlaß ich deiner Klugheit. Sei vorsichtig. Das Beste, was ich besitze, sei dein Lohn."

Sie führte ihn in ihrem Wolkenwagen so weit, daß sie ihm das Schloß des Zauberers zeigen konnte, durfte ihn aber nur bis hinter eine Bergspitze bringen, um von dem Zauberer nicht entdeckt zu werden.

Ein Paradies lag zu seinen Füßen, als er die Bergspitze erstiegen hatte. Durch liebliche Blumenauen floß ein silberheller Strom in tausend schlängelnden Windungen, mit welchen er liebliche Inseln einschloß. Jetzt stürzte er über Gestein rauschend hinab, jetzt zog er still und ruhig dahin. Hügel mit Fruchtbäumen, Lustwäldern und wildes Gesträuch schmückten die Aue, und bewachsene Anhöhen stiegen immer höher, bis sie sich an einen dichten Wald anschlossen, welcher das Thal von allen Seiten umgab. Auf einer Anhöhe in der Mitte des Thales stand ein Schloß, welches wie hellpolirter Stahl schimmerte.

Dies war das Schloß des Zauberers, zu welchem Lulu hinschritt, nachdem er durch den mit dem Diamant einwärts gedrehten Ring sich zum Greise mit einem Eisbarte verwandelt hatte.

Als er an das Schloß kam, war nirgends ein Eingang. Es schien ein einziger ungeheurer Thurm, der auf einem hohen und steilen Stahlfelsen stand, auf welchen hinauf zu kommen ohne Flügel unmöglich schien.

Lulu setzte sich unter einen Baum, in einem schattigen Orangenhain, und blies auf seiner Flöte, und die Flöte gab Töne, wie er sie noch niemals gehört hatte, und die sein Innerstes bewegten, tief und wundersam. Blies er sanft, so war es, als spräche lispelnd der Abendwind mit den Blättern der Baumgipfel, oder als seufzten die Nachtigallen unter den Bäumen, oder als sänge eine Mutter dem Kinde ein leises Wiegenlied. Hauchte er stärker, so hallten gewaltige Chöre von den Bergen mit rauschenden Winden und brausenden Fluten, und der Donner rollte in lauten Schlägen darunter.

Lulu erkannte nun die geheimen Kräfte der Flöte und sah, wie mannigfaltige Anwendung sie zuließ. Er blies ein trauerndes Klagelied und es war, als ob ihm die Bäume und Wälder, und die Hügel und Thäler, und Rehe und Hirsche und alles Geflügel zuhörten. Aber im Schlosse wollte sich Niemand regen. Da stieß er ein paar Mal heftig in seine Flöte, und das Wild floh erschrocken in den Wald, und das Schloß schien zu erbeben.

Der Zauberer war dadurch im Schlafe erschreckt, sah zum Fenster hinaus und rief hinab: „Was dudelst du hier unter meinem Fenster, du Dudeldei, und störst meinen Schlaf? Such dir einen andern Platz, oder ich will dir einen anweisen!"

Lulu that nicht, als ob er ihn höre, sondern spielte ein lustiges, liebliches Stück, trillernd und hüpfend, als sollt' es zum Tanz gehen. Der Zauberer spitzte die Ohren und öffnete den Mund, als wollt' er die Töne verschlingen. „Der alte Eisbart versteht seine Sache," sagte er, „und ich muß ihn doch sehen." Er legte seinen Morgenrock an, schlich durch ein Hinterpförtchen aus dem Schlosse und stand auf einmal vor dem Spielmann.

Lulu erschrak fast vor dem rauchhaarigen Riesen mit Wurstlippen,

Hängebacken und weitem Schlappbauche, der mit kleinen Schweinsaugen ihn anblinzelte, die tief im rothhaarigen Kopfe lagen.

„Du pfeifst gar hübsch, alter Eisbart, will ich dir sagen; denn ich verstehe Etwas von deiner Sache, das kannst du mir glauben."

„Ei," antwortete Lulu, „das will ich Euch denn wohl glauben, denn Ihr seid ja ein stattlicher Herr, der gewiß weit in der Welt umher gewesen ist, wo man so Etwas schon lernt. Euch glaub ich's, aber mir selbst freilich hätt' ich's nimmermehr geglaubt!"

„Höre!" sagte der Zauberer, „willst du Dienst bei mir haben, und mein Spielmann werden?"

„Nein, Herr! ich diene Niemand," antwortete Lulu; „der Spielmann und der Sänger müssen frei sein, wie die Vögelein Gottes unter dem Himmel, sonst werden Klang und Stimmen heiser. Auf hohen Befehl spielt's und singt's sich nicht gut!"

„Bist ein närrischer Kauz, bei meiner Treu!" lachte der Zauberer; „aber trage nur die Nase nicht gar zu hoch; man will ja doch leben!"

„Zu leben find' ich überall," sprach Lulu, „denn wo ich hinkomme und wo mein Spiel gefällt, da hab' ich Alles vollauf. Ich könnte schon Schätze gesammelt haben, aber was mach ich damit? Hab' ich Kleid und Speise und einen guten Becher Wein, so hab' ich, was ich brauche; und wo ich mit meinem Spiel eine frohe Stunde machen kann, da bin ich recht willig und bereit, und habe meine Freude daran. Für Geld ist aber meine Kunst viel zu hoch!"

„Nun das heißt das Maul voll nehmen;" sagte der riesige Mann.

„Gar nicht," erwiderte der alte Spielmann. „Ich mache die Traurigen fröhlich, und tröste sie; ich errege Mitleid und Thränen, ich besänftige den Zorn der Frauen, errege Liebe, mache zärtlich, empfindsam, und noch vieles Andere, Alles durch die Macht und Gewalt meiner Töne."

„Nun, das heiß ich aufschneiden!" sagte der Zauberer, aber Lulu stellte sich sehr beleidigt, steckte seine Flöte ein, und schien fortgehen zu wollen.

Der Zauberer hielt ihn beim Arm und sagte, er möge doch Spaß verstehen; fragte ihn, wer er sei? und woher er sei? und als er vernommen, der Spielmann sei als eine verlassene Waise von einem Derwisch aufgenommen, der hab' ihn das Spiel gelehrt, und diese Flöte geschenkt, mit welcher er die Welt durchzogen, da mochte der Zauberer denken, er sei sicher bei diesem Alten, und kam mit dem Antrage hervor, mit in sein Schloß zu gehen, und ein störriges Ding von Jungfrau, das ihn nicht heirathen wollte, ihm mit seiner Flöte geneigt zu machen.

„Herr," sagte Lulu, „Ihr fordert gerade das Schwerste von mir, das mir gar oft wohl auch gelungen ist, aber nicht allemal. Indessen will ich es Euch zu Liebe versuchen; aber nach einigen Stunden muß ich weiter zieh'n!"

„Du darfst aber nicht mit meiner Frau sprechen," sagte der Zauberer.

„Sehr wohl," erwiederte Lulu entrüstet; „was geht mich denn seine

Frau und seine Burg an? Geh' der Herr hinein, und pfeife er seiner Frau so viel süße Worte vor, als dem Herrn beliebt. Ich aber ziehe meines Weges."

Kurz: Lulu ging nach manchem Hin- und Herreden mit in's Schloß. Der Zauberer schlug an den Felsen von Stahl, und es öffneten sich zwei Thorflügel, deren Fugen zuvor das schärfste Auge nicht bemerkt hätte, und schlossen sich von selbst wieder zu, als sie hinein waren.

Es ging eine dunkle Wendeltreppe hinauf, dann durch einen finstern Gang, dann durch viele verschlossene Thüren und endlich in einen geräumigen Saal, der sein Licht von einem einzigen Fenster empfing, das mit starken Eisenstäben vergittert war.

Hier saßen neun zarte, weißgekleidete Jungfrauen, und spannen an elfenbeinernen Rädern, und die zehnte stand an einem Tisch mit güldner Weife und weifte ab, was die andern gesponnen hatten. Ein dickbauchiger, breitmauliger Zwerg war Aufseher, und welche der Jungfrauen nicht fein oder nicht fleißig spann, der gab er mit seiner Gerte einen Hieb auf die Finger.

„Setz' dich dort in den Winkel, Alter," sagte der Zauberer. „Diese hier sind meine Trotzköpfe, die immer halsstarriger werden, je strenger ich bin. Aber wir wollen schon sehen, wer es am Längsten wird aushalten. Die Spulen sollen von heut an täglich größer und die Weife immer schwerer werden, und ehe die Spulen nicht vollgesponnen und die Weife abgeweift ist, gibt es keine Mahlzeit und keinen Schlaf. — Nun spiel auf, Alter! die Mädchen haben schon lange nicht getanzt."

Die armen Mädchen seufzten und einige Thränen fielen heimlich aus den Augen; aber die Schönste unter Allen, die Weiferin, gab dem Zauberer einen verachtenden Seitenblick, und sahe nach dem Spielmann, und da sie einen ziemlich zusammengerunzelten Alten sahe, wendete sie gleichgültig die Augen von ihm ab. Der Alte aber war von ihrem himmlischen Gesichte so betroffen, daß er zitternd seine Flöte fallen ließ, ein Stück nach dem andern.

Als er die Stücke wieder zusammengefügt hatte, spielte er ein klagendes, seufzendes Lied, wie wenn Gefangene in ihrem Kerker klagen und nach Freiheit und Luft seufzen.

Die Mädchen weinten heiße Thränen, und die Hände sanken. Sidi, die schöne Weiferin, sahe dem Alten in's Gesicht, und Zauberer und Zwerg sperrten den gaffenden Mund auf, als ob sie damit auch hören wollten.

Das Klagelied ging in ein schwebendes, hüpfendes Tanzlied über, zu welchem die Rädlein lustig schnurrten; aber die Töne wurden bald wieder klagend, schmachtend und seufzend, die Räder standen still, die Mädchen holten tief Athem, und die schöne Sidi schien wehmüthig süß zu träumen.

Der Zauberer meinte, das heulige, wehmüthige Pfeifen tauge Nichts, denn die Mädchen heulen so schon genug, aber der Alte stellte sich gleich wieder zornmüthig und drohte zu gehen.

„Aber," fragte der Zauberer, „meinst du denn, Alter, daß dein Pfeifen schon ein Bischen geholfen habe?"

„Nun," sagte der Alte; „hat denn der Herr nicht gesehen, wie sie traurig geworden sind, und haben Thränen geweint, und weiß nicht einmal, welch' ein gut Zeichen das ist? Lasse mich der Herr noch drei oder vier solcher Stückchen gespielt haben; da soll er schon sehen. Aber der Herr sollte auch selbst Etwas für sich thun, und mir meine Kunst nicht selbst verderben."

„Nun?" fragte der Zauberer.

„Was?" fuhr der Alte fort; „der Herr will in der Welt gewesen sein, und geht hier vor der Mädchen Augen in seinem Nachtkittel umher. Da mag er ihnen ja freilich gar wunderschön gefallen! Zieh' der Herr sich besser an, leg' er den reichsten Schmuck an, und sodann plag' er die armen Dinger nicht durch die Hiebe seines dicken Zwerges und durch allzu viele Arbeit. Denkt er denn, die Liebe der Jungfrau durch Martern zu gewinnen?"

„Hör', Alter," sagte der Zauberer, indem er ihm auf die Achsel klopfte, „du bist mir ein Schlaukopf. Was die Kleidung betrifft, darin hast du fürwahr recht, und der Zwerg soll mich ankleiden. Spiele ihnen indessen noch ein paar hübsche Stückchen."

Damit gingen Zauberer und Zwerg aus dem Saal.

Sie waren kaum heraus, als die Jungfrauen zu flüstern anfingen, aber ohne im Spinnen aufzuhören, denn das Tagewerk wollte gethan sein.

Jetzt drehte Lulu seinen Ring und stellte sich, ein schöner goldlockiger Jüngling, vor Sidi hin, die heftig erschrak. „Keine Furcht, schöne Sidi," flüsterte der Jüngling. „Ich bin der Sohn des Königs von Kohrasan, und eine Fee sendet mich zu Eurer Aller Befreiung. Nur sage mir, wo der Goldstahl ist, auf welchen so viel ankommt."

„O Jüngling," rief Sidi erblaßt, „verbirg dich eilends: fliehe, du bist verloren, wenn dich der Zauberer entdeckt, und keine Macht wird dich vor seinen Geistern beschützen, und den Geisterstahl wirst du niemals erlangen, denn er trägt ihn in seinem Busen bei Tag und Nacht, läßt selbst bei Tage sich von seinen starken Geistern in dem obersten Gipfel des Thurmes bewachen, und sogar sein Liebling, der Zwerg weiß nicht, wo er schläft. O fliehe! fliehe!"

Lulu nahm Sidi bei der Hand und sagte: „Wie könnt' ich fliehen, da ich deiner Befreiung wegen hergekommen bin, und dich nun auch selbst gesehen habe. Wie könnt' ich? Eile, schöne Sidi, wenn du noch Etwas von dem Stahle weißt, es mir zu entdecken. Der Zauberer kleidet sich prächtig an, um dir zu gefallen, und wird bald wieder da sein. Ich habe dich durch mein Spiel ihm sollen geneigter machen; stelle dich doch als ob du es ein wenig geworden wärst, damit er Vertrauen zu meinem Spiel gewinne, welches vielleicht meinem Vorhaben sehr dienlich sein kann." — Lulu wollte weiter sprechen, aber eine Spinnerin, die vor dem Saale gelauscht hatte, kam schnell

herein und rief: „Er kommt!“ Da waren sie allesammt sogleich bei ihrer Arbeit, Lulu aber als Greis wieder in seinem Winkel, wo er so heimlich pfiff, daß man es vor der Saalthür vor den schnurrenden Rädern kaum hören konnte.

Der Zauberer wollte beim Eintritt schon murren, als er das liebliche leise Flüstern und Lispeln der Flöte hörte, das ihm gefiel. Er hatte sich durch seine Geister reich schmücken lassen, daß er die Kostbarkeiten an Stoffen, Perlen und Diamanten kaum tragen konnte.

„Hat deine Kunst Etwas geholfen?“ fragte er den Spielmann.

„Das, mein' ich, gewiß,“ antwortete dieser; „aber freilich werden sie über Eure Strenge wohl ein wenig maulen; gebt ihnen jedoch nur ein Mahl oder ein kleines Fest, so werden sie ihren Unwillen auch bald vergessen.“

Der Zauberer wollte doch sehen, was das Spiel geholfen hätte, und näherte sich der Weiserin mit süßen Geberden.

„Zürnst du noch auf mich, liebe Kleine?“ sagte er mit einer Stimme, die er so süß machte, als er nur konnte. „Hast du mir's vergessen?“

Er würde eine schlimme Antwort erhalten haben, aber Lulu nahm seine Flöte unter den Arm, drehte seinen Ring, stellte sich hinter Zauberer und Zwerg, und sah als schöner Jüngling bittend die Jungfrau an, die nun erröthend und mit ängstlicher Scham die Augen niederschlug. Das hielt der Zauberer für ein sehr gutes Zeichen, und das war es auch wohl, aber nur freilich für ihn nicht.

„Ja, du zürnst nicht mehr,“ sagte der Zauberer, „du sahst, wie treu ich dich liebe; willst du mir denn auch nun ein wenig gut sein?“

Lulu hatte indessen die rechte Hand auf sein Herz gelegt, und blickte sehnsüchtig die Jungfrau an. Diese aber sagte: „Wenn ich dich nun lieb hätte, würdest du mich und meine Jungfrauen von der Sclavenarbeit befreien?“ Das versicherte der Zauberer mit theuren Schwüren, Lulu aber breitete die Arme gen Himmel aus.

„Beweise mir deine Liebe durch Thaten,“ sagte Sidi zum Zauberer, blickte aber dabei verstohlen auf Lulu, „du wirst ja dann sehen, ob ich dich lieben werde.“

Das war dem Zauberer ein köstliches Wort, und er wollte in seinem Entzücken die Jungfrau umarmen. Da drehete Lulu schnell seinen Ring und stieß so heftig in die Flöte, daß das Schloß erbebte, die Thüren erzitterten und die Fenster klirrten. Der Zauberer fuhr erschrocken zurück, und die Mädchen erhoben ein Angstgeschrei. Selbst Lulu erschrak, lockte aber sogleich schmeichelnde besänftigende Töne aus der Flöte hervor. Das war sein Glück, denn der Zauberer hatte schon die Hand an's Schwert gelegt und rief grimmig: „Du alter Gaudieb, was bläsest du so gräßlich? Nimm deine Kehle in Acht, das will ich dir rathen!“

Lulu entschuldigte sich, er habe unversehens einen falschen Griff gethan, den die Flöte nicht ertrüge, ohne laut aufzukreischen. Der Zauberer aber rieth ihm, sich vor den falschen Griffen zu hüten.

Sidi bat den Zauberer schmeichelnd, dem Alten zu verzeihen, der ja so viel Schönes geblasen habe; die Flöte möge wohl ein wunderliches empfindliches Ding sein. Dabei klopfte sie ihm sanft die Wangen.

Der Zauberer kam darüber außer sich und wollte gleich Hochzeitmahl halten, wie sehr Sidi auch bat, nur noch einige Tage zu warten, damit sie sich erst erholen und vorbereiten könne; aber er meinte, das sei nur jungfräuliche Verstellung, denn sie blühe ja wie eine Rose und die Aeuglein blinkten wie Sterne.

Er hörte weiter auf keine Einreden, sondern schlug mit dem Stahl Feuer. Funken sprüheten daraus zahllos hervor und die Funken verwandelten sich in eben so viel Geister, in Schützen mit blinkenden Waffen, die den Meister umringten.

Dieser sprach: „Die Hälfte von Euch durchstreift die Gegend rings umher. Alles werde durchsucht; gebt Nachricht! die andere Hälfte besetze das Schloß von Innen und Außen. Fort!"

Die Schützen verschwanden sogleich; der Stahl sprühete noch einmal Funken und es kamen eine Menge Sclaven und Sclavinnen, reich gekleidet. Der Zauberer befahl: „Räumt auf; schafft der Braut die reichsten Kleider und den kostbarsten Schmuck und sorgt für ein köstliches Mahl!"

Im Augenblicke waren Weife und Räder verschwunden, große helle Fenster wurden in den Mauern sichtbar und eine Tafel von Elfenbein erhob sich in der Mitte des Saales. Die schöne Sidi seufzte schwer. Sie sahe, welch' ein trauriges Loos sie sich durch ihre verstellte Freundlichkeit gegen den Zauberer bereitet hatte. Wo sollte sie Rettung finden?

Sie stand in traurigen Gedanken, als die Sclavinnen sie abholten, um sie zum Feste zu schmücken; der Zauberer aber zog den Alten bei Seite und sagte: „Hör', Alter! deine Kunst ist freilich nicht unrecht. Sidi zürnt nicht mehr und zeigt eben keinen Widerwillen, aber liebreich ist sie doch auch noch nicht. Ich dächte, du spieltest bei der Mahlzeit noch ein paar sanfte Stückchen, die ihr das Herz zurecht setzen."

„Nun," antwortete der Alte; „das hab' ich ja vorher schon gemeint und will es recht gern thun."

„Ich bin dir vielen Dank schuldig," sagte der Zauberer, „und wenn Alles gut abgegangen ist, will ich dich belohnen. Sprich, was verlangst du?"

„Es scheint," erwiderte der Spielmann, „Ihr habt ein etwas schwaches Gedächtniß. Ich meine, Ihr wüßtet es schon, daß ich für meine Kunst Nichts nehme, als eine gute Bewirthung."

„Ja," sprach der Zauberer, „es ist wahr, das hast du gesagt, das soll dir auch werden. Sobald meine Braut so ist, wie ich es wünsche, wird für dich und meinen Zwerg besonders gedeckt und wenn du gegessen hast, wird dich einer meiner Schützen über das Gebirge begleiten."

„Nun, fürwahr," sprach der Alte, „Ihr seid doch ein grundedelmüthiger Mann. Nachdem ich Euch mit meiner Kunst gnädig gewesen bin, wollt Ihr, da die Sonne schon sinkt, so gefällig sein, mich unter freiem Himmel über-

nachten zu lassen, wahrscheinlich weil Ihr denkt, so eine alte Natur ist gegen Schnupfen und Erkältung abgehärtet und so stählern als Euer Schloß."

Hiermit steckte er seine Flöte ein, griff nach seinem Wanderstabe und wollte gehen. Der Zauberer wurde unruhig, daß seine Braut so lange blieb. Das böse Gewissen fürchtete überall Gefahr und obwohl er seine Geisterschützen um's Schloß gestellt hatte und wußte, daß keine Mücke herein- oder heraus-konnte, ward ihm doch unheimlich.

„Bleib!" sprach er zum Alten und ging der Braut nach; aber zu den Schützen, die im Saale geblieben waren, sprach er: „Laßt, bei harter Züchtigung, den alten Burschen hier nicht aus dem Saal! — Und du," fuhr er den Alten an, „thust du nicht, was ich eben dir befohlen habe, so laß ich einen Eichbaum spalten und dich hinein klemmen, und du sollst darin bleiben, bis dir die Geier und Raben Herz und Leber ausgefressen und Hirn und Augen ausgehackt haben."

„Hoh! hoh!" sagte der Spielmann, indem der Unhold ging, aber es war ihm nicht wohl um's Herz, indem er es sagte. Indessen wollte er doch auch wissen, wo die schöne Sidi sei, zu welcher sein Herz ihn beim ersten Blick hingezogen hatte. Er setzte seine Flöte an und lockte lustige, schwirrende und trillernde Töne aus ihr hervor. Die Geisterschützen und Sclaven sahen ihn staunend an; er aber war darüber der Saalthür immer einige Schritte näher und näher gekommen und jetzt wollte er unbemerkt hinaus. Da erfaßte ihn der garstige Zwerg mit einem Zetergeschrei beim Rockzipfel und wollte ihn halten. Lulu wollte sich nicht mit Gewalt losreißen, weil er Lärm befürchtete. So blies er denn ein Liedchen, welches neckend und doch auch zornig war, wo es schäkerte und scherzte und wiederum summte, knurrete und brummte, und endlich Alles böse und beissig wurde.

Da knirschten die Schützen und Sclaven mit den Zähnen, und ballten die drohenden Fäuste gegen den Zwerg. Der aber wurde auch tückisch, schalt die Schützen und Sclaven mit grimmiger Geberde, daß sie den alten Spielmann nicht zurückgehalten hätten und drohte ihnen mit der Gerte, womit er sie auf Befehl des Zauberers oft hatte züchtigen müssen. Da wurden sie noch wilder, fuhren über den Zwerg her, stießen ihn und schleuderten ihn wie einen Ball aus einer Hand in die andere. Jetzt schwebte er an diesem, jetzt an jenem Ende des Saales; jetzt an der Decke, jetzt an dem Boden; jetzt wirbelnd im Kreise umher und das so blitzschnell, daß ihm der Athem ausging.

Während die Geister mit dem Zwerge ihr grimmiges Ballspiel trieben, schlich Lulu dem Zauberer nach und kam durch mancherlei Gänge an ein Zimmer, dessen Thür ein wenig aufklaffte und worin gesprochen wurde. Es war die Stimme des Zauberers, welche sagte: „Liebe Barsine, sei ruhig; ich habe den Feuerstahl durch dich; das soll dir nie vergessen werden. Wie grausam würde sich die Fee an uns Beiden rächen, käme der Stahl, den du ihr raubtest, wieder in ihre Hände. Laß mich nur erst ihre Tochter, die Sidi, geheirathet haben; dann sind wir sicher, und will sie dann mir weh thun, trifft es ihre Tochter ja mit. Dann will ich deine Treue vergelten und dein

Sohn Barka, der Zwerg, soll der Erbe meiner Macht und Wissenschaft werden. Jetzt muß ich fort und vor allen Dingen erst erforschen, was die Fee etwa im Schilde führt."

Lulu lief zurück, der Zauberer aber stieg auf die Zinne seiner Burg mit einem Sehrohr und sahe nach dem Waldschloß der Fee. Die saß mit einigen Feen und Königinnen lachend und scherzend bei Tafel. „Vor der bin ich jetzt wohl sicher," sagte er und stieg von der Zinne hinab. Er konnte aber nicht sehen, daß die Fee in ihrem großen Spiegel Alles wahrnahm, was auf seiner Stahlburg vorging. In diesem Spiegel sahe Niemand etwas Besonderes, als nur sie allein. Eben hatte sie das lustige Ballspiel der Geister mit dem Zwerge gesehen und heimlich darüber gelächelt.

Als Lulu in den Saal zurückkam, spielten die Geister noch Fangball mit dem Zwerge. Lulu besänftigte sie durch ein paar Töne und sie warfen ihn in den Winkel eines Sofas, wo er athemlos keuchte.

Jetzt traten der Zauberer von der einen Seite und die Prinzessin im Wunderglanze ihrer Schönheit und ihrer Kleidung von der andern Seite in den Saal. Die Schützen standen in Ordnung und Lulu war in seinem Winkel. Der Zwerg hatte sich vom Sofa erhoben und machte dem Alten ein grimmiges Gesicht; die Schützen aber hieb er mit seiner Gerte auf die Hände.

Der Spielmann, der die Jungfrau in ihrer Schönheit, aber auch in ihren Thränen sahe, sann und sann, wie er dem bösen Zauberer seine Beute entwinden wollte. Er hatte viel Rath, aber keiner ließ sich ausführen und so sann er immer wieder auf neuen Rath, der aber auch nicht taugte. Er wollte fast verzweifeln.

Der Zauberer trat zu seiner weinenden Braut. „Was weinst du, hold Liebchen," sprach er. „Hab' nur Geduld, du sollst dich noch recht freuen." Er führte sie zur Tafel und ihre Jungfrauen saßen zu beiden Seiten. Die Geister trugen auf, der Zwerg war der Mundschenk.

„Nun, Alter, spiele so was, wie meine Braut gern hört, so — so recht sanft und beweglich; das höre ich auch gern."

Sidi hatte eben den Alten innig angeblickt und er spielte, spielte so wundersam froh und entzückt, heiter und selig; und so seltsam unaussprechlich und doch wieder für Sidi so verständlich, als wären die Töne Worte und wollten ihr sagen: „Freue dich, Holde! du bist gerettet!"

Seine Töne setzten die aufwartenden Geister und Sidi's Jungfrauen in Bewegung und sie schwebten, hüpften und tanzten nach dem Lufthauch der Flöte, als wären sie selbst lauter Luft. Alle waren begeistert und der Zauberer, der ohnedies einen Becher nach dem andern getrunken hatte, schien seinen Argwohn verloren zu haben; aber der Zwerg, dem noch alle Rippen weh thaten, war sehr übellaunig und suchte den Alten der Flöte zu berauben, welcher er das Rippenweh verdankte.

„Lieber Herr," sprach schmeichelnd der Zwerg, „hätt' ich die Flöte des Alten, so könnt' ich dir alle Abend ein hübsches Liedchen blasen; ich dächte, ich wollte die Griffe bald lernen, wenn sie mir einer von deinen Geistern

zeigte. Dann hättest du den wunderlichen Alten nicht nöthig, der dich vorhin so häßlich erschreckte."

„Ei, du feiner Bursche," rief der Zauberer, „das ist ein prächtiger Einfall! — Hast du es gehört, Alter," rief er dem Spielmann zu, „du sollst deine Pfeife meinem Knaben geben, der wird sie bald blasen lernen."

„Ei," antwortete Lulu, „das will ich gern glauben; nur daß ich dann nicht wüßte, wie ich mich durch die Welt bringen sollte und müßte noch auf meine alten Tage verhungern."

„Kannst ja deinen prächtigen Fingerring mit dem Diamant verkaufen," sagte der Zwerg tückisch. — Sorgfältig hatte ihn Lulu zu verbergen gesucht, aber der Zwerg hatte denselben entdeckt, als sich Lulu in der Saalthüre von ihm losreißen wollte.

„Was?" rief der Zauberer; „einen Ring hast du? Den hab' ich ja gar nicht gesehen. Zeig ihn doch einmal! Wo hast du ihn her?"

Jetzt war der Alte in großer Noth. Wenn die Flöte nicht noch eine besondere Kraft hat, dachte er, so bleibt mir Nichts übrig, als den Ring in die Höhe zu werfen.

Er trat, gleichsam als wär' er aufgebracht, dem Zauberer einige Schritte entgegen! „Das heißt doch Gastfreiheit! Ich diene dem Herrn auf's Beste bei seiner Braut, zum Dank soll ich ihm noch meine Flöte, meine Erhalterin, da lassen. Ob denn der Herr nicht ein bischen Scham mehr hat! — Nun! gegen seine Geister kann ich nicht streiten. Ich blase mir noch ein Stückchen, das letzte, und dann fahre wohl, du treue, liebe Gefährtin. — Ihm, Herr, wird's aber nicht zum Segen gedeihen."

Er sahe die Flöte wehmüthig an, er seufzte, er setzte sie an die Lippen. Sidi war in der höchsten Angst.

Es war das süßeste Wiegenlied, was Lulu seiner Flöte entlockte; es war wie ein leises Hin- und Herschaukeln, ein sanftes Lullen, ein mildes Wehen zarten Lufthauchs. Alles wurde still und stumm, die Augen fielen zu; die Köpfe nickten; die Gäste lehnten sich an ihre Sitze, die Schützen waren mit dem Gewehr im Arm, die Sclaven mit den Schlüsseln auf den Händen wie versteint und Alles lag zuletzt in dem allerfestesten Schlafe, der Zauberer am Meisten, der sehr viel Wein getrunken hatte.

Lulu küßte dankbar seine Flöte, trat zu dem Zauberer hin und zog ihm leise den Stahl aus dem Busen, der in einer ledernen Tasche steckte. Indem er den Stahl untersuchte und unversehens eine Stahlfeder berührte, erwachten die Geister, sahen sich verwundernd an und machten gegen Lulu so demüthige Geberden, als ob sie seine Befehle erwarteten. — Indem er sich besann, was er mit dem Unholde anfangen sollte, regte sich Sidi im Schlummer. Er drehete seinen Ring und weckte sie ganz auf. „Du bist erlöst, schönes Mädchen," rief er entzückt. „Siehe den Geisterstahl in meiner Hand!"

Sidi sank ihm dankbar in die Arme und Beide hielten sich lange und schweigend umschlossen.

„Bring' mich nun zu meiner Mutter!" bat Sidi. „Sie soll dir

meine Befreiung verdanken, denn sie ist mächtig und gütig; es ist die Fee Perine."

„O wie glücklich!" rief Lulu; „sie eben ist es, die mich hieher gesendet hat und hat mir Flöte und Ring gegeben und eine schöne, schöne Verheißung obendrein. Nun verstehe ich Alles."

Sidi erzählte nun, wie sie hieher gekommen. „Mein Vater war der König Sabalem von Kaschmir, der seiner Weisheit und Tugend wegen im ganzen Morgenlande berühmt war. Meine Mutter schätzte ihn sehr hoch und nahm ihn zum Gemahl."

„In den ersten Wochen ihres Glücks hatte meine Mutter den Geisterstahl nicht mit sonstiger Sorgfalt bewacht. Der tückische Zauberer dort hatte dem Stahl schon lange nachgetrachtet und die Barsine, eine Sclavin meiner Mutter, beredet, ihr denselben zu entwenden. So gerieth er in seine Hände, da er ihn aber nicht recht zu gebrauchen verstand, so fingen die mächtigsten Feen und Geister viel Unfug an und es entstanden Kriege und Empörungen und verderbliche Zeiten. Da zog sich meine Mutter im tiefen Gram in ihr Waldschloß zurück."

„Als ich 14 Jahre alt war, erzählte mir meine Mutter die Geschichte ihres Verlustes. Der Zauberer," sagte sie, „sei immer in Furcht, er möchte wieder um den Stahl kommen und sie könne ihn dann etwa züchtigen. Er werde daher gewiß Alles anwenden, mich in seine Gewalt zu bekommen. Ich sei nur innerhalb des Schloßgartens sicher, dessen Grenzen zu übertreten sie mir deßhalb verbot."

„Eines Abends ging ich mit meinen Jungfrauen im Garten lustwandeln. Einige Schritte vor uns hüpfte ein Rabe, der sich wenig um uns kümmerte. Er flatterte von einem Blumenbeete zum andern, wühlte mit dem Schnabel in dem Boden, zerpickte meine schönsten Blumen, biß sie an den Stielen ab, oder trat sie mit den Füßen nieder. Wir scheuchten den Unverschämten; wir warfen mit kleinen Steinen nach ihm; dann flatterte er schreiend weiter und fing seinen Unfug von Neuem an. Unvermerkt gefiel uns das kindische Spiel. Wir liefen ihm nach, wir warfen nach ihm. So kamen wir in der Dämmerung unvermerkt über die Rasengränze des Gartens. Ach, unglückliche Unvorsichtigkeit, durch welche die Mutter den Stahl und ich die Freiheit verlor! Es war zu spät, als ich den Irrthum bemerkte und eiligst zurückfliehen wollte. Der Zauberer trat aus dem Gebüsch, schlug den Stahl und rief mit Donnerstimme: „Halloh! Jäger heraus! die Tauben entfliehen!" Da ward jeder Funke ein starker Mann und wir wurden durch die Luft in dieses Schloß entführt."

Der Zwerg, der stehend eingeschlafen war, schwankte während dieser Erzählung auf seinen schwachen Krummbeinen hin und her und stieß jetzt mit der Nase so heftig auf eine scharfe Stuhlkante, daß er erwachte. Er dehnt die Glieder, er reibt sich die Augen, er sieht den Jüngling und die Jungfrau im Fenster kosen und erschrak. Er stößt den Zauberer an und als das nicht hilft, zieht er ihn bei den langen Ohren und kneift hinein. Da der erwachte,

zeigt ihm der Zwerg die Beiden im Fenster. Wüthend springt der Zauberer auf und will wie ein Blitz mit gezücktem Schwert auf den Jüngling eindringen, der sich kaum zur Wehre setzen kann. Das hatte er aber auch nicht nöthig, denn die Schützen stellten sich vor ihn und wurden seine Schützer und die Sclaven fielen dem Zauberer in den Arm und hielten ihn fest.

Von dem lauten Schrei Sidi's erwachten die Mädchen. Lulu warf nun seinen Ring in die Höhe; der Zauberer aber sahe, daß er um den Geisterstahl gekommen war. Da gab er freundliche Worte und sagte: „Du hast mich betrogen, es soll dir aber Nichts helfen, denn ohne meinen Willen kommt Niemand aus diesem Schlosse. Gib mir den Stahl zurück, der für dich von keinem Gebrauch ist; nimm dafür Sidi und ihre Jungfrauen hin und noch so viel Diamanten und Kostbarkeiten, als Ihr fortbringen könnt."

„O! wie großmüthig!" rief Lulu. „Sehe der Herr: das ist das rechte Gemüth! Das ist eine edle Gesinnung, obwohl sie ein Bischen spät kommt. Beliebe sich aber der Herr zu erinnern, daß ich ein Nachtlager mir auf seiner Stahlburg gewünscht habe; dabei wollen wir's lassen."

Der Zauberer bebte vor Wuth, aber er vermochte Nichts mehr gegen die Macht des Stahles. Eben dachte er auf einen Rath, als die Decke des hohen Saales wie ein Nebel verwallte und im Sonnenglanz die Fee Perine auf ihrem Wolkenwagen herab schwebte. In der Angst verwandelte er sich in einen Falken, aber die Fee beugte sich aus dem Wagen ein wenig seitwärts und schlug den Falken mit der Hand. „Sei ein Uhu!" sagte sie, „denn diese Gestalt ziemt sich besser für dich!" Plötzlich wurde er zu einem schwarzgrauen Uhu, der im hellen Sonnenglanz der Fee geblendet, sich an den Wänden den Kopf fast zerschmetterte, bis er endlich auf ein Fenster stieß, das er für freie Luft hielt. Das Fenster zerbrach und der Uhu kam mit blutigem Kopf davon.

Zitternd war der Zwerg unter den Tisch gekrochen, aber die Fee sagte: „Komm nur hervor, Barka; du thust mir leid und ich würde dein gern verschonen, aber du hast die tückische Natur mit deinem Vater, dem Zauberer, gemein, obwohl du nicht weißst, daß er dein Vater ist. So werde denn ein Leichenhuhn." Da ward der Zwerg zu der kleinsten Eule, zum Käutzlein, und flog dem Vater durch das zerbrochene Fenster nach.

„Jetzt sind wir glücklich!" sagte die Fee zu Lulu und Sidi, die vor ihr knieten und zärtlich ihre Hände küßten. „Dir, liebe Tochter, hätte ich längst gern geholfen, aber ich konnte nicht, denn ich stehe unter höherer Macht. Ich war im Glücke zu sorglos und habe dafür schmerzlich gebüßt, wenn ich in meinen Spiegeln deine Trübsal sahe. Lulu, ich danke dir und meine Tochter ist dein. Du bist unser Retter und der Erste, dem meine Flöte gehorchte, weil du reines Herzens warst. Glaubt mir es, Kinder, alle schönen himmlischen Töne des Lebens klingen nur aus reinem Herzen hervor."

Hierauf fragte sie: „Wo ist Barsine?"

Barsine trat zitternd hervor und warf sich weinend vor ihr nieder.

„Du hast mir sehr weh gethan, Barsine," sagte die Fee sanft, „ich hatte

es um dich nicht verdient. Aber ich weiß, du hast es bereut, und Reue versöhnt, zumal da du aus Uebereilung gefehlt hast. Du ziehst wieder mit mir, und wirst mich wohl nicht mehr verrathen."

„Nimmer! nimmer!" sagte Barsine mit bebender Stimme.

Die Geister entließ sie, bis auf neuen Ruf, ihres Dienstes, und hieß sie fröhlich sein. Das waren sie auch, denn sie wußten, welch' gütige Herrin sie war, und hatten geseufzt, als sie dem Zauberer unterthan werden mußten.

Jetzt bildete sich ihr Wolkenwagen wieder, in welchem die Prinzessin mit ihren Jungfrauen und Lulu und auch Barsine Platz hatten. Sie umfuhr auf demselben dreimal die Stahlburg, indem sie dazu eigene Töne aus der Flöte hervor lockte, die wie silberne Zymbale klangen, und immer lieblicher wurden; aber dann gingen sie in Mißlaute über, und wurden wild und verworren und immer wilder, als wollten alle Elemente brausend und schnaubend im Grimme sich einander vernichten. Und als sie zum dritten Male die Stahlburg umfahren war, bebte es, daß die Luft davon wogte, und mit dem Krachen von tausend Donnern zerfiel die Burg, und deckte den Boden mit einer Lage von Sand und Staub.

Jetzt schwebte der Wagen weiter, bis zum Waldschloß der Fee. Dort waren Sidi's und Lulu's Väter, und es wurde ein herrliches Vermählungsfest gefeiert.

Alibaba und die vierzig Räuber.

Es lebten in einer Persischen Stadt zwei Brüder, welchen der Vater fast gar Nichts hinterlassen hatte. Der eine hieß Kassim, der andere Alibaba.

Dem Kassim wollte das Glück bald wohl; denn die Frau, welche er geheirathet hatte, erbte kurz nach der Heirath Geld und Gut in Menge, ein großes Waarenlager voll der köstlichsten Handelssachen, ein prächtiges Haus und viele Grundstücke. Kassim war nun der reichste Kaufmann in der Stadt, Alibaba hingegen hatte lange Zeit keinen andern Erwerb, um Weib und Kind zu ernähren, als in dem nahe gelegenen Walde Holz zu hauen, und auf die drei Esel zu laden, die seinen ganzen Reichthum ausmachten, und dann das Holz zu verkaufen. Das mußte denn Tag für Tag geschehen, denn sonst hätte er Nichts zu brocken und zu beißen gehabt. Aber sein Glück kam nach.

Alibaba war eines Tages auch in dem Walde, und sahe in der Entfernung einen großen dicken Staub aufsteigen. — Er sahe bald darauf einen Trupp Reiter heran traben; man hatte in der Stadt von Räuberbanden gesprochen, die im Walde hauseten. — „Das sind die Räuber gewiß," dachte Alibaba, „und sie machen dich wahrhaftig todt, wenn sie dich erwischen." Die Räuber denkt man sich immer als Mörder, und häufig sind sie es denn leider auch.

In der Angst ließ Alibaba seine Esel im Stich, und kletterte auf einen hohen vielbeasteten Baum, der neben einem hohen Felsen stand, und in dessen Zweigen er sich ganz und gar verbergen konnte, und da er nun sicher war, so wurde er denn auch neugierig, wie eine Nachtigall, und wollte sehen, wo die Räuber zu ritten, und was sie auf den Pferden hätten.

Zu seinem Erschrecken halten die Räuber unweit des Felsens stille, — er zählte ihrer Vierzig. Einer aus dem Haufen, welcher ganz anders gekleidet war als die Andern, ließ den Trupp einige hundert Schritte weit hinter sich, ritt aus dem Haufen hervor, bis an den Felsen heran, stieg vom Pferde ab, das er an einen Baum band, stellte sich vor den Felsen hin, und sprach ernst und feierlich die Worte: „Sesam, thue dich auf!"

Es flogen zwei große Flügelthüren auf, die kein menschliches Auge zuvor im Felsen entdeckt haben würde, und nachdem dieß geschehen war, rief und winkte der Hauptmann seinen Räubern, die nun allesammt heran traten, und schwer gefüllte Mantelsäcke von den Pferden abhoben, und in den Felsen hinein schleppten.

Alibaba hatte Alles gesehen und Alles gehört, wußte nun, woran er war, und verhielt sich ganz mäuschenstill. — In kurzer Zeit und nachdem die Pferde die Gerste gefressen hatten, die man ihnen an den Hals gehängt hatte, trabten Alle wieder ab; die Räuber einige hundert Schritte weit voraus, der Räuberhauptmann aber blieb noch vor dem geöffneten Felsen, und nachdem seine Leute weit genug fort waren, sprach er wieder mit feierlichem Ernst: „Sesam, thue dich zu!" — Und die Felsenthüren flogen zu, und der Räuberhauptmann ritt nun seinen Leuten nach.

Alibaba war nicht so dumm, daß er sogleich von seinem Baume herab gestiegen wäre; denn er dachte, es könnte doch wohl einer von der Bande Etwas vergessen haben, und wieder umkehren, dann hätte dieser ihn ja gewißlich kalt gemacht. Aber als er glaubte, er habe lang genug gewartet, und nun sei es wohl an der Zeit, stieg er vom Baume herab, und nun fing er auch um seine Esel wieder an besorgt zu werden. Die Lust nach Schätzen jedoch war auch erwacht! O, welche Kostbarkeiten konnten in der Höhle liegen — und er war ja so arm — und den Räubern zu rauben, schien ihm kein Verbrechen und keine Sünde. Kurz, er versuchte, ob sich vor den wohlgemerkten Worten auch ihm die Thür aufthun würde, und ließ indessen die Esel noch ungesucht. — Ach, nur Ein Säckchen Gold; das machte ihn ja glücklich!

Er trat zweifelhaft vor den Felsen, und sprach: „Sesam, thue dich auf!" und zu seinem Erstaunen that der Felsen sich auf.

Er ging, obwohl etwas zaghaft, hinein, und statt ein dunkles Höhlengewölbe zu finden, fand er einen hellen und lichten Raum, weit und groß, wie von Menschenhand bearbeitet, und hoch gewölbt. Das Licht fiel oben von dem steilen Felsen durch eine Oeffnung hinein! — Da fand er die reichsten Stoffe, da fand er seidne Zeuge, da fand er Zeuge von Brokat, und vor Allem Gold und Silber in Massen aufgehäuft, die ihm freilich, dem

armen Manne, unermeßlich vorkommen mußten! — Nun, er sahe wohl, daß so viel Schätze nicht seit heute und gestern gesammelt seien, sondern daß eine Räuberbande, länger vielleicht als seit einem Jahrhunderte, hier ihre Niederlage müsse gehabt haben.

Ja so! — Als er in die Felsengrotte hinein gegangen war, schlugen sich die Felsenthüren von selbst zu, ohne daß er es bemerkte, weil er die Schätze sahe. Beim Räuberhauptmann war das auch geschehen, aber es war ihm entgangen. — Er suchte sich Goldsäcke, so viel er glaubte, daß seine Esel würden tragen können, und trug sie hin an die Felsenthür. Als er genug hatte, da erst bemerkte er, wie fest und hart die Thür verschlossen war, und es war ihm nicht wenig bange. Indessen sagte er: „Sesam, thue dich auf!" Und plötzlich öffnete sich der Felsen, und er trug seine Goldsäckchen heraus. Dann sprach er: „Sesam, thue dich zu!" und es verschloß sich der Fels wieder, so genau und fest, daß kein Menschenauge Etwas zu entdecken im Stande war.

Nun suchte der Alibaba erst seine Esel, die er denn glücklicherweise bald wieder fand, weil sie in der Nähe gute Nahrung und Grasung gefunden hatten. Er beladete sie, hauete etwas leichtes Holz, welches er über die lieben Goldsäckchen legte, und trieb spät Abends nach Hause.

Er kam in sein ärmliches Haus zur Nachtzeit an, führte die Esel in den kleinen Hof, und nachdem er das Holz abgeworfen hatte, nahm er die Goldsäcke ab, und trug sie zu seiner Frau in's Haus, die Esel aber trieb er in den Stall, und schüttete ihnen Futter ein.

„Alibaba!" jammerte die Frau, nachdem sie die Säcke und das Gold darin gesehen hatte, „ach haben dich denn der Teufel und die Armuth geblendet, und du hast ehrliche Leute angefallen und — —"

„Ruhe, Ruhe, liebe Frau!" erwiederte Alibaba. „Wenn es unrecht ist, Räubern das Geraubte zu rauben, dann bin ich freilich ein Räuber." Und damit erzählte er ihr Alles.

Da war denn Freude die Fülle auch bei der Frau, und sie mußte mit aller Gewalt nun wissen, wie reich der Goldschatz war, den die drei Eselladungen betrugen, obwohl ihr der Mann vorstellte, das sei ja nicht nöthig zu wissen. Sie aber konnte die Neugierde nicht zähmen, die man namentlich eurem Geschlecht schuld gibt, ihr Mädchen, und da sie wohl eben nicht gut rechnen und zählen gelernt hatte, und der Mann vor ihrem Schnellmaul sein eigenes Maul halten mußte, so erwählte sie einen Ausweg. Sie erborgte von der Frau des Kassim ein kleines Getreidemaaß.

„Hm! hm!" dachte die Frau Kassim, „was müssen denn die armen Hechte zu messen haben? — Das möcht' ich wissen!" Man sieht, daß sie auch neugierig war. Sie bestrich unten die Zusammenfügung des Bodens mit Talg, und dachte, es muß doch so ein Getreidekörnchen daran hängen bleiben; da weiß ich doch, was die hungrigen Lumps gemessen haben!" — Man sieht, daß der Geldhochmuth mit der Neugier, die beide gleich erbärmlich sind, aus ihr sprachen!

Alibaba's Frau fing nun an, die Goldstücke zu messen, und berechnete, wie viel herrliche Kleider, Schleier und Ringe und allerlei Putz sich davon würde anschaffen lassen; denn sie hatte hübsch viel Mäßchen heraus gemessen, und trug nun das kleine Gemäße sogleich wieder hin, damit die Frau Schwägerin doch sehen möchte, welche pünktliche Wirthin sie wäre, ohne gewahr zu werden, daß sich unten am Talg ein Goldstück angeklebt hatte. Auch bedankte sie sich fein, und mit vielen Worten, damit die Frau Schwägerin auch wissen möchte, sie sei eine recht artige und höfliche Frau, die Lebensart verstände.

Das Erste, was die Frau Kassim that, war, das Gemäße zu besehen, und — „o, du gerechter Himmel!“ schrie sie, „das Lumpenpack das! es mißt das Geld mit Scheffeln, und thut so ärmlich!“ — „Mann!“ schrie sie, „da komm und siehe, was du für ein jämmerlicher Schuft bist; der Alibaba mißt sein Gold nach Maaßen, und nimmt sich nicht einmal die Mühe es zu zählen, und du bist ein ruppiger, räudiger Hund dagegen!“ — Und so eröffnete sie denn unter Schelten und Schimpfen auf den Schwager und auf den Mann Alles, was sich zugetragen hatte. Man sieht daraus, was für eine gute und gelassene Hausfrau sie war, und welch ein neidloses Herz sie gegen andere Menschen, und namentlich gegen den Herrn Schwager und gegen die Frau Schwägerin hatte. Uebrigens rühmte sie, weil sie sehr bescheiden war, ihre Verschlagenheit und List gegen den Mann, den Dummhut, mit welcher sie Alles heraus gebracht hätte.

Kassim hatte schon seit der Zeit, da seine Frau die große Erbschaft gethan hatte, mit dem Bruder keinen Umgang mehr gehabt; denn der elende Mensch schämte sich des armen Bruders, weil er reich geworden war, und grollte nun auch, daß der Bruder vielleicht noch reicher möchte geworden sein, als er war! Und da der Hausdrache, nämlich die zärtliche Gattin, Feuer und Flammen spie, und ihm befahl, was er zu thun habe, so rückte er, nach durchwachter Nacht, in erster Morgenfrühe dem Bruder in's Haus.

„Alibaba,“ sagte er, — denn der Name Bruder schien ihm unter seiner Würde, und paßte sich wohl auch nicht, da er in so häßlicher Absicht kam; — „Alibaba, Ihr meßt das Gold nach Scheffeln, und stellt Euch wie ein Bettler! Ich muß wissen, was das heißen soll!“

„Ich verstehe dich nicht, lieber Bruder,“ sagte Alibaba.

„Hoh! nur nicht so dumm gestellt! Ich will wissen, woher du zu so vielen Goldstücken kommst, oder ich gehe zum Stadthalter, und er soll Alles wissen, und du sollst an den Galgen. — Es klebte ja noch ein Goldstück am Gemäße.“

Alibaba sahe an den verworrenen und mit Drohungen unterbrochenen Worten des Herrn Bruders dennoch deutlich genug, wie nachtheilig ihm die Neugier seiner Frau geworden sei, und da er überdieß eine grundehrliche und treuherzige Haut war, so eröffnete er dem vornehmen Herrn Bruder Alles. Auch dachte er, der Schatz langt ja mit seinen Schätzen für uns Beide aus.

Kassim that recht stolz und dumm, welches denn immerdar beisammen

und oftmals gar einerlei ist. Der Baba mußte ihm Alles ansagen und genau beschreiben, und that es denn auch ohne Widerrede, zumal da ihn der Kassim recht brüderlich bedrohte, Alles anzugeben. Er ging ehrlich zu Werke, der Baba nämlich, und zeigte dem Bruder die Worte an, wie er in die Höhle hinein- und hinauskommen könnte.

„Nun weiß ich wohl genug," dachte Kassim, „und weil ich doch weit mehr Esel habe als der," — denn er schämte sich selbst in Gedanken das Wort: Bruder, zu sagen, weil er so reich und vornehm war, — „so will ich schon den größten Theil des Schatzes morgen Abend bei guter Zeit in meinem Hause haben."

Mit zwanzig Mauleseln, mit leeren Koffern beladen, zog er bei Tagesanbruch aus, und die Koffer wollte er dann aus der Raubhöhle füllen, und so auf gleiche Weise nach und nach dieselbe leeren! — J ja doch! Das war gar leicht!

Er kommt nach der Beschreibung an die rechte Stelle. Er sagt: „Sesam, thue dich auf!" und der Felsen öffnete sich.

Da ging er keck und hochmüthig hinein, und findet mehr Reichthum, als er je gedacht hatte; untersucht jedes Einzelne genau, taxirt es, wie ein Kaufmann thut, nach Thaler und Groschen, und weiß fürwahr nicht, was er unter solchen kostbaren Dingen wählen soll, deren so manche ihm gar noch nicht vorgekommen waren. — Er verschlang Alles mit seinen Blicken; denn als er reich geworden war, war er auch gierig geworden. Er schleppt hier einen Sack und dort einen Sack fort, und schleppt ihn dann wieder hin; denn dieser Sack da und jener dort, schienen ihm viel besser.

So verging der größere Theil des Tages, als er denn doch endlich mit seiner Wahl zu Stande kam, und nun nur die Maulesel beladen wollte. Aber die Gier und der Anblick der Schätze hatten ihn alles Gedächtnisses beraubt, und als er mit seinen Schätzen heraus wollte, hatte er das rechte Wort vergessen. „Gerste, thue dich auf!" sagte er, aber Gerste that sich nicht auf! — „Weizen, Hirse, Mais, thue dich auf!" hieß es nun, aber es half Alles nichts. Nun verlor er in der Angst auch den Kopf eben sowohl, wie er das Gedächtniß schon verloren hatte. Erst hatte er berechnet, was er mit den ungeheuren Schätzen anfangen wollte, wie ihn die Leute anstaunen würden, und welch ein entsetzlich gescheidter Kopf er bei seinem Reichthum sein würde, und nun hatte er gar keinen Kopf! Anstatt sich zu besinnen, ergriff ihn der Schrecken. „Gott, wenn du hier in der Höhle verschmachten müßtest, oder, wenn die Räuber kämen und dich ermordeten!"

Ach, du unglücklicher Kassim! Die Räuber waren schon da! Sie hatten einen guten Fang gethan, den sie in der Felsenschatzkammer in Sicherheit bringen wollten. Sie sehen die Maulesel mit den Koffern, sie vermuthen Unrath und stürzen im vollen Galopp heran, und die in Furcht gesetzten Maulthiere fliehen davon.

Die Räuber lassen sie fliehen, denn ihnen lag daran, denjenigen zu finden, dem sie angehörten. Einige revieren um den Felsen und in der

ganzen Gegend umher, indessen die Andern dem Felsen in gehöriger Entfernung gegenüber halten, der Räuberhauptmann aber dicht vor dem Felsen die geheimnißvollen Worte ausspricht.

Unglücklicher Kassim! Du hattest im Felsenschatz das Herantraben der Räuber mit Todesangst gehört, du wolltest dich in der Verzweiflung retten, du stürztest auf den Hauptmann so ein, daß er zu Boden fiel, aber die Andern hieben dich nieder, und da warst du todt!

Die Räuber gingen in die Grotte und sahen wohl, wie es gemeint gewesen war, und hielten Rath. Es war sehr viel Wundersames für sie in der Geschichte. Die Frage war, ob nur Einer mit dem Geheimniß der Felsenhöhle bekannt sei oder mehrere. Der Eine war glücklich kaput gemacht, aber wie denn, wenn noch Einer darum wußte? — Darauf kam es an!

Sie kamen auf einen Einfall, den sie für recht gut hielten, und zerstückelten den Kassim, das heißt seinen todten Leichnam, in vier Theile, und stellten die vier Stücke inwendig in der Höhle, neben der Felsenpforte hin. Sie sahen wohl ein, daß, wenn diese Stücke nachmals fehlen würden, noch ein Mitwisser da sein müsse, den man dann auch kaput zu machen haben würde! Sie nahmen sich vor, die Höhle so lange zu meiden, bis sich der üble Geruch von dem Leichnam würde verzogen haben.

Da es zur Nacht ging, kam die vornehmstolze Frau Kassim's zu Alibaba, der mit Bedacht nicht diesen Tag war in's Holz gegangen, und war über das Ausbleiben des lieben Eheschatzes sehr in Angst und Sorgen. Der Schwager tröstete sie mit gutem Herzen, und hatte keine Unruhe über Kassim's Ausbleiben, und dachte, daß er mit Fleiß wohl erst zu Nacht habe nach Hause kommen wollen, welches denn die Frau Kassim begriff, und ruhig bis zu Mitternacht wartete. Aber als er da noch nicht da war, verwünschte sie ihre Neugier eben so sehr, als ihr Mann im Felsen seine Geldgier schon verwünscht hatte, brachte die Nacht in Thränen zu, und hätte gern laut geheult und geschrieen, und sich die Haare ausgerauft, wenn sie nicht der Nachbarschaft wegen zurückgehalten worden wäre.

Obwohl seine Frau Schwägerin eben nicht hübsch gegen den Baba gewesen war, hatte dieser doch gleich am nächsten Tage seine drei Esel gezäumt und gesattelt, und war in den Wald gegangen. Er sahe die Maulesel nicht, und den Bruder sahe er auch nicht, als endlich nur geviertheilt in der Felsenhöhle. — Weil er ein Bruderherz hatte, that es seinem Herzen weh! Er errieth Alles.

Er machte zwei Pakete von den vier verbluteten Viertheilen des Bruders, und beladete einen seiner Esel damit, indem er etwas Holz darüber legte. Die beiden andern Esel aber beladete er mit Goldsäcken, aber freilich auch ein bischen Holz darüber, indem er doch seinen Fund Niemand wollte wissen lassen!

Um die Maulesel konnte er sich jetzt nicht bekümmern!

Somit kam Baba nach Hause, und brachte der Schwägerin den vierzerstückten Gemahl. Zuerst eröffnete er das ganze Geheimniß der eben so

treuen als klugen Sclavin Morgane. Sie sah gleich ein, worauf es ankam, und selbst die Wittwe des Kassim begriff es. — Es war tief Mitternacht!

Morgane ging, damit Alles natürlich möchte aussehen, zu einem Apotheker in der Nachbarschaft, klopfte hastig und heftig an, und forderte eine Arznei, die man nur in sehr gefährlichen Krankheiten anzuwenden pflegte. Sie sagte ihm seufzend, daß ihr lieber Herr krank, sehr krank sei, und der Apotheker bedauerte das, wie es sich gehört!

In der nächsten Mitternacht klopft die Morgane den Apotheker wieder heraus, und mit Schluchzen und Heulen, — auf die Schauspielerei verstand sie sich, wie Ihr noch fürder hören sollt — fordert eine Essenz, die man nur dann gebrauchte, wenn es auf Tod und Leben ging.

Mit dem allerfrühesten Morgen, wo es eben zu dämmern anfangen wollte, ging Morgane zu einem ehrlichen alten Schuhflicker, der einige Gassen weit davon seine Bude hatte, und immer zuerst auf dem Platze war. Sie sagte: „Guten Morgen, Mustafa!" — und nun werdet Ihr es mit Euren feinen Spitzschnäblein gleich weg haben, daß der Mann Mustafa geheißen ward. Das macht, Ihr seid ganz kluge Spitzmäuse! — „Guten Morgen, ehrlicher Mustafa," sagte sie, und drückte ihm noch zum bessern guten Morgen ein großes Goldstück in die Hand, welches der alte Knabe schmunzelnd ansahe, weil er so etwas Goldenes und Blinkerndes in seinem armseligen Schuhflickerleben kaum ein paar Mal gesehen, aber noch niemals besessen hatte. — Ach Gold! Gold! — Gold ist ein verführend Ding, und Königreiche sind dadurch verrathen worden.

„Hübsch Mädchen! hübsch Mädchen!" sagte der alte Papa. „Was soll ich dir schaffen? Was soll ich dir thun? Dein Goldstück ist gut, und schön blinkernd, — aber ist es deine Sache auch? — Darauf kommt es an, mein Töchterchen!"

Wir sehen, Mustafa war ein ehrlicher alter Bursche.

„Mustafa," sagte Morgane, „die Sache ist recht und echt, wie dieses Gold," — sie steckte ihm dabei noch ein Goldstück in die Hand — „aber es muß freilich Alles verschwiegen bleiben, und ich muß dir die Augen verbinden, und dich wo hin führen, wo du Etwas zu flicken finden wirst."

Der Mustafa glaubte dem lieben hübschen, offenen Gesichte, — denn so ein ehrlich und offenes Gesicht, Ihr lieben Herzen, ist ein Empfehlungsbrief Gottes. Aber den zwei herrlichen Goldstücken glaubte er doch auch ein wenig! Er ließ sich die Augen verbinden und von der Morgane, die ihn erst einige Mal im Kreise herum drehte, führen. Erst in dem Zimmer, wo der zerstückte Leichnam war, nahm sie ihm die Binde ab.

„Hier, mein ehrlicher Mustafa," sagte Morgane, „hast du deine Arbeit!" Mustafa schüttelte zwar den Kopf, aber er nähete doch die vier Stücken mit Pechdraht, wie ich mir einbilde, zusammen. Die Augen wurden ihm nun wieder verbunden, und er selbst an seine Bude zurück geführt, wo er sich, nachdem Morgane schon lange fort war, die Binde abnahm, und sich bei seiner Bude fand. Noch ein Goldstück hatte sie ihm in die Hand gedrückt.

Morgane war wieder zu Hause und nun wurde auf gut Morgenländisch erst das Todtengeheul angestellt, damit die Nachbarn wissen möchten, hier sei ein todtkalter Mann, und mitheulen könnten. — Das war denn dort die Sitte, und darum geschahe es auch.

Es kam der Iman mit seinen andern Geistlichen, und sie stimmten die Todesgesänge an und beteten die Gebete für den Todten, — aber sie wußten freilich nicht, daß er aus vier Stücken zusammengeflickt war. Die Nachbarn thaten eben also.

Und der Kassim wurde beerdigt durch vier der nächsten Nachbarn. Im Leben hatte sie vielleicht mit ihm gezankt und gestritten, aber im Tode trugen sie ihn friedlich zum ewigen Frieden. — Das macht, er war mausetodt! — Es versteht sich, daß der Baba und die übrigen Nachbarn, die der Leiche folgten, weil es die Zeremonie also erforderte, auch recht kläglich thaten. — Im Tode ist ja Alles gut!

Die Frau des todten Kassim heulte und schrie zu Hause kläglich und beweglich, so daß es alle Nachbarn hören konnten. — Alle Welt dachte nun, der reiche Kassim sei natürlichen Todes gestorben. Natürlich war's ja denn auch wohl, daß, wenn Jemand niedergehauen und in vier Stücke getheilt wird, er wirklich todt sein muß. Ich wenigstens glaube es, und wenn Ihr dazu nicht Lust habt, so haltet es wie Ihr wollt!

Sechs oder acht Tage nach der Beerdigung des Bruders schaffte Alibaba alle seine Habseligkeiten, Weib und Kinder eingerechnet, in des todten Bruders Haus, und was Euch wundersam bedünken mag, aber doch nach Muselmann's Art Sitte und Gesetz ist, — er heirathete die Schwägrin! — Nun lebte denn die ganze Familie beisammen, und der Baba war nun ein ganzer Mann!

Zehn oder zwölf Tage hernach kamen die Räuber wieder zur Höhle, und sahen, daß der todte Mann fort war! Um einen todten Mann sollte man sich eben nicht sehr kümmern; aber die Räuber waren ganz andern Sinnes, und bekümmerten sich gar sehr darum: denn sie dachten, wenn es der allein ist, der um unser Geheimniß weiß, so muß er noch in der Felsen-Schatzkammer sein, und wir wollen es ganz gern sehen, obwohl wir ihn nicht werden ganz gern riechen können! — Ja! der todte Mann war aber fort — ganz fort! Der Räuberhauptmann vermerkte also, daß außer dem Geviertheilten noch Jemand um das Geheimniß wissen müsse, was selbst seine Räuber nicht wußten, nämlich, wie man den Felsen öffnen könne. Er hatte ihn mit dem Zauberwort geöffnet; aber der todte Mann war fort, und einige Säcke mit Gold und Geld waren auch fort. Er war, wie gesagt, witzig genug zu errathen, daß wenigstens noch Einer um das Geheimniß wissen müßte. Die Kunst war aber, herauszubringen, wer denn der Eine sei?

„Wir sind entdeckt und sind verloren, Kameraden," sagte der Hauptmann zu seinem Chor und entdeckte Alles. „Die Frage ist nur," sprach er nach langer Abrede, „wie wir den Spitzbuben ausfindig machen, der das Geheimniß weiß und uns am Ende um Alles bringen kann, was die braven

Vorfahren und wir selbst mit so vieler und großer Mühe zusammengehäuft haben. Kalt muß er gemacht werden, das sehet Ihr selbst ein, aber wer will ihn aufsuchen? Wer ihn verfehlt, der muß sterben! Das sehet Ihr doch auch ein, da die Sache so wichtig ist, und wir, ehe wir weiter stehlen und rauben, erst denjenigen wissen müssen, der uns beraubt!"

Die Räuber sahen als verständige Leute Alles ein. Einer trat hervor und sagte, er wolle den Spitzbuben schon ausfindig machen.

„Es gilt deinen Kopf, Kamerad," sagte der Hauptmann, „und es ist gar nicht zu spaßen! Hast du das begriffen, daß du dein Leben zum Pfande einsetzest?"

Der Kamerad versicherte, er habe Alles recht wohl begriffen, und setzte seinen Kopf, der vielleicht eben nicht viel werth war, zum Pfande ein, und erhielt nun die Erlaubniß, Alles zu erforschen.

Der Räuber kleidete sich wie ein Reisender, und ging in die Stadt, und kam in früher Morgenzeit dahin, wo der Schuhflicker Mustafa Schuhe flicken wollte, und schon die Pfrieme in der Hand hatte.

„Guten Morgen, Vater!" sprach der Räuber; „Ihr fangt früh an, und könnt noch nicht einmal sehen?"

„Wie? Was?" antwortete der Mustafa; „Ihr müßt mich doch wahrhaftig nicht kennen. Wißt Ihr denn nicht, daß ich der alte Mustafa bin, den die ganze Welt kennt, und daß ich die prächtigsten Augen von der Welt habe? Hoh! hoh! vor nicht sehr vielen Tagen hab' ich noch einen geviertheilten Leichnam zusammengenäht, wo es noch viel dunkler war als jetzt." Man sieht, der alte Papa konnte das Maul nicht halten.

Oho! der Räuber war hoch erfreut und dachte, es wäre nun ihm schon Alles gewiß genug. „Warum denn einen Leichnam geviertheilt und wieder zusammengeflickt, alter Vater?" fragte er; und der Mustafa sagte gerade so viel als er wußte, obwohl manche andere Menschen in ähnlichen Fällen viel mehr sagen, als sie wissen. Das Maul konnte er, wie gesagt, nicht halten; aber er sagte doch nicht mehr, als er wußte.

Mit ein oder zwei Goldstücken wußte denn der Räuber bald Alles, was sich und wie es sich zugetragen hatte, und bat den Mustafa, ihm doch wenigstens das Haus zu zeigen, wo er den Leichnam zusammengeflickt hätte, denn er, der Räuber nämlich, wäre gar ein neugieriger Mann!

„Ja! Haus zeigen?" sagte Mustafa lachend. „Sie haben mir ja die Augen verbunden, wie sie mich hinführten, und haben mich dann mit verbundenen Augen auch wieder zurückgeführt."

„Nun!" sagte der Räuber, „so wirst du dich, so ungefähr doch noch zum Wenigsten besinnen, wie man dich geführt hat, als dir die Augen verbunden waren. Da hast du noch ein paar Goldstücke; laß dir die Augen verbinden, und führe mich dann wie du denkst!"

Die Goldstücke fingen an dem Mustafa zu gefallen. Er ließ sich die Augen verbinden, ließ sich gehörig erst umdrehen, er wandte sich rechts, er wandte sich links, und traf es fürwahr gerade so, wie Morgane ihn geführt

hatte. „Hier fürwahr, wenn mich nicht Alles trügt, muß das Haus sein,“ sagte er, indem er inne hielt.

Der Räuber machte ein leichtes Zeichen mit Röthel an das Haus, gab dem Mustafa noch ein Goldstück und nahm ihm die Binde ab, nachdem er ihn aber erst wieder an seine Bude zurückgeführt hatte. Kassim's Haus war wirklich richtig bezeichnet.

Morgane kam bald darauf aus dem Hause, etwa um Milch zu holen, oder sonst wozu, und weil ihre Guckaugen scharf und hell nach Allem sahen, sahe sie auch das Röthelzeichen. „Was soll denn das?“ dachte sie und brachte, was sie dachte, sogleich in Verbindung mit den Räubern. Sie nahm einen Röthelstift aus dem Hause, und bezeichnete ganz genau mehrere Häuser zur rechten und zur linken Hand, eben so, als das ihrige bezeichnet war.

Der Räuber war bei guter Zeit wieder bei seinen Kameraden, und that nicht wenig hochmüthig, daß er Alles ausgeschlauet hatte, und wußte sich viel damit, und der Räuberhauptmann und die andern Räuber lobten und bewunderten ihn; ja Manche beneideten ihn wohl gar. Er erzählte, wie Alles gegangen sei, und wie er den alten Altreiß oder Schuhflicker gewonnen habe.

Der Räuberhauptmann nahm nun seine Maaßregeln, und den nächsten Tag war der ganze Trupp im Marsche nach der Stadt zu, aber freilich, um nicht Verdacht zu erregen, nur zu zweien oder dreien auf einmal, und zu verschiedenen Thoren hinein, in verschiedentlicher Kleidung, und mit versteckten Waffen.

Der Hauptmann ging mit dem ausspähenden Räuber allein, indessen die andern zerstreut auf dem Markte blieben, um das Haus zu wissen, wo der Räuber von den Räubern wohnte. Denn wer ihnen Etwas nahm, war auch ein Räuber, und ein Haupträuber nach ihren Gedanken, den sie nicht leiden konnten.

„Da sind ja viele Häuser mit Röthel bezeichnet,“ sagte der Hauptmann, „welches ist nun das rechte?“ — Da stand Hans Dumm und wußte nicht zu antworten. Der Hauptmann gab seinen Leuten ein Zeichen, und sie entfernten sich alle wieder einzeln aus der Stadt. Der vorwitzige Ausspäher wurde einmüthig zum Tode verdammt und hingerichtet.

Es fand sich dennoch ein Zweiter, der seinen Kopf daran wagte, den Räuber, der ihnen gefährlich war, auszuspähen. Der alte Mustafa führte ihn, und empfing seine Goldstücke, der Räuber zeichnete mit Kreide, Morgane bemerkte es wieder, und bezeichnete auf gleiche Weise die benachbarten Häuser; die Räuber kamen unter mancherlei Verkleidungen abermals in die Stadt, und siehe da, es war wieder Nichts, und der Kundschafter unter den Räubern verlor ebenfalls seinen Kopf, wenn er anders vorher einen gehabt hatte.

„Selbst ist der Mann!“ dachte der Hauptmann und ging in die Stadt. Mustafa empfing seine Goldstücke und führte ihn. Der Hauptmann merkte sich das Haus, ohne alles Zeichen, aber er merkte es sich genau, und nun

that er den Räubern seine Vorschläge, die allgemein angenommen und gebilligt wurden.

Es wurden Maulthiere eingekauft und lederne Schläuche, in welchen man im Morgenlande das Oel zu bewahren pflegt, in deren einem wirklich Oel war, die andern aber waren nur mit Oel beschmiert und die Räuber steckten darin mit guten Dolchen versehen, und der Hauptmann trieb die Maulthiere vor sich her und hatte sich in einen Oelhändler verkleidet. Er richtete sich so ein, daß er erst eine Stunde nach Sonnenuntergang in die Stadt kam. Er trieb seine Thiere nach Alibaba's Hause zu, welchen er auch noch vor dem Hause sitzend fand. „Herr," sagte er, „ich bringe Oel und komme weit her. Ich will es morgen verkaufen, weiß aber für diese Nacht, weil ich unbekannt bin, kein Unterkommen für mich und meine Thiere, vielleicht hättet Ihr ein Plätzchen."

„Nur herein, immer herein," unterbrach ihn der gutmüthige Hauswirth, „es ist Platz genug da für Euch und Eure Thiere." Die Schläuche wurden in dem Hofe abgeladen und die Thiere in die Ställe gezogen. Der Hauptmann wollte im Hofe bleiben, wo er freilich seinen Plan am besten hätte ausführen können; aber alle seine Einwendungen und Ausreden halfen Nichts gegen Alibaba's gutmüthige Höflichkeit. Er mußte ein Nachtessen annehmen, das aber Morgane erst mit Hülfe eines Sclaven zubereitete, und eine Schlafstelle in einer Kammer. Der Hauptmann ging noch in den Hof, öffnete des Athemholens wegen die Schläuche, und sagte seinen Leuten, daß sie sich herausschneiden sollten, sobald er mit kleinen Steinen würfe.

Morgane war noch mit dem Sclaven in der Küche beschäftigt, um ihrem Herrn, der vor Tagesanbruch in's Bad gehen wollte, eine gute Fleischbrühe zur Stärkung zu kochen. Auf einmal sahe sie, daß die Lampe ausgehen wollte, und daß im Kruge kein Tröpfchen Oel mehr vorhanden war.

„Ist doch Oel genug auf dem Hofe," dachte sie. „Ein Paar Tropfen Oel wird der Oelmann schon für Beherbergung abgeben können."

Sie geht in den Hof und will den nächsten besten Schlauch anzapfen; aber, indem sie den Schlauch kaum berührt hat, ruft es daraus dumpf und leise hervor: „Ist's Zeit?"

Sie erschrickt, aber faßt sich sogleich wieder, und weiß, woran sie ist. Die geöffneten Schläuche, — ja Schläuche mit Oel öffnet man eben, — die Zeichen mit Röthel und Kreide, — der arme geviertheilte Kassim u. s. w. — Genug; sie wußte, woran sie war, und antwortete ebenfalls leise: „Noch nicht! aber bald!"

Sie klopfte nun an alle Schläuche! Aus allen dieselbe Frage, aber auch dieselbe Antwort. Nur der letzte Schlauch enthielt Oel, und da zapfte sie, unter Mithülfe des Sclaven, der sich ganz still verhalten mußte, einen großen Kessel voll ab, der über dem Feuer siedend heiß gemacht wurde. Sie goß in jeden Schlauch einen tüchtigen Krug voll hinein und drückte den Spund darauf. Denen, welche darin waren, verging das Rufen und Schreien; sie waren alle sieben und dreißig gewiß und wahrhaftig ganz ordentlich

todt. Wer's nicht glauben will, muß einen Thaler geben! Und den bekomme ich.

Jetzt stellt sich die Morgane auf die Lauer. In kurzer Zeit wirft der Hauptmann Steine auf die Schläuche und horcht — horcht! Aber er erhorchte kein Geräusch; er sieht keinen Kameraden, der herauskäme. Er wirft und wirft, und klettert am Ende geräuschlos zum Kammerfenster hinaus, geht an die Schläuche, fragt, horcht, aber bekommt keine Antwort.

Es wird ihm unheimlich, da er merkt, daß seine Leute todt sind, indem doch wohl unter sieben und dreißig lebendigen Menschen Einer das Maul aufgethan haben würde, um eine Antwort zu geben!

Er kletterte über die Gartenwand und machte sich davon. Morgane hatte Alles gesehen. — Sie unterrichtet den Herrn von Allem, und beerdigt die todten Räuber mit ihm und mit dem Sclaven, der auch eine ehrliche Haut war, in dem Garten.

Mausetodt waren sie nun Alle, nur der Hauptmann noch nicht, und Morgane verdoppelte ihre Aufmerksamkeit; denn sie setzte mit Recht voraus, daß der Hauptmann seine Tücke nicht lassen, und dem Baba schon noch einmal zu Leibe gehen würde. — So war's denn auch.

Der Räuberhauptmann überlegte. „Der Hund muß nieder, denn sonst behältst du keinen Pfennig im Felsenschatz. Und wenn er nieder ist, dann erst ist es wieder an der Zeit, eine neue Bande zu errichten. Neun und dreißig brave Kameraden dahin! — Nun du sollst es mit deinem Blute lösen!"

Der Hauptmann erspähete in der Stadt unter mancherlei Verkleidungen Alles. Der Baba hatte schon einen erwachsenen Sohn, der seine eigene Kaufbude hatte, mit goldenen und seidenen Stoffen, Brokaten, Teppichen u. s. w.

Herr Hauptmann kommt, als Kaufmann gekleidet, mit herrlichen, köstlichen, aus der Höhle genommenen Waaren, und errichtete sich eine Bude neben Baba's Sohn, mit welchem er bald die herzinnigste Freundschaft gestiftet hat. Der Sohn, ein noch junges Rotzlöffelchen, ist von der Anmuth, Güte, Freundlichkeit und Höflichkeit des Herrn Budennachbars ganz bezaubert, und erzählt dem Herrn Vater davon, der ebenfalls schon durch die Erzählung entzückt ist.

„Wir müssen doch dem braven Manne ein Mahl geben," sagte er zu dem Sohne. „Führe ihn einmal Abends so wie durch Zufall vor meinem Hause vorbei, wo ich dann vor der Thür sitzen will, um ihn einzuladen."

So geschahe es denn. Der Hauptmann kam mit dem Sohne; der Vater sprach zu ihm viel liebe und höfliche Worte wegen der dem Sohne bewiesenen Liebe und Freundschaft und er wurde zum Abendessen geladen, welches aber erst nach vielen Weigerungen und vielen Zunöthigungen angenommen ward. Zu einem großen festlichen Mahle war Alles auf diesen Fall schon seit langer Zeit bereit. Alibaba empfing den Kaufmann mit unendlicher Gutmüthigkeit und mit herzlichem Dank für die seinem Sohne bewiesene Güte, und der Kaufmann wußte Alles mit vielen höflichen Worten

zu erwidern, und über den Sohn viele Lobeserhebungen zu machen, die dem Vater gar wundersam wohl thaten.

Er war zwar in's Haus eingetreten, wollte sich aber doch vor der Mahlzeit noch beurlauben, unter dem Vorwande, daß er kein Salz an den Speisen vertragen könne, und sich also bei Tische schlecht ausnehmen würde.

„O! dem ist abzuhelfen," sagte Baba, „und ich will in der Küche gleich Anstalten treffen, daß Ihr ungesalzene Gerichte bekommt."

Morgane bekam ihre Anweisungen und schüttelte den Kopf. Den närrischen Kautz, der kein Salz essen konnte, mußte sie doch sehen. Sie ging in das Familienzimmer unter irgend einem Vorwand, — sahe den Fremden, erkannte bald den Räuberhauptmann, entdeckte in seinem Busen einen wohlgeschliffenen Dolch, und nahm ihre Maaßregeln! „Hei! hei!" sagte sie bei sich selbst, „darum willst du mit dem Herrn kein Salz essen, weil du ihn morden willst; aber du sollst ankommen! Wart nur!"

Als abgegessen war, und nun, als das Letzte, die Früchte und der Wein kamen, welchen der Muselmann nicht trinken darf, und dennoch trinkt, kleidete sich die Morgane in die Kleidung einer Tänzerin, that einen goldenen Gürtel um, und steckte einen scharfen Dolch hinein. Zu dem Sclaven sagte sie: „Abdallah, nimm das Tambourin, wir müssen den Herrschaften ein Vergnügen machen; ich will tanzen, du sollst spielen."

So geschah es. Morgane machte tausend künstliche Sprünge, etwa wie bei uns die Opern- und Ballettänzerinnen. Das ist denn im Morgenlande nichts Ungewöhnliches. Sie tanzte, indem sie den Dolch hoch und tief hielt, und rechts und links damit herum fuhr, mit den künstlichsten Wendungen und Stellungen, und Abdallah strich das Tambourin dazu, daß es tüchtig brummte, und sang auch dazu, so gut er konnte. Und nachdem nun Tanz und Spiel vorbei war, riß sie dem Abdallah die Handtrommel aus der Hand, und der Alibaba, der seine wahre Freude am Tanze und Sange gehabt hatte, legte ihr ein großes Silberstück auf die Trommel, der Sohn auch. Der Hauptmann zog seine Börse aus dem Busen, um der Morgane ein großes Goldstück zu geben, die immer noch ihren Dolch in der Hand hatte! Indem er die Börse zog, stieß sie ihm den Dolch mit einem tüchtigen Stoß in's Herz. — Und der Hauptmann war eben so todt und kaput, als die andern Räuber allzumal.

Alibaba und der Sohn machten freilich kein schlechtes Lärmgeschrei; aber Morgane machte sie aufmerksam auf das Gesicht des Oelhändlers, des Kaufmanns, des Räuberhauptmanns, und daß er einen scharf geschliffenen Dolch im Busen trug, und kein Salz mit seinem Wirthe hatte essen wollen, und noch auf viele andere verdächtige Dinge, und sie begruben den Räuberhauptmann neben den andern Räubern im Garten.

Alibaba war dankbar! „Höre, Morgane," sagte er, „ich bin dir so viel schuldig! — Wolltest du denn wohl meinen Sohn zu deinem Gemahl nehmen? — Ich weiß dir nicht besser zu danken, du treues Herz du!"

„O!“ sagte Morgane, „wenn er mich nur haben will, so nehm ich ihn gern.“

Der Sohn nahm sie gern, denn sie war eben so hübsch und lieb, als klug und verständig. — Es ward ein sehr glückliches Paar.

Aber zwei Räuber fehlten noch, nämlich die beiden ersten abgeköpften, wovon freilich der Baba Nichts hatte wissen können. Sie machten ihm noch Sorgen. Indessen, da sich weiter nun Nichts zeigte, fing er an, wieder in die Höhle zu reisen, deren Geheimniß er seinem Sohne entdeckt hatte, holte sich Säcke nach Herzenslust, blieb noch eine feine Weile leben, und sein Sohn und seine Ur- und Ururenkel holten sich auch Säcke nach Herzenslust, bis zuletzt Nichts mehr im Felsenschatze vorhanden war.

Nun die Klugheit hatte die Gewalt überwältigt!

Der eiserne Armleuchter.

Die Derwische oder Muhamedanischen Mönche ziehen im Morgenlande dahin oder dorthin, leben von Almosen, und können gar mancherlei Künste, und wissen, wie es in der Welt zusteht und zugeht.

Ein solcher Derwisch wurde krank zu Balsora, und wurde von einer Wittwe, die ihn gütig und freundlich bei aller ihrer Armuth aufnahm, treulich verpflegt. Er hatte sich zwar seine Arzneien selbst verschrieben; aber, wie er gern gestand, die liebreiche Pflege hatte noch mehr gethan, als die Kraft seiner Arzneien.

Als er nach einigen Monaten völlig gesund war, wollte er der sorglichen Pflegerin seine Dankbarkeit bezeugen, und sprach zu ihr: „Gib mir deinen Sohn, deinen Nardan, der dir, wie ich wohl sehe, zur Last ist, und den ich zu einem tüchtigen Manne machen will, wenn er selbst es wird aus sich machen wollen. Er ist sechszehn Jahre alt, und so ist's denn wohl an der Zeit, daß er die Welt und die Menschen sieht, und sie kennen lernt. Er soll ein Jahre drei mit mir reisen, und du, gute Mutter, sollst weiter keine Sorge mit ihm haben, wenn sich der junge Mensch nur dazu anläßt.“

Die Mutter überließ gern ihren Nardan dem ehrwürdigen Derwisch; denn wo hätte sie ihn besser können unterbringen.

Der Derwisch zog mit seinem Zögling weit und breit umher; er zeigte ihm Alles, was zu sehen war; er lehrte ihn Alles, was er lernen konnte, und ließ es ihm an gar Nichts fehlen.

Nardan hatte mehr Worte als Herz, und wollte dem Derwisch seine Dankbarkeit immerdar vielwortig bezeugen.

„Mein Sohn,“ sagte der ernste Derwisch, „die Dankbarkeit, die rechte und echte, spricht nur durch Thaten, und vielleicht kommt die Gelegenheit bald, wo du sie in dieser Sprache wirst gegen mich aussprechen können, der ich nur allein traue.“

Drei Jahre waren sie gereist, als sie plötzlich in einer wilden Gegend mit überhangenden schroffen Felsen sich eingeschlossen sahen. Der Jüngling fürchtete sich sehr, der Derwisch aber sagt ihm: „Wir sind nicht weit von Magrebi, wo ich mich gewöhnlich aufhalte, und zugleich an der Stelle, wo du deine Erkenntlichkeit endlich beweisen kannst. Merke auf! Schweige! Folge!"

Erblassend sahe der Jüngling dem Derwisch in's Auge und dachte, es gelte sein Leben; da er aber in diesem Auge nur die gewöhnliche Güte und Freundlichkeit fand, so war er wieder stolz und kühn, und verhieß und schwur seinem Führer, derselbe möge ihm anbefehlen, was er wolle, es solle Alles treulich, unverzüglich und genaulich vollbracht werden.

„Wir wollen das sehen," sprach der Derwisch, und hieß ihn einiges dürres Gereisig zusammen tragen, zündete dasselbe mit einem Glase an, welches wohl ein Brennglas sein mochte, und streute in die auflodernde Flamme aus einer Büchse, die er hervor zog, wohlriechende Körner, indem er Worte dazu sprach, von welchen Nardan keines verstand.

Die Erde öffnete sich, und eine Treppe von weißen Marmorstufen führte in die Tiefe der Erde hinab.

„Hier mein Sohn," sprach der Derwisch, „hier will ich nun sehen, ob du erkenntlich bist, und deine Versprechungen halten willst. Diese Treppe führt in eine tiefe Erdhöhle, und enthält unermeßliche Reichthümer. Laß dich von ihnen ja nicht verblenden, sondern geh' gerad' aus, so wirst du bald und leicht einen eisernen Leuchter finden mit zwölf Armen. Den nimm und bring ihn ohne Verweilen mir her. Gefahr ist gar nicht dabei, wofern du mir pünktlich folgst."

Als Nardan etwa zwanzig oder dreißig Stufen hinab gekommen war, kam er in einen weiten, weiten Saal, der auf Pfeilern ruhte vom schönsten Gestein. Am Ende desselben stand der Leuchter, den er wohl sahe, der aber sehr unscheinbar war und alt. Links und rechts befanden sich aber große Zimmer und Gemächer, angefüllt mit unermeßlichen Schätzen von Edelsteinen und gemünztem Golde, die in großen Haufen aufgeschüttet da lagen, und die um so mehr leuchteten und glänzten, weil der Saal sowohl als die Gemächer mit vielen tausend Lichtern erhellt waren. Der junge Mensch vergaß darüber ganz und gar den Leuchter und die Dankbarkeit gegen den Wohlthäter, und dessen ernstes Wort, und füllte seine Taschen, und selbst die Falten des Turbans; mit den schönsten Gesteinen von Diamanten und Rubinen. Aber er war kaum damit fertig, so schloß sich donnernd die Oeffnung der Höhle zu, und die Lichter verlöschten eines nach dem andern. Mitten in seiner Angst ergriff er jedoch noch eilig den eisernen Armleuchter; denn daß er etwas ganz Besonderes sein müsse, hatte er sich wohl vorher ein wenig bedacht; indem ja sonst der Derwisch denselben nicht diesen unermeßlichen unterirdischen Schätzen vorgezogen haben würde. Aber die Angst that gewiß das Meiste.

Den Leuchter hatte er nun wohl, aber wie er aus der Höhle hinaus-

kommen sollte, das wußte er nicht. Indessen that auch hier die Angst wieder, was sonst die kalte und ruhige Ueberlegung thut. Das letzte Licht war erloschen. Er suchte und tappte aber, eben in der Angst, nach einem Ausgang mit Seufzen und Beben, und fand zuletzt auch einen. Es war eine mit Dornen dick und dicht überwachsene Oeffnung, durch welche einige Lichtstrahlen in die Höhle fielen, und aus welcher er glücklich hervorstieg, obwohl er etwas an Kleid und an Haut in den Dornen mußte sitzen lassen.

Er hatte sich während seiner Angst und seines Suchens seine Undankbarkeit und seinen Ungehorsam gegen seinen Wohlthäter mit thränenden Augen vorgeworfen, und sich selbst versprochen, wenn nur der Himmel ihm wieder heraushülfe, er wolle ja niemals mehr so undankbar sein! — Nun wollte er denn seinem Wohlthäter den eisernen Leuchter behändigen, aber der Derwisch war nicht da, wie sehr er auch rief und schrie. Recht dankbar war er gewiß auch jetzt nicht, sondern vielmehr mocht' er wohl denken: „Was nützt dir der alte unscheinbare eiserne Leuchter, der für den Verkauf nicht zwei Groschen gilt, und dessen Tugend du nicht kennst; und wer weiß, ob ihn nicht der alte wunderliche Derwisch, der sich ja aus Nichts in der Welt Etwas macht, blos seines Alterthums wegen nur so zur Rarität hat haben wollen."

Er behielt den Leuchter indessen, obwohl er ihm Nichts werth schien; denn der kleinste seiner Edelsteine war ja zehntausend Mal mehr werth, wenigstens glaubte er's also.

Er wollte nun mit seinen Schätzen nach Hause zu der Mutter, und wollte mit denselben ein wenig groß und hochmüthig thun; nur wußte er nicht, wie er zur Mutter hinkommen sollte, von der er viel, viel hundert Meilen entfernt zu sein glaubte.

Auf gutes Glück machte er sich auf den ersten besten Fußpfad, den er vor sich sah, und fand sich zu seinem Erstaunen — wie, das wußte er selbst nicht, — nach wenigen Schritten vor der Hausthür der Mutter.

Da erzählte er der Mutter, was und auf welche Weise sich in den drei Reisejahren Alles begeben, was er gesehen, gehört und gelernt, und zuletzt erfahren hätte, und dabei zog er ganze Hände voll von Edelsteinen aus seiner Tasche hervor, und schüttelte sie aus seinem Turban heraus, so daß die Mutter vor ihrem Glänzen und Strahlen die Augen beinahe zudrücken mußte.

Sie wollten nun eben überlegen, was für einen Gebrauch sie von den unermeßlichen Reichthümern machen wollten, als die Edelsteine allesammt in der Luft verschwanden. Sie griffen schreiend ihnen nach, aber sie ergriffen nur die Luft. Freilich! Mancher sucht hohe Dinge, und ergreift nur Luft und Dunst. — Sie suchten auf dem Tische, und sie fanden Nichts von Edelsteinen; sie schauten und suchten in allen Winkeln der kleinen Stube, und es war Nichts da!

Als nun Nardan's vornehme Gedanken mit seinen Edelgesteinen in die Luft geflogen waren, warf er sich seine Undankbarkeit und seinen Ungehorsam

auf's Neue vor. „Ach," rief er verzweifelnd, „was ich mir heimlich und verstohlen zueignen wollte, das ist dahin; aber der Leuchter, den ich für den Derwisch geholt hatte, ist mir geblieben."

Als der Abend kam, steckte Nardan das Abendlicht auf einen der Arme des Leuchters, und schau, sogleich erschien ein Derwisch, der schnell und immer schneller um den Leuchter herum tanzte und kreiselte, und zuletzt nach einer Stunde einen Asper hinwarf.

Nardan hatte alle Klugheit des Geizes, und steckte in der nächsten Nacht deßhalb zwölf Lichter auf des Leuchters Arme, und es erschienen zwölf Derwische, tanzten und drehten sich eine Stunde um den Armleuchter herum, warfen jeder ihren Asper hin und verschwanden. Nardan steckte neue Lichter auf, aber kein Derwisch erschien, der einen Asper hingeworfen hätte, und nach vielen Versuchen sahe er denn recht wohl ein, daß der Armleuchter innerhalb vier und zwanzig Stunden nur einmal seine Dienste verrichtete. Es war immer ein kleiner Zuschuß, den Sohn und Mutter mit den zwölf Aspern für jeden Tag erhielten, zumal in einer Zeit, wo Alles so wohlfeil war.

Dem Nardan war das lange nicht genug, und er dachte, wer weiß, was dir der Derwisch für den rostigen Armleuchter schenkt, wenn du ihm denselben überbringst. — Er wollte, wie Ihr wohl seht, die Wurst nach der Speckseite werfen, nahm den Leuchter und reiste nach Magrebi.

Er hatte sich eingebildet, der Derwisch würde in einer kleinen Zelle eines Klosters wohnen; aber wie erstaunte er, als man ihn zu einem Palast hinwies, wo Alles voll Bedienten wimmelte, und Pracht und Herrlichkeit glänzte und schimmerte. Er hatte das Herz nicht, nach dem Derwisch zu fragen, und drückte sich in einen Winkel.

Da kam einer der Diener und sprach zu ihm: „Komm nur, Nardan, mein Herr und Gebieter, der Derwisch, hat dich schon lange erwartet." Er führte ihn mit diesen Worten durch viele Zimmer und große Säle, und in dem letzten und größesten Saal fand er den Derwisch auf einem reichen Sopha nachdenklich aber auch nachlässig vornehm ausgestreckt.

Nardan, in Verlegenheit über alle diese Pracht und Herrlichkeit, aber mehr noch seines bösen Gewissens wegen, stammelte und stotterte und wollte mit abgebrochenen Worten seine Dankbarkeit und Treue rühmen, daß er ihm, seinem Wohlthäter, mit so viel Aufopferung und Verleugnung eine so lange und weite Reise nachgezogen sei, um ihm den Leuchter zu überbringen, dessen Tugenden er wohl wisse.

„Schweig! Ich kenne deine Undankbarkeit, mein Sohn!" sprach der Derwisch. „Nichts weißst du, aber ich weiß so viel, daß du mich nicht betrügen wirst. — Ich weiß schon, was dich herführt: — deine Habsucht, deine Geldsucht, deine geheimsten Gedanken sind mir bekannt. Hättest du des Armleuchters verborgene Tugenden gekannt, du hättest ihn fürwahr nicht wieder gebracht! Aber du kanntest nur die paar Asper, die er täglich lieferte und giertest nach vielen, indem du auf meine Güte rechnetest. — Verrechnet sollst du dich nicht haben, aber die Tugenden des Armleuchters, die du dir ein-

gebildet zu kennen, sollst du zu Abend erst kennen lernen und schauen, wie viel Geld und Gut er gewähren kann, wenn man seine Tugenden aus ihm heraus zu holen versteht. Aber deßwegen habe ich ihn fürwahr nicht gewünscht, sondern weil er das Werk eines weisen Mannes und eine große Seltenheit ist; denn Seltenheiten liebe ich gar sehr. Hätt' ich Gold und Edelsteine gewollt, so hätt' ich sie aus der Höhle gar leicht erhalten mögen, ohne dich eben sowohl als ohne den Leuchter. Aber deine Dankbarkeit wollt' ich sehen, von der du so viel Geschwätz machtest und so wenig gehalten hast."

„Doch ich will nicht noch mehr Worte machen; denn was du nicht Gutes und Tüchtiges aus dir selbst machst, machen die Worte auch nicht aus dir. — Hier siehst du den Schlüssel zu allen meinen Schätzen. Wähle dir daraus, was dir gefällt, sei es auch, was es sei. Morgen werden drei Kameele bereit sein, sie damit zu beladen. — Ich bin deiner Mutter Dank schuldig."

Am Abend steckte der Derwisch in Nardan's Gegenwart zwölf Lichter auf den Leuchter; zwölf Derwische kamen und tanzten und empfingen vom Lehrer Nardan's jeder einen Streich mit einer Gerte, schütteten große Goldhaufen aus und verschwanden.

„Da sieh!" sagte der Derwisch und gab ihm den Schlüssel.

Nardan nahm den Schlüssel und schloß damit zwölf hohe, weite gewölbte Säle auf, alle angefüllt mit Gold und Edelsteinen nicht nur, sondern auch mit tausendfältigen Seltenheiten und mit Kunstwerken, die zum Theil mehr mochten werth sein für den Kenner, als alles Gold und Gestein.

Am andern Morgen beladete Nardan seine drei Kameele, die schon bereit standen, mit den Schätzen, die er sich ausgesucht hatte und ein Pferd für ihn selbst und eines für den ihn begleitenden Sclaven standen gleichfalls bereits vor dem Palaste, gesattelt und gezäumt.

Ein Mensch, der einmal undankbar in seiner Habgier geworden ist, obwohl er jetzt statt achtzehn Pfennigen des Tages einen unermeßlichen Reichthum für hundert Menschenalter hatte, kennt keine Grenzen mehr in seiner Leidenschaft, bis sich die Leidenschaft in sich selbst zerstört und aufgerieben hat, und Frohmuth und Glück und am Ende den Menschen selbst mit.

Nardan gehörte zu diesen undankbar habgierigen Menschen, welche, wenn sie viel hatten, mehr haben wollten, und wenn sie noch mehr hatten, wollten sie Alles haben.

„Was will denn der alte dumme Mann, der doch als Derwisch Nichts braucht und nicht Weib noch Kinder hat, mit den unermeßlichen Schätzen, die er besitzt? — Er hat ja mehr, als er bedarf, sein ganzes Leben lang. — Aber er ist unersättlich und will noch obendrein mit dem Leuchter groß thun. Ich werde mir kein Gewissen machen, denselben heimlich mit zu entführen, denn ich habe ihn ja fast mit Lebensgefahr heraus holen müssen aus der Tiefe der Erde!" — Und so entführte er ihm denn den Armleuchter, der offen und frei in einem der gewölbten Säle dastand, indem er denselben in einem der Säcke, die mit Gold und Edelsteinen gefüllt waren, verbarg. — Wer war der Unersättliche?

Er kam mit seinen Schätzen nach Hause und die Mutter hatte unendliche Freude, daß das liebe, herzliebe Söhnlein wieder da war, und noch mehr Freude darüber, daß es mit so reicher Ladung da war, welche er im Hause so gut wie möglich in Sicherheit brachte.

Nardan konnte es kaum erwarten, daß es Abend wurde. Er zündete den Armleuchter mit zwölf angesteckten Lichtern an, nachdem er seine Haselgerte in die Hand genommen hatte und die zwölf tanzenden Derwische erschienen. Mit der Gerte gab er jedem derselben einen tüchtigen Schlag; aber mit der rechten Hand, wie er zu thun gewohnt war: denn er hatte nicht darauf Acht gehabt, daß der Derwisch den Schlag mit der linken Hand gegeben hatte.

Anstatt daß die zwölf Derwische Säcke voll Gold und Edelsteine sollten hinwerfen, zogen sie Knüttel unter ihren Kleidern hervor und prügelten ihn so entsetzlich, daß er von seinen Sinnen Nichts wußte und einige Stunden da lag, wie ein todter Mann.

Als er wieder zu sich selbst kam, waren die Kameele fort, die abgeladenen Ladungen derselben waren fort, der Sclave mit den beiden Pferden war fort und der Armleuchter war auch fort; aber die mit Blut unterlaufenen Striemen und Schwielen am ganzen Körper waren nicht fort, sondern blieben und schmerzten noch über ein halbes Jahr.

Nardan war so erbärmlich, armselig und dürftig, als zuvor.

Und das war denn wohl die gerechte Strafe der habgierigen Undankbarkeit.

Die sechs Diener.

Eine alte Königin hatte ein großes Reich und eine schöne Tochter, welche die schönste war auf der ganzen Welt und freieten große Könige und Prinzen um dieselbe. Aber die Königin war eine sehr böse und sehr mächtige Zauberin und wenn ein Freier kam, mußte er einen großen Eid thun, was ihm die Königin aufgäbe, das wolle er vollbringen oder seinen Kopf hergeben.

Da steckten nun wohl an zwanzig Köpfe auf dem Schloßthore, von welchen jeder einst gedacht hatte, er habe Kopf genug, seinen Kopf zu retten.

Da nun aber so viele die Köpfe verloren hatten, ließen sich die Andern dadurch ein klein Bischen warnen und fand sich lange Zeit Keiner, der um die Prinzessin anhielt, blos weil er auf seinen Kopf ein wenig hielt.

Es hatte aber ein Königssohn schon lange um die Prinzessin werben wollen, sein Vater aber litt es nicht; denn er fürchtete, es möchte der Prinz den Kopf auch verlieren. Da wurde derselbe Prinz nun aus Sehnsucht krank und kränker und immer kränker und verwelkte wie eine Blume, die ein böser Wurm im Herzen auffraß. Die Aerzte sagten, es stehe ihm nicht zu helfen, wenn ihn der König nicht reisen ließe.

Also hatte der König keine Wahl; hier gewisser Tod; dort noch ungewisser. „Zieh hin," sagte er; „vielleicht bist du glücklich!"

Als der Sohn nun seinen Willen hatte, ward er alsbald gesund und zog hin.

Auf der Reise kam er in einen Wald, da fand er einen Mann, der lag auf der Erde und war so gewaltig dick, daß er in der Ferne wie ein Berghügel aussahe.

„Wie bist du so ungeheuer dick geworden?" fragte der Prinz.

„Ich dick?" erwiederte der Mann; „jetzt bin ich gar nicht dick und bin ganz zusammengefallen, denn ich habe heute erst sechs Backöfen voll Brod und zwei Stückfaß Wein gehabt, da ist mir ganz miserabel zu Muthe; aber wenn ich mich so recht aus einander thue, da bin ich tausend Mal dicker. Ich heiße auch der Dicke."

„Du bist mir schon recht," sagte der Prinz, „willst du mir dienen, so ziehe mit mir." Da zog der Mann mit ihm.

Als sie weiter gekommen waren, fanden sie Einen, der lag auch auf der Erde und hielt sein Ohr an die Erde.

„Was machst du da?" fragte der Prinz.

„Ich horche ein Bischen," antwortete der, „was sie tausend Meilen von hier stampfen und toben und blasen. Es wird wohl eine Schlacht sein, denn es sind so viel Hufstritte und Menschentritte und Schwertergeklirre dabei. — Man heißt mich den Horcher."

„Was macht man am Hofe der bösen Königin jetzt?" fragte der Prinz.

Der Horcher legte sein anderes Ohr an die Erde und horchte. „Eben jetzt," sagte er darauf, „knappen sie einem Freier den Kopf ab, der gestern um die Prinzessin geworben hat und hat die erste Aufgabe nicht lösen können, die ihm gegeben ward. So hör' ich die Leute sprechen."

„Geh' mit, wenn du mir dienen willst," sagte der Prinz. Da ging er denn auch mit.

Alle drei zogen fürder und fanden Einen, der sich der Länge lang ausgestreckt hatte und war lang, daß man eine halbe Viertelstunde gehen mußte, ehe man vom Kopf bis zu den Füßen und von den Füßen wieder bis zum Kopfe kam.

„Was tausend bist du lang!" sagte der Prinz; der aber antwortete: „Das ist noch gar Nichts, denn wenn ich mich recht ausdehnen will, sehe ich weit über die höchsten Berge hinweg."

„Wenn du mir dienen willst, so gehe mit," sagte der Prinz. Da ging er denn auch mit.

Als die Vier weiter gingen, saß einer mit verbundenen Augen da und der Prinz fragte: „Warum hast du das Tuch um die Augen?" — „Ja," sagt der, „wenn ich sie nicht verbunden hätte, so wäre das nicht gut; denn was ich so geradehin ansehe, das springt von einander."

„So geh' auch mit mir, wie die Andern, wenn du mir dienen willst."

„Ja, das will ich schon," sprach der und ging mit.

Nun fanden die Fünf im Weitergehen Einen, der lag in der heißesten Mittagssonne gegen einen Felsen angelehnt, wo die Strahlen so sehr brannten, daß es Niemand erleiden konnte. Der aber zitterte am ganzen Leibe, daß die Glieder zusammen klapperten.

„Hast du das Fieber?“ fragte der Prinz, „daß du so zitterst?“ „Nein,“ antwortete er, „aber in der Sonnenhitze friert's mich desto mehr, je heißer es ist; aber je kälter es ist, desto heißer wird's mir, und im dicken Eise kann ich's vor Hitze nicht aushalten.“ „Das ist kurios,“ sagte der Prinz; „aber, du Narr, da hättest du dich nicht an den Felsen legen müssen, sondern in den Schatten.“

„Ja freilich,“ sagte der Zittermensch, „aber ich dachte eben nicht dran; denn weil ich in tiefen Gedanken war, so konnt' ich Nichts denken!“ Der Prinz hieß ihn auch mitgehen und er ging gleichfalls mit.

Da nun die Sechs noch weiter gingen, kamen sie über einen hohen Berg, da stand Einer, der schauete überall sich um, dahin und dorthin.

„Was schaust du da?“ fragte der Prinz. „Das thue ich zu meiner Lust,“ sagte er; „denn meine Augen sind so hell, daß ich die ganze Welt durchschauen könnte. Seht her! da! Eben frißt dort eine Krähe hinter dem Pfluge einen Maikäfer. Das ist aber auch freilich nicht weit, sondern nur fünfhundert Meilen von hier.“

„So Einer fehlte mir noch,“ sagte der Prinz und nahm ihn dann auch mit.

Nun kamen sie in die Stadt, wo die böse Königin und die schönste Prinzessin wohnten. Der Prinz ging zur Königin und sagte, er wolle um die Prinzessin werben.

„Das magst du wohl thun,“ antwortete sie; „aber so will ich dir denn drei Mal Etwas aufgeben, wenn du das jedes Mal lösest und zu Stande bringst, will ich dann die Tochter dir lassen. Zuerst mußt du mir einen Ring schaffen, den hab' ich in den und den großen Fluß fallen lassen.“

Der mit den hellen Augen mußte nun sehen, wo der Ring im Flusse liegt und da er ihn in einer großen Tiefe gefunden, trank der Dicke oberhalb des Ortes, wo der Ring war, das Wasser so lange weg, bis der Lange in die Tiefe hinabgereicht und den Ring genommen hatte.

Als der Prinz den Ring der Königin brachte, sagte sie: „Das ist gut; denn es ist der rechte Ring; aber nun kommt der zweite Bund. Dort auf der Wiese weiden meine dreihundert Ochsen. Dazu will ich dreihundert Stückfässer Wein bringen lassen. Die mußt du verzehren und darfst nur einen einzigen Gast zu Hülfe dabei nehmen.“

Da nahm er seinen Dicken zum Gaste und als der sahe, was hier zu thun sei, sagte er: „Da kann man sich doch endlich einmal so ziemlich satt essen und trinken. Er aß die dreihundert Ochsen mit gutem Appetit und den Wein trank er gleich aus den Fässern; ein oder zwei Stückfaß auf einmal.

Als das nun auch abgethan war, sagte die Zauberin: „So weit hat es noch Keiner gebracht, als du. So will ich dir denn auch etwas ganz Leichtes aufgeben, und dann ist Alles ausgerichtet.“

„Heute Abend bring' ich dir die Jungfrau; da setzt Ihr Euch Beide zusammen, Ihr dürft aber nicht vor Mitternacht 12 Uhr einschlafen, wo ich selbst komme. Bist du dann eingeschlafen, so verlierst du den Kopf."

Der Prinz war behutsam und dachte: „Das möchte wohl gar das Schwerste sein und als die Prinzessin hereingeführt wurde, hieß er alle seine Diener in die Kammer kommen. Den Dicken stellt er gegen die Thür, daß kein Stäubchen hinein konnte und der Lange mußte sie alle umschlingen, daß keiner davon konnte. Nun, dacht' er, würde es wohl gehen.

Sie wachten bis über Elf. Da überfiel sie allesammt ein fester Schlaf, den sie nicht abwehren konnten; denn es war ein Schlaf, den die Zauberin gemacht hatte.

Es war nur noch eine Viertelstunde vor zwölf Uhr, da wachten sie auf; aber die Prinzessin war, während sie schliefen, von der Zauberin fortgeschafft.

„Halt!" sagte der Helle und strengte seine Augen recht an; „sie sitzt mitten in einem Felsen; aber ich kann bei Nacht nicht recht wissen, wie weit es wohl sein mag."

Da horchte der Horcher: „Ja!" sagte er, „sie sitzt im Felsen und klagt jämmerlich über ihr Elend und spricht: Der Prinz sei ihr Liebstes, seitdem sie ihn einmal gesehen und nun müsse sie in tiefer Felsenkluft sitzen. — Der Felsen wär' aber kaum dreihundert Stunden weit."

Der Lange nahm nun den mit den verbundenen Augen und hockte ihn auf seinen Rücken und trug ihn in einigen Minuten zu dem Felsen hin. Hier nahm er ihm die Binde hinterwärts ab und der Felsen zersprang in viele Millionen Stücken, daß es krachte und im Augenblicke schlug er die Augen zu und verband sich wieder mit der Binde; der Lange aber nahm die Prinzessin auf seinen Arm, den Felsensprenger aber auf seinen Rücken und sie waren so bald wieder da, daß noch hübsch fehlte, ehe es zwölf schlug.

Schlag zwölf war die alte böse Hexe da und sahe, daß Alle wachten, und die Prinzessin wieder da war. Mürrisch sagte die böse alte Hexe, es sei nun Alles gut und nahm die Tochter mit sich auf ihre Kammer.

Es war aber noch lange nicht Alles gut, sondern gar böse. Die Alte beredete die Tochter, am andern Tage zu sagen, der Prinz habe wohl vollbracht, was die Königin hätte aufgegeben; aber das gehe sie nicht an. Sie wolle ihm auch Etwas aufgeben, welches er erst ausrichten müsse, ehe sie ihn nähme.

So sagte sie denn am andern Tage auch und gab ihm auf, er solle Jemand aufsuchen, der in einem großen brennenden Haufen Holz sich wohl hielte und unversehrt aus dem Feuer hervorginge. Das hatte die Alte sich ausgesonnen und hatte gedacht, wenn ihm die Diener auch Alles zur Liebe thäten, so würden sie doch Solches nicht thun.

Der Holzhaufen wurde zusammengelegt und angezündet und der Frostige stieg nun in den brennenden Haufen, welcher die Flammen bis zum Himmel trieb und bis zum dritten Tage brannte, ehe er erlosch.

Als derselbe nun erloschen war, kam der Frostige aus der Asche hervor

und war ganz erstarrt und sagte: „Wenn der Haufen noch einen einzigen Tag gebrannt hätte, so wär' er gewiß erfroren."

Die schöne Jungfrau sollte sich nun mit dem Prinzen vermählen; denn die Zauberin wußte nicht mehr, was sie ersinnen sollte. Aber als Beide zur Kirche fuhren, wollte sie nun noch Gewalt versuchen und sendete all ihr Kriegsvolk nach, den Prinzen und seine Leute nieder zu machen. Der Horcher aber hatte Alles gehört, was das böse Weib im Sinne hatte und sagte zu dem Felsensprenger: „Nun wollen wir einen rechten Spaß haben mit dem schlechten Pack. Siehe sie nur recht scharf an, daß sie alle zerspringen. Das that der denn und Reiter und Fußvolk zersprangen in Splittern, als ob sie aus Glas gemacht gewesen wären. Die alte Zauberin aber, die in ihrem Wagen nachgefahren war, um die Sache mit anzusehen und auch zu commandiren, sah er besonders noch recht scharf an. Da zersprang sie so sehr, daß sie zu einem Häufchen Staub wurde.

Nun überkam der Prinz die Prinzessin. Er reiste nun mit ihr nach seinem Schlosse. Aber weil es ihn sehr geärgert hatte, daß sie ihn auch hat wollen in Gefahr bringen, blieb er mit ihr eine halbe Stunde vor seinem Schlosse im Dorfe und sprach: „Jetzt sollst du wissen, du garstiges Ding, wer ich bin. Ein Schweinhirt bin ich, aber kein Prinz und weil du mir nach dem Leben getrachtet hast und bist so hochmüthig gewesen auf deine Schönheit, sollst du nun dein Lebtag die Säue hüten; und wenn du nicht ordentlich thust, was dir befohlen ist, sollst du die Peitsche schon kosten, denn das Karbatschen hab' ich gelernt."

Sie bekam nun einen groben Kittel, ein Paar alte Strumpfsocken statt der Schuhe und Strümpfe und grobes Brod kaum satt und mußte die Säue hüten. Da klagte sie ganz kläglich und weinte lauter Thränen und reuete es sie sehr, daß sie so hochmüthig gewesen und habe die Mutter nicht gehindert, so brave Prinzen hinrichten zu lassen und auch wollen helfen, ihren Mann in's Verderben bringen.

Sie hütete die Säue und er hütete sie mit. Er war aber von nun an gütig und freundlich gegen sie und brachte ihr zuweilen ein Band für zwei Dreier und einen Pfennigkuchen aus der Stadt mit.

Als nun ihr Herz ganz zerbrochen und zerknirscht war, sprach er eines Tages: „Komm, wir wollen ein wenig wohin gehen, wo es recht lustig herzu geht," und führte sie in sein Schloß. Da wurde denn Alles offenbar und sie fiel vor dem Prinzen nieder und weinte auf seine Hände und bat ihn, er möchte ihr doch verzeihen; sie wolle fortan nicht mehr so garstig um ihrer Schönheit willen sein.

Da umarmte er sie gar holdselig und freundlich und sagte: „Bleib nur dabei, du Liebe, da werden wir gewiß recht glücklich sein."

Mograby.

Der fluchwürdigste Zauberer und der größeste an Gewalt, der ärgste aber an Bosheit, war Mograby, das furchtbarste Werkzeug der Schatanei. Ueberall schweifte er auf Erden in tausend Gestalten umher, zu sehen, wo er Unheil anrichten und Seelen verführen könnte, um das Reich seines Meisters zu vergrößern.

Mograby war auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, als in Syrien Kalib zu Todmar regierte, ein gewaltiger Fürst, der dreimal hunderttausend Reiter hatte, von welchen siebenmal siebentausend seine Leibwache waren. Seine Hauptstadt schimmerte von Palästen und allen Herrlichkeiten, weil Gewalt und Pracht fast immer beisammen sind.

Sultan Kalib hatte Alles, aber nur keinen Sohn, welcher der Erbe seiner Macht und seiner Reichthümer werden konnte. Das verbitterte ihm sein ganzes Leben. Er ließ in allen Tempeln bitten, der Himmel möge ihm einen Sohn schenken, er spendete reiche Almosen aus, er bauete große Spitäler, aber er bekam keinen Sohn.

Als er nun schon etwas alt zu werden anfing, und über seinen vergeblichen Wunsch recht unmuthig und mürrisch geworden war, hatte sich ein Mann in den Palast eingeschlichen, der wie ein Landmann gekleidet war, und Aepfel zum Verkauf ausrief. Der Mensch hatte ein widriges Gesicht und ein Pflaster auf dem rechten Auge. — Es war Mograby.

„Aepfel! Aepfel! Aepfel für Leute, die keine Kinder haben!" rief er. „Was hast du?" fragte verwundert der Großwessir, der eben zum König wollte. Der Händler wiederholte es ihm, und eröffnete ihm die geheimnißvolle Kraft seiner Aepfel.

„Wenn das wahr ist," sagte der Großwessir, „was du von deinen Aepfeln rühmst, daß der Genuß derselben Kinder verschafft, so mußt du bald so reich werden als ein König!"

„O nein!" antwortete Mograby; „denn mein Baum trägt im Jahre nur eine einzige Frucht, aber diese hat auch die Wunderkraft, ein Kind zu gewähren, gewiß in sich, so wie sie auch von Aussehen wunderschön ist." Mograby deckte seinen Korb auf und hob die Baumblätter ab, die den Apfel verdeckten, welchen der Wessir mit großer Aufmerksamkeit betrachtete.

Indessen kam der Hofnarr herbei, und machte sich mit seinen Späßen an den Händler, neckte ihn und fragte, ob er ihm nicht auch ein Kind schaffen könne.

„Nimm diese große Haselnuß," antwortete Mograby, „und setze sie dir an deine Nasenspitze, dann wirst du ja sehen, was sich begibt!"

Der Narr, in der Hoffnung, die Gelegenheit zu mancherlei Spaß zu bekommen, nahm die Nuß, setzte sie mit vielen Grimmassen an seine Nase, und siehe da, sie saß fest und wurde fleischern, und der Narr hatte eine kleinere Nase auf der großen, worüber die Hofbedienten ein greuliches Gelächter er-

hoben. Die Bitten des Narren, ihm die fatale Nasenzugabe wieder abzunehmen, blieben unerhört. „Behüte!" sagte Mograby, „o, das würde dein eigner Schaden sein! du hast so viel Mühe gehabt, Gelächter zu erregen, die kannst du jetzt ersparen, denn man wird schon lachen, wenn man dich nur ansieht. Merke dabei, daß man sich erst seinen Mann recht ansehen muß, ehe man ihn neckt."

Der Wessir geht nun, nachdem er Augenzeuge von dem Kunststücke mit der Nase gewesen ist, zum König, gibt demselben Bericht, und sucht ihn zu überreden, den Apfel um jeden Preis zu kaufen, denn es sei seine Pflicht, auf Erbfolge für den Thron zu denken, und das Land gegen künftige Kriege zu sichern. —

Der König findet die Sache zwar bedenklich, aber wie oft sind unsere Wünsche mächtiger, als unsere Vernunft. Er läßt sich den Apfel zeigen, und findet ihn unübertrefflich. Aber ehe er in nähere Unterhandlung mit dem Verkäufer tritt, muß sich derselbe erst umkleiden lassen. Nun konnten seine Majestät sich mit demselben einlassen, nun es mit der Bekleidung seine Richtigkeit hatte, und boten dem Mograby viertausend Zechinen für den Apfel, wofern derselbe nur Sicherheit stellen könne, daß die gepriesene Kraft des Apfels nicht fehlen werde.

„Für die Sicherheit der Wirkung setze ich diesen Ring hier zum Pfande," sagte Mograby, indem er einen Ring aus seinem Körbchen nahm, „sehet zu, ob er nicht wenigstens zwanzigtausend Zechinen werth sei?"

Man fand ihn noch mehr werth, und fragte, wie viel er denn verlange?

„Werdet nicht entrüstet, gnädiger Herr," erwiderte Mograby. „Es gibt Dinge, die um kein Gold feil sind und mein Apfel ist's auch nicht. Mir fehlt dasselbe, was sich deine Majestät wünschet, — ein Sohn, der Erbe meiner Reichthümer und meiner Wissenschaften sei. Die Kraft des Apfels ist für mich verloren, obwohl sie für dich sicher ist. Daher ist meine Bedingung, daß das erste Kind, welches durch des Apfels Kraft deiner Majestät Gemahlin bekommen wird, mein sei, wenn es ein Sohn ist, dein aber, wenn es eine Tochter ist."

Der König gerieth in Wuth über die Unverschämtheit des Apfelhändlers, und wollte schon der Leibwache befehlen, den Nichtswürdigen nieder zu säbeln, aber der Minister schlug sich auch hier in's Mittel.

„Gnädiger Herr," flüsterte der Minister seinem Herrscher in's Ohr, „der Nichtswürdige wäre werth, niedergehauen zu werden, allein daß er auch gern einen Sohn haben möchte, ist ihm wohl nicht so ganz zu verargen. Laßt ihn doch seine Schätze, mit welchen er nicht scheint zu wissen, wohin, auf Euren Prinzen vererben. Erwägt auch, daß der Schuft schon alt und ganz kraftlos ist. Ich glaube, der lebt kein halbes Jahr mehr."

Man wurde eins, dem Verkäufer den Prinzen, den des Apfels Kraft hervorbringen würde, als Sohn zu überlassen.

Mograby unterrichtete den König nun über den Gebrauch des Wunder-

apfels. „Schneide," sagte er, „den Apfel in zwei Hälften. Die eine Hälfte gib deiner Gemahlin, die andere iß selbst und indem Ihr Beide esset, sprichst du laut die Worte: O, du verborgene Macht, die du die Kraft in den Apfel gelegt hast, gewähre uns ein Kind!"

Zu rechter Zeit und Stunde wurde ein Prinz geboren. Da war große Freude, aber auch große Bekümmerniß, daß der alte unheimliche Kerl sich melden und den Prinzen fordern möchte; aber der meldete sich nicht. Der Prinz wuchs munter und frisch heran, und wurde von keinen Kinderzufällen geplagt, und als nach einigen Jahren der Apfelhändler sich noch nicht sehen ließ, dachten König und Wessir, derselbe sei todt. Nur wenn sie die sonderbare Nase des Hofnarren ansahen, wollte es ihnen doch zuweilen etwas bedenklich vorkommen.

Als Habed, so hieß der Prinz, dazu alt genug war, wurde er dem gelehrtesten Manne des Reichs und dem Obervorsteher der Geistlichkeit zur Lehre und Zucht übergeben. Der behielt ihn bei sich im Hause und erzog ihn als ein ausgelernter Prinzenhofmeister recht förmlich.

Als Prinz Habed nun bald das vierzehnte Jahr erreicht hatte, übertraf er alle seine Gespielen an Schönheit, Geist und Kenntniß, wenigstens sagte es der alte Gelehrte. Der entzückte Vater dachte schon daran, daß ihm sein Sohn nun bald helfen könnte, Land und Leute zu regieren. Mograby war ganz vergessen.

Es meldet sich eines Tages ein Fremder in reicher Kleidung, und erhält Zutritt bei dem Könige, der umgeben von seinen Großen auf dem Throne saß.

Ein Schreckensruf fährt aus Aller Mund: „Es ist Mograby!" und er war es. „Herr!" sagte er, „ich erinnere dich an unsern Vertrag und dein Fürstenwort. Ich habe dir die Freude an dem Prinzen an vierzehn Jahr gelassen, jetzt aber fordere ich meinen Sohn, um ihn nach meiner Hand und Weise zu erziehen."

Die zornfunkelnden Augen des Königs machten den Forderer nicht unruhig.

Der Wessir hielt ihm eine lange Rede, ihm seine Frechheit zu Gemüth zu führen und von der Raserei seiner Forderung zu überzeugen; aber Mograby sprach: „Wessir, ich spreche nicht mit dir, sondern mit dem Sultan, der sein Wort lösen muß."

„Leibwache her!" schrie der erzürnte Fürst; „greift und bindet ihn, und schlagt ihm den Kopf ab. Er soll erfahren, wie Sultane ihr Wort lösen."

Mograby wird auf den Schloßhof geführt und geköpft, und der Kopf rollte wie eine Kugel auf dem Boden herum, und als sie nun stille liegt, sieht man einen in der Mitte entzwei gehauenen Kürbiskopf, und zugleich einen mit Reisstroh ausgestopften Sack, der sich von selbst entzündet, und einen gräßlichen Dampf verbreitet. Damit war Alles vorüber.

Jetzt saß der Fürst mit allen seinen Räthen rathlos und verwirrt da, und Keiner ersann ein taugliches Mittel.

Als der König am andern Morgen ausreitet, aber aus Furcht vor Mograby mit so viel Leibwache, als nur immer Platz hatte, stellt sich ihm auf einmal ein Derwisch in den Weg.

„Ich fordere meinen Sohn!" spricht der Derwisch. — Es war Mograby! Die Wache muß den Tollkühnen greifen und ihn todt schlagen, und sie schlagen ihn auch rein todt, und als er nun todt ist, liegt ein Sack mit Erbsen da, die überall auf dem Platze umherrollen, und dann verschwinden.

Jetzt wurde der gute Rath immer noch theurer, und Hof und Land flehten um Hülfe zum Himmel.

Indessen berathfragte man auch einen berühmten Sterndeuter. Dieser bespricht eine Schlinge mit Zauberworten und versichert, Mograby sei gewiß in des Königs Gewalt, könne Jemand demselben nur schnell genug die Schlinge, überwerfen und zuziehen. Das getraute sich der Hofnarr gar gut zu können; denn er war weit und breit der geschickteste Taschenspieler.

Am andern Morgen reitet der Sultan zum Tempel, den Sterndeuter und den Hofnarren zu beiden Seiten. Da springt ein Esel aus einem offenen Stall und brüllt den König furchtbar an: „Ich bin Mograby; gib meinen Sohn her!"

Gleich will der Narr die Schlinge umwerfen, und der Sternseher eilt auch herbei. Sie bekommen Jeder einen tüchtigen Schlag von den Hinterhufen des Esels, der in die Erde versinkt. Plötzlich ist dagegen der Narr in einen kleinen schäbigen Esel verwandelt, aber ohne Schwanz und Ohren, welche sich Beide am Hintern und am Kopfe des Astrologen finden, dessen Verwandlung jedoch nur einige Stunden dauert. Auch der Narr wurde wieder zum Menschen.

Der Sultan setzt seinen Zug zu der Moschee mit Grausen fort, und des Prinzen Hofmeister muß, als der oberste der Geistlichkeit, die heiligen Gebräuche verwalten, indessen er den Prinzen mit seinen Gespielen in einem Hinterhof verschlossen hat.

Es saß aber mitten im Hofe auf einem großen Baume eine Eule mit einem Fläschchen im Schnabel, und während die Knaben spielen, läßt sie ein Tröpfchen aus dem Fläschchen auf den Kopf des Prinzen fallen. Der Prinz ist auf einmal fort und statt seiner ist eine Maus da, die ängstlich ein Loch sucht; aber die Eule stürzt auf die kleine Maus herab und führt sie davon. — So hatten es die Gespielen gesehen.

Als der König in seinen Palast zurückgekehrt war, findet er auf seinem Tische ein Blatt von Mograby. „Dein Sohn," hieß es in demselben, „gehört der Macht, die du anriefst, als du den Apfel aßest. Ich werde ihn dieser zubringen."

Der Wessir kam mit dem Prinzenhofmeister. Die Bestürzung und die Angst waren groß, der Thränen viel, und die Eltern wollten verzweifeln. — Der Hofmeister tröstete, der Himmel werde den Prinzen erretten; sein Herz sei gut; sein Glaube an Muhamed stark und seinen Koran

könne er fast auswendig. So könne er weder am Leibe noch an der Seele untergehen."

Mograby gab seiner Maus den Menschenkörper erst tief in einer Wüste wieder, und fragte den Prinzen in widriger Gestalt und mit barscher Stimme und Geberde: „Kennst du mich?" — „Nein," antwortete der erschrockene Prinz; „wie sollt' ich denn, da ich dich niemals gesehen habe?"

„Wohlan! so sollst du mich kennen lernen," sagte der Zauberer, indem er dem Prinzen eine entsetzliche Ohrfeige gab. „Ich bin Mograby." Der arme Jüngling, der nicht einmal eines Verweises gewohnt war, als nur des allersanftesten, war betäubt und bestürzt.

„Du schläfst nicht und träumest nicht, Knabe," sagte der Zauberer. „Ich heiße Mograby. Hast du nie von mir gehört?"

Habed antwortete, er habe wohl Etwas von einem Apfel gehört, den Mograby gebracht, und den sein Vater und seine Mutter zusammen gegessen hätten.

„Was sprichst du von deinem Vater und deiner Mutter?" sprach der Zauberer; „du bist aus den Kernen meines Apfels entstanden."

Habed versicherte, seine Mutter habe ihn geboren; da empfing er die zweite, viel fürchterlichere Ohrfeige, und die Gestalt des Zauberers war noch viel gräßlicher und grimmiger geworden. „Ich will dich lehren," sagte Mograby, „wessen du bist."

Er besprengte ihn mit ein paar Tropfen Wasser, das sich in einem hohlen Felsstück gesammelt hatte, und Habed wurde zum Maulesel, den der Zauberer bestieg, und mit den unbarmherzigsten Hieben zum schnellsten Rennen antrieb, so lange, bis er kraftlos niederstürzte. Habed wollte Muhamed anrufen, brachte aber nur Töne hervor, vor denen er selbst erschrak.

Sie waren am Fuße eines fürchterlichen Felsengebirges, das mitten in der Wüste da stand, als Habed niederstürzte.

Noch hieb der Zauberer so lange auf ihn los, bis er seinen Arm nicht mehr heben konnte. „Dir fehlt's an Erziehung," sagte er, „aber ich will sehen, was ich aus dir noch herausbringe."

Er schöpfte Wasser aus einer aus dem Felsen rieselnden Quelle und bespritzte ihn damit, indem er sagte: „Knecht der Schatanei, nimm deine Gestalt wieder an!"

Da lag der arme Habed in menschlicher Gestalt, mehr als halbtodt, und zerrissen von blutigen Wunden und mit unterlaufenen Striemen. Der Zauberer tauchte ihn in die Quelle, wodurch der grausam Verwundete wieder zu sich selbst kam.

Mograby lehnte ihn an den Felsen an, und fragte: „Nun, sage mir, Habed, wessen Sohn bist du?"

Bei der guten Lehrart, die Mograby hatte, konnte die Antwort nicht fehlen.

„Ich bin doch wohl," versetzte kläglich der arme Habed, „der Sohn

des Apfels, und also dein Kind, aber da sei doch auch mitleidig gegen mich!" Ach, was lehrt die Angst und Noth den Menschen nicht sprechen!

„Dein Glück," sagte der Zauberer, „daß du zur Erkenntniß kommen willst. Ich denke schon, es wird noch Etwas aus dir heraus zu bringen sein, zumal da ich das verhaßte Blut der Treulosen, deren Kind du zu sein glaubtest, aus dir heraus habe. — Es hat mir leid gethan, daß ich dir Schmerzen machen mußte; aber es war der kürzeste Weg. — Und nun! sei gehorsam und gescheut, so wirst du einen guten Vater an mir haben, der dich aber durch die Possen von Macht und Hoheit eines Fürstensohnes, womit man dich schon verzogen hat, nicht will zum ganzen Narren werden lassen. Willst du aber nur selbst, so sollst du höhere Gewalt und auch Weisheit erlangen, als ein Fürst auf Erden hat."

Mograby nahm aus einem Beutel ein Büchlein, machte ein Feuer an, um welches er, heimliche Worte sprechend, herumging, warf einiges Räucherwerk hinein und sagte endlich überlaut: „Mächtiger Schatanai, König des Erdkreises, zwei deiner Kinder wollen sich in deinem Freudengarten erquicken; öffne ihnen den Eingang!"

Da bebte der Erdboden, und einige Donnerschläge durchdröhnten die Felsen, und der halbtodte Prinz sank ohnmächtig hin, aber der Zauberer hielt ihm eine Essenz vor, die ihn wieder zu sich selbst brachte. Vor den Zauberworten hatte sich eine dunkle Grotte im Felsen geöffnet, durch deren Windungen der Zauberer seinen Zögling führte. Als sie hindurch waren, schloß sich die Grotte wieder mit donnerähnlichem Krachen.

Sie traten in eine herrliche Gegend, wo die lieblichste Luft wehete, Gewächse und Blumen in außerordentlicher Fülle und Schönheit prangten, Quellen rieselten, da und dort Heerden weideten ohne Schüchternheit und Scheu, und prächtig gefiederte Vögel durch die Lüfte flatterten, und von Weitem erblickte Habed einen überaus großen Palast von schimmerndem Glanze.

„Siehe, ob es hier schön ist, mein Sohn," sprach Mograby. „Alles, was du hier siehst, gehört mir, aber dir eben so wohl, wenn du mir folgen wirst. Aber das ist das Geringste von dem, was ich dir zugedacht habe. Du hättest wohl nicht gedacht, wie lieb dich dein Vater Mograby hat, weil er dich züchtigte. Du hättest gewiß gedacht, die ganze Welt wäre für deine Laune gemacht, wärst du in deiner vormaligen verhätschelnden Zucht geblieben."

„Ich selbst werde dich erziehen, mein Sohn, und dich nicht fremden Händen anvertrauen, wie der that, welcher dein Vater sein wollte. Damit dich Niemand verwöhne, hab' ich alle Leute aus dem Palaste gejagt, du aber sollst dennoch vergnügt leben, und ich selbst will dich bedienen, weil ich dein wahrer Vater bin."

Während der Zauberer so sprach, wurde seine gräßliche Gestalt immer erträglicher und freundlicher, und der Prinz fand sich in einer sonderbaren Verwirrung des Gemüthes, voll Zweifel und Vertrauen, voll Widerwillen und Zuneigung, die Furcht aber herrschte vor und machte ihn vorsichtig.

Der Palast war weit prächtiger, als der seines Vaters, aber nirgends ein menschliches Wesen darin und alle Thüren waren geöffnet. Durch Säle und Gänge ging es in ein Nebengebäude mit Springbrunnen und Wasserbecken, dessen kristallene Strahlen in wunderbaren Farben und mit allen Lichtern des Regenbogens spielten. Die weichsten Sopha's, die kostbarsten Geräthe schmückten die Säle und Zimmer und vier hohe Fenster, die das Licht einfallen ließen, enthielten vier Vogelhäuser von Golddraht, wo das lustige, farbenglänzende Gefieder zwitscherte und sang und unter Blumen, unter duftenden Orangebäumen und Luststräuchen hüpfte und spielte.

„Hier soll dein Studirzimmer sein," sagte Mograby, „wenn es dir gut genug ist. Ruhe auf einem Sopha aus, indessen ich das Abendessen besorge, du wirst der Ruhe wohl nöthig haben. Auch werde ich dir ein Bad besorgen, welches alle deine Schmerzen heilen wird."

Der Prinz versank in tiefe Gedanken; aber der Zauberer brachte ihm bald ein Körbchen des auserlesensten Obstes und als Habed davon gegessen hatte, führte er ihn in's Bad, in einem Saal voll der herrlichsten Wohlgerüche. Er salbte ihn, er drückte wie mit weicher Mutterhand die schmerzhaften Stellen, und in weniger Zeit war der Prinz so heil und frisch, als er am Morgen dieses Tages gewesen war. Der Zauberer kleidete ihn sogleich in den bequemsten Nachtanzug und führte ihn zum Abendessen in einen mit lauter Kronleuchtern erhellten Saal, wo die ausgesuchtesten Gerichte und die erquickendsten Weine sich befanden.

Habed aß mit bester Eßlust und während er dem Mograby gegenüber saß, fiel es ihm immer mehr auf, daß derselbe das Gesicht eines ehrwürdigen Greises hatte und selbst die Stimme so mild und sanftklingend geworden war.

„O!" sagte Habed auf einmal in seiner Unbedachtsamkeit; „du bist gewiß der böse garstige Mann nicht, der mich entführt und in einen Maulesel verwandelt und mich so entsetzlich gehauen hat!"

„O! mein Kind," hieß die Antwort, „ich bin furchtbar häßlich, triefäugig, einäugig und zornig, wenn man mir widerspenstig ist und wenn ich Leute mit Verdruß ansehen muß; aber gegen einen lieben Sohn bin ich immer so, wie du mich jetzt siehst. Hältst du mich denn aber für deinen rechten Vater?"

„O gewiß!" erwiderte Habed, der schon die Blitze des Grimmes in den Augen des Alten sahe; „gewiß! jetzt wüßte ich nicht, wer es sonst sein könnte!"

Der Zauberer umarmte ihn zärtlich. Habed that sich bei Tische gütlich, ging und schlief und verschlief Schmerzen, Angst und Bedenklichkeit.

„Komm, mein Sohn," sagte am andern Morgen der weckende Alte zu Habed. „Der Morgen ist so schön, ich will dich ankleiden!"

Mograby legte seinem Sohn eine leichte Jagdkleidung an. Der Morgen war so schön, als Habed noch keinen erlebt hatte, auch hatte er noch nie eine so reizende Gegend gesehen. Tausend Dinge wurden ihm gezeigt, die er noch gar nicht, oder so schön und herrlich nicht gesehen hatte. Der Zauberer unterrichtete ihn, daß sie mitten in einem von den Felsengebirgen des Atlas um-

schlossenen Thale sich befänden, welches er mit Quellen, Pflanzen und allerlei Gethier versehen und aus einer dürren Sandwüste in einen Lustgarten umgeschaffen habe. Hier möge Habed sehen, was des Menschen recht ausgebildete Kraft vermöge und er wolle ihm zu dieser Ausbildung verhelfen.

Sie kamen an das Ufer eines klaren Baches, in welchem lustige Fische spielten. Eine Gazelle, die am Ufer des Flusses stand, um zu trinken, erlegte Mograby mit einem Pfeil und bald darauf Habed ein junges Reh, welches aus dem Gebüsche hervorsprang. Bald darauf schoß der Zauberer mit seinem Pfeil einen Fisch mitten in den Fluthen. Habed sprang in's Wasser und holte ihn. Der anstellige Lehrling bekam von seinem Meister Lobpreisungen und liebkosende Worte.

Mograby zeigte seinem Sohn den Hühnerhof, den Viehhof für das Zucht- und Schlachtvieh; die Menagerie für wilde und reißende Thiere, Löwen, Tiger und dergl., und dann ein sehr großes Vogelhaus, wo die Vögel unter lauter Bäumen und Gesträuchen lebten, deren Früchte, Beeren und Samen ihnen angenehm und die aus allen Welttheilen hier zusammengebracht waren. Der Rasenboden des Vogelhauses wurde von einer klaren Springquelle bewässert, aus welcher sich in kleinen Gerinnen das Wasser überall hin vertheilte. In dem Baumgarten, durch welchen sie zurückgingen, pflückte sich Habed die schönsten Früchte, die er in sein Studirzimmer trug, wo er eine andere Kleidung fand, die er anlegte.

O wie glücklich wäre der Jüngling gewesen, der sich frei regen und bewegen durfte, hätte nicht heimliche Furcht und stilles Verlangen nach den Eltern ihn gemartert. Die liebkosenden Worte des Alten thaten ihm wohl, aber es blieb eine gewisse Beängstigung dabei in seinem Herzen.

Mit den schönsten Vergnügungen unterhält der Zauberer von nun an seinen Sohn und bezeigt ihm eine innige Liebe. Das junge Herz vergißt die erlittenen Mißhandlungen immer mehr; sein Mißtrauen und seine Beklemmungen verlieren sich immer mehr und Habed, der scheinbar frei und unbeschränkt leben darf und keineswegs den Zauberer immer zum Geleitsmann hat, fühlt sich immer glücklicher und fängt täglich immer mehr an zu glauben, der ehrwürdige freundliche Alte möchte dennoch wohl sein wahrhaftiger Vater sein; obwohl er sich im Herzen nicht recht dazu verstehen konnte, seine Mutter nicht für seine Mutter zu halten, so sehr ihn auch der Zauberer mit seinen Vorspiegelungen gegen Mutter und Vater einzunehmen suchte.

Der Prinz lebte aber nicht etwa blos unter zerstreuenden Vergnügungen, sondern der Alte zog ihn auch allgemach in seine geheimen Wissenschaften hinein. Er versprach, ihn viel Wunderdinge zu lehren, wie die Zedern ihre Gipfel vor ihm neigen, die Löwen sich vor ihm demüthigen und die Stürme auf seinen Wink gehorchen sollten. Solche geheime Künste haben schon viele angezogen, aber auch dann in die Abgründe des Verderbens hinab gezogen, zumal junge Menschen, die am meisten geneigt sind, sich irre führen zu lassen, besonders wenn das ehrwürdige Angesicht eines erfahrenen Greises mit wohlwollenden treuherzigen Worten den Betrug vollendet.

Der Alte führte seinen Zögling in die Bibliothek. „Hier," sagte er, „findest du die besten Werke über alle Fächer der menschlichen Erkenntniß und hier kannst du den Anfang mit deinen Studien machen. Ich werde dir, wo es nöthig ist, schon nachhelfen und wenn du guten Willen hast, so wird Alles leicht werden und schnell vor sich gehen."

Habed warf sich mit großem Eifer auf die Wissenschaften, besonders weil ihn die verborgenen Dinge anzogen. Mograby half überall nach und so waren die Fortschritte reißend. Oftmals mußte der Lehrer den Schüler in seinem allzugroßen Eifer unterbrechen, damit er sich durch Jagd und Fischerei wieder erholte oder den Reitstall besuchte, wo er Pferde fand, viel schöner, als er sie in den Ställen seines Vaters getroffen hatte und dazu noch in größerer Menge. Der Prinz war schon im Reiten geübt; aber Mograby lehrte ihn, mit den Pferden so zu sprechen, als ob sie Menschen wären, die ihn verständen.

Nach und nach lernte Habed immer mehr geheimnißvolle Kunstdinge. Eine erlegte Gazelle berührte er nur mit dem Stabe und sprach Ein Wort, so zog sich das Wild selbst die Haut ab und zerlegte sich in Stücke. Er sagte der Pfanne nur: „Pfanne, thue, was dir gebührt," so prasselte das Fleisch von selbst und wandte sich um. So war es mit Allem, was die Küchensachen anging.

Diese Künste, sagte der Zauberer, lehre er den Prinzen deßhalb zuerst, damit sich derselbe leicht helfen könne, wenn Mograby genöthigt wäre, abwesend zu sein, welches schon morgen früh der Fall sein würde. Auf die Worte: „Im Namen des Herrn der Geister gehorche dem Kinde vom Hause!" würde ihm Alles unterthan sein. Mograby ermahnte ihn, seine Studien fortzusetzen. Zu seinen Erholungen stände ihm Alles bereit und alle Thüren würden sich ihm willig öffnen.

Habed fand sich am andern Morgen allein und theilte seinen Tag genau so zwischen Studien und Vergnügungen, als es ihm vorgeschrieben war und that es um so williger, weil er wohl sahe, wie viel er durch Mograby in aller Art Wissenschaft weiter gekommen war, als vorher. Er hätte jetzt selbst Lehrer seines gewesenen Hofmeisters sein können. Die Dankbarkeit band ihn immer fester an den Alten, obwohl es ihm unmöglich war, Liebe gegen ihn zu empfinden, wie gegen seine Eltern.

Eines Tages sagte er in seinem Studienzimmer laut vor sich hin: „Die Naturlehre und die Größenlehre möchte ich am liebsten einzig und allein studiren; aber das ist mir verboten und ich wäre höchst undankbar gegen so viele Güte meines Wohlthäters, der mich schon so weit gebracht hat, wenn ich nicht blind folgen wollte."

Es war ein Glück für Habed, daß er so dachte und es laut sagte. Mograby war nicht abwesend, sondern unsichtbar auf allen Tritten bei ihm, um die Gesinnungen seines Zöglings genau kennen zu lernen. Er erschien wieder am Tage darauf und Habed erzählte demselben, was Mograby schon wußte, nämlich, wie weit sein Zögling es in Wissenschaften und Leibesübungen in den Tagen daher gebracht, wie er die Kleiderkammer gezwungen,

ihm andere Kleider zu liefern und wie er sich zum Herrn über Alles gemacht habe.

Mograby war entzückt über die Dankbarkeit und Aufrichtigkeit seines Zöglings; denn seine Hoffnung wuchs dadurch, in kurzer Zeit aus demselben ein mächtiges Werkzeug des Schatanai zu bilden und sich durch ihn bei seinem Oberherrn noch größere Gunst zu erwerben.

Nach mehreren Monaten, in welchen Habed in geheimnißvollen Dingen unglaublich weit vorgerückt war, mußte Mograby im Ernst verreisen und zwar auf ungewisse Zeit.

„Wahrscheinlich," sagte er zu Habed, „werde ich dies Mal länger von dir abwesend sein müssen, als es meine Liebe zu dir wünscht. Indessen, es ist jetzt an der Zeit, daß du deine Studien verdoppelst. Was deine Vergnügungen betrifft, so kennst du fürwahr unsern Bezirk noch lange nicht durchaus. Ich habe dir von Vielem nichts eröffnet, weil es dir größere Freude machen wird, es selbst aufzufinden. — Hier sind die Schlüssel zur Bibliothek, die dir von nun an offen steht. Komm! wir wollen hinein!"

Als sie hinein gekommen waren, fuhr er fort: „Dieses Fach enthält vierzig Bände, die zu den vierzig Pforten aller geheimnißvollen Weisheit führen. Du sollst dir nur vor der Hand die zwölf ersten recht zu eigen machen. Du wirst viel daraus lernen, aber ich verbiete dir, eher eine Anwendung davon zu machen, als ich wieder da bin."

Habed mußte dem Zauberer sein Ehrenwort geben, daß er ihm hierin folgen wollte. Der Zauberer umarmte seinen Zögling zum Abschiede auf's Zärtlichste. Ein schwacher Stoß von Erdbeben und einige dumpfe Donnerschläge waren das Zeichen seines Durchgangs durch die Felsen.

Der Prinz nimmt sogleich, nachdem er allein war, den ersten von den zwölf Bänden, der ihm anfangs ganz unverständlich ist, aber er findet bald, daß die Deutung auf Rechnungen beruht, und, wie bei allen Wissenschaften, ging es auch hier desto leichter und schneller, je besser das Vorhergehende begriffen war und je tiefer er hineinkam und in wenigen Tagen war er mit allen zwölf Bänden durch.

Er wagte sich an den dreizehnten Band; aber hier halfen ihm alle seine Mühe und seine schwersten Rechnungen gar Nichts. Er bittet den großen Propheten Muhamed um Erleuchtung, den er beinahe schon vergessen hatte. Er geht mit Bitten zum Propheten zu Bette und hat ein Traumgesicht, welches ihm den Schlüssel zum Verständniß des Buches gibt, indem es ihn anweist, daß er gegen Sitte der Morgenländischen Sprachen von der Linken zur Rechten lesen und dann Rechnungen anstellen soll, wodurch er alle Nachweisungen erhalten werde.

„Bist du mit deiner Arbeit fertig," hieß es im Traum, „so geh' in des Zauberers Zimmer, wo du eine weiße marmorne Bildsäule finden wirst. Gib dieser eine Ohrfeige auf den rechten Backen und sprich: „Thue deine Schuldigkeit für das Kind vom Hause!" so wird sie auf die Seite treten und die Wand hinter ihr wird sich öffnen und du wirst mancherlei Dinge sehen."

Habed war sogleich völlig wach, geht in die Bibliothek und nimmt den dreizehnten Band und arbeitet so emsig, daß er mit Anbruch des Tages so weit ist, als er es zu sein wünscht. Ein Kapitel in diesem Bande hatte ihn vorzüglich beschäftigt; das: wie man erfahren könne, ob ein Thier ein verwandelter Mensch sei und wie man ihm die Sprache wieder geben könne. Der Prinz nahm sich vor, an den Löwen und Tigern Versuche anzustellen und glaubte dabei sein Ehrenwort nicht zu brechen, welches er ja nur für die Nichtanwendung der ersten zwölf Bände gegeben hatte.

Er geht zuvor aber erst in das Zimmer des gefährlichen Zauberers, findet die Bildsäule, gibt ihr eine große Ohrfeige und kommt in ein großes Vogelhaus, wo lauter Vögel sich finden, welche leicht sprechen lernen. „Wer da? Wer da?“ schrieen sie allzumal, nur ein großer Hara-Papagei schrie nicht, welcher mit einer Stahlkette an der Klaue gefesselt war.

„Warum liegst du an der Kette?“ fragte der Prinz; „bist du denn so böse?“ — Der Vogel nickte traurig mit dem Kopfe. — „Warum sprichst du nicht? Bist du vielleicht ein verwandelter Mensch?“ — Der Vogel nickte noch trauriger.

„O!“ sagte Habed, „Muhamed, den ich angerufen habe, hat mich gewiß nicht ohne Ursache hierher geführt.“

Auf einmal schrieen alle Vögel: „Muhamed! Muhamed!“ und der Hara war sehr unruhig.

„Laß mich drei Federn von deinem Kopfe nehmen;“ sagte der Prinz zu dem Hara und der Vogel hielt den Kopf hin. Habed zündete ein Feuer an, warf Räucherwerk und die drei Federn hinein und sprach: „Bist du ein Mensch, so sprich wieder.“

„Leider bin ich ein Mensch,“ sagte der Hara bekümmert, „und ein sehr strafbarer; denn ich habe mit dem Zauberer viel Böses begangen: aber ich sehe, Gott ist barmherzig und hat uns in dir einen Helfer gesendet.“

Als der Prinz fragte: ob er ihm menschliche Gestalt wiedergeben könne, sagte der Vogel: „Ja, aber erst dann, wenn du den Bösewicht besiegt hast. O!“ fuhr er fort, „du scheinst nicht zu wissen, wo du bist. Es gibt deren viele hier, die noch weit unglücklicher sind, als ich, und die der gräßliche Zauberer mit den langsamsten Qualen hinmartert. — Gehe, Prinz, und richte eine Mahlzeit von leichten Speisen zu. Nimm einen Wagen und fahre bis zum Fuße des Gebirges gen Osten und vergiß nicht, vom Lebenselixir mitzunehmen, welches du ja kennen wirst. Gib der schwarzen Bildsäule, die du dort antreffen wirst, eine Ohrfeige auf den linken Backen, gehe mit Licht in die Höhle, die sich dir zeigen wird und deren Eingang das Fußgestelle der Säule verdeckt, und findest du dann noch vier unglückliche Schlachtopfer am Leben, dann kannst du mich auch erlösen.“

Dem Prinzen grauste es bei den letzten Worten, aber er eilte, um Alles zu vollbringen, indem er seufzte: „Unter welche schändliche Macht bin ich gerathen! O Muhamed, rette uns!“

Habed kam zur Bildsäule und stieg auf einer Treppe in ein großes

Gewölbe hinab, in welchem er bald genug ein Wimmern und Aechzen vernahm. Er kam zur Oeffnung eines Brunnens, über welchem Menschenkörper, in denen zum Theil noch Leben war, mit den Füßen aufgehängt waren. Unter Vielen findet er noch vier, welchen er mit dem Elixir ein wenig wieder in's Leben half, sie behutsam auf seinen Wagen ladete und zu dem Palaste hinbrachte. Durch kostbare Arzneien und durch die zugerichtete Speise kehrten sie wieder in's volle Leben zurück und dankten ihrem Erretter mit Thränen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß derselbe kein Werkzeug des Bösewichts sei.

Nachdem sie sich stark genug dazu fühlten, erzählten sie, wie sie hierher gekommen waren. Es fand sich, daß sie allesammt Prinzen waren, um welche Mograby ihre Eltern durch seine boshaften Künste betrogen hatte und daß sie auf ziemlich gleiche Weise, wie Habed, waren gemißhandelt worden. Auch der Hara erzählte seine Jammer- und Leidensgeschichte. Er war eine Prinzessin von Yemen in Arabien und eine Zeitlang die Frau des Zauberers gewesen, den er daher am besten kannte, zumal da er in der Zauberkunst es noch viel weiter gebracht hatte, als der Prinz Habed. Durch einen Geist, den Zulma — so hieß die Prinzessin — aus Mograby's Gewalt heimlich erlöst hatte, wußte sie die ganze Zaubergeschichte dieses Bösewichtes und die Art, wie die Macht desselben vernichtet werden konnte, wovon sie den Prinzen genau unterrichtete.

„Macht Euch, Ihr Prinzen," sprach sie, „unverzüglich auf und bemächtigt Euch der vereinigten Asche von Mograby's Eltern, die unter der Ebene vor den Thoren der Stadt Harenahy verborgen ist. Du, Habed, hast in dem Waldgarten Mograby's unmöglich einen Vogel unbemerkt lassen können, welcher einst Salomon gehörte und Fessefzeh genannt wird. Sein Herr hat ihn mit wunderbaren Eigenschaften begabt. Sucht ihn und sprecht: „Lieber Vogel, wir greifen dich im Namen Salomo's, zum Dienste des großen Propheten Muhamed!" so wird er sich selbst Euch in die Hände liefern. Tödtet ihn sodann, welches er, wie ich weiß, erwartet und wünscht; bewahrt seine Federn sorgfältig, verbrennt dann zuerst sein Herz und sodann seinen Körper. Nehmt die Hälfte von der Asche des Erstern und streut sie auf ein Räucherwerk, so wird sich der Felsen Euch zum Durchgang öffnen. Seid Ihr hierauf in die Wüste gekommen, so nehme ein Jeder von Euch eine Schwanzfeder, zwei Schwungfedern und zwei Kronenfedern von dem Vogel und sprecht: „Federn von Salomo's Boten, bringt die Arbeiter des Propheten an's Werk!" und Ihr werdet Euch schnell vor Harenahy's Thoren unter Palmbäumen finden, von welchen sich einer an Wuchs und Größe auszeichnet. Zieht um denselben einen Kreis von dreißig Schritten, werfet einen Theil von der Asche des Vogelkörpers auf die Rauchpfanne und räuchert im Kreise umher und die Erde wird erbeben und an der rechten Stelle unter den Wurzeln des Baumes die Oeffnung sich finden, welche zu dem Grabmale der Eltern Mograby's führt."

Alles geschahe, wie der Hara oder vielmehr Zulma gesagt hatte; aber auch für das, was weiter erfolgen würde, hatte er Unterricht ertheilt.

Habed hob die Marmorplatte ab, welche die Oeffnung des Grabmals bedeckte und ging mit seinen Begleitern auf einer Treppe in finstere Tiefen hinab. Die Federn von Salomo's Vogel flatterten leuchtend vor ihnen voraus. Sie kamen in eine lichte Ebene, über welcher sich ein reiner blauer Himmel wölbte. Rieselnde Quellen durchperlten die Ebene und das lieblichste Obst aller Art stand überall lockend und reizend.

Sie waren Alle hungrig und durstig, aber sie erquickten sich nicht mit dem Obste, sie tranken nicht aus den Quellen. Habed war von dem Hara gewarnt worden. „Streiter des Propheten," rief er seinen Gefährten zu, „das Große und Schwere wird nur durch Versagungen erlangt. Enthaltet Euch! Wir sind nicht des Essens und Trinkens wegen hierher gedrungen. Meidet die Fallstricke des bösen Zauberers."

Sein ermuthigender, tapferer Zuruf siegte über das Verlangen der Gefährten. Aber jetzt kamen sie in eine Sandebene, wo die scheitelrechte Sonne sie fast zu verbrennen drohte und sie bis über die Knöchel im Sande wie in glühenden Kohlen wateten. Hie und da aber liefen am Wege schattige, kühlende Baumgruppen hin, unter welchen der Rasen sammetweich und erfrischend war; aber es waren auch nur Versuchungen des Zauberers, die sie, obwohl nur mit großer Ueberwindung, besiegten. — Eine noch listigere Falle war ein Feld mit Mohn, durch welches sie hindurch mußten. Die Mohnblumen machten betäubt und schläfrig. Hätte nicht Habed angeordnet, die Blumen, so weit sie dieselben vom Wege nur erreichen könnten, niederzutreten, so hätten sie sich gewiß der Schlaftrunkenheit hingegeben und wären vielleicht einige Jahrhunderte schlafen geblieben. Aber durch Habed's Anordnungen retteten sie sich; denn der Schlaftaumel wich von den umnebelten Sinnen.

Sie kamen an einen Hügel, auf welchem ein großer Dom glänzte. Ein unergründlich tiefer Graben umzog den Hügel; aber unsere Helden konnte er nicht aufhalten, denn Fessefzeh's Federn trugen sie hinüber. Unter vielen Treppen, die den Hügel hinauf führten, fanden sie die einzig haltbare durch Räuchern mit der Vogelasche auf, die andern aber verschwanden.

Sie kamen bis an die Schwellen des Doms. Vier goldene Pforten führten in denselben hinein; aber nur durch Eine konnte man hinein kommen, durch diejenige, deren Gold bei der Veräucherung mit der Vogelasche unverändert blieb. Dieß war die Pforte gegen Osten hin, die sich mit dem Getöse eines Donners öffnete, als Habed drei Mal mit seinem Schwerte anklopfte. Ein greulicher Riese trat aus der Pforte gegen Habed hervor und hob eine stählerne Keule auf, ihm den Schädel zu zerschmettern. Aber ehe diese niederfiel, hatte der Prinz den Riesen im Namen der vier und zwanzig Bücher des Ananias beschworen und die Gestalt des Ungeheuers zerfloß in einem schwarzen Dampfe. Einen der Prinzen bestellte Habed, mit gezücktem Säbel den Eingang der Pforte zu bewachen, indem er selbst zu der zweiten Pforte ging, aus welcher zwei große Löwen hervorbrachen, die aber ebenfalls in Dunst zergingen, da sie bei Salomo's Siegelring beschworen wurden. Der Wächter der dritten Pforte, ein ungeheurer Lindwurm, löste sich auf gleiche Weise auf,

als er bei Muhamed's Säbel dazu aufgefordert wurde. Ebenfalls verwandelte sich in der vierten Pforte ein Beil, das haarscharf war und viele Zentner wog, in demselben Augenblick, als es auf Habed's Hals niederzufallen drohte, in ein Bündel leichter Flaumfedern, da es bei Moses Stab beschworen wurde.

Alle Pforten waren geöffnet und in jede derselben hatte Habed einen seiner begleitenden Prinzen als Hüter gestellt, die bei jeder Gefahr, welche von Außen drohte, im Namen Muhamed's die Säbel schwingen mußten. Diese Vorsicht war sehr nöthig, weil in demselben Augenblick, als Habed durch die goldene Pforte gegen die Mitte des Doms vordrang, die Geister aller Elemente losgekettet wurden, um die Bildsäule des Obersten der bösen Geister, des Schatanai oder Kokopilesobeh's, nebst der Urne zu entführen, in welcher die Asche von Mograby's Eltern enthalten war.

In ungeheurer Riesengestalt saß die goldene Bildsäule Kokopilesobeh's auf einem goldenen Thron. Aus den Augen fuhren Blitzflammen und ein feuriger Pfeil zielte furchtbar nach Habed's Herzen; aber Pfeil und Bogen zergingen in Rauch, als sie von dem Prinzen bei den heiligen Buchstaben auf der Stirnbinde des Hohenpriesters der Juden beschworen wurden. Jetzt entriß der kühne Held der Bildsäule den Fingerreif, welcher, so groß er auch war, sich an Habed's Finger anschmiegte und ihn zum Herrn des Geisterreichs machte. Hierauf bemächtigte er sich der Urne, worauf die Vernichtung des Zaubers ankam und die auf den Knieen der Bildsäule ruhte. Mit der verkehrten Hand, an welcher der Prinz den Ring trug, schlug er das riesige Bild und sprach: „Verruchtes Bild des bösesten Wesens, sei vernichtet durch die Mächte, die dir das Dasein gaben."

Die Geister des Ringes hatten die Bildsäule gemacht und diese mußten sie auch wieder vernichten. Sie kamen unter lauten Donnerschlägen und die finstere Nacht erfüllte den Dom. Mit einem Krachen, als ob eine Welt untergehen wollte, wurde der Koloß gestürzt und verschwand. Jetzt war der ganze Zauber vernichtet, der in dieser unterirdischen Gegend geherrscht hatte. Der Dom zerfiel in Staub, der Himmel mit seinem Lichte, die Quellen, die Bäume, Alles war plötzlich verschwunden und Nichts blieb übrig, als eine ungeheure natürliche Erdhöhle mit ihren Gängen und Schluchten. Habed behielt seinen Muth, obwohl er mit seinen Gefährten in der dickſten Finsterniß stand und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte.

Er bemerkte ein schwaches Leuchten an dem Ringe und rieb denselben. Da sprühten hell leuchtende Funken aus dem Ringe und ein Geist in Menschengestalt mit vier andern in Thiergestalt trat hervor und sprach: „Befiehl den Elementen; mit diesem Ringe bist du ihr Meister."

„So schaffet Licht für uns," befahl Habed und eins der Thiere fing an zu leuchten und tausend Fackeln erhellten die Erdhöhle. „Bevor wir zurückkehren," sprach Habed, „haben wir gleich auf der Stelle noch eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Zulma muß ein Zeichen haben, daß unser Werk gelungen ist und ihrer Fesseln entledigt werden." Er nahm seine Rauchpfanne und warf drei aus dem Federkragen des Hara mitgenommene Federn in die

Gluth und sprach einige Worte dazu, die ihm der Hara gesagt hatte. In demselben Augenblicke fielen dem Hara die Stahlfesseln ab und er merkte daran, daß das große Werk gelungen war.

Als sie nun aus der Höhle an das Tageslicht gekommen waren, meinten die Prinzen, daß sie mittelst der wunderbaren Federn ein Jeglicher in seine Heimath zurückkehren wollten.

„Thut was Euch gefällt," sagte Habed unwillig, „und vergeßt, nachdem Ihr nun frei seid, aller der Unglücklichen, die nach ihrer Erlösung seufzen, und der Dankbarkeit gegen den armen Hara, ohne dessen Rath Ihr noch allesammt unter Mograby's Gewalt ständet. Geht! Ich kehre allein zurück zum Wohnsitz des Zauberers und hoffe das Werk zu vollenden."

Die Scham, die sie in sich fühlten, half, wie so oft, auch hier dem Gefühl der Pflicht und Ehre nach und sie betheuerten, daß sie ihn, ihren Führer und Retter, nimmermehr verlassen wollten und daß sie sehr unrecht gedacht hätten.

Sie kamen wieder in dem Wohnsitz Mograby's an und hörten über sich eine wohlbekannte Stimme, welche rief: „Glück zu, wenn Habed den Ring und die Urne mitbringt."

Es war die Stimme des Haras, der sich auf Habed's Schultern niederließ und dem er Urne und Ring zeigte.

„Laß uns eilen, Prinz," sagte sie; „rufe den Sclaven des Ringes und befiehl ihm, das älteste und räudigste Schaf herbeizubringen, welches in diesem Bezirk befindlich ist; denn wir bedürfen desselben zu einem Opfer."

Nachdem der Geist des Ringes seine Befehle erhalten und wieder verschwunden war, das Schaf zu holen, fühlten die Prinzen das Bedürfniß des Essens und Trinkens. Aus Furcht, daß sie einem Menschen das Leben nehmen möchten, wenn sie eines von den vorhandenen Thieren schlachteten und vielleicht auch, weil ihnen die Zurichtung der Speisen zu lange dauerte, forderte Habed den Geist der Urne, indem er die Handhaben derselben sanft rieb.

Ein großer Mohr stand mit einem glänzend goldenen Halsbande vor ihm und empfing den Befehl, Speise und Trank in der ausgesuchtesten Art zu schaffen; denn wie von jeher und immerdar wollen die Helden sich gütlich thun, wenn sie eine große That vollbracht haben. Der Mohr legte zum sclavischen Zeichen seines Gehorsams die Hände kreuzweis über die Brust.

Ehe man noch zur Tafel gehen konnte, erschien der Geist des Ringes wieder mit einem höchst alten Schafe, welchem die vier Füße fest und scharf zugeschnürt waren. Es hatte kein Härchen Wolle mehr auf dem nackten, mit rauher aufgesprungener Rinde bedeckten Leibe; der eine Hinterfuß war eine Hand breit kürzer und der Schenkel desselben stark aufgeschwollen.

„Verwünschte Bestie," stöhnte mit kurzem Athem der Geist des Ringes, indem er das Thier auf die Erde warf; „so alt und steif es zu sein scheint, glaubte ich doch kaum, daß ich es mit allen meinen Kameraden würde einfangen können, so gelenk und flüchtig sprang es. Wo eine Fliege, wo ein Sonnenstäubchen kaum hindurch konnte, war es entschlüpft und wo es uns

mit dem Kopfe stieß, waren die Stöße so gewaltig, daß sie Kieselsteine könnten zu Staub gemalmt haben, und so unvorhergesehen, als ein Blitzstrahl vom heitern Himmel."

„Der Geist hat nicht unrecht," sagte Zulma, „denn die Mutter des Zauberers hat dieses Geschöpf mit außerordentlichen Kräften begabt, als sie in seinem Schenkel den Talismann verschloß, von welchem das Leben ihres Sohnes abhängt."

„So tödte das Thier," sprach Habed zum Geiste des Ringes. „Es tödten?" erwiderte der Geist; „das steht in keines Geistes Gewalt; aber schlage du es mit deinem Ringe, so wird es sterben."

Habed schlug es mit seinem Ringe. Das Thier wand und krümmte sich, und verschied unter gräßlichem Aechzen. Nachdem der Prinz die Schenkelgeschwulst ebenfalls mit dem Ringe geschlagen hatte, zerplatzte die Beule, und es kam ein Goldblech zum Vorschein, auf welchem dieselben Zeilen eingegraben waren, die auf dem Ringe standen.

Jetzt nun hatte der Prinz Alles, worauf das Leben des Bösewichtes beruhete, und wollte sogleich die Erde von dem Ungeheuer befreien, wenn sie sich sämmtlich erst würden gesättigt haben. Das Schicksal des Unholds aber, dessen Zeit um war, führte ihn seinem Untergange selbst entgegen; denn er kam an, als die Prinzen noch bei Tafel saßen, und mit dem Hara über ihn Rath hielten. Der dumpfe Donner und die Erderschütterung, die allezeit den Durchgang durch den Felsen begleiteten, verkündigte sein Herannahen.

Mograby hatte sich zu Mussul befunden, und wieder auf eine ungeheure That gesonnen, die er mit Hülfe seiner vertrautesten und anhänglichsten Dienerin, Medschine, ausführen wollte. Medschine war bei ihm in mancherlei Gestalt, am meisten in Gestalt eines Püppchens oder eines Stäbchens, das auf seinen Fingern tanzte. Mitten in einem solchen Tanz entschlüpfte das Stäbchen seinen Fingern, und zerbrach in Stücken. Das geschahe in demselben Augenblick, wo der Dom unter Harenahy's Ebene vernichtet wurde.

Ein ungeheures Entsetzen überfiel den Bösewicht, als ihm sein Stäbchen ungetreu wurde. Er wußte nur zu gut, was das bedeutete, und daß es nun mit seiner Macht aus sei. Dennoch flüchtete er sich in seine Burg, um hier in den Zauberbüchern sich Raths zu erholen. Es wäre ihm aber, da er mit seiner Macht fast gar Nichts mehr ausrichten konnte, unmöglich gewesen, so schnell dahin zu gelangen, hätte er nicht die Federn von Salomo's Vogel gehabt, die er allezeit bei sich führte. Mit ihnen gelangte er an den Felsen, und öffnete sich den Durchgang auf gewöhnliche Weise.

Er tritt auf sein Zauberland, und die Geisterschaaren, die sich bei seiner Wiederkunft sonst knechtisch um ihn herandrängten, weichen ihm geflissentlich aus, und selbst der kriechendste aller seiner Sclaven kehrt ihm den Rücken zu. Er hatte nicht Zeit, lange darüber zu sinnen, denn die Gewalt der Federn riß ihn fort, und führte ihn in das Zimmer, wo die Prinzen und der Hara noch an der Tafel sitzen. In einer halb furchtbaren, halb lächerlichen Gestalt ist er da, denn in Mussul hatte er sich in einen Fakir vermummt. Ein

zerrissenes, verschabtes Schaffell schlug um Schultern und Lenden. Die häßlichen braunen Glieder waren voller Narben und scheußlicher Wunden, die zum Theil noch ekelhaft eiterten und bluteten. Sein struppiges Haupt- und Barthaar war fuchsroth gefärbt; seine Augen rollten wild im Kopfe, wie bei einem Besessenen; um den Hals hing ein langer Rosenkranz, und in der Hand führte er das Messer noch, womit er sich die Glieder zerfetzt hatte, um einen Fakir recht natürlich vorzustellen.

Solchergestalt kam er in das Zimmer und wollte mit dem aufgehobenen Messer auf den Hara zustürzen, aber, schneller als er, hatte Habed schon die Geister des Ringes gerufen, und befahl ihnen, den Verruchten zu fesseln. Dieser verfluchte mit schäumendem Munde den Hara, den Prinzen und am Fürchterlichsten den Propheten Muhamed.

„Knebelt ihm den ruchlosen Rachen,“ befahl der Prinz den Geistern, „tragt ihn mitten in den Hof seines Palastes, schmiedet ihn an vier eiserne Ketten, thürmt einen Scheiterhaufen um ihn auf, und laßt ihn braten.“ Die Geister gehorchten; denn wer den Ring besaß, der war ihr Gebieter.

An einem stählernen Pranger wurde der Unhold fest geschmiedet, und den Geistern aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die Asche des Zauberers unvermischt bliebe; denn die Entzauberung der Menschen, die jetzt noch Thiergestalt hatten, war nur dann erst möglich, wenn Mograby's Asche der Asche seiner Eltern beigemischt wurde. So hatte Zulma den Prinzen gelehrt. Sie sagte ihm überdieß noch, daß er den Talisman, an welchem des Zauberers Leben hing, mitten in die Flammen des Scheiterhaufens werfen müßte. „Ja,“ setzte sie hinzu, „wenn dir mein Rath etwas gilt, so wirf auch den Ring in's Feuer. Er gibt dem Besitzer zu viel Gewalt, als daß er ihn nicht häufig mißbrauchen sollte. Auch die vierzig magischen Bücher müßten nach meinem Erachten in die Flammen kommen, damit die heillose Kunst, so viel möglich, von der Erde vertilgt werden möge.“

Habed befolgte den Rath Zulma's. Im heiligen Glaubenseifer wurden nicht nur Talisman, Ring und Bücher, sondern Alles, was irgend durch die Kunst des Zauberers bereitet worden war, kräftige Arzneien und Elixire aller Art, und selbst sogar verschiedene Naturseltenheiten den Flammen überliefert.

Erst als der goldene Talisman im Feuer schmelzend zerflossen war, verließ die ruchlose Seele den Zauberer, und als auch der Ring in der Macht der Flammen zerstört worden war, verschwanden der Palast und alle Anlagen rings umher in Rauch, und was darin war eingesperrt gewesen, wurde frei. Diejenigen unter den Thieren, welche Menschen gewesen waren, versammelten sich in einem weiten Kreise um den Prinzen, als erwarteten sie von ihm die Erlösung aus thierischer Hülle. Selbst Löwen und Tiger standen zahm und wartend im Kreise.

Bis sich die Glut des Scheiterhaufens so weit verlor, daß man Mograby's Asche daraus hervorholen konnte, besahe sich der Prinz mit dem Hara die Schätze, welche des Zauberers Raubsucht hier aus allen Gegenden der Erde

aufgehäuft hatte. Sie fanden die köstlichsten Waaren und Stoffe, Gold und Silber, gemünzt und zu kunstvollen Gefäßen verarbeitet, Diamanten und andere Edelsteine, aus welchen zum Theil die kostbarsten Schalen und Becher geschnitten waren. Alle Kostbarkeiten und Seltenheiten der Erde fanden sich in unglaublicher Menge, und was das Nothwendigste war, Vorrath für die Lebenserhaltung in so großer Masse, daß eine Armee damit Monate lang hätte beköstigt werden können. Nun war Habed außer Sorgen, wie er diejenigen wohl ernähren wollte, welche die Menschengestalt wieder erhalten würden. Zum Fortbringen aller dieser Dinge fehlte es nicht an Lastthieren, Elephanten, Kameelen, Pferden und Mauleseln.

„Jeder,“ sagte der Hara, „wird aus der Menge das Seine herausfinden. Das Uebrige ist herrenloses Gut, was du mit Recht dir zueignen darfst. Ich für meinen Theil will mir aus dem Haufen auch Etwas nehmen.“ Nach diesen Worten zupfte der Hara mit dem Schnabel ein höchst feines Florgewebe aus einem Waarenhaufen hervor, zog es in die Höhe und flatterte darauf wie auf einer Wolke hoch in die Luft.

Man kehrte zurück. Habed nahm die Asche Mograby's, und vermischte sie mit der Asche seiner Eltern. Der Hara rief ihm von seiner Florwolke herab: „Zünde auch ein Rauchwerk an, und wirf alle Federn von Fessefzeh darauf, die du mit deinen Gefährten noch hast, und wirf die Asche davon nach allen vier Winden zu.“

Kaum war das geschehen, so erhob sich ein Rufen, Schreien, Jauchzen, Weinen und Schluchzen durcheinander. Es kam von den Tausenden, die wieder Menschengestalt gewonnen hatten, und jetzt wie aus einem Traum erwacht waren.

Die Verwandelten sammelten sich, als sie zur Besinnung gekommen waren, in Haufen, indem ein Jeder seine Bekannten und Landsleute aufsuchte. Es wurden Anordnungen getroffen zu der auf den nächsten Morgen bestimmten Abreise. Es wurden Anführer der verschiedenen Karavanen gewählt; aber Habed war einstimmig als Obergebieter anerkannt, von welchem ihre Dankbarkeit die nöthigen Befehle eben so gern annahm, als befolgte. Ein Kreis von Freiwilligen sammelte sich um ihn und um seine Gefährten, und so wurden alle Einrichtungen leicht zu Stande gebracht, welche für eine weite Reise erforderlich waren, die mehrere Tage durch Sandwüsten hinzog. Jeder suchte sein Eigenthum, aber Keiner wollte mehr nehmen, als ihm gehörte, — ohne Zweifel lag noch ein Stück Zauberei auf der Gegend, denn in der wirklichen Welt geht es ein wenig anders zu. Habed behielt also sehr viel als Eigenthum, obwohl er es erst nach vieler Ueberredung dafür gelten ließ, weil er sehr großmüthig und edel war.

Nachdem Alles zur Abreise besorgt, und nun einige Ruhe wieder eingetreten war, ging Habed überall umher, fragt und erkundigt sich nach Allem, und findet am Fuße eines Baumes ein traurig dasitzendes, tief verschleiertes Frauenzimmer.

„Armes Kind! Wer bist du?“ fragte er. „Ja wohl, armes, recht

armes Kind," antwortete es, „das sich nicht zu seinem Vater wieder hinwagen darf, sondern zu Mekka, am Tempel des Propheten, als Büßerin das einsame Leben vertrauern will, weil es sich von dem Bösewicht Mograby verführen ließ!"

Habed hörte schon an der Stimme bei den ersten Worten, daß die unglückliche Zulma es war, welche hier saß. Er wußte, daß Unglück und Schuld nur der Einsamkeit angehören können, und sagte Nichts, sie von ihren Gedanken abzubringen; aber er tröstete sie mit sanften und zarten Worten, und war auf der ganzen Reise ihr aufmerksamster und treuester Hüter und Beschützer.

Am andern Morgen setzte sich der Zug in Bewegung. Der Felsen brauchte nicht erst beschworen zu werden, einen Durchgang zu öffnen; denn er war mit der allgemeinen Entzauberung auch entzaubert worden, und von unten bis an die Spitzen hinauf weit genug gespalten, um den Elephanten und Kameelen hinlänglichen Raum zu gestatten.

Ueberhaupt war Alles anders geworden. Das milde Klima war glühend heiß. Die Berggipfel von Sand, die bisher wie feste Mauern gestanden, rollten locker und gemachsam in die Thäler hinab; die Pflanzen, welche noch standen, waren dem Verwelken schon nahe, und die Bäche dem Versiegen, und Alles deutete auf eine traurige Sandwüste. Die ganze Thierwelt dieser Gegend zog den Karavanen nach, als wär' es ihr offenbart worden, daß sie hier hätte umkommen müssen.

Man zog durch einen der ödesten Theile der Sahara oder großen Wüste; man machte da und dort den Einwohnern bewohnter Gegenden bange, indem man in so großer Zahl kam; man verständigte sich jedoch leicht. In einigen Monaten war das große Heer sehr geschmolzen; denn es waren ihrer Viele schon da und dorthin abgegangen, je nachdem die Wege ihrer näheren oder entfernteren Heimath zuführten.

Von so Vielem, was sich auf der Reise begab, kann hier nicht erzählt werden. Genug, daß sie Alle glücklich nach Hause kamen, und viele durch Habed's Freigebigkeit weit wohlhabender als sie waren, da sie Mograby in seine Raubburg einsperrte.

Was aber Prinz Habed insonderheit betrifft, müssen wir mit einigen Worten erwähnen.

Man hatte um den Prinzen im ganzen Lande Trauer und Bettage angeordnet, ohne daß sich ein schwacher Schein von Hoffnung gezeigt hätte, die jedoch der alte fromme Scheik, Habed's Hofmeister, in dem Herzen der unglücklichen Eltern zu erhalten suchte, welcher immer behauptete, daß das Böse dem Guten zuletzt dennoch unterliegen müsse.

Der erste Strahl der Hoffnung ging in ihnen da auf, als bei dem Hofnarren die zweite Nase verschwand. Man vermuthete daraus, daß es mit der Macht des Zauberers zu Ende gehen müsse, und der große Prophet sich seines unglücklichen Bekenners wieder annehme, und man vervielfältigte die Gebete.

Nach zwei Monaten erhielten die unglücklichen Eltern Nachricht von dem Herannahen ihres Sohnes, der einen Eilboten vorausgeschickt hatte. Stadt und Land legten die Trauer ab, und man schickte dem Prinzen einen großen Theil der Leibwache entgegen. Im nächsten Monat kam er mit seiner Karavane an, und lag in den Armen seiner Eltern und seines Lehrers, und am Hofe und im ganzen Lande feierte man Freudenfeste, die erst nach vielen Wochen aufhörten.

Esel's Glück.

Essa, eine stolze reiche Frau in Mosul, hatte zwar Alles, indem sie reich war, aber keine Kinder, und das verbitterte ihr all ihr Glück und Herrlichkeit, und sie dachte, sie hätte so eigentlich gar Nichts. — Da plagte und plackte sie denn den Himmel mit ihren Bitten so lange, bis sie ein Kind bekam, aber das Kind war ein klein artig Eselein, mit gar feinen langen Oehrlein. Da entsetzte sich Essa, und wollte das niedliche Thierchen in's Wasser werfen lassen; aber ihr Gemahl verbot das alles Ernstes; denn das Eselein gefiel ihm aus der Maaßen wohl, und er dachte: Es ist doch immer mein Sohn, obwohl es ein wahrer Esel ist, und meinte, was einmal der Himmel hätte bescheert, das müsse man halten der Ehren werth. Und darauf erklärte er öffentlich, der Esel sollte sein Erbe werden.

Also wurde der kleine Eselssohn aufgezogen, und wohl gepflegt, und die Ohren wuchsen ihm hübsch hoch und gerade hinauf, und die Schneider hatten mit ihm keine Noth, denn seine tüchtige Haut war sein Kleidchen.

Und bald war das Eselein allgemein beliebt; denn es machte tausend possirliche und kurzweilige Sprünge, und spielte mit aller Welt, die am Hofe war, und wenn Musik, welche es gar sehr liebte, an Ball- und Festtagen gemacht wurde, so tanzte es darnach gar manierlich und verwunderlich.

Das Eselein ging zu einem berühmten Spielmann in der Nachbarschaft, und sprach: „Mein Spielmann, ich möchte deine Kunst wohl lernen, und die Laute auch so gut schlagen können, als du, und ich wollte dir's wohl gut lohnen."

„Ach, liebes Jungherrlein," sprach der Spielmann, „das möchte ein schwer Ding sein, denn Eure Fingerchen sind nicht so allerdings dazu gemacht, und die Saiten möchten's nicht aushalten." Aber das Eselein ließ nicht ab, und der Spielmann nahm's in die Lehre, zumal weil es reicher Eltern Sohn war, und es war so fleißig und aufmerksam, und so anstellig, daß es in kurzer Zeit dem Meister fast gleich kam, und daß es in großen Häusern aufspielte, und sich Alle verwunderten, und bei sich sprachen: „Wer hätt's denn gedacht, daß ein Esel könnte die Laute schlagen lernen?" — Er konnt's aber.

Einstmals ging er nachdenksamlich spazieren, kam an einen Brunnen,

und sahe seine traurige Gestalt, und ward, weil er so unmenschlich aussahe, auch unmenschlich betrübt, und aus Betrübniß zog er in die Welt hinein, obwohl er leicht wissen konnte, daß er deßhalb nicht aufhörte, ein Esel zu sein. — Er zog hinein in die weite Welt, und nahm seine Laute und einen treuen Gesellen mit; — er zog dahin und dorthin, und sahe viel Esel und anderes Gethier, und noch sonst Viel und Mancherlei, und kam zuletzt in ein Reich, wo ein alter Bassa herrschte, der eine wunderschöne Tochter hatte, und ein recht braver und lieber Mann war.

„Hier wollen wir bleiben, lieber Geselle," sprach der Esel und klopfte an's Thor, stark und immer stärker; aber es that ihm Niemand auf, weil es ein Esel war, welcher da klopfte. —

Als nun nicht aufgethan ward, spielte er lustig und traurig, lieblich und bekümmerlich die Laute mit seinen Füßen.

Da lief der Thürhüter zum Bassa und sprach: „Da ist vor dem Thor ein wundersamlicher Esel, der Einlaß begehrt, und die Laute wunderlieblich schlägt."

„Ei," sprach der Bassa, „laß mir den Spielmann nur flugs herein." So kam er denn hinein, und ließ mit seiner Laute sich hören, und Alle lachten über den Lautenisten, und verwunderten sich doch auch über ihn.

Das Eselein sollte nun aber auch gespeist werden, — nämlich, wohl verstanden, unser Eselein sollte nicht gespeist oder gegessen werden, und zu einer guten Mahlzeit und Fleischbrühe dienen, sondern es selbst sollte eine gute Mahlzeit halten. So hieß man es denn sich zu den Knechten und Dienstvolk setzen, und essen; aber das wollte es nicht und sagte, das schicke sich nicht für ihn. „Nun," hieß es, „so setze dich denn zu den Kriegsleuten." — Aber das Eselein wurde gar böse und zornig wie ein Leu, und sprach: „Das sind ja doch auch nur Knechte, Sackerlot! Ihr denkt wohl, ich sei nur ein so gemeiner Müller- oder Stallesel? Da irrt Ihr gar sehr; ich bin der Sohn gar reicher Eltern, und will an der Tafel des Bassa selbst sitzen." — Und damit schlug er hinten aus, und schrie: „Yah, hah, hah, Yah!"

„So soll's denn auch sein," sprach der Bassa, dem der lustige und anmuthige Esel gefiel; und er saß neben dem Bassa, und aß und trank mit ihm.

Das Eselein blieb eine feine Weile im Schlosse, nur wurde es jeden Tag trübseliger. Das machte, der Esel hatte die wunderschöne Tochter gar lieb gewonnen, dachte aber, sie würde ja doch keinen Esel zum Gemahl nehmen, und darin dachte er nicht eselsdumm, sondern eselsklug. — Jh nun! dafür war's denn auch kein gemeiner, gewöhnlicher Kakesel, sondern ein reicher Esel. —

So trat er denn vor den Bassa mit traurig gesenkten Ohren, und niederhängendem Kopfe, und begehrte seinen Urlaub.

Der Bassa sprach: „Ach, was ist dir denn, du lieber Esel? Du siehst ja so sauer wie ein Essigtopf, was willst du denn haben? Du weißt ja, daß ich dich nicht lassen kann, weil ich dich so lieb habe. Willst du Gold? —

Willst du Silber? — Willst du Kostbarkeit und Edelstein? Ich will dir's ja herzlich gern geben."

Aber der Esel sprach: „Nein, nein! Nein, nein!" und schüttelte mit dem Kopfe kläglich dazu.

Der Bassa hat doch Etwas gemerkt, und sprach: „Ich möchte dich gar zu gern behalten, und fröhlich und guter Dinge sehn. Möchtest du denn wohl gar mein Töchterlein haben wollen?"

Da sagte seufzend der Esel: „Ja, ja! Yah, ja! das möcht ich so gern."

„Nun, so sollst du es denn haben," sprach der Bassa.

Der Esel wurde lustig und guter Dinge, und es wurde eine große und prächtige Hochzeit gehalten.

Als nun der Esel mit der Braut in der Hochzeitskammer war, legte er die Eselshaut ab, und wurde ein stattlicher jugendlicher Jüngling, welches der Bassa sogleich erfuhr, weil er einen alten treuen Diener sich in der Brautkammer hinter den Tapeten hatte verstecken lassen.

Der Diener hatte erzählt, was sich begeben hätte, und rieth nun, in der nächsten Nacht, wenn der Esel seine Haut wieder ablegte, dieselbe in's Feuer zu werfen, und zu verbrennen, um der Eselei ein Ende zu machen.

So geschah es, und der Esel wurde und blieb nun ein ordentlicher Mensch, und seine Gattin hatte ihn gar lieb, weil er so fein und schön war, und so manierliche Sitten hatte.

Aber es ist doch nur ein wahrhaftiges Märchen.

Der glückliche Holzhacker.

Ein reicher Ritter hatte seine hübsche Tochter und seine Land demjenigen versprochen, der ihm die drei goldenen Haare bringen würde, die auf dem Haupte eines großen Popanzmännchens saßen, der dreißig Ellen lang war, und weit davon in einem Walde wohnte, in einem großen Schlosse tief unter der Erde.

Popanzmännchen war eigentlich ein wenig dummlig im Kopfe, aber das wußte Niemand als seine Frau, die ihn an einem seidenen Fädchen lenken konnte, die andern aber hielten ihn für einen sehr weisen Mann, der wahrsagen und guten Rath ertheilen könnte, wenn er wollte. Die Kraft dazu steckte aber in den drei Goldhaaren und darum wollte sie eben der reiche Ritter haben.

Nun kamen zwar viele Prinzen, Grafen und Herren, die um der hübschen Tochter willen dem Popanz zu Leibe gehen wollten, und wollten ihn todt schlagen, und die drei Haare dann ausraufen, und dem Ritter bringen, wenn er sie nicht gutwillig hergeben wollte. Sie meinten, es würde sich der große Kerl vor ihnen fürchten, und nicht viele Umstände machen; aber weil er etwas dumm war, so hatte er gar keinen Respect vor ihnen, und wenn sie

mit Davonlaufen davon kamen, hatten sie von großem Glück zu sagen. Manchem derselben hatte er mit einem Griff das Köpfchen eingedrückt, und ihn mit großem Wohlbehagen gespeist; denn je zuweilen hatte er einen Bissen Menschenfleisch gern, weil es ihm guten Appetit zu den andern Speisen machte, zu Kohl und Rüben, die er fuderweise, oder zu Schafen und Fetthämmeln, die er hundertweise verzehrte, und die seine gewöhnliche friedliche Kost ausmachten.

Weil er nun aber so dumm als grob war, wollte sich kein vornehmer Herr mehr mit ihm abgeben, und also bekam der Ritter die drei Goldhaare nicht.

Nun war auf dem Schloßhofe ein junger Holzhacker, der Holz spaltete und ganz hübsch war. Das Burgfräulein hatte ihn oft durch's Fenster gesehen und er gefiel ihr. „O!" dachte sie, „wenn der doch dem Vater die goldenen Haare verschaffte, das wäre sehr gut; denn sonst kömmt wohl am Ende gar noch ein alter abgedankter Soldat mit einem Stelzbein, der Herz hat wie ein Sechsgroschenbrod groß, und hat sich im Kriege versucht, und bringt dann die Haare, und der Vater hält ihm gewiß Wort."

Sie ließ den jungen Holzhacker zu sich kommen, und sagte: „Hör' einmal, ich kann dich wohl leiden, und wenn ich dir gut genug bin, so sollst du mich haben; aber die goldenen Haare mußt du dem Vater schaffen."

Er schlug die Augen verschämt nieder und sagte: „Ach Gott, das ist ein groß Glück, ich gehe zum Popanz und in die Hölle, wenn es sein muß; und komm' ich nicht wieder, so glaubt nur, daß ich gewiß todt bin."

Als der Jüngling fortgezogen war, sagte das Burgfräulein dem Vater, was sie mit dem Holzhacker verabredet hätte. Der Vater antwortete: „Bringt er die Goldhaare, so soll er mir recht sein." Aber der Ritter hatte viele Zweifel und dachte, daß ein gemeiner Holzhacker nimmermehr zu Stande bringen würde, was alle Prinzen nicht hatten ausrichten können; aber das Burgfräulein hatte in ihrem Herzen ein gar großes Vertrauen zu ihrem lieben Holzhacker.

Der junge Holzhacker kam auf seiner Reise zum großen Popanzmännchen zuerst in eine große Stadt. Da fragt ihn der Thorwärter, wer er denn sei und was er verstehe und was er könne? — „Ich kann Alles," war die Antwort. — „So mache unsere Prinzessin gesund," sagte der Thorwärter, „die kein Arzt heilen kann." — „Ja!" antwortete er, „wenn ich wieder komme."

„In einer andern Stadt wurde er auch gefragt, was er wisse und könne. „Alles!" war seine Antwort. „So sag' uns denn," hieß es, „warum unser schöner Marktbrunnen vertrocknet ist. Wir haben kein Wasser, und werden bald aus der Stadt müssen." — „Wenn ich wieder komme," sagte der Holzhacker, und ging weiter.

Er kam an einen Feigenbaum, der verwelken wollte. Ein Mann, der

neben dem Baum stand, fragte ihn ebenfalls, was er wisse und könne, und als er geantwortet hatte: „Alles," sprach der Mann: „So sag' mir, warum mein Feigenbaum welkt und keine Früchte tragen will?" — „Wenn ich wieder komme," sagte er, ging weiter und kam zu einem Fischer, der mußte ihn über das Wasser fahren, und der fragte auch, was er wisse? — und als er wieder antwortete: „Alles;" sprach der Fischer: „So sage mir denn, wann werd' ich einmal abgelöst werden und ein Anderer die Leute überschiffen?" — „Wenn ich wieder komme," hieß es.

Als nun der Holzhacker in das unterirdische Schloß des Popanzmännchens gekommen war, so sahe es in demselben gar nicht glänzend und prächtig aus, sondern rußig und schwarz. Das kam von den vielen Feuern, an welchen die Braten gebraten wurden, die Popanzmännchen aß. Dießmal steckten nur sechs halbjährige Kälber am Spieße, und die Frau des Popanzmännchens stand dabei und gab acht, daß sie nicht verbrannten.

Der Holzhacker grüßte sie fein und sagte: „Guten Tag, Frau Popanzmännchensfrau, ich bitte Euch fein, schafft mir die drei Goldhaare von dem Kopfe Eures Mannes. So möchte ich auch gern wissen, warum eine Prinzessin nicht wieder gesund werden kann? Warum ein tiefer Marktbrunnen ohne Wasser ist? Warum ein Feigenbaum keine Früchte bringt und warum ein Fischer nicht abgelöst wird?"

Die Frau erschrak und sagte: „Du armer Schöpschristel, welches Unglück führt dich hierher. Mein Mann wird bald nach Hause kommen und frißt dich gewiß ungebraten, denn er hat seit langer Zeit kein Menschenfleisch gehabt, und hat eine feine Witterung davon. Die Goldhaare gibt er nimmermehr her — doch, weil du ein so hübsches junges Blut bist, so verstecke ich dich hier unter's Bette, ich will sehen, ob ich dich noch retten kann."

Als der Holzhacker ein Weilchen unter dem Bette gelegen hatte, kam das Popanzmännchen nach Hause und sagte: „Guten Abend, Frau. Es freut mich, daß du da so gut bratest, aber die sechs Kälberchen thun es heute nicht. Ich bin viel umher gelaufen und habe guten Appetit. Ih nun, wenn ich die paar kalten Hammel noch dazu verzehre, so werde ich mich schon einmal behelfen müssen."

Indem er so sprach, zog er sich aus, und setzte sich dann auf seinen Stuhl, und verschnaufte ein Bischen. Auf einmal fing er an, die Nase zu rümpfen, und schnüffelte mit derselben hin und her, und rief plötzlich aus: „Ei, Menschenfleisch! Menschenfleisch! ich wittere Menschenfleisch! Das ist herrlich! Da will ich doch gleich ein wenig umhersuchen."

„Stör' mir Nichts um," sagte die Frau; „ich habe eben erst mit Mühe und Noth ein wenig aufgeräumt, so willst du es gleich wieder in Unordnung bringen. Immer hast du nur Menschenfleisch in der Nase, aber wo soll's denn nur herkommen?"

„Na! na!" sprach Popanzmännchen; „so belfere nur nicht gleich; ich will ja still sein und bin auch müde. So gib denn nur die Kälber her; aber wahr ist's doch, daß du mir keinen guten Bissen mehr gönnst."

Er aß und trank nun gehörig und ging mit seiner Frau zu Bette. Bald war er eingeschlafen, blies erst ein wenig mit dem Athem, schnarchelte dann ein Bischen, und fing dann an, so recht aus Herzensgrunde zu schnarchen, daß die Fenster klangen. Da packte die Frau das eine Goldhaar, riß es ihm aus und warf es dem Holzhacker unter das Bett. — „Au!“ schrie der Mann, „was Henker raufst du mich denn?“ — „Ih!“ sagte sie, „ich hatte einen recht schweren Traum, da muß ich's in der Angst gethan haben.“ „Was hast du denn geträumt?“ fragte er. Sie antwortete: „Mir träumte von einer Prinzessin, der konnte kein Mensch helfen.“ — „Ih, ja freilich,“ sagte er, „aber sie sollten nur die weiße Unke weg thun, die unter ihrem Bette versteckt ist.“ Damit legte er sich auf die andere Seite und schnarchte bald wieder überlaut. Da riß sie ihm das zweite Goldhaar aus und warf's unter das Bett. — „Bist du toll, Weib, du raufst mich ja erbärmlich?“ — — „Ach, liebster Mann, ich war in einer Stadt, da wimmerten die Leute, daß ihr großer Brunnen kein Wasser mehr gebe und ich sollte ihnen helfen. Als ich nun in den tiefen Brunnen hinabsahe, war mir's, als müßt' ich hinabfallen und da werd' ich mich wohl an deinen Haaren gehalten haben.“ — „Ach!“ sagte er, schon wieder halb schlafend, „wenn sie den weißen Stein nicht herausholen, der unten im Brunnen liegt, bekommen sie kein Wasser. A—ber rau—fe mich nicht m———e—hr.“

Schon schlief er wieder ganz fest, da riß sie das dritte Haar aus und warf's dem Holzhacker zu. „Bestie, ich schlage dich noch todt,“ fuhr Popanzmännchen wild auf. Da küßte sie ihn und sagte: „Schlaf nur wieder ein, du Herzensmann; ich habe diese Nacht nur so dumme Träume. Da klagte einer, sein Feigenbaum wolle nicht tragen.“ — — — „Halt's Maul,“ sagte er, „daß ich schlafen kann. Soll die Maus wegfangen, die an den Wurzeln nagt, dann wird er schon tragen. Aber nun rathe ich dir, komm' mir nicht wieder, sonst setzt's eine Kopfnuß.“

Es dauerte länger als die beiden vorigen Male, ehe er wieder einschlief, endlich aber fing er dennoch an, köstlich zu schnarchen. Die Frau wagte es und zupfte ihn heftig an der Nase. Da gab er ihr eine Ohrfeige, daß ihr Kopf dröhnte. Sie aber fing an zu weinen und zu jammern, daß sie nicht einmal träumen dürfe und wäre doch nicht ihre Schuld. — „Nun, gib dich nur zufrieden,“ sagte er; „es ist auch was Dummes mit deinem Träumen; — was war's denn nur wieder?“ „Ich fuhr über ein Wasser und der Fährmann klagte mir, daß Niemand käme, ihn abzulösen und als der Nachen an's Land kam, stieß er so heftig an, daß ich fürchtete in's Wasser zu fallen; da hielt ich mich an einen Pfahl, an welchen die Kette des Nachens gelegt wird; das ist deine Nase gewesen.“

„Ei, über den Dummhans von Fischer; kann er denn nicht den Nächsten, welcher überfahren will, anhalten und ihm das Ruder geben? — Dann ist er ja abgelöst. Aber nun weck' mich nicht wieder, sondern laß mich noch die paar Stündchen bis gegen Morgen hin schlummern, sonst wird es nicht gut.“

Der Holzhacker kroch, als Popanzmännchen wieder tüchtig schnarchte, unter dem Bette hervor, gab der Frau stillschweigend die Hand, drückte sie ihr, machte viele Verneigungen und begab sich fort.

Als er zum Fischer kam, wollte derselbe Bescheid haben. Er aber ließ sich klüglich erst hinüberfahren, dann sagte er ihm, wie es anzufangen sei. Als er zu dem Mann kam, der den unfruchtbaren Feigenbaum hatte, sagte er ihm: „Tödte nur die weiße Maus, die an den Wurzeln des Baumes nagt, so wird er wieder frisch und tragbar." Der Mann fragte, was er ihm zur Belohnung geben sollte. Da forderte er ein Regiment Infanterie, welches flugs da war und hinter ihm drein marschirte. Als er darauf in die Stadt kam, wo der leere Brunnen war, der, nachdem man den weißen Stein weggenommen hatte, sogleich voll des klarsten Wassers wurde, wollte man ihn auch belohnen. Er forderte auch ein Regiment Cavallerie, welches auch im Augenblick hinter ihm drein marschirte. Als er nun weiter in die Stadt kam, wo die Prinzessin krank lag und wieder gesund geworden war, sobald man die Unke weggenommen hatte und der König ihn fragte, womit er belohnt sein wollte, forderte er vier Wagen mit Gold. Die bekam er gleich und so viele Pferde dazu, als nöthig waren, das Gold fortzuziehen.

Endlich kam er wieder in seine Heimath. Seine Soldaten und seinen Goldwagen ließ er vor der Stadt; er selbst aber nahm die drei Goldhaare, und brachte sie dem Ritter und forderte nun die Tochter.

Da sagte der Ritter: „Mit den Goldhaaren hat es seine Richtigkeit, und meine Tochter sollst du haben, aber eine Morgengabe solltest du ihr billig mitbringen." Da ließ er seine Soldaten und seine Goldwagen kommen. Die waren Beide dem Ritter sehr willkommen, und er gab ihm sein Kind desto lieber, und alle Welt war vergnügt.

Die weiße Schlange.

Es ging ein armer Jüngling in den Dienst eines Königs, dem er aufwarten mußte. Alle Mittage holten sie aus des Königs geheimer Kammer eine Schüssel; die wurde erst aufgetragen, wenn alle anderen Gerichte abgenommen, und alle Tischgäste weggegangen waren, und kein Mensch wußte, was in der Schüssel war, der Jüngling aber hätte es gern wissen mögen.

Einstmals sollte er in dem geheimen Zimmer des Königs ein wenig aufräumen. Da fand er von ungefähr die verdeckte Schüssel. Ein Bischen hinein sehen wirst du wohl dürfen, dachte er; aber ich weiß nicht, ob er darin recht hatte.

Als er nun hinein sahe, war eine gekochte, weiße Schlange darin, und es zog ihn, als müsse er davon ein wenig kosten. Und er kostete davon ein ganz klein Stückchen.

Er hatte das Stückchen kaum gegessen, so verstand er die Sprache

aller Thiere, und hörte, was die Vögel vor dem Fenster mit einander sprachen.

Desselben Tages war der Königin ihr kostbarer Ring weggekommen, und die Königin dachte, der Jüngling habe den Ring genommen; aber ich weiß es nicht, warum sie das dachte.

Nun hieß es, wo er den Ring nicht wieder schaffe, solle er das Leben hergeben. Das machte ihn denn sehr traurig.

Der Jüngling ging in seiner Noth auf den Hof; da saßen ein paar Enten am Wasser und sonnten sich. Er hörte aber, wie die Enten mit einander vertraulich plauderten, und sprach die eine zu der andern:

„Mir ist so fatal im Magen; das macht, ich bin so dumm gewesen und habe den Ring der Königin in Gedanken mit verschluckt, den das faule Kammermensch mit ausgekehrt hat. Es drückt mich recht sehr!"

Es ist doch gut, wenn man Etwas versteht, dachte der Jüngling, und bat den Leibkoch des Königs, die Ente zu schlachten, und weil sie ihn alle recht lieb hatten, so that es der Koch auch, fand den Ring und trug ihn dem Könige hin, der darüber sehr froh war, denn er hatte den Jüngling auch lieb.

Der König ließ den Jüngling kommen und sagte: „Fordere von mir, was du gern hättest, Gold oder hohen Rang, ich will dir's gerne geben!"

Da forderte er seinen ehrlichen Abschied, und als der König ihn fragte, weßhalb? — sagte er:

„Herr König, ich habe Nichts als meine Ehre und wo die so leicht gekränkt werden darf, da mag ich nicht bleiben."

„Aber willst du denn gar Nichts von mir haben?" fragte der König. Da bat er sich denn, um seinen Herrn nicht zu betrüben, ein schönes Pferd aus, und als er das empfangen hatte, zog er von dannen.

Am andern Morgen kam er an einen Teich. Da waren drei Fische im Schilfrohr, und konnten nicht wieder in's Wasser und ächzten: „Hier müssen wir umkommen." Da stieg er vom Pferde und brachte sie in's Wasser. Aber sie sagten: „Wir wollen dir das im Besten gedenken!"

Er eilte weiter und hörte, wie ein Ameisenkönig zu den Leuten in seinem Haufen sagte: „Da kommt das große Thier, das Pferd, und wird uns zertreten." Er aber sagte: „Nein!" und ritt zur Seiten. Aber der Ameisenkönig sprach: „Es soll dein Schade nicht sein!"

Nun fand er auch auf der Reise junge Raben, die waren aus dem Neste gefallen und konnten noch nicht recht fliegen, die jammerten unter einander: „Nun müssen wir vor Hunger sterben und verderben." Er aber sprach: „Nein! Es steht geschrieben, der Herr speist die jungen Raben," und damit nahm er Fleisch aus der Tasche, welches ihm der Koch mitgegeben, und fütterte sie recht satt. Sie aber sagten: „Das wollen wir dir einmal vergelten."

Nun kam er in eine große Stadt. Da hieß es: „Wer das ausrichte, was die Prinzessin fordere, der solle sie haben und kein Anderer; aber

wer sich dazu anböte, und es nicht ausrichten könne, der gäbe den Kopf her."

Der Jüngling dachte, dein Kopf ist schon einmal um eines lumpigen Ringes willen in Gefahr gewesen, so kannst du ihn wohl um eine Prinzessin wagen. Da meldete er sich als Freier.

Die Prinzessin ließ ihn an's Ufer des Meeres führen, und einen Ring hinein werfen, den sollte er wieder bringen. — Man ließ ihn allein. Er aber verließ sich auf die Dankbarkeit der Fische. Gut! daß es keine Menschen waren, da wäre er sehr verlassen gewesen. Aber es kamen die drei Fische, und der mittelste brachte in einer Schüssel den Ring. — Es war der rechte.

Nun wurden zwei Säcke Hirsenkörner des Abends in's Gras geschüttet, die sollten des andern Morgens auf einem Haufen beisammen sein. Da kam der Ameisenkönig und brachte sie mit seinen Leuten zusammen.

Nun hätte ihn die Prinzessin gern genommen, weil er so gutmüthig und so hübsch war, aber weil er kein Prinz war, so war er für sie kein rechter Mensch. So verlangte sie denn, er sollte ihr das Wasser der Schönheit holen, bei dem sie immer jung und schön bliebe. Das wußte er aber nicht zu finden, doch ging er darnach aus.

Indem er noch darnach fragte, wo er es finden könne, kamen die drei Raben und brachten ihm das Wasser in einem Fläschlein, er aber brachte es der Prinzessin.

Da nahm sie ihn.

Der König der schwarzen Inseln.

Ein alter Fischer stand am Strande des Meers, und hatte von Mitternacht an sein Netz ausgeworfen und Nichts, gar Nichts gefangen, auch das kleinste Fischlein nicht. Der arme alte Mann mit seinem dünnen Haar zitterte vor Nässe und Frost. Ach, und zu Hause warteten seine vier hungrigen Kinder und sein Weib, zu welchen er nun mit leeren Händen zurückkehren sollte, welches ihm schon im Voraus das Herz brach.

Er seufzte zu Gott auf, daß er ihm doch einen einzigen Zug möchte gelingen lassen, ach, den Hunger, den nagendsten Hunger der Seinen nur zu stillen. „Drei Züge," sagte er, „will ich noch thun, so abgemattet ich auch bin; ach, wenn doch Einer darunter glücklich wäre!"

So wirft er das Netz in's Meer und zieht es bald schwer, recht schwer wieder heraus. Wie stärkt ihm die Hoffnung Herz und Arm über den glücklichen Fang, den er gethan haben wird, und er freut sich schon der Freude der Kleinen daheim. Und, o du barmherziger Gott, ist es möglich? — Als das Netz heraus ist, ist es voll dicken Schlammes, vermischt mit Sand und Steinen.

Die Thränen stürzen dem alten Manne aus den Augen und weinend wäscht er sein Netz aus, und wirft es zum zweiten Male in's Meer, und zieht es abermals sehr schwer herauf. Er fängt auf's Neue zu hoffen an. Und als das Netz heraus ist, ist das Gerippe eines Eselskopfes darin.

Da wird der Fischer wüthend und wild, und will schon verzweifeln, und der böse Geist der Verzweiflung flüstert ihm zu: „Was hilft dein Weinen und Toben? Das Meer ist tief genug, dich von all deiner Mühe und Qual zu erlösen. Stürz dich hinab und Alles hat ein Ende!"

Aber die Hoffnung weicht nicht so gar leicht und so ganz von dem Menschen, sondern bleibt eine treue Gefährtin, um ihn in so vielen trübseligen Fällen, in Noth und Elend zu stärken. Der Fischer thut seinen letzten Zug, und denkt: „Nun, vielleicht dießmal!"

Schwer ist das Netz wieder, und schwerer noch als die beiden vorigen Male. Er zieht es mit großer Mühe und Anstrengung herauf, sieht voll Erwartung hinein, und hat keinen einzigen Fisch, aber ein länglichrundes, verrostetes Gefäß in dem Netze.

„Da muß ein Schatz drin sein, bei meiner Treu," spricht freudig der alte Fischer, „wie könnt' es denn sonst so schwer sein? — Doch, wäre auch Nichts darin, dennoch ist's für mich ein köstlicher Fund; denn wenn es die Frau erst ein wenig gescheuert hat, kann ich's zum Rothgießer hintragen, und wir haben für unsere Kinder Brod auf mehrere Tage."

Er setzt sich hin, um ein wenig zu verschnaufen, und besieht sich seinen Fund noch einmal. Da entdeckt er am Rande des Gefäßes ein großes seltsames Siegel, das ihn Wunder nimmt. Er besieht es sich, aber mit großer Vorsicht, daß es nicht beschädigt werde, weil er nicht wissen konnte, was es sei? Er hebt den Deckel von dem Gefäße ab, und setzt ihn in den Sand, und schaut nun in das Gefäß hinein, um zu sehen, was darin ist. — Nichts fand er darin, welches ihm denn unbegreiflich schien, weil das Gefäß doch so schwer gewesen war.

Indem er sinnt, wie das möglich sei, und zugehen könne, steigt ein dicker grauer Rauch aus dem hohlen Bauche des Gefäßes, und hebt sich hoch und immer höher bis an die Wolken hinan, und wird größer und immerfort größer. Dann verbreitet sich der Rauch weit umher, über Land und See, und legt sich wie Gebirge darauf. Und nun wird der Tag verfinstert, und es blitzt und donnert in den Rauchbergen, und ein Sturm erhebt sich, der heulend das Meer thurmhoch aufwühlt.

In Todesangst mit kaltem Schweiß übergossen, steht leblos wie ein versteinter Mensch der Fischer da. Und es folgt plötzlich eine Grabesstille.

Der Rauch wälzt und ballt sich in- und übereinander, wie die großen Nebel in den Gebirgen, und gewinnt eine Gestalt, und ein ungeheurer Riesengeist bildet sich aus dem Rauchnebel, unter dessen Fußtritten Feuerflammen herausfuhren, und die Ufer erbebten. — Der Fischer verging fast vor Angst, und seine Kniee schlugen zitternd heftig zusammen.

„Nun bin ich frei!" sprach mit Donnerstimme der Geist — „aber dich, Fischer, muß ich erwürgen!"

Da erwacht bei dem armen Menschen, der vor wenigen Minuten sich noch in's Meer stürzen wollte, die allmächtige Liebe zum Leben, und er flehet den donnernden Geist, sein zu schonen, zumal da er noch ein Weib und vier kleine Kinder habe.

„Gern," sagte der Geist, „gern wollt' ich dein schonen und wollte sogar dich reich machen, denn du hast mich ja aus dem maledeiten Gefängnisse erlöst, in welchem ich 1500 Jahre bin eingeschlossen gewesen; aber ich darf nicht, wie du gleich hören sollst."

„Mein Name ist Eblis, und ich gehöre zu denjenigen Geistern, welche die Gewalt Gottes nicht anerkennen wollten und den Kampf gegen ihn versuchten. Sieben tausend Geister, alle sehr mächtig, gehorchten meinen Befehlen. Salomo überwand mich aber durch Hinterlist, und verschloß mich in dieses unglückliche Gefäß, welches er mit seinem unbezwinglichen Siegel verwahrte. Wisse, daß Geister leicht Welten zertrümmern können, aber gegen die Macht dieses allmächtigen Zaubersiegels vermag kein Geist in der Welt Etwas."

„Salomo ließ mich in dieses Meer werfen, wo ich alle meine Macht anwendete, das Gefäß zu zersprengen, aber das Siegel war viel gewaltiger denn ich. Da verhieß ich in den ersten fünfhundert Jahren dem, der mich befreien würde, alle Gewalt und Ehre der Erde, denn ich konnte sie ihm leicht gewähren. Aber es kam Niemand. In den andern fünfhundert Jahren verhieß ich meinem Retter alles Geld und alle Lust, welche die Erde nur hat, und Niemand kam. Da wurde ich grimmig und wild, und schwur, meinen Erlöser zu erwürgen. Der Schwur hat mich nachmals vielfältig gereut, allein er war nicht zu ändern. Was Geister schwören, ist unverletzlich. Ich bedaure dich, armer Mensch, aber ich kann dir nicht helfen."

Der Fischer hatte sich ein Herz gefaßt, während der Geist Alles so erzählte, und dachte: „Der läßt wohl ein Wort mit sich sprechen, sonst hätte er dich leicht können gleich Anfangs ermorden."

„Großer Eblis," sprach der Fischer, „Ihr seid kein großmüthiger Geist, und ich glaube, Ihr wollt mich nur verderben, darum gebt Ihr einen solchen Schwur vor, sowie Ihr auch nur vorgebt, daß Ihr in dem Gefäße gesteckt habt. Wie kann eine solche Gestalt, die bis zum Himmel reicht, und wie ein Gebirge dasteht, in dem Gefäße gewesen sein, das kaum drei Spannen lang ist. Das ist ja nicht möglich, und müßt' ich es erst mit meinen eigenen Augen sehen, eh' ich es glaubte. — Dann wollt' ich es glauben, daß es mit Eurem Schwure seine Richtigkeit hat."

Der Geist, der auf die Ehre seines Wortes hielt, sprach eifrig: „Du bist einfältig, wie alle armseligen Menschenkinder, und kannst nicht verstehen, wie weit die Gewalt eines Geistes geht, und wie vielerlei Gestalt und Gebild ein Geist annehmen kann, und wie er groß und klein, Luft und Nebel, Schatten und Körper werden kann. Nun so sieh' denn mit deinen eigenen Augen, damit du meinem Worte glaubest."

Damit verwandelte sich der Geist wieder in Rauch und Nebel, der sich

verbreitete, wallte und änderte, und sich in das Gefäß mehr und immer mehr herabsenkte und zusammen drängte, bis die ganze Masse des Rauchnebels wieder darin war. Da kam dann eine schwache, wie durch Rauch erstickte Stimme aus dem Gefäße, und sagte zum Fischer: „Sieh her und glaube!"

Der Fischer that das dann auch, und schlug zugleich den Deckel mit Salomo's Siegel auf das Gefäß, und der Geist saß in demselben wieder so fest und sicher verschlossen, als die vorigen anderthalb Jahrtausende.

„Fischer, was thust du?" rief die Stimme noch schwächer in dem Gefäße, als zuvor, denn der Deckel war darauf.

„Ich thue dich eingesperrt haben, wie du zuvor eingesperrt warst, weil du die Menschen willst abwürgen, die dich erretten, und ich will dich nun so weit und tief in's Meer hinein versenken, daß dich vor der Welt Ende gewißlich Niemand finden soll."

Der Geist wurde grimmig, weil er überlistet war, und wollte nicht gern gute Worte geben, und versuchte noch einmal seine stärksten Kräfte, das Gefäß zu zersprengen; aber es half ihm Nichts gegen die Kraft von Salomo's Siegel, und er merkte wohl, daß alle seine Anstrengungen nicht fruchten würden. Da wurde ihm denn übel zu Muthe, und die ganze Pein der Langeweile und der unbequemen Lage im Gefäße fiel mit dem Gewichte der ganzen Hölle auf ihn. Wohl hätte man glauben sollen, daß ein so großer Geist, der sieben tausend andere unter sich hatte, sich mit seinem eigenen Geiste einige Jahrtausende leicht hätte sollen unterhalten, und, wie es großen Geistern zusteht, in jede Lage sich finden können. Unsere großen Geister können sich zwar nicht immer mit ihrem Geiste unterhalten, weil derselbe oft ausgegangen ist, wie ein ausgegangenes Feuer, und darum unterhalten sie sich mit Narrenspossen; aber in jegliche Lage sich finden, so lange sie noch Brod haben, das ist ihnen sehr leicht. Unser großschlachtiger Geist aber konnte weder das Eine noch das Andere, obwohl er ein so gar großer Geist war.

So ging dann dem Eblis der Muth aus, und er gab dem armseligen Fischer himmlisch gute Worte, ihm aufzusperren, wofür er ihn so gewiß und auf Geisterehre glücklich machen wolle, als er der große Eblis sei.

„Will dich dennoch, in Gottes Namen, in die tiefsten Tiefen des Meeres schmeißen," sagte der Fischer, „denn wer soll dem Worte eines so treulosen Geistes trauen?"

Da schwur im Gefäße der Geist seine höchsten Geisterschwüre, und verhieß dem Fischer, wer weiß, wie viel und der gute alte Fischer ließ ihn wahrhaftig wieder heraus. Ob ich es würde gethan haben, weiß ich fürwahr nicht.

Aber der Geist, nachdem er aus der Büchse wieder als ein Rauchnebel gekommen war, hielt Wort.

Der Geist nahm eine, wiewohl etwas riesige Menschengestalt an, und sprach: „Komm, du Altvater; so viel du bedarfst soll dir schon werden." Der Alte folgte, obwohl mit kurzem Athem und großer Anstrengung den Riesenschritten, an die er nun eben nicht gewöhnt war. Es ging durch Moor und Sumpf und Gesträuch, durch Dick und Dünn, durch Berg und

Thal, durch Feld und Wald, und es war nur ein Wunder, wie das der Alte mit seinem hohlen Magen aushalten konnte. Das machte aber die Gespanntheit auf Geld und Glück.

Sie waren eine Weile gegangen, und kamen an einen See, der sich wie ein Spiegel längs eines todten Thales hinstreckte, und auf jeder Seite mit einem Hügel begränzt war, auf welchem schwarze Tannen standen.

Der Fischer ist befremdet. Er kannte alle die Gegenden meilenweit rings umher, besonders die, wo Wasser mit Fischen war. Aber diesen See hatte er noch niemals gesehen. Nun! er errieth wohl, daß er mit einem Geiste zu thun hatte, und es hier nicht so gewöhnlich natürlich Ding und Wesen war, sondern Geisterei und Zauberei.

Der Geist merkte Alles, was er dachte, aus dem Gesichte ab, obwohl er vorher, als er von dem Fischer wieder eingesperrt wurde, ihm Nichts abgemerkt hatte. Aber der Geist sagte Nichts, als: „Gib Acht, und merk dir Weg und Steg genau; hier wird's für dich so viel zu fischen und zu fangen geben, als dir Noth ist. Nur bei deinem Leben, wirf jeden Tag dein Netz nicht öfter als einmal aus.“ Das Letzte hatte der Geist, der wohl wußte, wohin der betonende Nachdruck gehöre, mit solcher Donnerstimme gesprochen, daß ringsumher Alles erbebte, und dem Fischer die Sinne vergingen.

Als der Alte wieder zu sich selbst kam, war der Geist fort, und nur seine Stimme hallte über den See noch nach. Er sah die Fische im klaren See in solcher Menge scherzen und spielen, als er noch niemals beisammen gesehen hatte. Auch waren ihm die seltsamen und unbeschreiblich schönen und großen Arten von Fischen völlig fremd. „O!“ rief er, „das gibt ein Gericht für die Tafel des Sultans. Niemand als er darf solche Fische essen.“

Er thut einen Zug, und siehe, vier große Fische zappeln in seinem Netze, von vier verschiedenen Farben: der eine gelb, der andere blau, der dritte roth, der vierte silbergrau, und alle in den Farben über den ganzen Leib so glänzend, wie keine andern Fische in der Welt.

In fröhlicher Hoffnung trottet der alte Mann nach der Sultansstadt zu und fühlt nicht, wie er so müde und matt ist. Er eilt nach Hofe, und will seine Fische dem Sultan selbst bringen, damit ihn die Diener nicht mit kleiner Münze abfertigen. Er zeigt dem Großherrn die Fische. Dem machen sie eine wundergroße Freude, und er schickt sie durch des Großwessirs Hand dem Oberküchenmeister, damit dieser selbst so seltenes und köstliches Wasservieh selten und köstlich zubereiten möchte. — Was so prächtig aussähe, müsse noch prächtiger schmecken, meinte der Sultan. Dem Fischer aber ließ er vierhundert große Goldstücke auszahlen.

Denkt Euch den überglücklichen Alten, wie er in seiner Freude und fast wie trunken, nach Hause trabt, und mit dem Sultan selbst kaum würde getauscht haben, aus Furcht, es möchte dieser nicht noch einmal so viel Goldstücke besitzen. Der bittersten Dürftigkeit scheint eine mäßige Summe unendlich viel. — Denkt Euch aber auch die Freude der Kinder und ihrer Mutter, und wie einmal nun ein hoher herrlicher Festtag in die kleine Hütte einkehrt, mit

Lust und Jubel, mit Sattwerden und selbst mit Kuchen und Braten. — Das war ein guter Tag, und der Alte besahe seine Goldstücke wohl zehnmal, und überzählte sie immer wieder auf's Neue, und ließ sie gegen die Sonne blinken und glänzen.

Nun hatte der Großwessir die Fische aus Sultan's Hand empfangen, mit eigener Hand auch dem Oberküchenmeister zugetragen, und demselben mit Ernst eingeschärft, dieselben auf's Beste zu bereiten.

Der Oberküchenmeister bereitete die Fische selbst, nachdem er sich vorher in die Küche begeben, und eingeschlossen, die Mundköche aber entfernt hatte.

Gebraten waren die Fische schon auf einer Seite und der Oberküchenherr steht mit der Gabel da, dieselben in der Pfanne umzuwenden. Da überfährt es ihn plötzlich wie Geisterschauer und die schwarzen Küchengewölbe werden mit hellem Goldglanz erfüllt, und die alte rußige Mauer berstet auf einmal, und eine Dame tritt aus der Oeffnung hervor, so jung und schön und zart, als es nicht zu beschreiben ist. Die Majestät ihrer Gestalt, die himmlisch schönen Augen, das glänzend weißatlassene Kleid mit goldenem Gürtel und Edelsteinen darauf, die goldgelben Haare, die Perlenschnur um ihren Busen, die Rubinspangen um den Arm, und was sonst noch hierher gehören könnte, — — von dem Allen wollen wir uns einmal die Beschreibung schenken.

Der Oberküchenherr verstand sich nicht blos auf die Küchenkunst, sondern auch auf Diamanten, und auf Perlen, und auf Schönheit, und erschrak, und erblindete fast; aber die Dame achtete seiner gerade eben so viel, als ob er nicht da wäre, oder niemals hätte da sein können. Mit großer Würde und mit Ernst tritt sie zur Pfanne, sieht auf die Fische, und schlägt mit dem Myrthenreis in ihrer Hand die Fische sanft auf den Kopf, und spricht zu den großen Bengels von Fischen gar höflich und zärtlich:

„Fischlein, Fischlein, thut ihr eure Pflicht?"

Die Fische, die schon halb gebraten, antworteten nicht.

Die Dame berührte sie sanft noch einmal mit dem Myrthenreis und spricht:

„Fischlein, Fischlein, thut ihr eure Pflicht?"

Aber die schon halbtodten und halbgebratenen Bestien blieben dumm und stumm. Da sie aber zum dritten Male mit dem Myrthenreis einen tüchtigen Klaps auf die Nase mochten bekommen haben, antworteten sie alle, indem sie die Köpfe in die Höhe hielten, ordentlich wie sich es gehört, wenn man höflich sein will; und was sie antworteten, darin war nicht einmal ein Fischverstand, der von ihnen wohl wäre zu verlangen gewesen, geschweige ein Menschenverstand, aber sie antworteten doch, und sprachen:

„Der Pflicht vergessen
wir Fische nie;
haben viel Müh
und wenig zu essen,

bau'n spät und früh
uns lustige Schlösser
und hätten's gern besser;
wollen's erringen,
können's nicht zwingen,
waten bis an die Knie,
rathen und treffen's nie."

So war der grundgelehrte Singsang der befragten Fische, aus dem selbst der weiseste Derwisch nicht hätte klug werden können. Aber die Dame schien doch aus demselben klug zu werden, und damit wohl zufrieden zu sein. Das machte, sie hatte wohl die Gaben dazu, die freilich nicht Jedermann hat.

Die Fische, nachdem sie zuvor mit aufgereckten Köpfen gesungen hatten, senkten die Köpfe nun, und waren stumm, wie Fische. Und die Dame stößt die Pfanne hierauf um, und geht zurück durch die Mauer.

Daß die Dame fort war, so schön sie auch war, ist dem Oberküchenherrn gar nicht unlieb; aber daß die mit der Pfanne umgestoßenen Fische zu Kohlen und Asche waren verwandelt worden, macht ihn untröstlich; denn wie soll er vor dem Sultan bestehen, wenn dieser die Fische begehrt?

Zum Glück stehen Magen und Kopf immer in naher Verwandtschaft, mithin auch der Oberküchenmeister und Großwessir. Der Erstere entdeckt sich dem Letztern, der denn auch aushilft, und dem Sultan eröffnet, daß solche Fische nur erst durch die Zubereitung von Tag und Nacht so viel Hochgeschmack erhalten könnten, um dem Gaumen zu gefallen.

Wenn's einmal so ist, dachte der Sultan, so mag es drum sein, weil morgen doch auch ein Tag ist.

Der Großwessir läßt den Fischer kommen und gibt strengen und sträflichen Befehl, den andern Morgen vier ganz gleiche Fische zu bringen.

Dem armen Alten ward es ganz unheimlich. Wie? Wenn er den Weg zu dem See nicht wiederfände, von dem ohnedieß keine Seele jemals Etwas gewußt hatte? Wie, wenn er sich auch zum See fände, doch nicht gerade Fische finge von anbefohlener Größe und Farbe, und der Wessir ließe ihn alsdann abgurgeln? So hätte der Geist seinen Schwur, den zu erwürgen, der ihn befreie, dennoch gehalten, nur auf eine andere Manier. — O! Geistern sei niemals zu trauen.

Er ängstet sich mit quälenden Gedanken die ganze Nacht, und als der Morgen graut, nimmt er sein Netz und geht. O Glück! da ist der See, und in dem Netze zappeln auf den ersten Zug vier Fische, ebenso so groß und glänzend, und von eben solchen Farben, als die gestrigen, die er mit freudiger Eil zum Großwessir trägt und dafür von diesem, der ebenfalls hoch erfreut war, wieder vierhundert Goldstücke empfängt.

Glücklicher Fischer!

Der Großwessir schließt sich selbst mit in der Küche ein, um zu sehen, wie es kommen werde, und es kam Alles wie gestern. In dem Augenblick, als die Fische in der Pfanne gewendet werden, spaltet sich die Mauer, die

schöne reichgekleidete Dame tritt mit ihrem Myrtheureis aus der Spalte hervor, schlägt dreimal auf die Fische, und fragt, ob sie ihre Pflicht thäten, und diese heben ihren artigen und tiefsinnigen Spruch wieder an, und beten ihn mit aufgereckten Köpfen genau so her als das erste Mal. Die Dame stößt die Pfanne um, und die Fische verkohlen, und die Dame verschwindet durch die Oeffnung der Mauer, die sich von selbst wieder verschließt.

Daß sich die beiden Herren in der Küche dem Umstoßen der Pfanne nicht widersetzten, ist begreiflich.

Was war aber nun für die beiden Herren zu thun, um den Sultan zu beschwichtigen? Daß der ihnen von dem Vorgange kein Wort glauben würde, wußten sie gewiß.

Der Fischer wird sogleich beschieden, und soll stracks noch vier solcher Fische schaffen, damit sie vor Tische noch fertig sein könnten. Aber der Fischer erinnert sich noch gar wohl der donnernden Drohung des Geistes, und gibt zu seiner Entschuldigung vor, die Reise zum See sei viel zu weit, und erst in vier und zwanzig Stunden könne er wieder solche Fische liefern.

Da standen die Herren! — Sie beratheten sich lang und breit, wie nun zu helfen sei, aber wie oftmals kam auch hier aus dem Berathen kein Rath.

Und als der Sultan bei Tische rief: „Die Fische herbei!" — denn sie waren seiner Ungeduld schon viel zu lange ausgeblieben, — muß der Wessir zitternd erzählen, was in der Küche vorgegangen sei.

„So?" sagte der Sultan; „morgen will ich das selbst mit ansehen."

Der Fischer kommt am dritten Morgen, und bringt auf's Neue vier Fische, geht mit vierhundert Goldstücken heim, und ist nun ein reicher, reicher Mann.

Der Sultan ist mit in der Küche, und besieht sich die Fische haarscharf.

Es geht denn wieder in der Küche, wie es zweimal schon gegangen war, nur daß in dem Augenblicke, wo die Fische gewendet werden, ein riesiger Mohr statt der Dame aus der Mauerspalte kommt, mit einem Stab in der Hand, mit dem er die Fische etwas tüchtig auf die Nase tippt; daher sie denn nicht erst dreimal sich tippen lassen, um in voriger Weisheit und mit dem gewöhnlichen Spruch anzusagen, daß sie ihrer Pflicht nie vergäßen. Und als die Fische verkohlt sind, ist der Mohr fort.

Der Sultan reibt sich die Stirn und sinnt. — So seltsame Dinge, denkt er, müssen begreiflich gemacht werden, und das Wunderbare davon muß ab.

Der Fischer muß kommen. „Es hat etwas Seltsames mit deinen Fischen," spricht der Sultan, „wo hast du sie her?" Der Fischer zeigt mit dem Finger auf einen Berg, hinter dessen Höhen der See liege, aus welchem die Fische gefischt wären. Der Sultan aber kennt in dieser Gegend, in der er so oft zu jagen pflegte, keinen See, und der Wessir eben so wenig. — Dahinter muß man kommen.

Der Hof bekommt Befehl zum Aufbruch, und in kurzer Zeit ist Alles

bereit. Der Fischer zieht als Wegweiser voran, der Sultan mit seinem Hofe hintennach. —

In drei oder vier Stunden waren sie am See, der zwischen den vier Hügeln lag, die Keiner jemals gesehen hatte, und in dem See schwammen und spielten die Fische von den bekannten vier Farben, einzeln und in Zügen.

Der Sultan will wissen, wie das Wesen zusammenhängt. Es werden Zelte am Ufer des Sees aufgeschlagen, und ein Gezelt mit einer Küche vor allen andern.

Der Sultan verweilte viele Tage hier, und forschte, wie es mit dem See und den Fischen zuginge; aber Niemand konnte den Zauber lösen, weil alles Erzählte ein Märchen, und daher nicht — wahr ist. Doch als er schon lange am Ufer des Sees verweilt hatte, sahe er eines Morgens beim Aufgange der Sonne in der Ferne ein hellglänzendes Schloß, als wenn es von Kristall wäre.

„Nun, da wird's kommen," sprach der Sultan, als er das Schloß sahe; „da steckt, ich wette darauf, der Schlüssel zu dem Geheimnisse von dem See und den Fischen, von der Dame und dem Mohren."

Der Sultan kommt dem Palast immer näher, aber es wird ihm immer unheimlicher zu Muthe, denn es kommt ihm weder Mensch noch Thier entgegen, und selbst kein Käfer summt in der Luft, kein Heimchen zirpt auf der Erde. Alles ist todt, — ganz todt!

Der Sultan kommt zum Schloß. O, wie so prächtig ist überall Alles! so, daß an seinem eigenen Hofe das bischen Glanz und Herrlichkeit Nichts, gar Nichts dagegen war; aber freilich überall wohnte auch hier der Tod, — so grausig war es und stille, in dem schönen Garten, der das Schloß umgab, aber keine Mücke, keine Fliege, und kein kleines Fischchen in dem Teiche, der ohne Welle da lag. Selbst keine Luft regte sich, keine Blume bewegte sich, kein Laubblatt und kein Grashalm nickte oder schwankte. — Todt, todt, Alles todt und stumm und still! Am hellen Tage war es hier, wie an andern Orten in der Nacht, die ja eben durch ihre Stille so öde und schauerlich furchtbar ist.

Indem der Sultan umherwandelt, ob nichts Lebendiges sich finde, hört er doch Töne, stöhnende ächzende Töne von fernher. Da erblickt er, sich umschauend, in der Mitte eines Teichs einen von hohen finstern Tannen umkränzten, dunkelschwarzen Dom, aus welchem das Aechzen zu kommen schien. Je näher er kommt, je lauter wird das Klagegestöhn. Und der Sultan kettet einen Kahn am Ufer des Teiches los, und fährt zum Dome hinüber, steigt die Stufen hinan, tritt ein, und geht von Zimmer zu Zimmer, durch deren hohe und dunkle Fensterbogen nur mühsam das Licht sich drängt.

In einem weiten und hohen Saal findet er einen jungen Mann mit niedergesenktem Haupt, das todtenfahle, abgezehrte Gesicht hat Augen voll Thränen, und der Jammer sitzt darauf kläglich und traurig. Der prachtvolle Scharlachmantel, der schlaff von seinen Schultern herabhängt, macht sein Aussehen gar nicht heiterer. — Ach, Pracht und Glanz machen ja niemals ein

heiteres Angesicht, wohl aber das Herz, und frischer, fröhlicher Lebensmuth, und ein Stück Brod für gesunden Magen.

Der Unglückliche, in Thränen und Jammer versenkt, bemerkt den Sultan nicht, der hereingetreten war. Er hatte es ja nur mit sich selbst zu thun.

Da spricht der Sultan: „Verzeihe! dein Klagen dringt mir nicht bis in's Ohr allein, sondern dringt zerreißend bis in mein Herz. — Sprich, was dir fehlt? Vertraue mir, ich bin ehrlich und treu," — das war unser Sultan fürwahr, — „und kann ich dich retten, wär' es auch mit meinem Leben, so will ich es unternehmen."

Da erhebt der arme junge Mann sein Haupt, und sieht den Sultan mit bethränten Augen stumm und staunend an, schweigt erst und spricht dann: „Ist es ein Gott oder ein Mensch, der sich meines Elendes erbarmt?"

„Ein Mensch, ein sterblicher Mensch bin ich," spricht der Sultan, „bin der Sultan Visapur, und wollte dir gern helfen, wenn Hülfe noth ist, und ich sie gewähren kann."

„Gewähren kann! — kann?" sagt schmerzlich der junge Mann. „Ach, Gott allein wird sie nur können gewähren!"

Aber der Sultan Visapur sprach mit ihm hin und her, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle ihm helfen, und wär' es auch mit seinem Leben, bis dieser ihm seine ganze Geschichte erzählte, und weit dazu ausholte.

Er sprach zum Sultan:

„Niemand kann mir wohl helfen! Mein Elend ist einzig in seiner Art. Was ich fühle, das möchte noch sein, aber was ich nicht fühle, Gott, das ist zum Erbarmen, ist unerträglich!"

„Nun," dachte der Sultan, „nun merk ich's wohl, woran es dem fehlt. Es rappelt ein klein wenig bei ihm oben. Wenn hier sich nur Menschen fänden, so möcht' ich fast denken, sie hätten ihn zum Narren gemacht!"

Unser allweise Sultan irrte sich dies Mal, und fand es am Ende selbst, nachdem er die Geschichte des unglücklichen jungen Mannes anhörte, welche also lautete:

„Mein menschenfreundlicher Herr Sultan, seht hier zuerst, ehe ich weiter erzähle, Schultern, Brust und Rücken," — indem nahm er den von Haaren gewebten, aber mit Edelgestein besetzten Scharlachmantel ab, und da brach dem gutherzigen Sultan das Herz, denn Alles, Alles war von Geißelhieben zerfleischt und zerrissen, geschwollen und mit Blutstriemen unterlaufen, bis an die Hüften hinab.

„Gott! o Gott!" ruft Visapur, „ist das möglich?"

„O," spricht der junge Mann darauf, „das Aergste sieh hier!" — Und damit hebt er nun auch von den bedeckten Lenden den Mantel ab, der Sultan sieht alles Gebein und Fleisch des armen jungen Mannes, in schwarzen Marmor verwandelt, wofür er es eher nicht halten will, als bis er es erst befühlt und betastet hat.

Der Sultan ist außer sich vor Schmerz und Erstaunen, und will die

Geschichte des Halbversteinerten recht genau wissen, um ihm, wie er nochmals betheuert, wenn er könne, zu helfen. So erzählte dieser dann:

„Mein Unglück ist mein Weib! — Ich heiße Uzim Oschantei, und bin der Beherrscher der schwarzen Inseln, und dieser See, um den die vier Hügel stehen, war einst mein Sitz."

„Kaum daß ich meinen Thron bestiegen hatte, heirathete ich das schönste Weib der Erde, und war in ihrem Besitz, o, wie glücklich, wie überglücklich! Die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit schien mir gar Nichts gegen dieses Kleinod. — — Ich lebte mit meiner Gemahlin fünf Jahre, die mir wie einzelne Tage dahin gingen, und nimmer, wie ich dachte, konnte es jemals weniger glücklich gehen. Ach, wie hab' ich mich betrogen!"

„Ich lag einst im leisen Schlummer im Garten auf einem Sopha. Es war ein sehr warmer Tag. Da kamen zwei Dienerinnen meiner Gemahlin, und denken, ich sei fest eingeschlafen, und wehen mir frische Luft mit Wedeln von Blumen zu. — Ach, hätte ich doch einen Todtenschlaf gehabt, so wär' ich ja glücklich geblieben!"

„„Sieh!"" sprach eins der Mädchen zu dem andern, „„wie schön unser junger Beherrscher da liegt, und wie schön und sanft er schlummert. Ach er würde so sanft nicht schlummern, der gute Herr, wenn er sein Unglück wüßte.""

„„Was für ein Unglück?"" fragte das andere Mädchen.

„„Wie, das weißst du nicht?"" versetzte das erste, „„was Alle am Hofe wissen, daß unser Herrin mit einem garstigen Mohren des Nachts ihre verdammten Zauberkünste treibt, die wohl noch unserm Herrn und uns allen zum Verderben gereichen werden. Er ist Anfangs ihr Lehrer und Meister in der Zauberei gewesen, jetzt aber mag sie ihn darin weit übertreffen und bedient sich seiner wohl nur noch als eines Gehülfen.""

„„Wie wäre es denn aber möglich?"" fragte die andere Dirne, „„da doch ihr Gemahl beständig bei ihr ist; sie kommen ja niemals einander von der Seite?""

„„Wie übel bist du unterrichtet,"" versetzte die Erste. „„Weißst du denn nicht, daß sie dem Herrn, so oft er sich zur Ruhe begibt, einen Schlaftrunk im goldenen Becher beibringt? Er glaubt, es sei frisches Wasser, etwa aus einer Wunderquelle, worauf sich's herrlich schlafe; wenigstens schläft er so fest drauf, daß er bis Anbruch der Morgenröthe sich nicht einmal rühren kann. Sie aber eilt in den Garten zu dem häßlichen Mohren.""

„Wie war mir zu Muthe!" fuhr Uzim fort. „Wie mußt' ich an mich halten bei den schrecklichen Worten, die ich hörte. Himmel und Erde lagen auf meiner Brust!"

„Ich hatte die Kraft, meiner selbst Herr zu sein, und that denn, als ob ich so nach und nach erwache; aber als ich nun wieder allein war, Gott! Gott! wie war mir!"

„Ich sank in stumpfer, starrer Betäubung an einem Felsenbach hin. „Es ist unmöglich," rief ich, „es ist zu gräßlich! zu höllisch! Mein Weib eine

Zauberin? — Und der Mohr ihr Gehülfe! — Es ist unmöglich! — Und doch! doch! Der ganze Hof scheint das Geheimniß meines Unglücks und meiner Schande zu wissen."

„Was half es, hin und her zu sinnen, zu brüten und zu ächzen? Ich mußte mich schon bis zu Abend zu fassen suchen, und mich stellen, als sei ich wie sonst. Wie ich es vermocht habe, weiß ich nicht, aber das weiß ich, es waren Stunden der Höllenqual, die ich bis zum Abend verlebte, der mir eine Ewigkeit auszubleiben schien. — Gewißheit, nur Gewißheit suchte ich, und ich bekam sie furchtbar genug."

„Als mir vor dem Schlafengehen das treulose Weib nach Gewohnheit den goldenen Becher darbot, trat ich damit an ein Fenster und schüttete den Trank unbemerkt hinaus; den Becher gab ich zurück, worauf wir uns zu Bette verfügten, wo ich mich bald fest eingeschlafen stellte."

„Bald stand die Elende auf, — ich sahe Alles bei dem hellen Lichte des Vollmondes, — warf ein leichtes Nachtkleid über, bückte sich über mich hin, um sich nochmals zu überzeugen, daß ich fest genug schlafe. „„Schlaf, schlaf,““ sagte sie dann; „„und möchtest du nimmermehr wieder erwachen. — Aber diese Zeit soll auch nicht mehr fern sein!““ damit eilte sie davon."

„O! daß ich meinen Augen und Ohren hätte mißtrauen können! Ich konnte es aber nicht!"

„Ich fuhr in den Kaftan, den Säbel unter dem Arm und schleiche ihr durch alle Gänge und Hecken des Gartens nach. Ihr Verlangen trieb sie so sehr zu eilen, daß ich, der ich ohne Geräusch so schnell nicht folgen konnte, sie bald aus den Augen verlor."

„Ich suchte sie in Grotten, Sälen und Gebüschen, Wäldchen und Lauben, und endlich klang mir ihre Stimme aus einem Gebüsche hervor. Ich schleiche leise näher und näher, und, o Entsetzen! der Mohr und mein Weib sprechen von meinem Untergang, und wie der Mohr dann, sei ich nur erst aus dem Wege, die Herrschaft über die schwarzen Inseln bekommen solle, und wie das Alles verdachtlos zu beginnen und auszuführen stehe. — Himmel und Hölle! wie hab' ich es können hören!"

„Die Wuth stählte meinen gelähmten Arm, und mit Einem Hieb war der Mohr vom Schädel bis zum Nabel gespalten — — — O! hätt' ich doch den Schädel des treulosen Weibes gespalten, so wär' ich nicht in diesem entsetzlichen Zustande. Aber ich glaube, die Elende war mir noch werth. — „Flieh," rief ich ihr zu, „flieh vor meinem Grimme, damit dieser allein für sich und dich büße!"

„Ach büßen! büßen! — ich allein mußte büßen. — Sie schoß nur einen Blick auf mich, und ich stand da, wie eine Bildsäule von Stein, unvermögend Arm oder Fuß zu regen. Da warf sie sich bei dem sterbenden Mohren verzweifelnd nieder; zerraufte sich ihr schönes Haar, zerriß sich Arme und Wangen und schwur dann so schreckliche Schwüre, sich an dem Mörder eines so kostbaren Lebens bis zur vollen Sättigung zu rächen, daß der Mond davor zu erbleichen schien."

„Und ich stand und sahe und hörte dem Allen zu, und mußte es sehen und hören; denn ich konnte ja kein Glied rühren und regen. Ich war erstarrt!"

„„Hinweg mit ihm, hinweg aus meinem Gesicht!"" schrie sie den unsichtbaren Geistern zu, die ihre Diener waren. „„Hütet sein bis zum Tage des großen Gerichts!"" — und von unsichtbaren Händen wurde ich aufgehoben und in einen finstern Kerker gebracht, wo ich die Jammernacht durchächzte und mich gern umgebracht hätte, hätte ich nur die Kraft dazu gehabt; aber ich blieb erstarrt!"

„Der Morgen brach an. Da wurde ich aus meinem Kerker gerissen, und sah sie in tiefste Trauer gehüllt, vom Haupt bis über die Füße. Aus ihren Augen schossen wüthig die Flammenblitze der Rache auf mich, die auf ihren glühenden Wangen loderte, und doch — o Gott sie war so schön! so schön noch immer!"

„Maulaffe du! — Noch schön?" brummte der Sultan Visapur in seinen Bart. Der halbversteinerte Mann aber fuhr zu erzählen fort.

„„Ach!"" rief die Grausame, „„er ist todt, todt auf ewig für mich, der mir das Theuerste auf Erden war; todt, todt! Aber hier, wo ich jammern muß, soll auch Nichts mehr leben und sich freuen, sondern rings umher Alles, Alles elend sein, wie ich selbst. Und du Verhaßter,"" sprach sie, zu mir sich wendend, „„du! — tödten will ich dich nicht? Die Strafe wäre zu große Wohlthat für dich. Leben sollst du, leben! und ich will dein Leben noch Jahrhunderte verlängern; aber du sollst nur leben zu deiner Qual. Du sollst den Tod als eine barmherzige Wohlthat von mir erwinseln, aber empfangen sollst du ihn nicht.""

„Dreimal schlug sie mit ihrem Zauberstabe auf den Boden, und die Finsterniß der schwärzesten Nacht verschlingt den leuchtenden heraufkommenden Tag. Dagegen leuchten die Blitze, die rollenden Donner krachen, und es fahren Flammen aus den Tiefen zischend herauf. Ich verliere die Besinnung und als die wiederkehrt, bin ich wie du mich gesehen hast — halb versteint, und was mir gehört hat, ist Alles verwandelt, — Alles öde! Meine herrliche Stadt nicht mehr, sondern an ihrer Stelle ein See, und die Bewohner in Fische verwandelt von viererlei Farben."

„Ach und nun! nun sitz' ich hier und jammere in meinem Schmerze und in der Pein der Langeweile, vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend durch die Nacht bis wieder zum Morgen. Wie lange ich nun schon so jammere und weine, weiß ich nicht mehr, aber es ist lange, ach! so sehr lange! Und mit jedem Morgen kommt das rachedürstende Weib, hebt den härnen Scharlachmantel von meinen striemigen Schultern und geißelt, geißelt mich, bis ihr der Athem entgeht, und ihre Rache ergötzet sich an meinem Aechzen und Stöhnen. Kein Erbarmen ist bei ihr und ich, — kann mich nicht wehren."

So klagte der arme Mann und Thränengüsse unterbrachen seine Klagen. Der gute Sultan Visapur weinte bitterlich mit ihm, denn sein Herz war weich.

Als sie sich ausgeweint hatten und konnten nun nicht mehr weinen, nimmt Visapur das Wort und spricht, und schwört einen gewaltigen Schwur dazu, daß er sein Haupt nicht eher sanft niederlegen und auf keinem Sopha schlafen wolle, bis er nicht Hülfe geschafft habe, und der grimmigen Tigerin das Leben genommen. Er fragte nun, wo er dieselbe treffen könnte?

Der Beherrscher der schwarzen Inseln antwortete, sie habe sich in einem finstern Hain von dunkeln Cypressen einen trübsalvollen Aufenthalt durch ihre Geister bauen lassen, den sie den Palast der Thränen nenne. Hier liege der Mohr in kläglichster Gestalt, der nicht leben und nicht sterben könne. Sie erhalte ihm durch ihre furchtbare Kunst mehr den Schein des Lebens, als das Leben selbst. Er liege, ringe und kämpfe, geistlos und bewußtlos zwischen Leben und Tod und die offenen stieren Augen sähen nicht mehr. Sterben werde er nicht, das mache ihre Kunst, und leben könne er nicht, das sei über ihre Kunst. — Sie besuche ihn täglich, und klage und jammere über ihn.

„Nun," ruft der Sultan Visapur, „dem Jammer muß ich ein Ende zu machen suchen. Ich gehe. Lebt wohl indessen, wenn Ihr es könnt."

Er geht und achtet nicht auf den Nachruf des unglücklichen Leidenden; geht, sucht und findet den Palast der Thränen im dunklen Cypressenhain, und trifft die Zauberin bei ihrem Mohren, in ihrem Schmerz, in ihren Thränen versunken. Da ward es ihm leicht, unbemerkt nahe heran zu kommen, und derselben mit einem einzigen Streich den Kopf abzuhauen. Im Augenblick war sie todt und der Mohr auch; denn mit ihr ging die Kunst auch aus, den sterbenden Mohren noch lebend zu erhalten. Der Sultan haute dem Mohren den Kopf ebenfalls ab.

Beide Köpfe bringt Visapur nun im freudigen Triumph dem Beherrscher der schwarzen Inseln.

„Da seht!" spricht er zu ihm, und hält ihm die Köpfe hoch empor. „Seht, es ist mir gelungen! Nun wird doch wohl Alles sein, wie es muß. Gottes Gerechtigkeit hat sie Beide gefunden!"

Da fällt der Marmorschach, den er hatte erlösen wollen, und der sich, seinem Bedünken nach, doch hätte freuen müssen, beinahe in Ohnmacht und seufzt: „Ach Gott, nun ist Alles verloren!"

Visapur, der seine Sache so wohl gemacht zu haben sich bedünken ließ, dachte: „Das Paviansgesicht von Schach weiß wahrhaftig nicht, was er will. Nun ist es ihm wieder nicht recht! Erst flennt er und heult wie ein Knabe, und nun fängt der Breikerl wieder sein Lamentiren an."

„Was fehlt denn nun noch?" fragt er den Steinmann.

„Ach, daß ich nun Stein bleibe," jammerte dieser, „und der See See und die Fische Fische bleiben, und Alles wird so todt und stumm bleiben, als es ist. Es konnte Niemand helfen als die Zauberin, die sich vielleicht wohl noch hätte erweichen lassen, denn ich hatte sie ja so lange auf den Händen getragen; aber nun! — nun ist Alles dahin!"

„So wimmert nur nicht gar zu sehr," erwidert der Sultan Bisapur. „Weiß Gott, daß ich es gut meinte, und wenn's nun fehl schlug, so dauert es mich. Aber es muß doch noch ein Mittel geben, Euch zu helfen!"

„O ja! das gibt's denn wohl," wimmerte der armselige Mann fort; „aber wer kann es herbei schaffen? Der, welcher es gekonnt hätte, ist auch nicht mehr da."

„Nun so sprecht doch wenigstens, wer das war?" sagt der Sultan. „Ich will ihn suchen, wenn er irgend noch zu haben ist."

„Hört ein Geheimniß," erwiderte Uzim Oschantei; — „es war eine große Perle."

„Die Perle," fuhr jener fort, „war das Werk eines großen Geistes, und unserm Reich geschenkt."

„Ja wohl!" sagt der Sultan. „Aber fahret doch fort!"

Uzim Oschantei fuhr fort: „Neben der Perle lag ein großes Buch mit dicken Decken von Gold und mit seltsamen Zeichen und Figuren darauf. Es war in einer uralten Sprache geschrieben, wovon keiner mehr ein Wort verstand, und enthielt viele Gemälde auf goldenem Rand in bunten lebendigen Farben. Beides beschrieb das Schicksal unserer schwarzen Inseln."

„Die Perle war so heilig, daß sie je alle sieben Jahre dem ganzen Lande gezeigt wurde, indem man sie auf einem prächtigen mit Blumen bekränzten Kissen überall umhertrug. Sie hatte die Eigenheit, alle Bezauberung zu zerstören, wo sie nur hinkam, und alles Geister- und Feenwerk verschwand vor ihr. Meine Gemahlin, die dem Reiche und mir gefährlich werden wollte, hätte Nichts ausrichten können, so lange diese Perle da war; dies Reichskleinod wußte sie heimlich zu entwenden, und ließ sie in's Meer versenken, in dessen Grund nun all' meine Hoffnung begraben ist."

„Herr," sprach Bisapur, „ich bin zu übereilt gewesen, wie ich wohl einsehe. — Ich will indessen mein Bestes thun, und eine Prämie darauf setzen lassen, damit an allen Küsten meines Reichs nach der Perle gefischt werde."

Der Sultan geht zu seinem Hoflager und stellt die Befehle, eine große Perle zu fischen, und setzt eine unglaublich hohe Belohnung darauf. Einem alten erfahrenen Fischer gelang es, diese große Perle vom Grunde des Meeres zu holen, und kaum hatte sie den Beherrscher der schwarzen Inseln berührt, so wird er mit dem Unterleibe wieder, was er war; der See wird zur Stadt; die Fische werden zu Menschen; die ganze Gegend ringsumher wird zu einem großen, sehr großen Reiche, und der Fischer empfängt von beiden Sultanen so viel Gold und Kostbarkeiten, daß er nicht wußte, wohin damit, und also hieß er ein glücklicher Mann.

Abu Hassan.

Ein Kaufmann zu Bagdad, der alten Stadt der Arabischen Khalifen, hatte eine Frau hinterlassen und einen Sohn, und weil er sehr reich war, auch viel, sehr viel Geld. Daß er's hinterließ, das macht, weil er gestorben war, denn sonst hätt' er es gewißlich noch selbst behalten.

Der Sohn war an 30 Jahr alt, als er seines Vaters Erbe wurde und begriff wohl, es sei eine herrliche Sache, sorgenfrei und lustig leben zu können, mit so vielem Vermögen. Das war aber auch das Einzige, was er so recht begriff; denn an Verstand hatte ihm der knauserige Vater eben nicht mehr hinterlassen, als was er so von sich selbst mit zur Welt gebracht hatte. Der Herr Vater aber hatte blos darum viel hinterlassen, weil er an Allem erknauserte, selbst an der Bildung des Sohnes, — doch was geht uns der Geldkasten vom Vater an, zumal da er todt ist; wir haben es mit seinem Sohn zu thun, mit Abu Hassan, der noch lebt und nun erst recht zu leben sich vornahm; so nämlich, wie Er sich das rechte Leben dachte. Eingezogen und kärglich war er gehalten worden, nun sollte es aber ganz anders gehen; denn er konnte es ja den Söhnen der reichsten Väter gleich oder gar zuvor thun, weil er Geld genug hatte.

Er theilte sein Geld und Gut in zwei gleiche Theile, — den einen Theil zu Jubel und Lust, den andern aber, für welchen er Landgüter kaufte, bestimmte er für den Fall, daß, wenn der erstere versauft sein würde, er immer noch anmuthig und anständig davon leben könnte. — Man sieht, daß von des Vaters vorsichtiger Kaufmannsnatur auch auf ihn Etwas übergegangen war.

Hassan, der so lange wie ein Einsiedler gelebt und fast keinen Menschen gekannt hatte, fand auf einmal eine große Menge Freunde, die so viel Liebenswürdigkeiten und Tugenden an ihm fanden, daß er gar nicht begreifen konnte, wo dieselben auf einmal herkämen und wie sie so lange in ihm hätten verborgen bleiben können, zumal da ihn der Vater immer nur Dummhut, Tölpel, Freßsack und Taugenichts und mit andern so schönen und anmuthigen Namen genannt hatte. Die Liebenswürdigkeiten und Tugenden aller Art fanden sich aber da, als er den Freunden die glänzendsten Feste gab, die vom Abend an bis zum Anbruch der Morgenröthe währten. Da waren die ausgesuchtesten Gerichte aus den fernsten Gegenden der Erde; die seltensten und feinsten Weine, von denen sie eigentlich keinen Tropfen trinken durften, weil sie Muhamedaner waren, — sie thaten es aber doch und tranken tapfer drauf los. Da waren die theuersten Spielleute, die herrlichsten Sängerinnen mit Engelstimmen, Tänzerinnen wunderschön und in allen Sprüngen und Hüpfen gewandt; die schönsten Sclaven und Sclavinnen dienten bei Tische und am Ende schloß sich immerdar das Fest mit einem Ball, wo Alles durch einander ging.

So ging es Abend für Abend und Nacht für Nacht, und Alles, was in dem großen und reichen Bagdad hoch und vornehm, glänzend und reich, kunstreich und kostbar war, fand man bei Abu Hassan beisammen.

Aber die Herrlichkeit konnte doch nicht ewig währen. Sie hielt etwa zwei Jahre aus und dann war es damit auch wirklich aus.

Und da nun die Stille und Einsamkeit in Hassan's Haus eingezogen, waren die Freunde mit ihren Lobpreisungen seiner Liebenswürdigkeit und Großmuth ausgezogen und ließ sich keiner erblicken. Es war, als wären sie alle gestorben, obwohl Hassan noch viele derselben auf den Straßen lebendig sahe, die ihm aber sämmtlich schon auf hundert oder gar tausend Schritte auswichen.

Das kränkte den Hassan sehr und er grämte sich darob mehrere Tage und saß mit unterstütztem Kopfe in seinem Sopha gar trübsinnig. Nicht das verlorene Geld that ihm weh, sondern die Untreue derer, die sich seine Freunde genannt hatten und hatten ihm Liebe und Treue auf Noth und Tod geschworen mit theuren Schwüren und nun thaten, als habe er niemals gelebt. Den weltklugen und selbstsüchtigen Leuten mit feinen Schnüffelnasen begegnet so Etwas nicht leicht und den ausgemachten Spitzbuben noch weniger, aber Hassan kannte die Welt nicht und war eine treuherzige Haut.

Es kränkte ihn und er grämte sich darob so sehr, daß er ordentlich verfiel. Die Mutter wollte ihn trösten und sagte, er habe ja noch genug und könne ruhig in die Welt hinein sehen und sich noch manchen guten Tag machen. Aber Hassan antwortete, das sei es auch nicht was ihm so weh thue; aber daß die Menschen die er so lieb gehabt habe, so — so — ach so gar grundschlecht wären, das habe er nicht erwartet und schmerze ihn weit mehr.

Da setzt ihm denn die Mutter aus einander, daß es nun einmal in der Welt leider also zustehe und zugehe und heiße das der Welt Lauf, in den man sich denn schon schicken müsse, wenn man sich nicht täglich wolle ärgern oder betrüben.

„Ach Mutter!“ rief Hassan, „was Ihr da sagt, ist gar nicht gut, sondern erbärmlich! Ach, einen treuen Freund für's Leben nur einen einzigen möchte ich haben; dem wollte ich auf Leben und Tod zugethan bleiben. Ich will suchen, ob ich ihn finde? — Vielleicht ist unter meinen Abend- und Tischgenossen doch noch Eine treue Seele, — vielleicht finde ich sie heraus, und ich habe mir's schon ausgedacht, wie ich das anfangen will.“

„Mein Sohn!“ antwortete die Mutter, „Gott lasse dich finden, was du suchst. Aber rechne nicht gar zu gewiß darauf, sondern glaube mir, es ist ein sehr rarer Fund. Und was deine Spieß- und Spaßgesellen betrifft, so rechne auf diese am wenigsten; denn bei denen war Alles nur Spaß. Es waren Maul-, Tisch- und Bouteillenfreunde, die ihrem Maul, deinen Gerichten und Weinen sehr freundlich zugethan waren, aber nur Dir nicht. — Glaube mir!“ —

Hassan glaubte zwar, aber nicht so grad hin und nicht so durchaus, und so that er denn, was er sich gedacht hatte und was schon Viele in ähnlichen Lagen gethan haben.

Er geht zu denjenigen seiner Abendgenossen, die er noch für die besten

hielt, stellt ihnen seine Lage und jetzigen Nothstand vor und ohne ungroßmüthig zu erwähnen, daß er sich ja fast ganz allein um ihretwillen erschöpft habe, bittet er blos um ein Darlehen, womit er sich wieder aufhelfen könne, verspricht pünktliche Rückzahlung und macht sogar Hoffnung, daß er, wär' er nur erst wieder hinauf, dann auch mit seinen Freunden manchen vergnügten Abend wieder verleben wolle. — Ein ehrliches und gutes Herz, meinte Hassan, würde sich doch finden.

Hassan hatte sich verrechnet. Der eine bedauerte mit den allerhöflichsten Worten, daß er in Verzweiflung sei, ihm gerade jetzt nicht helfen zu können, er habe große Auslagen gehabt, habe erst gestern und vorgestern da und dort verliehen, und sei dermalen selbst in einiger Verlegenheit; aber die andern Freunde würden gewiß sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen, ihm zu willfahren, — mit vielen Betheuerungen seiner innigsten Freundschaft und Liebe schob er ihn ganz mälig und sanft zur Thür hinaus und empfahl sich ihm nochmals.

Hassan ging zu einem Andern und dachte: Vielleicht Der! Aber der machte wenig Umstände mit ihm und sagte höhnisch: „Wie man's treibt, so geht's!" und bat, ihn mit solchem dummen Ansinnen zu verschonen, denn er werde kein solcher Narr sein, einem Bruder Liederlich seine blanken Goldstücke zu leihen, die doch wieder in einigen Wochen verschwelgt wären. Des Ueberlaufs von solchem Gesindel sei ohnedieß schon zu viel. — Hassan ging.

Ein Dritter sagte zu Hassan, er müsse wohl ein wenig im Kopfe verwirrt sein. Sein Gesicht sei ihm ganz fremd, und als Hassan das übel nehmen wollte, ließ er den Unverschämten durch seine Bedienten kurzweg zur Thür hinauswerfen.

Ein Vierter stellte sich ganz fremd und nahm ein paar kleine Silberstücke und sprach: „Hier, mein Freund!" und damit wollte er sie ihm geben; Hassan aber ging und biß vor Grimm die Zähne zusammen.

„Das ist also die Freundschaft! die Freundschaft der Welt!" sagte Hassan. „So sieht sie also aus? — Nun wir wollen uns vor der Freundschaft der ganzen Welt künftig in Acht nehmen."

Er machte sich seinen Plan, wie er jeden Abend vergnügt sein wollte, ohne irgend einen Menschen in ganz Bagdad. Die Mittel dazu gaben ihm sein gut gefüllter Geldkasten und sein reiches Einkommen von den Gütern. Er bat sich jeden Abend einen von den vielen Fremden, und namentlich von den vielen auswärtigen Kaufleuten, die nach Bagdad kamen und nahm sich fest vor, keiner sollte öfter bei ihm zu Abend essen und zur Nacht beherbergt werden, als ein einziges Mal. So führte er es auch aus. Früh wurde schon das Schönste und Beste, was nur irgend zu haben war, angeschafft, und zu Abend setzte sich Hassan auf eine Brücke und bat den ersten besten Fremden, der ihm gefiel, höflichst, bei ihm zu essen und zur Nacht zu bleiben. Da hatte er denn alle Abende lehrreiche und angenehme und oft lustige Unterhaltung; denn die Fremden hatten viel gesehen und gehört und manche steckten voll Scherze und Schnurren und die köstlichen Gerichte und Weine trugen das

Ihre zur Fröhlichkeit bei. Nach Mitternacht erst begab man sich zur Ruhe, denn Hassan hatte Zeit genug auszuschlafen.

Hassan befand sich bei seiner neuen Lebensweise sehr wohl und hatte schon viele Abende vergnüglich zugebracht, als er eines Abends den Khalifen Harun Alraschid bittet, den er nicht kannte, weil er sich mit Mesrour, seinem Oberkämmerer, und einem begleitenden Sclaven verkleidet hatte, so daß ihn Niemand erkennen konnte. Hassan hatte ihn ohnedieß nie gesehen, denn die Sultane des Morgenlandes allzumal lassen sich nur sehr selten sehen.

Die seltsame Einladung belustigte den Großherrn und er nahm dieselbe an, zumal da ihn Hassan von seiner Lebensweise und von seinen stets neuen Abendgästen unterrichtet. Hassan erschien ihm als ein sonderbarer Kauz, welchen er näher kennen lernen müsse.

Sie aßen mit einander und Hassan, mit der Hoheit seines Gastes unbekannt, überließ sich seiner fröhlichsten Laune, die der Khalif geflissentlich mit vermehren half, zumal da er sich schon einen Spaßscherz mit dem lustigen Wirth ausgedacht hatte.

Sie aßen nicht blos mit einander, sie tranken auch mit einander, ordentlich wie sich's gebührt. Hassan schenkte sich zuerst eine Schale voll ein und trinkt und singt dazu ein fröhliches Trinklied und schenkt dann dem Khalifen ein, der seine Schale köstelnd ausschlürft, den Wein gut findet, ohne zu singen. So geht es hin und her und dabei sagen sich Beide die höflichsten und artigsten Sachen. Der Khalif gefiel dem Hassan und Hassan gefiel dem Khalifen.

Mitternacht war herangekommen und wenn man so gut getrunken hat, wie diese Beiden, so will man denn auch gehörig ausschlafen. Der Khalif bezeugt seinem Wirthe die innigste Dankbarkeit und wünscht dieselbe thätig beweisen zu können. Hätte Hassan ein Verlangen, so möge er es ihm eröffnen, vielleicht könne er es ihm gewähren; denn er selbst sei am Hofe nicht unbekannt.

„Ich," erwiderte Hassan, „habe eigentlich in der ganzen Welt Nichts zu wünschen, denn es fehlt mir Nichts. Aber vier Spitzbuben von Graubärten, die meine Nachbarn sind — ja! wenn ich die einmal so recht tüchtig könnte durchbläuen lassen, daß sie es so ein vier Wochen auf dem Buckel juckte, das sollte meine Herzenslust und Freude sein! — Ich wollt', ich wär' einmal nur einen einzigen Tag Khalif, dann sollt' es geschehen."

„Ei!" sprach der Khalif; „so alte Leute!"

„Ja doch," erwiderte Hassan; „alte Heuchler, die alle Tage sich versammeln und über Alles lästern und leumden, was im Viertel vorgeht, stiften lauter Unheil und Händel an und alle ehrlichen Leute fürchten sich vor diesen Spitzbuben."

„Ja freilich," sprach der Khalif, „wenn's so ist, so muß man sehen, wie man den alten Schelmen auf's Kollet kommt. — Laßt mich einmal sorgen! Vielleicht gelingt es mir. Ich will indessen jetzt von Euch dankbaren Abschied nehmen, damit ich Euch morgen nicht im Schlafe zu stören brauche, weil ich gewohnt bin, früh aufzustehen."

„Thut nach Eurem Belieben," sprach Hassan, „und macht nur morgen früh beim Fortgehen die Thüre zu, wenn ich noch schlafe."

Das versprach der Khalif, füllte den Rest des Weins, der noch in der Flasche war, halb in seine Schale und trank ihn zur schuldigen Danksagung; die andere Hälfte goß er in Hassan's Schale, in welche er aber sehr geschickt ein Schlafpulver gebracht hatte, das er immer bei sich führte. Er bot die Schale seinem Wirthe, dessen Augen schon gläsern und schläfrig waren, mit der gefälligsten Art dar, und dieser leerte sie auf einen Zug. — Aber sie war kaum geleert, so sank er auch schon im tiefsten Schlaf auf's Sopha hin.

Jetzt rief der Khalif den Mesrour und seinen Sclaven, ließ den Hassan auf die Achsel laden und in seinen Palast tragen. Die Kammerdiener mußten den festen Schläfer auskleiden und in das Bett des Khalifen legen, der, um sich einen rechten Hauptspaß zu machen, auf der Stelle seine Befehle für den folgenden Tag gab. Alles lief darauf hinaus, dem Hassan einzubilden, er selbst sei der Khalif. — Genug, der ganze Hof und selbst Giafar, der Großwessir, bekam höchst gnädig strengen Befehl, den Hassan in allen Dingen wie den Khalifen zu behandeln und nach dessen Willen überall zu verfahren, er möge gebieten, was ihm beliebe. Daß der Allergnädigste Alles am andern Tage sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden und daß er keinen einzigen Spaßaugenblick verlieren konnte, dafür war Sorge getragen.

Hassan erwachte. Sein Bett, sein Nachtkleid, sein Zimmer und die Verzierungen desselben, die Gefässe von Gold und Silber mit Edelsteinen besetzt, die schwarzen Sclaven, die mit kreuzweis über die Brust gefalteten Armen schweigend und demüthig unweit des Bettes standen und die wunderschönen reichgeschmückten Sclavinnen mit Flöten, Hoboen, Zimbeln und Handtrommeln, allesammt seines Winks und ihres Dienstes gewärtig, — was sollt' er aus dem Allen machen?

„Wach' ich? — träum' ich?" fragte er sich selbst und war an sich irre. — „Nein, das ist doch Wachen! — Aber es kann ja nicht Wachen sein; denn sonst müßt' ich doch wohl, bei Gott, der Khalif sein, so groß und herrlich ist Alles, — ich träume also. — Aber das ist doch wahrhaftig ein Traum, der wie Wachen scheint. — Wer bin ich denn? — Es sieht mir aus, als wär' ich ein Bischen Khalif, und bin doch, ich weiß es gewiß, nur Abu Hassan, der Bruder Lustig, der sich um die ganze Welt nicht kümmert, seitdem er die Weltfreundschaft kennen gelernt hat. — Nun Geduld nur; ich will's schon noch herausklauben, wer ich denn so eigentlich bin und ob ich träume oder wache."

Aber er konnte es doch nicht so straks herausbringen. Da trat eins der schwarzen und stummen Gesichter auf ihn zu und that seinen Mund auf und sprach:

„Beherrscher der Gläubigen! Nach Eurem eigenen hohen Befehl muß ich bitten aufzustehen; die Morgenröthe glänzt schon am Himmel!"

„Dumrian," rief Abu Hassan, „ich weiß besser, wer ich bin. — Ich wäre eben der rechte Beherrscher der Gläubigen! Ich schlafe bis in den Tag

hinein, du Narr, und deine Morgenröthe, du Mohrengesicht, geht mich gar nicht an. — Laß mich träumen, Hans Narr." — Damit legte er sich auf die andere Seite.

Bald kam ein anderer Schwarzer. „Beherrscher der Gläubigen," sprach er; „die Sonne will aufgehen; die Stunde des Gebets naht sich."

„Hol der Popelmann deine Stunde," sagte Hassan, „ich schlafe nicht nach Stunden, sondern so lang' ich will, und alleweil träum' ich, ich sei der Khalif."

„Ei, mein gnädigster Herr, das seid Ihr ja auch gewiß und wahrhaftig," sagte Mesrour, der Oberkammerherr, der eben heran trat, „und die Geschäfte warten auch schon auf Euch."

Hassan wurde immer mehr an sich selbst irre, und immer mehr unwillig und rief: „Schweig, du schwarzer Dickkopf mit deinem Breitmaul, und laß mich fortträumen. — Du weißt den Henker, wer ich bin."

„O," antwortete Mesrour, „Euer Sclav wird nie vergessen, wer Ihr seid! — Ihr seid der Herr der Welt und der Herrscher von ganz Arabien und der Sohn der Sonne und das Kind der Eltern der Gestirne und der Allermächtigste und Allerunüberwindlichste Herr, vor dessen Blicken die Geister und die Menschen zittern und wenn Ihr Eure Augenbrauen runzelt, so sieden und wallen die Meere, denn Ihr seid Harun Alraschid!"

Hassan sahe stumm und starr den Sprecher eine Weile an. Dann sagte er: „Höre Bruder! Einer von uns Beiden ist rein toll — entweder du oder ich. — Am Ende, glaub' ich, wir alle Beide."

„Das verhüte Gott in Gnaden," sprach Mesrour, „aber Ihr beliebet wahrhaft zu scherzen, oder ein sehr böser Traum muß Euch irre gemacht haben."

„Ja, träumen mag ich wohl," brummte Hassan, „aber ich will mir gleich aus dem Traume helfen. Wartet nur."

Da stand ein kleiner schwarzer Mohr — ein Page — den sah er an und sprach: „Hört einmal, lieb jung gnädiges Herrlein, Ihr seid doch dahier am Hofe und seht mir so hübsch klug und gescheidt und so hübsch einfältig daneben aus; nun sagt mir einmal, was ich denn bin, oder was ich nicht bin?"

Der Knabe sagte:

„Mein hochgnädigster Herr: ich weiß zwar eigentlich fürwahr nicht, was und wer Ihr seid; aber Ihr seid doch eigentlich wahrhaftig und gewiß ein hochgebietender Herr!"

„Nun da seh' eins Gottes Wunder," sprach Hassan; „nun weiß ich doch, wer ich bin! — Der Junker spricht so scharf und tiefsinnig und weder er noch ein anderer Mensch kann klug daraus werden."

„Hört einmal, ihr lieben scharmanten Dingerchen mit Euren Musik-Instrumenten," fuhr Hassan fort, „kommt einmal der Reihe nach her und sagt mir einmal, wer ihr seid und wer ich bin und ob ich wache oder träume?"

Die Erste trat heran und sagte: sie heiße Perlenauge; die Andere sprach:

ihr Name sei Rosenmund; die Dritte nannte sich Morgenröthe; die Andern allzumal hatten ihre seltsamen kostbaren Namen, z. B. Abendschein, Elfenbeinzahn, Pfauenschwanz, Mondscheinstrahl, Silberblick, Goldfunke u. s. w. — und nannten sich alle so hübsch und niedlich, wie wir jetziger Zeit, wo wir's auch gelernt haben, unsere Töchter zu nennen pflegen, z. B.: „Li li; Lu lu; Tu tu; Lo lo; Mi mi u. s. w. „Nun," sagte Hassan, „du Rosenmaul, oder du, Ratten- oder Affenschweif, oder du Perlenschnauze u. s. w. sagt's mir einmal ehrlich und rein von der Leber weg, wer bin ich denn eigentlich und ordentlich?" Aber auf sein Befragen wußten sie wahrhaftig Nichts weiter, als daß er der Beherrscher der Gläubigen wäre und damit er völlig erwachen und sich ganz besinnen möchte, spielten sie fein und lieblich auf, tanzten und sangen dazu, und der in sich verwirrte Hassan dachte: „Nun, wenn ich also einmal der Khalif wider Willen sein soll, so will ich's denn auch sein; aber ich begreife von dem ganzen Handel gar Nichts, und Gott allein weiß, wie ich dazu komme."

So stand er denn auf, ließ sich ankleiden von mehr als sechzig Paar Händen, was er sonst mit seinen einzigen Paar Händen allein gekonnt hatte.

Ein Diener streckte sich vor ihm nieder und bat um seine Befehle. Da trug er dem Diener auf, die vier Graubärte, seine Nachbarn, öffentlich auspeitschen zu lassen, mit dem Ausruf, daß sie Händelmacher und Friedensstörer und Lästermäuler wären. Der Diener ließ straks den Befehl vollziehen und erstattete Bericht, wie sie sich geberdet und wie sie geschrieen hätten. — So war's dem Hassan denn eben recht.

Hierauf bekam der Diener Befehl, der und der alten Frau, die in demselben Viertel wohne, wo der Iman mit seinen Genossen geochsenziemert worden war, zweitausend Goldstücke zu schenken, es war seine Mutter, die er aber sich schämte als Mutter anzuerkennen, seitdem er Khalif war, — der Diener ließ auch das vollziehen und erstattete Bericht von dem Danke der alten Frau, die gar nicht gewußt habe, wie sie zu dieser hohen Gnade von dem Beherrscher der Gläubigen käme.

„Das will ich schon glauben," sagte Hassan, „aber ich weiß es recht gut, wie sie dazu kommt."

Hassan war zufrieden, daß seine Befehle vollzogen wurden. Aber der Hunger stellte sich ein und er verlangte zu essen. Er wurde in viele Säle und Zimmer geführt und in jedem Saale und Zimmer waren andere Gerichte andere Weine, andere Früchte und auch andere Sängerinnen und Tänzerinnen, so schön, als sie auf der Erde nicht vorhanden sind und auch gar nicht vorhanden sein können. Hier aber waren sie doch da! — Und er suchte den Korallenlippen, den Perlensträußen, den Morgensternen, den Mondscheinsstrahlen, den Blüthendüften und wie die Mädchen weiter hießen, die schönsten Früchte aus goldenen Becken aus und sie mußten ihm in den besten Weinen mit Bescheid thun, welches sie auch recht gern thaten; denn das konnten sie gar gut, indem sie es längst gelernt hatten. — Sie tranken und sangen; sie sangen und tranken und Hassan trank und sang auch mit und kümmerte

sich am Ende gar nicht mehr darum, wie er ein großer Herr geworden sei; denn es war ihm genug, daß er es war und in seiner Ueberfreude erwischte er diese und jene Jungfer beim Arm und hopsasate mit ihr durch den Saal und lachte und jubelte dazu. — Wer aber noch mehr lachte, war der wirkliche Khalif, der Alles, Alles mit angesehen.

Guter, treuherziger Hassan, du warst Khalif und dachtest nur an deine Freude. Armer Hassan! du mußtest schwer büßen, ohne Etwas verschuldet zu haben; — aber es geht einmal in der Welt nicht anders.

Der Abend war gekommen und mit dem letzten Glase Wein empfing Hassan wieder ein Schlafpülverchen und wurde in seine Wohnung zurückgetragen und in seine Schlafkammer gelegt. — Die Thür der Schlafkammer ward aber offen gelassen.

Armer Hassan! Du erwachst in deiner Hauskammer, du rufst Perlenstrauß, Rosenmund, Korallenlippe, Morgenstern u. s. w. — rufst, rufst und brüllst beinahe am Ende, aber es kommt ja Niemand als die gute, alte Mutter, die zu dir spricht: „Guten Morgen, mein Sohn! — was fehlt dir denn? — Du schreist ja so sehr!"

„Dein Sohn, Ich? du alte Person du? — du alte — Alte. — — Weißt nicht einmal, daß ich Beherrscher der Gläubigen bin; das weißt du nicht einmal, du, alte Frau Byrsche? — Gleich fort du — aus meinem Gesicht fort!"

Aber die gute arme Mutter wußte ja nur, daß er ihr Sohn war und merkte wohl, daß es etwas wirre und toll im Kopfe war und er auch wohl einen dummen, bösen Traum gehabt hätte und wollte ihn zurecht und auf andere Gedanken bringen. — So sagte sie denn: „Mein Sohn! mein lieber Sohn! sieh' doch nur umher in deiner Schlafkammer — deine Tische und Sopha's und Alles, — da ist ja Alles nicht wie bei dem Khalifen. Du mußt dich ja erinnern, daß dieses Haus, diese Kammer, diese Geräthe — —"

„Ja, Mutter, ja!" unterbrach er sie, „ich erinnere mich wahrhaftig. Ich bin der Khalif gar nicht und du, liebe Mutter, bist meine gute herzliebe Mutter. — Aber ich muß recht närrisch geträumt haben!"

„Ja, das muß wohl sein, mein Sohn," sprach sie und wollte ihn nun von den tollen Einbildungen ganz abbringen und erzählte ihm deshalb, was sich gestern begeben hätte. — Wie die vier Nachbarn auf Befehl des Khalifen wären geochsenziemert worden und wie sie selbst, — Gott wisse allein wie, von dem Khalifen mit zweitausend Goldstücken beschenkt worden wäre.

Das erzählte sie; aber sie hatte, statt besser, Alles ärger gemacht und Hassan fuhr heftig auf, mißhandelte die Mutter in Wort und That und wollte nunmehr durchaus und durchum der Khalif sein und die Nachbarschaft wurde rege und wach und brachte den armen verwirrten Menschen in's Narrenhaus, wo man auf gut Muhamedanisch, mit tüchtigen Ochsenziemern ihm nach Herzenslust die Vernunft einzutreiben versuchte, weil so ein Ochsenziemer in der Welt mehr helfen muß, als der größte und vornehmste Doctor der Weltweisheit.

Einige Monate hatten sie täglich ein- bis viermal auf Hassan unmenschlich losgehauen, ehe sie ihm die Khalifengedanken hatten heraushauen können. Endlich trieb der Prügel Macht dennoch die Khalifengedanken aus und Hassan begriff, er sei ein ganzer Narr gewesen und kam auf Fürbitte der Mutter aus dem Stock- und Prügelhause wieder in sein eigenes Haus. Er und die Mutter waren bald darüber ganz und gar einig, wie er zu den seltsamen Khalifengedanken gekommen sei. — Sie blieben dabei, daß daran der Kaufmann schuld wäre, der beim Weggehen des Morgens die Thür der Schlafkammer habe offen gelassen und so habe denn leicht ein tückischer Nachtgeist hereinschleichen und Hassan's Sinne durch einen schweren bösen Traum verwirren können.

Nachdem erst Rücken, Arme und Lenden wieder geheilt waren, fing Hassan sein ehemaliges Abendleben abermals an und vergaß dabei den Khalifen und die ganze Welt.

Nicht so gar oft hatte er auf der Brücke zu Bagdad gesessen und sich jeden Abend einen neuen Gast geladen, als der Kaufmann wieder daher kommt und zwar in der nämlichen Begleitung wie das erste Mal, der durch das Auflassen der Schlafkammerthür schuld an dem bösen Traum gewesen war. Hassan wollte nicht mit ihm zu schaffen haben und wendete sein Gesicht ab, da der Kaufmann bei ihm vorbei ging. Der aber sahe ihn recht gut, denn er war eigentlich um Hassan's willen gekommen, und wußte wie Alles gegangen und wie tüchtig der arme Hassan durchgehauen war; aber er wollte sich noch einmal ein Späßlein machen.

„Ja wahrhaftig, das seid Ihr ja, mein Bruder Hassan!“ redete er ihn an und wollte ihn umarmen. Hassan aber sagte ihm ganz trotzig, daß er sich Gruß und Umarmung recht höflichst verbäte und der Herr Kaufmann möge in Gottes Namen sich seiner Wege scheeren. Aber der Khalif wußte den ehrlichen Hassan mit süßen Worten, Umarmungen und Schmeicheleien aller Art so zu bethören, daß dieser den Thürauflasser wieder mit sich zum Abendessen nahm und treuherzig alles Unheil erzählte, das ihn betroffen hätte. Es ging wie am ersten Abend. Hassan bekam ein Schlafpulver und wurde abermals in den Palast des Khalifen gebracht und in's Bett gelegt, wo er beim Erwachen Alles wieder so fand wie das erste Mal, die schwarzen Herren und die weißen und die Sclavinnen mit ihren Musikinstrumenten und Kehlen und mit ihren Tanzfüßen — und der Khalif war wieder in seinem Versteck und sahe Allem mit großer Lust zu.

„Potz Popelmann!“ rief Hassan, indem er sich die Augen rieb, „da träume ich schon wieder Khalifens und mag's doch gar nicht sein! — Das macht aber der verwünschte Galgenstrick der Kaufmann, der mir, so wahr ich lebe, die Thür wieder aufgelassen hat. Aber ich will kein Narr sein und mich für den Khalifen halten, denn das Stockhaus und die Hiebe vom Herrn Ochsenzimmer habe ich wahrhaftig noch gar nicht vergessen.“

Die Morgensterne und die Perlensträußer und die Korallenlippen wollten ihn überreden, er sei der wahrhaftige und leibhaftige Khalif und es sei allerhöchste Zeit, in den Staatsrath zu gehen.

„Ihr seid leibhaftige Närrinnen,“ rief Hassan ärgerlich, „Ihr dummen Dinger wißt den Henker wer ich bin? Ich will' schlafen, sag' ich Euch, bis der böse Satan von Traumgeist zum Satan geht und mich verläßt; und laßt Rath halten und Khalif sein, wer Lust hat, — ich für meine geringe Person bedanke mich fein dafür.“

Da faßten ihn die Mädchen an, — denn so war's ihnen befohlen — und trugen ihn in seinem großsultanischen Kaftan bis mitten in den Saal und setzten ihn in des Khalifen Sessel; und nun tanzten und sprangen und musicirten und trillerten sie in wilder Lust um ihn so arg und lärmend herum, daß man selbst das überlaute Gelächter des Khalifen nicht hören konnte.

„Seid Ihr denn Alle toll, so will ich's auch mit sein!“ rief Hassan, sprang vom Sessel auf, erwischte eine und die andere der Mädchen bei der Hand und sprang lärmend und schreiend und jubelnd mit ihnen im Kreise herum, bis er ganz außer Athem war und sich auf den Sessel erschöpft hinwarf.

Jetzt wollten sie allzumal ihn überreden, er sei der Khalif. Gestern habe er ja den Iman und die Graubärte auspeitschen und die Mutter eines gewissen Abu Hassan mit zweitausend Goldstücken beschenken lassen. Sie erinnerten ihn an die Speisen und Getränke, die er gestern zu genießen beliebt hätte.

Hassan sahe die Mädchen mit stummem Nachdenken an. — — „Wahrhaftig,“ sagte er alsdann, „Ihr habt vollkommen recht — so ist's gewesen — und ist doch, so wahr ich lebe, kein einziges wahres Wort daran wahr. — Seht! Ich bin der Khalif und bin's auch nicht und möchte eigentlich wohl wissen, wer ich bin? — — Ihr aber seid schlaue Bestien und ist nur schade um Eure glatten Mädchengesichter, daß sie so hübsch sind. — Der Henker werde klug daraus.“

„Ach Himmel,“ riefen die Mädchen, „Eure Majestät belieben heute gar nicht ordentlich zu erwachen!“

„Da habt Ihr wieder recht,“ sagte Hassan; „mir ist selbst so, als träumte ich; und dann ist mir auch, als wachte ich — — — aber wart, dahinter will ich gleich kommen. — Du da, Perlenmuschel — oder Korallenzinke, kommt einmal Eins von Euch her und beißt mir mit Euren Elfenbeinzähnen da hier in's rechte Ohrläppchen, damit ich weiß, ob ich wache; und macht's ein wenig derb, damit ich's auch ordentlich fühle.“

Da biß ihn eins der Mädchen so gewaltig in's Ohrläppchen, daß er aufsprang und überlaut anfing zu schreien. Aber da fing der ganze Lärm der Musik wieder an; die Mädchen umtanzten ihn wieder und er sprang in halber Verzweiflung mit ihnen herum, walzte wie närrisch mit ihnen durch den Saal, überschrie und überlärmte Alle, riß die Khalifenmütze vom Kopf und warf sie zu Boden; zog den Khalifenkaftan aus und sprang mit den Füßen darauf herum und trieb es so toll und arg, daß der Khalif aus seinem Versteck hervorsprang und rief: „Hör' auf, Hassan, hör' auf! ich muß vor Lachen ja sterben!“

Jetzt war dem Hassan auf einmal Alles klar, und er erkannte in dem Khalifen den verkleideten Kaufmann. „Heda!" rief er, „Ihr seid also der Kauz von Kaufmann, der die Schlafzimmerthür bei den Leuten aufläßt, daß sie tolle und thörichte Träume bekommen, und im Hirnkasten verwirrt werden? — Kommt mir nur wieder, Patron, ich will Euch schön nach Hause leuchten. — Aber da wir Beide beisammen sind, so sagt mir doch, wer von uns ist denn der rechte Khalif, Ihr oder ich? damit ich nur wieder weiß, woran ich bin?"

Der Hof erblaßte bei solchen Worten, die Hassan sprach. Der aber wußte recht wohl, was er that, und der Khalif konnte zu lachen nicht aufhören. „Hassan," sagte er, und umarmte ihn zugleich, „Hassan du bist mein Bruder, und kommst nun und nimmer nicht wieder von mir weg. — Und Khalif werd' ich wohl sein, und habe Lust, das Aemtchen noch eine Weile zu behalten."

„Da thut Ihr recht wohl daran," erwiderte Hassan, „ich mag das Amt ohnedieß nicht, weil ich ein Haar darin gefunden habe. Bleibt denn Khalif."

Hassan blieb am Hofe, und war der einzige Mensch, der zu aller Zeit und Stunde freien und unangemeldeten Zutritt zum Großherrn hatte, und was mehr sagen will, auch das Recht des freien ungeheuchelten Wortes. Dafür aber wußte er auch den Großherrn durch tausend lustige Dinge zu unterhalten und zum Lachen zu bringen. Er war dem ganzen Hofe lieb, er belustigte Alle, er schadete Niemand, er nützte Vielen, und selbst der Lieblings-Sclave bediente sich seiner, um dem Khalifen Manches vorzubringen, was er selbst zu sagen nicht wagen durfte.

Hauptmann Felsenschneider und seine Gefährten.

Es gab eben keine Kriege in Afrika und Asien mehr, wo der Hauptmann Felsenschneider sengen, brennen, stechen, hauen und nach Herzenslust essen und trinken konnte.

Auf seinen Streifereien kommt er in einer Wüste zu der Grotte eines Derwisches, und sagt: „Heiliger Mann, hast du nicht etwa ein paar hundert Nüsse für einen hungrigen Magen?"

„Die Ratten haben mit ihren guten Zähnen alle meine Nüsse gefressen, und die Schalen übrig gelassen. Doch liegt noch ein großes Stück Zwieback vor meiner Thür." — Damit zeigte er auf einen Stein, der über sechs Fuß lang war.

„Ist das deine Speise?" sagte der Hauptmann, „so kenn' ich dieses Backwerk wohl, und die Pyramiden sind davon zusammengebacken. Es ist freilich ein wenig schwer verdaulich; indessen Hunger thut weh." Somit hieb er sich mittelst seines Säbels eine drei Finger starke Scheibe mit einem einzigen Hieb ab, zerbröckelte sie mit den Händen und zermalmte sie mit den Zähnen.

Der Derwisch bewunderte den Mann und seinen Säbel und dachte, den müsse er sich zum Freunde machen, ruft den Hauptmann herein, und theilt einige große Ziegenkäse und den Schiffszwieback mit ihm, den er noch besaß. Man trägt Beides in großen Stößen auf dem Steintisch in der Grotte auf, und setzt einige ungeheure Krüge dazu auf, worin Wasser mit Honig vermischt war.

Die Mahlzeit war mäßig, denn es hätten schwerlich über zwölf Personen davon gesättigt werden können, und der Derwisch ergreift nun den Krug, und leert ihn auf einen Zug aus.

„Bruder," sagt der Hauptmann, „du mußt bis auf die große Fußzehe hohl sein, und du hast auch nicht ein einziges Mal abgesetzt!"

„Ach, ich habe mich schon viel gebessert," versetzte der Derwisch. „Ich heiße Trinkaus, und hätte sonst wohl Ströme ausgetrunken, hätte ich das Wasser nur eben so geliebt, als den Wein. Das Trinken hat mich aber eben zu besseren Gesinnungen gebracht. Ich war bei einem Freunde in Georgien, aus dessen Keller es mir so lieblich entgegen roch, daß ich hinab stieg. Da liegen etwa ein Dutzend kleine Fässer voll Wein, nicht größer als die Oxhofte. Ich fange davon an zu kosten, und trinke in Gedanken den Wein aus. Darüber kommt der Wirth herbei und behandelt mich wie einen Saufaus. Meine dumme Hitze überläuft mich, und ich schlage den Mann todt. Hinterher that mir das leid, und um den Todtschlag abzubüßen, bin ich in die Wüste gegangen und ein Derwisch geworden, und treibe nebenbei ein bischen Pflanzen- und Sternkunde."

Nun erzählte der Hauptmann auch Einiges von seinen Thaten. „Einmal," sagte er, „habe er sogar die Hauptstadt eines ganzen Landes erobert, und das Land obendrein, aber er selbst und sein Degen ganz allein: denn die feigen Hunde von Soldaten wären nur immer dann zur Hand gewesen, wo es zu fressen und saufen gegeben, allein niemals beim Fechten. Als ich nun aber König geworden war," fuhr er fort, „fand sich's, daß ich über keinen einzigen Menschen zu herrschen hatte."

„Wie?" fragte Trinkaus, „du wirst doch nicht Weiber und Kinder vertilgt haben?"

„Bei Gott, ja!" sagte der Hauptmann, „ich vertilgte sie von Grund aus, denn sie fluchten und schimpften mir, warfen Steine auf mich, und hetzten die Hunde gegen mich an. Da hab' ich im rasenden Grimm Alles nieder gemacht."

„Du bist gewiß bei einigen von jenen Helden in der Schule gewesen," versetzte der Derwisch, „die wenn sie erst gesiegt haben, im allzugroßen Heldeneifer zu morden, zu sengen und brennen nicht aufhören können, weil sie einmal im Zuge sind. Aber mein Bruder, für einen Helden, wie du bist, ziemt sich solche Hitze nicht mehr. Ich wüßte ein Stück Arbeit für dich, wo sich die Hitze sehr abkühlen und viel Ehre gewinnen ließe."

„Was ist's für eine Arbeit?" fragte der Hauptmann, und der Derwisch antwortete „Es gilt ohne Armee eine Festung zu erobern, die weder Thore,

noch Mauern, noch Gräben hat. Die Mühe, welche du dabei haben würdest, würde die Hitze so ziemlich mildern."

„Höre, mein Bruder," versetzte der Hauptmann, „wenn du Wein in deinem Kruge gehabt hättest, so wüßte ich wohl, was ich denken sollte. — Ein Feldherr ohne Armee? — Eine Festung ohne Mauern und Gräben?"

„Ja doch, ja!" sagte der Derwisch; „zehn Stunden von hier ist die Festung Kikelalah. Sie liegt auf einem sechszig Fuß hohen Felsen, der rund um und ganz glatt behauen, und ganz senkrecht ist. Die Einwohner sind lauter Soldaten und lassen sich in Körben, deren jeder zehn Mann faßt, von den Mauern herab, um auf zwanzig Stunden umher den Tribut einzutreiben. Die Festung steht unter dem Tyrannen Dickstab, den alle Welt fürchtet, und wenn du den wirst vertrieben haben, kannst du selbst nach deinem Belieben herrschen, so gut wie der, ohne daß dir Jemand drein reden darf."

„Bruder," sagte der Hauptmann, „das will ich auch, — auf meine Ehre, ich will regieren, und der Bursche, der Dickstab, muß von dem Neste herunter, und du sollst sehen, wie ich arbeiten will. Nur etwas Armee möchte ich doch haben. Laß uns eine werben, es gibt ja des verlaufenen Gesindels noch genug in der Welt."

„Ist nicht noth," erwiderte der Derwisch, „du sollst eine Armee von acht Marschällen haben, deren Jeder allein ein Reich umkehren könnte, und ich bin der geringste unter ihnen. Du siehst wohl ein, daß acht große Generale mehr sind, denn acht große Heere. Du siehst also ein, daß diese ganz überflüssig sind."

„Wohl denn," sagte der Hauptmann, „so mache mich nur mit den Generalen bekannt."

Der Derwisch vertröstete ihn auf den andern Morgen, und sagte, daß sie viel Glück und Naturgabe hätten, nur den Verstand müßte ihnen der Anführer leihen. Felsenschneider meinte, daß sie um so tauglichere Soldaten sein würden. Er erkundigte sich aber nun auch, was für eine Art Mensch Dickstab sei.

„Der ist ein etwas riesiger Mann," antwortete der Derwisch, „und ist vom Kopf bis zu den Füßen in Stahl geharnischt, wobei er sich aber so leicht und schnell bewegt als ein Vogel. Er führt keine Waffe, als eine hundertpfündige Keule von Erz, mit welcher er so leicht spielt, als sei es ein dünnes Bambusrohr. Mit diesem verdammten Dinge hat er uns zwei unserer Besten todtgeschlagen, den Eisenarm, der mit jedem Faustschlag einen Mann niederstreckte, und den Stahlzahn, der mit seinen Hauern die Menschen wie Lerchen aufspießte."

„Die sollen gerächt werden," sagte der Hauptmann; „aber jetzt laß uns schlafen gehen."

Als sie am andern Morgen spazieren gehen wollten, kamen drei Männer. „Die sind von unsern Leuten," sagte der Derwisch, „und heißt der Eine Schauescharf, denn auf vierzig Stunden weit sieht er die kleinste Nadel auf der Erde; der Andere heißt Zieltreffer, und wird in gleicher Ent-

fernung einen Apfel nicht mit seinem Pfeile verfehlen; und der Dritte, Spalteluft genannt, würde den Pfeil in fünf Minuten zurück bringen."

Der Derwisch hatte das kaum ausgesagt, so waren die Dreie schon da, und er rühmte ihnen den herrlichen Anführer, welchen sie gefunden hätten, um an ihrem Feind Dickstab volle Rache zu nehmen. — „Aber," setzte er hinzu, „kommt ihr denn ohne Proviant?"

Da antwortete Zieltreffer: „Großbuckel bringt etwas Weniges mit. Er hat ein jähriges Kalb auf dem Rücken, und unter den Armen ein Paar Ohmen Wein. Er ist nur erst in einen Garten gegangen, um Gemüse und Salat mit zu nehmen, und wird bald da sein."

Kaum war das Wort ausgesagt, so war Großbuckel mit seiner Last da, die er so leicht trug, als wäre es ein Säckchen Federn gewesen.

„Sieh, General," sagte der Derwisch, „das ist unser Packwagen, der Großbuckel, uns Proviant zuzubringen, und die gemachte Beute fort zu tragen, wäre sie auch noch so schwer."

Der General bekam einen Gelust nach dem Kälbchen, und der Derwisch sagte: „Schauescharf, wo bleibt denn unser Koch?"

Schauescharf sahe sich umher. „Sieh' da!" sprach er, „er ist hier ganz nahe; aber er vertreibt sich die Zeit, Wachteln zu fangen, die in großen Zügen über seinen Kopf hinfliegen, rupft sie und bratet sie mit seinem Athem."

„Daß dich den Schuft," rief Trinkaus, „so ungebührlich an einem Musterungstage an sein Vergnügen zu denken! Daß dich! An einem solchen Tage muß der Soldat höchst ordentlich sein. Aber es ist wahrhaftig an der Zeit, daß wieder Mannszucht hergestellt werde, denn auch das Faulthier Immerschlaf ist nicht da, um Vergatterung zu schlagen."

„Ha!" sagte Schauescharf, „der schnarcht dort im Schatten, daß die Bäume beben."

Spalteluft bekam Befehl die Beiden eiligst herbei zu bringen. Sie waren fast im Augenblick da. Der Koch, Blasefeuer genannt, mußte nun das Kalb braten, welches Großbuckel an den Spieß gesteckt hatte. Dazu hatte er Nichts weiter nöthig, als sanft mit seinem Munde zu blasen. Wenn er gewollt, hätte er auf diese Weise einen ganzen Erzgang in Fluß bringen können. Immerschlaf mußte Vergatterung schlagen. Er trommelte nur ganz sanft mit den Fingern auf seinen Bauch, und es war, als ob zehntausend Trommeln im Gange wären.

Es fehlte an einer Schüssel, die Bratenbrühe aufzufassen. Da haut der Hauptmann oder Obergeneral mit seinem Sonnensäbel von dem Steinzwieback vor des Derwisches Grotte eine tüchtige Scheibe ab, und bringt auch eine Vertiefung darin an. Ein Stück Granitfelsen mitten in der Grotte hinderte, mit Bequemlichkeit Tafel zu halten; aber der Hauptmann hieb den Vorsprung des Felsens Stück für Stück ab, und jedes Stück glich einer marmornen Tischplatte, der Nichts fehlte als die Politur.

Der Braten wurde indessen durch das linde sinnige Blasen des Kochs gleichsam wie vergoldet. Hätte er stärker geblasen, so wäre derselbe verkohlt;

aber Blasefeuer verstand die Kunst, einen guten Bissen zu bereiten, und hatte sich schon vorgenommen, wenn es ihm einmal an einem Unterkommen fehle, Mundkoch in einem vornehmen Hause zu werden.

Die Tafel wurde angerichtet, und Immerschlaf strich sich, sein Vergnügen auszudrücken, ganz sanft den Bauch, aber das machte einen so fürchterlichen Lärm, daß man ihn bitten mußte, aufzuhören. „Hm!“ sagte er, „was habt Ihr denn? Alle Spektakel in der Welt, und alles Treiben, Rennen, Laufen, Rasseln und Prasseln kommen ja von Magen und Bauch her.“

Man aß und trank, und Trinkaus blieb bei seinem Honigwasser bis nach der Mahlzeit, wo er, gleichsam den Mund auszuspülen, so ein kleines Schlückchen Wein von etwa dreißig Kannen aus dem Kruge nahm.

Während man tafelte, fanden sich noch zwei Vermißte ein, nämlich Greifwolke und Weitmacher. Trinkaus las ihnen den Text nicht schlecht, indessen aus alter Kameradschaft bekamen sie doch noch zu essen und zu trinken, nur mit der Verwarnung, künftig besser Ordnung zu halten; denn der neue Hauptmann werde nicht Alles nur so hingehen lassen.

Als man aufgestanden war, sagte Trinkaus: „Wohlan Kameraden, es ist wohl nun an der Zeit, daß wir uns über unsern gemeinschaftlichen Zweck ernstlich berathen, und vor allen Dingen darüber, was wir zum Abendessen werden nöthig haben. Denn was kann man für Rath halten mit ausgehungertem Magen?“

„Schauescharf, Zieltreffer, Spalteluft, habt Acht. Sieh' dich um, Schauescharf, wir müssen vierhundert Pfund Wildpret haben; denn wir haben diesen Mittag eine Hungermahlzeit gehalten, und zwar Wildpret von vielerlei Sorten; aber zartes, liebster Freund, sehr zartes meines schwachen Magens wegen.“

Schauescharf hatte bald erspäht, was verlangt wurde; Zieltreffer mußte eine Pike aufpflanzen, und gerade dahin zielen, wohin ihn Schauescharf anwies. „Wie weit?“ fragte Zieltreffer. „Fünfzehn Stunden und dreißig Schritt,“ war die Antwort. — Der Pfeil flog ab. — „Der Damhirsch liegt!“ rief Schauescharf.

„Nun,“ hieß es, „Spalteluft, leg' deine Babuschen an, und bring' uns das Wild.“ — Das geschahe auf der Stelle, und auf gleiche Weise wurde noch dreierlei Wild erlegt, eingebracht und von Großbuckel abgestreift, ausgewirkt, und an den Spieß gesteckt.

Trinkaus sieht indessen den Brodsack nach, und findet nur noch hundert und siebenzig Pfund Brod. „Da wären wir schön angekommen,“ sagte er, „wenn ich nicht nachgesehen hätte. — Schauescharf, sieh', wo frisches Brod ist.“

„Dreißig Stunden von hier, zu Wasser, ist ein ganzer Backofen voll, der noch vor Wärme raucht, und eben ist der Bäcker fortgegangen, um das Brod abkühlen zu lassen;“ sagte Schauescharf.

„Spalteluft,“ hieß es, „mache dich auf und schließe den Handel.“ Dieser war bald geschlossen. Das Brod war in der Grotte, ehe es der Bäcker vermißte.

Die Gesellschaft hatte Durst. „Greifwolke,“ sagte der Derwisch, „greif die oben ziehende Wolke, nöthige sie, ihren Vorrath her zu geben, obschon sie vielleicht etwas hageln möchte. Gefrornes ist ja ein Leckerbissen.“

Greifwolke nimmt einen Knäuel Seide aus der Tasche, und wirft ihn gegen die Wolke hinauf. Ein Faden davon fällt wieder aus der Wolke herunter, an welchem sich Greifwolke hinauf haspelt, welchen ohnedieß noch der Wolkendunst sichtlich hinauf zu ziehen scheint. Als er oben ist, quetscht und schnürt er die Wolke zusammen, und nöthigt sie, ihren ganzen Vorrath her zu geben, der in einem dichten und milden Regen zur Erde herab fällt, und in Krügen aufgefangen wird.

Man löschte den Durst, aber Wasser erkältet den Magen, und Regenwasser obendrein ist weich und üblig. Der Hauptmann wünschte, man möge das Wasser mit einigen Flaschen starken Dattelbranntweins verbessern können.

Schaueschar hatte bald einige ziemlich weite Flaschen entdeckt, die in der Entfernung von zehn Stunden auf den Altan hingesetzt waren, um an der Sonne den darin enthaltenen Lebensgeist recht destilliren zu können, und Spalteluft holte sie sogleich. — „Ha!“ sagte Trinkaus, „hätte der nur die Kräfte von Gutbuckel, so wäre er der nützlichste Kamerad unter uns allen.“ Auch der General Felsenschneider war in guten Appetit gekommen, und wünschte zum Abendnachtisch einige Feigen von der besten Sorte aus Afrika. Spalteluft mußte sich sogleich aufmachen, um Afrika's Gärten ein wenig zu durchstöbern, erhielt aber zugleich Befehl in einer halben Stunde wieder da zu sein, indem man seiner vielleicht noch weiter bedürfen möchte.

Noch ein Mann aus der hohen Generalität war dem Obergeneral unbekannt. Dieß war Weitmacher, der eben mit kreuzweis übereinander geschlagenen Armen da saß, gleichsam tief sinnend.

Der Obergeneral begehrte Auskunft über das Thun dieses Mannes aber der Derwisch vertröstete ihn bis auf heute Abend, wo er denselben werde arbeiten sehen.

Die Braten waren im besten Braten, aber Spalteluft war noch nicht wieder da. Schaueschar mußte sich umhersehen, und rief auf einmal: „Seht den Schlingel; er hat mehr Feigen in dem Magen, als in den Korb gesammelt, und ist auf dem Korbe eingeschlafen. Die Araber der Wüste streifen eben in der Nähe umher, und werden ihm nicht nur den Korb nehmen, sondern auch die Babuschen, in welchen seine Schnellläufigkeit steckt. Dann haben wir ihn gehabt. — Zieltreffer, oben auf dem Aste des Baumes, unter dem er schläft, sitzt ein Vogel. Schieß' ihn herab, damit er durch den Fall des Vogels aufgeweckt werde.“

Zieltreffer ließ sich die Richtung und Entfernung angeben. Die letzte betrug fünf und siebenzig Meilen. Schaueschar sieht dem Schusse nach, und sagte: „Der Vogel ist herab, und der Schläfer ist erwacht.“ Zwei Minuten darauf ist derselbe mit den Feigen da.

Nachdem man zu Abend gegessen hatte, wurde Weitmacher berufen, das

Zelt aufzuschlagen, weil es sich für Kriegsleute, die in einer Unternehmung begriffen wären, nicht zieme, in der Grotte zu schlafen.

Weitmacher hat einen kleinen Beutel an dem Gürtel hängen, von der Größe eines Hühnereies. Er war mit vier dünnen Schnüren zusammengeschnürt, an deren Ende ganz feine Stahlnadeln hingen. Jetzt schnürt er den Beutel auf, und bläst hinein, worauf derselbe sogleich die Größe einer ziemlichen Melone enthält. Nachdem er noch einmal hinein geblasen, kann er schon den Kopf hineinstecken, und indem er fortbläst, erweitert sich der Raum so sehr, daß der ganze Körper hineingeht. Endlich steht, durch fortgesetztes Blasen, ein Zelt da, welches Platz für zwanzig Mann hat. Die Stahlnadeln waren zu starken eisernen Zeltpflöcken geworden, und das Zelt wurde mit Piken unterstützt.

Der Hauptmann verwunderte sich sehr, aber wie stieg seine Verwunderung, als er erfuhr, daß Weitmacher sein Zelt so weit ausdehnen könne, daß dreißigtausend Menschen darunter Platz hätten.

In dem Augenblick, als das Zelt aufgeschlagen war, hört man einen Lärm, wie von tausend Trommeln, den Immerschlaf hervorbrachte, indem er seine Backen ganz leise strich. Dieß war der Zapfenstreich.

Nachdem man Alles aufgezehrt hatte, wurde Rath gehalten. Man kam überein, den Dickstab dadurch aus seinem Felsenneste hervorzulocken, daß man das Land rings umher verheeren, und ihn mit seinen Soldaten in Hungersnoth bringen wolle, man stellte hierauf Wache aus, und schlief unter dem Zelte ein. Immerschlaf schlief einige tausend Schritte weit davon, denn sein bloßes Athmen tönte wie ein rollender Donner, und wenn er etwa nur mit zurückgezogenem Athem einige Töne angab, so waren es Trompetentöne von solcher Stärke, daß Jeder davor erbebte.

Am andern Morgen hielt der General Musterung und fand Alles in schönster Ordnung. Hierauf mußte sich Schaueschaf umsehen und entdeckte Mancherlei, was aber dem Herrn General eben nicht anstand, indem er keinen Gebrauch davon zu machen wußte, weil man den Vormittag fasten mußte und auf dem Zuge sich nicht aufhalten konnte, so war sein Hauptabsehen auf eine schon fertige Mittagsmahlzeit für ihn selbst und seine Mannschaft gerichtet.

Das Glück wollte dem General wohl. Schaueschaf entdeckte in einem zehn Stunden entfernten volkreichen Flecken die Zurüstungen zu einem gewaltig großen Hochzeitsmahl. — „Gut," sagte der General, „sie sollen es zurüsten, wir aber wollen es schmausen. Blasefeuer soll den Flecken, mit Ausnahme des Hochzeithauses, in Brand stecken, obwohl uns das eigentlich nicht helfen kann; aber man muß doch sehen lassen, welche Helden wir sind, und wenn der Schrecken erst vor uns her geht, haben wir desto leichteres Spiel. Uebrigens treiben wir unsere Kurzweil, wie es sich fügen will. — Ich, für meinen Spaß, werde mich der Braut bemächtigen und werde mit meinem Degen schon hinlänglich beweisen. Ihr Uebrigen ergötzt Euch nach Belieben. Es soll mir eine Hauptlust sein, wenn sie nun Alle wimmern, jammern und heulen."

Man setzte sich in Marsch. Zwei Stunden vor dem Flecken mußte Spalteluft noch einmal Umschau im Hochzeithause halten. Er brachte im Augenblick die Nachricht, daß man es hier mit Götzendienern zu thun haben werde, die in diesem Augenblick vor ihren Götzenbildern einen jungen Stier mit vergoldeten Hörnern schlachteten, dessen Fleisch erst in einigen Stunden gar sein könne.

„Tausend," sagte der General, „da haben wir desto mehr Fug und Recht, nach Herzenslust zu wüsten; denn wir müssen doch unsern Eifer gegen die Götzendienerei an den Tag legen. Nicht so, Derwisch?"

Als man bei dem Hochzeitshause angelangt war, geht der Felsenschneider hinein. „Was," sagt er „man richtet hier Hochzeit aus; man setzt sich zu Tische ohne mein Wissen?"

Die Leute entsetzten sich. „Himmel," riefen sie, „wir sind verloren! Das ist der Tyrann! Das ist der Dickstab."

„Ihr Lumpenpack," rief Felsenschneider; „Ihr lügt! Was hat's da zu tyrannen. Ich bin ja der Bräutigam des schönen Kindes da und es soll keinen anderen Mann haben, als mich." Damit wollte er sich der Braut bemeistern.

Jetzt fängt ein tüchtiger Faustkampf an. Man ergreift Beile, Messer, Prügel, Stühle und anderes Geräthe, und fällt über den Räuber her, der tüchtige Püffe und Ohrfeigen austheilte, jedoch sein Sonnenschwert aus Schonung noch nicht ziehen will. — Mit einem Male fing Immerschlaf zu niesen an, und warf durch die Gewalt dieses Niesens, von welchem selbst das Haus schwankte, Alles zu Boden oder zum Hause hinaus, und die Braut selbst war mit davon geflogen, und hatte sich alsdann versteckt. Der General lachte.

Indessen hatte Blasefeuer so gut gearbeitet, daß man im ganzen Orte Feuerlärm machte. Immerschlaf mußte nun Vergatterung schlagen und Alle setzten sich zu Tische.

Die Leute im Orte hatten ein Kommando von Dickstab's Soldaten geholt, welches in der Nähe stand. Es betrug fünfzehn wehrhafte Mann. Da dieses hörte, daß diese Räuber gar nicht furchtbar wären und nur Einer davon ein Schwert habe, auch von den Leuten des Orts gewiß würden bewältigt worden sein, hätte nicht Einer darunter eine so malitiöse Niese gehabt, so bekam es einen großen Muth und kam in's Hochzeitshaus mit gezogenen Säbeln. Der Anführer will auf Immerschlaf einhauen, der aber niest blos noch einmal, und der Anführer vergaß: „Wohl bekomm's!" zu sagen, denn er überschlug sich wie ein Purzelbaum von Hollundermark, und als er wieder auf seinen Füßen stand, spaltet ihm der General den Kopf. Ein Anderer wurde in der Mitte durchgehauen; der Dritte verlor die Achsel mit dem Arm, ein Vierter ein Paar Beine u. s. w. Da nahmen die Uebrigen mit viel Kriegslist und Gegenwart des Geistes Reißaus, und vertrauten ihren Beinen, weil die Arme zu ihrem Heil nicht hatten zureichen wollen.

Als nun die Feinde tapfer auf der Flucht waren, wurden sie auch eben

so tapfer verfolgt. Greifwolke läßt hageln; Blasefeuer bläst ihnen nach, und hätte sie alle zu Asche gebrannt, wären sie nur still gestanden; Immerschlaf niest ihnen nach und von den acht oder neun, die entkommen waren, überschlugen sich die Meisten erst, ehe sie weiter laufen konnten. Die armen Flüchtlinge blieben am Ende doch allesammt auf dem Platze, denn Felsenschneider's Klinge verschonte keinen Einzigen.

Nun erst konnten sie recht vergnügliches Mahl halten in Fisch, Braten und Wein, zumal da sie dasselbe mit der Erzählung ihrer ruhmwürdigen Thaten würzen konnten, die der kluge General mit großer Belobung anerkannte. Um sich für ihre Verdienste zu belohnen, tranken sie des Weins so viel, daß sie neben dem Tisch in süßen Schlaf versanken. Der Heldenthaten waren für diesen Tag genug!

In den nächsten Tagen wütheten und tobten, verheerten und zerstörten, lärmten und schwärmten, und schwelgten sie essend und trinkend, gar hoch und sehr, und trafen sie etwa auf ein kleines Kommando Soldaten, so ging's demselben wie dem ersten. Immerschlaf nieste und trompetete die Soldaten um und um, und der General und die nun auch mit Säbeln bewehrte Armee, brauchten den ohnmächtig zu Boden liegenden Feinden nur die Köpfe abzuhauen. Im Lande war Alles in Verzweiflung, aber die Siegreichen waren es beinahe auch. Sie hatten zu viel und sehr gesiegt, und fanden Niemand mehr, den sie sieden, kochen und braten konnten, damit er ihnen Gesottenes und Gebratenes zurichte, denn alle Welt war mit den Vorräthen davon geflohen.

Dickstab achtete indeß der Klagelieder wenig, die ihm von seinen Unterthanen in die Ohren geschrieen wurden; denn er, er hatte ja noch Alles, was sein Herz erfreute. Indessen hatte jedoch ein erfinderischer Kopf ein Mittel ausgesonnen, solch' einen grimmigen Feind mit Vortheil zu bekämpfen. Er hatte nämlich die längst vergessenen Turn- und Gymnasien — nein! gymnastischen Anstalten wieder hervorgesucht, und insonderheit die Kunst der Balearen, oder die edle Schleuderkunst, in welcher er Unterricht gab; eine Kunst, die er nebst manchen Balg- und Raufkünsten den Knaben abgesehen, und nun in seiner Anstalt geimpft und veredelt hatte.

Zum Unglück entdeckte Schauescharf die Unternehmungen des erfinderischen Kopfes, und in eben dem Augenblicke, da er den Mund aufthat, seinen Schülern die hohen Vorzüge und den mannigfaltigen Gebrauch dieser Kunst anzupreisen, flog ein Pfeil von Zieltreffer's Bogen ihm in den geöffneten Mund, und Mann und Kunst waren mit einander zugleich todt.

Nun wollte es doch dem Tyrannen selbst zuletzt an die Kehle gehn, und er berief einen alten schlauen Sterndeuter zu sich, der einzig und allein seinen geheimen Rath ausmachte. Dickstab dachte, ein einziger guter Kopf sei besser als hundert hirnlose. Er setzte demselben Alles auseinander, was geschehen war, und was zu besorgen stand.

Der Sterndeuter antwortete: „Ich weiß bereits Alles und habe an Abhülfe gedacht. Die seltsamen Kräfte dieser Menschen sind magisch, und

können nur durch recht kleine Mittel entkräftet werden, die um so besser sind, je natürlicher sie sind. Gegen Immerschlaf's Gelärm ist Baumwolle in den Ohren recht gut. Blasefeuern muß man in's Maul spritzen, um sein Feuer auszulöschen. Schauescharf's Talent kann in der Nähe Nichts mehr schaden; Zieltreffer's Pfeil geht nicht durch Stahl; der Laufer Spalteluft ist wenig schädlich, und kann leicht aufgefangen werden; Greifwolken's Kunst hängt an einem Faden, den man zerschneiden kann; Trinkaus ist gar nicht zu fürchten, und eben so wenig Weitmacher und Großbuckel, die Beide nur zum Gepäcke gehören. Aber zu fürchten ist Felsschneider mit seinem Sonnenschwert, — ein gräulicher Mensch, der niemals Gutes gethan hat, weil die Gestirne ihm übel mitgespielt haben. Er würde selbst deine Keule von Erz zerhauen. Das soll ihm aber nicht helfen; denn ich kenne das Mittel, ihn zu Schanden zu machen, wenn du mit deinen Leuten dich nach meiner Angabe bewaffnen und mir folgen willst."

„Das versteht sich," sagte Dickstab; „laß Alles einrichten, wie es dir gut scheint; ich billige es, wie seltsam es auch aussehen möge."

In wenigen Tagen war Dickstab's Armee, aus dreihundert Mann bestehend, in Stand gesetzt, und da Alles fertig ist, lassen sich diese in Körben aus der Festung herunter. Sie waren allesammt in Stahl geharnischt, und stellten sich in drei Reihen auf, Dickstab als Anführer voran.

Schauescharf berichtet Alles, und sagt aus, daß Dickstab mit einem Dinge behelmt sei, das wie ein Küchentopf aussähe, und sein Schild sei fünf Finger dick. Felsschneider freut sich den Feind in der Ebene zu haben, und beide Heere stehen einander bald nahe genug entgegen. Dickstab's Leute im ersten Gliede haben blanke Schwerter; im andern Gliede sind sie mit Scheeren, im dritten mit Spritzen bewaffnet.

Als sie einander nahe genug sind, hält Felsschneider erst eine Anrede an den König Dickstab, worin er ihn auffordert, den ersten Streich zu führen. Dickstab nennt seinen Gegner einen Fleischerjungen und Straßenräuber, lehnt großmüthig die Ehre des ersten Streiches ab, und fordert ihn auf, selbst denselben zu wagen. Dazu läßt sich Felsschneider nicht zweimal auffordern, holt aus, und führt einen gewaltigen Hieb auf den Kopf; aber der Hieb prallt so entsetzlich von dem Topfhelm ab, daß des Generals Faust heftig erschüttert wird. Er führt den zweiten Hieb gegen das Schild, und die Klinge des Sonnenschwertes zerspringt. Felsschneider sieht, daß er auf einen hohlen Kürbis, und auf ein Schild von Käse gehauen hat. Nun soll Blasefeuer helfen, aber alle Spritzen sind auf seinen Mund gerichtet; sein Feuer erlöscht, und er gibt blos einen erstickenden Dampf von sich. Zieltreffer's Pfeile knicken an den Stahlharnischen ab; Greifwolke hat ein ganzes Heer von Wolken mit Hagel zusammengeballt, aber man schneidet den Faden seines Knäuels entzwei, und der Hagel stürzt in großen Massen auf des Generals Leute herab. Nun soll Immerschlaf helfen und macht auch ein furchtbares Gelärm, aber der Feind mit der Baumwolle in den Ohren höret wenig davon, aber Felsschneider's Leute ergreifen vor Schrecken die Flucht. Er selbst wird um-

zingelt, und fällt unter einigen Keulenstreichen Dickstab's; Blasefeuer erstickt in seinem eigenen Rauche; Immerschlaf's Bauch platzte vor großer Anstrengung, die Uebrigen aber kamen alle wohlbehalten davon; am Ersten Spalteluft, der die schnellsten Füße hatte.

Ahmed und Paribanu.

Ein mächtiger König von Indien hatte drei Söhne. Der älteste Prinz hieß Hußein, der zweite hieß Ali, und der jüngste Ahmed. Mit diesen Prinzen war zugleich eine Nichte des Königs aufgewachsen und erzogen worden, weil ihr Vater frühzeitig gestorben war. Ihr Name war Nurunihar.

Als sie erwachsen war, dachte der König von Indien darauf, sie an einen benachbarten König zu verheirathen; aber da fand es sich, daß alle seine drei Söhne mit großer Leidenschaft in die Prinzessin verliebt waren, und jeder derselben forderte sie vom Vater zur Gemahlin.

Der Vater stellte jedem der beiden jüngern Prinzen besonders vor, ihrer Liebe zu Gunsten des ältern Bruders zu entsagen; sie aber hatten tausend Einwendungen, und wenn der Vater ihnen dieselben widerlegt hatte, so behaupteten sie, es sei ihnen unmöglich ohne die Prinzessin zu leben. Hußein behauptete hartnäckig das Nämliche.

Der Vater sahe, welchen Haß und Bitterkeit und wie viel Verwirrungen im Hause und Lande eine so unglückliche Liebe unter den Brüdern erzeugen würde, und wußte nur noch ein Mittel, welches er mit seinem königlichen Ansehen unterstützte.

„Die Prinzessin selbst," sagte er, „soll einen von Euch wählen, und wer dann sich widerspenstig bezeigt, den will ich des Landes verweisen."

Die Prinzen waren mit diesem Ausweg zufrieden, denn jeder schmeichelte sich, daß ihn die Wahl treffen müsse und keinen andern Bruder, weil er sie am heftigsten liebe. Der Vater aber war hoch erfreut, seine Prinzen so vernünftig und alle Verwirrungen gehoben zu wissen, und bildete sich auf seine Weisheit nicht wenig ein.

Aber wie betroffen war der König, als die Prinzessin hartnäckig die Wahl verweigerte. „Wie kann ich denn wählen, allergnädigster Oheim," sagte sie, „da ich sie alle drei gleich lieb habe, weil sie alle gleich schön, gleich weise und gleich liebenswürdig sind?"

„Es ist meinem Herzen unmöglich, eine Wahl zu treffen, zumal da ich mittelst derselben dem Einen einen Vorzug zu geben schiene, und die beiden Andern betrüben müßte. Nein, gnädigster Herr, wählt Ihr selbst, welchen ich als meinen Gemahl ehren und lieben soll."

Gegen so viel Zartheit konnte der arme König mit aller seiner Weisheit nicht auskommen, und quälte sich Tag und Nacht, um einen andern Ausweg zu finden. Endlich fand er einen, der ihm ganz vorzüglich zu sein schien.

„Gehet auf Reisen, meine Söhne," redete sie der Vater an, „und wähle sich Jeder ein eigenes Land, das er besuchen will. Wer mir nach einem Jahr die wundersamste Seltenheit mitbringt, der soll die Prinzessin haben."

Bei sich selbst dachte auch der König noch, daß während der Zeit eines Jahres schon manche Liebe sei vergessen worden, und neue Gesichter neue Neigungen erzeugt hätten. Ueberdieß glaubte er noch mit Recht, es könne den Herren Söhnen sehr zuträglich sein, einmal eine Zeitlang fremdes Land und Volk, fremde Kunst, Art und Sitte zu sehen.

Die Prinzen ritten nach einigen Tagen als Kaufleute verkleidet fort, jeder von einem vertrauten Hofbedienten begleitet, der als Sclave verkleidet war.

In dem ersten Nachtlager, neben welchem sich der Weg nach drei verschiedenen Weltgegenden hin theilte, wurden sie eins, sich über ein Jahr hier wieder zu versammeln und dann zusammen zu dem Vater zurück zu kehren.

Der älteste Prinz reiste mit einer Karavane nach dem Königreiche Bisnagar. Er brauchte drei Monate, um durch Wüsten und fruchtbare Länder, durch Gebirge und Thäler dorthin zu gelangen. Er wählte sich die Hauptstadt zu seinem Aufenthalte, und kehrte in dem großen Khan ein, wo die fremden Kaufleute ihre Herberge hatten, um bei ihnen die Seltenheiten und Wunder fremder Länder und Reiche und die Sitten und Gebräuche der Völker zu erkundigen.

Er besahe sich den königlichen Palast, und wollte es sich selbst nicht glauben, daß derselbe größer, herrlicher und kostbarer sei, als der Palast seines Herrn Vaters.

Er bemerkte den lebendigen Handel der Stadt, die köstlichen Waaren verschiedener Erdgegenden, die bewundernswerthen Arbeiten der Künstler, die großen Reichthümer und den Prachtaufwand der reichen Einwohner, und sahe mit Vergnügen die Kauf- und Handelsplätze und die Buden der Kaufleute, Künstler und Handwerker mit den vortrefflichsten Rosen und anderen kostbaren Blumen geschmückt.

Eines Tages war er im Besehen so vieler Neuheiten und Kostbarkeiten, die sich in den verschiedenen Quartieren der Stadt befanden, recht müde geworden. Er bat einen Kaufmann um eine Ruhestelle in dessen Bude, und sie wurde ihm freundlichst bewilligt.

Nicht lange hatte er geruht, als ein Ausrufer vorbei ging, mit einem Teppiche auf dem Arme, der weder sehr groß noch kostbar war, und den derselbe für dreißigtausend Thaler ausbot. Er rief dem Rufer, besahe den Teppich, schüttelte den Kopf und sagte: „Mein guter Freund, ich begreife nicht, wie man einen solchen Teppich zu solchem Preis ausbieten kann!"

„Ich glaube es schon," versetzte der Rufer; „aber mein Herr, es gibt Dinge, die nicht Jedermann sogleich begreift, und es ist Manches unscheinbar, was dennoch hohen Werth hat. — Ihr werdet es, mein Herr, noch weniger

begreifen, wenn ich Euch sage, daß Ihr diesen Teppich nicht unter fünfzigtausend Thaler erkaufen könnt."

„Das ist seltsam!" sagte der Prinz. — „Ja freilich!" erwiderte der Ausrufer. „Er hat indessen eine Tugend, die noch seltsamer als der Preis ist, und diesen gerade durch ungewöhnliche Niedrigkeit seltsam macht."

„Ihr sprecht in Räthseln, mein werther Herr;" sagte der Prinz empfindlich. — „So ist es fürwahr, allerwerthester Herr;" antwortete der Ausrufer. „Indessen wird Euch Alles klar sein, sobald Ihr wissen werdet, welch' eine Tugend dieser Teppich hat. Setzet Euch darauf; wünscht Euch dann, wohin Ihr wollt, und Ihr seid im selben Augenblick dort!"

„So?" sagte der Prinz mit langgezogenem Ton, und dachte sogleich, daß eine solche Seltenheit wohl schwerlich einem seiner Brüder aufstoßen möchte. Er machte die Probe mit dem Teppich, setzte sich mit dem Ausrufer darauf, wünschte sich in den Khan auf seine Zimmer, und war im Augenblick dort.

Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, zahlte er den Preis und behielt den Teppich.

Jetzt hatte er Zeit genug, um sich überall im Lande umzusehen, und den königlichen Palast, die Tempel der Götter, die Aufzüge und Tänze und Feste zu Ehren der Gottheiten, die Künste der Gaukler, und tausend andere Dinge zu beschauen. Das Alles aber beschäftigte ihn lange so sehr nicht, daß er nicht noch sehr viel Langeweile sollte gehabt haben, zumal da es keiner eigentlichen Rückreise bedurfte, indem er mit seinem Wunschteppich in einem Augenblicke wieder an dem verabredeten Ort der Zusammenkunft sein konnte. Da ihn überdieß die große Sehnsucht quälte, der schönen Nurunihar näher zu sein, so wünschte er sich plötzlich einmal in einem starken Anfall von Liebe und Langeweile in die Nachtherberge zurück, war in demselben Augenblick mit seinem Begleiter dort, und wartete einige Monate mit Schmerzen auf die Rückkehr seiner Brüder.

Ali der zweite Prinz des Indischen Königs, war in der Gesellschaft mehrerer Kaufleute die Straße nach Persien gezogen, wohin er nur nach langer und beschwerlicher Reise gelangte, und ebenfalls in der Hauptstadt einen Khan zu seiner Herberge wählte, in welchem sich Kaufleute aufhielten.

Gleich am ersten Tage, als er die Stadt durchwandelte, um die Reichthümer und Prächtigkeiten derselben zu beschauen, bemerkte er unter vielen Ausrufern Einen, der ein kurzes, kaum zollstarkes elfenbeinernes Rohr in der Hand hielt und es für dreißigtausend Thaler ausschrie.

Der Prinz fragte einen Kaufmann in der nächsten Bude: „Fehlt's denn dem Menschen dort mit dem elfenbeinernen Rohr etwa ein wenig oben im Hirn?"

„Es mag freilich wohl Vielen dort fehlen," versetzte der Kaufmann, „indessen müßte es bei diesem seit gestern erst rappeln, denn er war bis jetzt der kenntnißreichste und geschätzteste aller Ausrufer in unserer Stadt, dem

man grade die kostbarsten und seltsamsten Sachen anvertraute. Lasset Euch in meiner Bude nieder und verziehet ein wenig; er wird bald wieder zurück kommen, dann wollen wir ihn fragen."

Ali setzte sich in die Bude neben den Kaufmann, und als der Ausrufer zurückkehrte, rief der Kaufmann denselben an, und sagte: „Dieser Herr hier hat Euch in üblem Verdacht, weil Ihr so ein unbedeutendes Rohr von Elfenbein zu so ungeheurem Preise ausruft."

„Mein Herr," sagt der Ausrufer, indem er zu Ali sich wandte, „Ihr seid es nicht allein, der mich des Rohres und seines Preises wegen für verrückt hält; wüßtet Ihr indessen die Tugend desselben, Ihr würdet Euch nicht wundern, daß der wahre Preis zwanzigtausend Thaler höher ist, als der ausgerufene."

„Wie so?" fragte der Prinz, und der Ausrufer erwiderte: „Nehmet das Rohr, haltet das Auge an das Glas desselben, und wünschet zu sehen, was Euch beliebt."

Der Prinz wünschte die Prinzessin Nurunihar zu sehen, und im Augenblick erblickte er sie fröhlich und guter Dinge im wohlbekannten Zimmer am Putztisch, von ihren Frauenzimmern umgeben. Darauf wünschte er seinen Vater zu sehen, und er sahe ihn auf seinem Throne mitten unter seinen Vezieren und Räthen, und der Großvezier schien über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen. Er verlangte noch dies und das zu sehen, und sahe es.

Der Kauf war bald geschlossen, und Ali glaubte, daß ihm die Prinzessin gewiß sei; denn er hielt es für unmöglich, daß eine gleich kostbare Seltenheit sich noch auf der Erde finden könne. Er durchreisete das Land nach allen Richtungen, kehrte dann zurück, und fand seinen ältern Bruder schon in der Herberge vor.

Ahmed war nach Samarkand in der Tartarei gereist, und hatte sich bald genug mit den Waarenplätzen bekannt gemacht. Gleich in den ersten Tagen rief ein Ausrufer einen künstlichen Apfel um dreißigtausend Thaler aus. Der Prinz fragte nach der Tugend des Apfels. Der Ausrufer gab ihm Bescheid, und sagte, dieser Apfel sei wohl das größte Kleinod der Welt. Er heile alle und jede Krankheiten überhaupt und alle Fieber noch insonderheit, wenn man nur ein ganz klein wenig daran röche, oder auch nur an die Nase halte. Er erzählte ihm, daß ein großer Naturkundiger, der alle Pflanzenkräfte gekannt hätte, sein ganzes Leben darauf gewandt habe, solch' einen Apfel aus den kräftigsten Dingen zusammenzusetzen. Ihn selbst hätte ein so plötzlicher Tod hinweggenommen, daß er sich seiner Erfindung nicht habe bedienen können.

Die umstehenden Kaufleute bekräftigten die Aussage des Ausrufers, und setzten hinzu, daß die erstaunlichsten Kuren mit diesem Apfel seien vollbracht worden. „Was braucht's vieler Versicherungen?" rief einer der Umstehenden, „die Probe läßt sich gleich an einem guten Freunde in der Nachbarschaft machen, welchen alle Aerzte aufgegeben haben. Er liegt wie eine Leiche schon seit acht Tagen und athmet nur noch unmerklich."

Man ging hin; man machte den Versuch, und der Kranke athmete sogleich wieder kräftig und stark, die Augen wurden helle, die Wangen blühten, und der Genesende forderte Speise.

Der Prinz kaufte den Apfel, er mußte aber ebenfalls fünfzigtausend Thaler dafür zahlen und zahlte sie gern; ja er gab vor Freuden dem Ausrufer noch zweihundert Goldstücke zur Belohnung.

Der Prinz wunderte sich in seinem Herzen über die Narren, die einen solchen Wunderapfel verkauften, mit welchem sie in einem einzigen Jahre bei reichen Tagedieben und Schwelgern und bei begüterten Alten, die gern unsterblich sein wollen, zehnmal so viel spielend hätten verdienen können, als sein Verkaufspreis war. Indessen was kümmerte das ihn; hatte er doch nun, wie er sich schmeichelte, die Prinzessin.

Nachdem er die Tartarei dahin und dorthin durchzogen hatte, war es Zeit zur Heimkehr, und er kam ohne Unfall in der Herberge an, wo er die Brüder schon vorfand.

Die Brüder besprachen sich nun über ihre Reise, und Jeder rühmte sich, er habe ein unübertreffliches Wunderding gekauft und es unendlich theuer bezahlt; aber dennoch unendlich tief unter seinem Werth, denn man könnte in kurzer Zeit weit mehr damit erwerben.

Nach und nach kam's denn zum Vorschein, welch' kostbares Stück ein Jeglicher erhandelt hatte, und Jeder zeigte das Seinige den Andern. Es fiel ihnen auf, daß sie Alle zu gleichen Preisen gekauft hätten, und Jeglicher zwanzigtausend Thaler über die erste Forderung hatte geben müssen. Aber es wurde Jedem ganz unheimlich zu Muthe, wenn er bedachte, daß alle drei Seltenheiten von gleich wundersamem Werthe wären, und keines ein vorzügliches Recht auf die Prinzessin geben möchte. Indessen kam es doch erst auf die Probe an, ob jegliches Wunderding die gepriesene Eigenschaft auch wirklich besitze.

„Nehmet mein Rohr und versucht es," sagte Ali zu Hußein. Dieser nahm das Rohr, sahe hinein mit dem Wunsche, Nurunihar zu erblicken. Plötzlich erbleichte er, und ließ das Rohr vor Schrecken beinahe fallen. „Ach, es ist Alles vergebens!" rief er schmerzlich; „Nurunihar liegt in den letzten Zügen und unser Vater steht weinend neben den Aerzten an ihrem Bette." Die Brüder erbleichten nun ebenfalls.

„Hußein," rief Ahmed, „laß sehen, ob dein Teppich sich bewährt. Kommt! wir wollen uns auf den Teppich setzen, und zu der Kranken hinwünschen."

Sie setzten sich auf den Teppich, wünschten und waren in demselben Augenblick im Zimmer der Prinzessin zum Schrecken der stummen Aerzte, der heulenden Frauen und des weinenden Vaters. Sie vergaßen alle zierlichen Höflichkeiten und Worte, und blickten traurig auf die geliebte Kranke. Ahmed aber nahm den köstlichen Apfel und hielt ihr denselben dicht unter die Nase. Gleich darauf schlug Nurunihar die Augen auf, rieb dieselben, sahe die Umstehenden an, und wußte nicht, wie sie daher kamen, oder was

sie nur wollten. Es war ihr, als ob sie von einem langen, recht erquickenden Schlafe erwacht sei.

„Willkommen, liebe Vettern," sagte sie zu den Prinzen, indem sie ihnen die Hand reichte. „Es freut mich, daß Ihr gesund wieder von Eurer Reise zurückgekehrt seid!"

Nachdem bei Allen die erste Freude vorüber war, kam bei dem Könige und den Prinzen das Leid nach; denn wer nun die Prinzessin besitzen sollte, blieb bis jetzt eben so unentschieden als zuvor.

„Meine Söhne," sagte der Vater, „ich bin in neuer und peinlicher Verlegenheit. An sich sind Eure drei außerordentlichen Dinge von ganz gleich unschätzbarem Werthe, und zu der Rettung der Prinzessin hat Jedes gleich viel beigetragen. Wäre das Rohr nicht gewesen, so hättet Ihr von der Krankheit Nurunihar's Nichts gewußt; ohne den Teppich wäret Ihr nach ihrem Tode angekommen, und ohne den Apfel hätte sie nicht können genesen. Ruhet heute aus, vielleicht kommt guter Rath über Nacht."

In der That war der auch über Nacht gekommen, und der König hatte ein leichtes Auskunftsmittel, gleichsam wie im Schlafe, gefunden.

Er ließ die Prinzen am andern Morgen mit Pfeil und Bogen auf die große meilenlange Aue kommen, die zur Reitbahn diente, und es wurde angenommen, derjenige solle der glückliche Besitzer der Angebeteten sein, dessen Pfeil am Weitesten fliegen würde.

Hußein spannte den Bogen, und schoß sehr weit, aber Ali's Pfeil flog weiter hin. Jetzt schoß Ahmed, aber kein Auge sah seinen Pfeil zur Erde fallen. Man suchte überall, man lief dahin und dorthin, man vermuthete, der Pfeil Ahmed's möchte weiter geflogen sein, als die beiden andern, aber man wußte es dennoch nicht gewiß. Man hatte über eine halbe Stunde hinaus nach dem Pfeile gesucht, und das war weiter als die stärksten Helden der alten Zeit je einen Pfeil hatten schießen können.

Der König berathete sich auf der Stelle mit den Großen seines Reichs, wem die Prinzessin zufallen sollte? — und sie entschieden einstimmig für Ali, denn Ahmed's Pfeil wurde, aller Einwendungen desselben ungeachtet, als gar nicht gültig angenommen, weil er gar nicht vorhanden war.

Noch desselben Tages wurden die Vermählungsfeierlichkeiten begonnen. Hußein wollte denselben nicht beiwohnen, denn sie hätten sein Herz zerrissen. Er verließ den Hof, entsagte dem Rechte der Thronfolge, ging in die Einsamkeit und wurde ein Derwisch, der bald in den Ruf einer großen Heiligkeit kam; das machte fehlgeschlagene Liebe.

Ahmed wollte eben so wenig Feierlichkeiten beiwohnen, die ihm höchst peinlich sein mußten; aber der Welt zu entsagen, war er gar nicht gewillt. Jetzt beschäftigte ihn sein Pfeil. Er suchte denselben mit aller Anstrengung und war darüber in Gedanken wohl eine Stunde weit gegangen. Er wollte umkehren, aber es war ihm, als würde er durch eine heimliche Gewalt fortgezogen und er ließ sich leicht ziehen, da ihn Ali's Glück weiter vom Hofe abtrieb.

Er war wohl, träumend über die wunderbaren Dinge, welche sich ereignet hatten, vier Meilen weit vom Hofe entfernt, als er ganze Reihen schroffer Felsen gewahr ward, die er gar nicht kannte; zum Beweise, daß er zu Hause wirklich nicht zu Hause war.

Als er an den Felsen herankam, fand er einen Pfeil an der Erde liegend, den er für den seinigen erkennen mußte, wie oft und genau er ihn auch besahe und wie unglaublich es auch war, daß derselbe so weit geflogen sein sollte. „Das sind Wunder über Wunder!" sagte er zu sich selbst. Indem er, seinen Pfeil in der Hand haltend, längs des Felsens in tiefen Gedanken dahin schlich, kam er in ein Felsenthal, ging hinein und erblickte eine eiserne Pforte, die sich nach einwärts öffnete, als er daran stieß.

Er ging in eine Höhle hinab und bald umfloß ihn ein Licht, welches zwar Alles erhellte, aber doch ganz anders, als das Tageslicht. Als er etwa einige hundert Schritte mälig und sanft herabgeschritten war, erblickte er einen überaus geräumigen Platz und in der Mitte desselben einen Palast, wie er noch niemals gesehen hatte, obwohl er ein Jahr lang auf Reisen gewesen war. Zugleich trat eine Dame aus dem Palaste in Begleitung einer Schaar reichgeschmückter Jungfrauen. Ihre Schönheit war göttlich und Ahmed hatte sie kaum gesehen, so war Nurunihar aus seinem Herzen und also auch aus seinem Gedächtniß vertilgt. Indem er ihr entgegengehen und dann vor dem Glanz ihres Sonnenantlitzes niederfallen und anbeten wollte, rief sie ihm mit lauter Stimme zu: „Willkommen, Prinz Ahmed! Wie lange hat sich mein Herz nach Euch gesehnt!"

Erstaunt über sein Gekanntsein und über die kühne Deutlichkeit zärtlicher Ausdrücke, wollte er sich nun niederwerfen und fragen, welches Glück ihm das Vergnügen gewähre, von ihr gekannt zu sein; aber sie bat ihn, in ihren Saal zu treten, wo sie mit mehr Muße plaudern könnten!

„Welch ein Saal! Welch ein Glanz, wie Morgenlicht und Mondenschein unter einander! Welch eine edle Bauart! Welch ein rein erhabener Stil! Wie kräftig und mild! Wie prächtig und anziehend! Es ist das Abbild des Himmels mit seinen Sternen!"

Also rief unser Prinz aus, der wohl wußte, wie man sein ästhetisches Gefühl zu Tage legen muß, wenn man es mit feinem Sinnen dahin gebracht hat, die sanfte Rundung einer Braunschweiger Mettwurst von der geschmackvollen Plumpheit eines Hamburger Rinderbratens mit Kritik unterscheiden zu können.

Die Dame schien wohl von der recht vornehmen, aber nicht von der ästhetischen Sorte und sagte lächelnd: „Ihr beliebt artig zu spaßen, mein Prinz. Dies ist hier mein schlechtestes Landhaus, auf welchem ich mich aber am liebsten aufhalte, weil es so einfach ist."

Sie ersuchte ihn, sich zu ihr auf's Sopha zu setzen und sagte: „Prinz, Ihr sollt wissen, daß ich die Tochter eines Genius bin, der eine große Macht besitzet und Paribanu heißt. So werdet Ihr Euch denn auch nicht wundern, daß ich sowohl Euch als Eure Familie längst kenne, eben sowohl als die

Prinzessin Nurunihar und die Geschichte Eurer Liebe zu ihr. Ihr, für Eure Person, scheint mir eines höhern Glückes würdig, als Ihr in dem Besitz dieser Dame würdet gefunden haben. Ich war es, die Eurem ältesten Bruder den Teppich, Ali das Rohr und Euch den Apfel in die Hände brachte. Heute war ich bei Eurem Pfeilschießen unsichtbar gegenwärtig, fing Euren Pfeil, welcher nicht einmal über Hußein's Pfeil würde hinausgekommen sein, mitten im Fluge auf und führte ihn bis dahin, wo Ihr ihn gefunden habt."

„Ihr errathet leicht, daß ich es auf Euch abgesehen hatte und da die höheren Geister von den Kleinlichkeiten der Erdenkinder Nichts wissen, so sag' ich es Euch frei, daß es nur auf Euch ankommt, der glücklichste Sterbliche zu werden."

Ahmed verstand, was sie meinte. Er fiel vor ihr nieder und wollte den Saum ihres Kleides küssen, sie aber reichte ihm dagegen lächelnd die Hand. Noch desselben Abends wurden Beide ein Paar, denn die Geister haben nicht Zeit, sich mit Umständlichkeiten der Alltagsmenschen abzugeben.

Beim Abendessen waren sie allein am Tische, wo sich Köstlichkeiten an Speisen und Weinen fanden, von welchen Ahmed noch nie gehört hatte. Sie genossen reichlich und mit Entzücken, indessen schöne Jungfrauen in Chören mit Saitenspiel und Gesang das herrliche Mahl würzten. Dann kamen tanzende Genien und Feen in großen Schaaren und ergötzten die Neuvermählten, so lange es Paribanu, ihrer Herrin, gefiel.

Die Pracht und Herrlichkeit, welche Ahmed am andern Tage sahe, als ihn Paribanu in Zimmern und Gärten herumführte, ist nicht zu beschreiben. Diamanten wie Hühnereier, Trinkgefäße von Rubinen und Smaragden, die mehrere Kannen befaßten, Pfirsichbäume, die über zehntausend Früchte trugen, Weinreben, stark und hoch, wie große Eichbäume, deren Zweige, mit reichem Laub und Früchten beladen, zur Erde herabhingen und große Lauben bildeten und ähnliche Dinge gehörten zu den geringsten Kleinigkeiten.

Sechs Monate waren dem glücklichen Paar unter tausend Abwechselungen der Lust und Liebe und Freude dahin gegangen und Ahmed hatte in seinem Glück Vater und Hof und Prinzessin und Brüder vergessen. Nun aber fiel ihm doch ein wenig auf's Herz, wie bekümmert der Vater seinetwegen sein möchte. In der That dachte dieser, der Prinz könnte aus Desperation in alle Welt gegangen sein oder sich gar ein Leids gethan haben, wie man denn solcher traurigen Exempel auch damals schon viele hatte.

Es wurden Eilboten in alle Gegenden des Reiches gesendet mit Befehlen an die Statthalter, den Prinzen anzuhalten, mit dem nachdenklichen Zusatze: „falls er ankäme". Als er aber nun nirgends ankam, so wurde der Vater untröstlich und bat den Vezier mit Thränen, Mittel auszusinnen, den Aufenthalt des verlorenen Sohnes zu entdecken.

Der Vezier sann und sann, aber vergebens. Aber was er nicht ersann, erklügelte ein Unteroffizier, — das nämlich, daß eine große Wahrsagerin und Zauberin ganz im Verborgenen in der Stadt lebe, ein altes böses Stück Weib, aber in ihrer Kunst klug wie der Fürst der Finsterniß selbst. „Laß

sie so böse sein, als sie will," sagte der Großvezier, „wenn sie uns jetzt nur Rath schafft."

Die Zauberin mußte kommen, und erhielt große Verheißungen für den Fall, daß sie den Aufenthalt des Prinzen herausbringe. Einen ganzen Tag arbeitete die Zauberin mit all' ihrer Wissenschaft, brachte aber nur so viel heraus, daß der Prinz noch lebe, aber nicht wo. „Es muß," sagte sie, „dabei etwas Besonderes obwalten, sonst hätte ich es gewiß aufgefunden."

Da der Prinz erst wieder an seinen Vater anfing zu denken, so erzählte er auch oft und gern von ihm; aber in seinen Erzählungen herrschte eine gewisse Schwermuth und Sehnsucht, die aus dem Wunsche entstand, den Vater einmal wieder zu sehen, ein Wunsch, welchen laut werden zu lassen er nicht wagte.

Paribanu hatte ihrem Gemahl sein Verlangen bald abgemerkt. „Prinz," sagte sie, „Ihr habt den natürlichen Wunsch, Euren Vater zu sehen. Ziehet immer hin, aber bedenkt, wie ungeduldig mein Herz Euch wieder zurück erwarten wird. Ich werde Euch zwanzig von meinen Leuten zu Pferde mit geben, die Euch keine Schande machen sollen. Ziehet hin und bleibet einige Tage, sagt Eurem Vater, daß Ihr glücklich seid, aber sagt ihm nicht, wo Ihr Euch aufhaltet, und nicht von Eurer Vermählung und meinem Stande. Ich habe gute Gründe zu dieser Bitte."

Es erhob sich ein großes Freudengeschrei, als der Prinz mit seinem Gefolge einzog, bei welchem das schlechteste Pferd das Leibpferd des Sultans an Feuer und Schönheit und an Reichthum des Schmucks weit übertraf.

Der Vater weinte Freudenthränen, und wollte nun wissen, wie es ihm ergangen sei? Mit tausend Worten und Höflichkeiten berichtete der Prinz dem Vater, daß er unaussprechlich glücklich sei, aber das Uebrige sei ganz und gar ein Geheimniß, welches nicht enthüllt werden dürfe.

Drei Tage lang dauerten die Festlichkeiten am Hofe, und am vierten eilt Ahmed wieder in aller Frühe fort, und überrascht seine Gemahlin, die ihn noch lange nicht zurück erwartet hatte. — Der Prinz stattete seit dieser Zeit alle Monate einen dreitägigen Besuch bei dem Vater ab, und jedesmal, wenn er ankam, war sein Gefolge reicher und glänzender gekleidet als die vorigen Male.

Einigen überweisen Vezieren, die unglücklicher Weise zu den Günstlingen des Königs gehörten, wollte das sehr verdächtig vorkommen. „Wovon kann der Prinz solchen Aufwand bestreiten?" fragten sie, „da er keine Güter und kein Einkommen hat. Warum kommt er so glänzend? — und warum ist er gegen die Hofdiener und gegen das Volk so freigebig, wenn es nicht darum ist, die Augen der Leute zu bestechen, und ihre Herzen zu gewinnen, um einst den Vater vom Throne zu stürzen? Und was hätte er auch sonst nöthig, seinen Aufenthalt zu verbergen? Zuverlässig ist er in der Nähe, um sogleich den nächsten günstigen Augenblick zu ergreifen. Seine Pferde und Leute sind ja so frisch, wenn er ankommt, als ob er einen Spazierritt ge-

macht hätte. — Und wer weiß denn, ob ihm nicht noch die Entscheidung des Königs über den Besitz der Prinzessin Nurunihar so grollend im Herzen sitzt, als sei ihm großes Unrecht geschehen!"

Unser Indischer König wollte seinen tief- und weitsehenden Vezieren anfangs das Ohr nicht leihen. Er liebte seinen Sohn und fühlte, daß er von diesem geliebt wurde; aber die Veziere wußten wohl, daß man durch öftere Wiederholungen einen Verdacht am Ende zur Gewißheit erheben kann. — Der König fing an zu glauben, daß seine Krone wackelnd werde, und wurde nun mißtrauisch.

Die Zauberin wurde berufen, und empfing ihre Aufträge. Sie spähete den Wegen des Prinzen nach, und da dieser in einer Gegend der Felsen verschwand, wo kein Mensch, weder zu Fuß noch zu Pferd, einen Weg haben konnte, so schloß sie, daß er wohl einen Verkehr mit der Welt der Genien haben möchte. Dies ward ihr um so gewisser, als sie längs der Felsen hinschlich, und weder eine Höhle noch sonst einen Eingang entdeckte, indem die eiserne Pforte nur denjenigen sichtbar war, welchen Paribanu wohlwollte.

Die Zauberin erhielt auf diese erste Nachricht einen kostbaren Diamant und die Erlaubniß, ganz nach eigenem Bedünken ferner zu verfahren.

Als die Zeit kam, wo der Prinz den Vater wieder zu besuchen pflegte, ging die Zauberin zum Felsen, und legte sich an diejenige Stelle desselben, wo der Prinz verschwunden war.

Der Prinz kam am frühen Morgen zum Felsen heraus, und fand das arglistige Weib winselnd und ächzend dort liegen, und sich kläglich an dem Boden krümmen und winden. Er war mitleidig und fragte, was ihr fehle? Sie aber sahe ihn kläglich mit halbgebrochenen Augen an und sagte mit matter Stimme: „Fieber! Fieber! — Kann nicht weiter! — — Kein Mensch hier!"

Der Prinz ließ sie von seinen Leuten durch den Felsen zu dem Palast seiner Gemahlin bringen, und sie derselben empfehlen. Er selbst ritt, ohne abzusteigen, weiter.

„Saget dem Prinzen," sprach Paribanu zu den Leuten, die ihrem Herrn nachritten, nachdem sie das Weib überbracht hatten, „saget ihm, daß wir uns schlechten Dank verdienen werden."

Sie ließ die Kranke in ein prächtiges Zimmer führen, und zur Ruhe bringen. Dann ging eine von den Dienerinnen hin, und kam mit einer Schale voll Wasser zurück. „Trinkt das, gute Frau," sagte sie; „es ist Lebenswasser aus dem Löwenbrunnen, welches vor Ablauf einer Stunde Euer Fieber unfehlbar hebt."

Mit vielen Grimassen und scheinbarem Widerwillen trank das Weib, und legte sich dann, sorgfältig zugedeckt, hin, gleichsam die Ausdünstung abzuwarten.

Die Zauberin wäre gern wieder aus dem Bette gewesen, aber des Scheins wegen mußte sie die Stunde abwarten, bis zu deren Ablauf man sie allein gelassen hatte. Sie saß schon völlig wieder angekleidet, als die Dienerinnen

zurück kamen, und rief ihnen entgegen: „O, wie vielen Dank bin ich Eurer Gebieterin schuldig! Wie erquickt bin ich! Das ist ein wahrhaftiger Wundertrank."

Man führte sie in dem Palast herum, um den alle Augen verblendenden Glanz und alle Pracht desselben zu sehen, und zuletzt brachte man sie in einen Saal, wo Paribanu auf einem goldnen Thron saß, umgeben von Schaaren von Feen, deren Schönheit überirdisch war. Sie wollte vor Paribanu niederfallen und danken, die aber kam ihr zuvor und sagte: „Ich freue mich, liebe Frau, daß Ihr so bald wieder hergestellt seid. Lasset Euch noch, wenn es Euch ergötzt, in den übrigen Zimmern meines Palastes und auch in meinen Gärten umherführen, erquickt Euch dann, und setzet Eure Reise glücklich fort!"

Sie ließ sich umherführen und das Erstaunen über alle die Wunder, die sie sahe, verschloß ihr den Mund; und als sie von den Führerinnen hörte: dieß sei unter siebentausend Palästen, die ihre Gebieterin in dem unermeßlichen Umfang ihres Reichs besäße, gerade der geringste, wurde es ihr schwindelnd.

Unter mancherlei Gesprächen kam sie bis zur eisernen Pforte, wo man sie herausließ. Kaum hatte sich die Pforte hinter ihr wieder geschlossen, als sie, sich umkehrend, dieselbe genau in's Auge fassen und Platz und Stelle merken wollte. Aber es war keine Pforte vorhanden.

Die Zauberin eilte, dem König Bericht zu erstatten, und als es geschehen war, verstärkte sie den Verdacht des Königs, indem sie sagte: der Prinz werde ja wohl aus Ehrfurcht und Kindesliebe nicht nach dem Throne des Vaters trachten, aber wer bürge denn für die ehrgeizigen Absichten seiner Gemahlin? Seine Majestät möchten immer geruhen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten. Derselben Meinung waren die Günstlinge, die auch anwesend waren, und weil sie entschlossene Maaßregeln liebten, riethen sie, den Prinzen mit seinem Gefolge beim nächsten Besuch in sichern Gewahrsam zu nehmen, bis man selbst sicher sei. Dieß sei das untrüglichste und sicherste Mittel.

„Weise Herren," sagte das Weib, „Euer Gedanke ist höchst vortrefflich; aber ich fürchte doch, es möchte zu viel Aufsehen machen, also zu verfahren, und die Begleiter des Prinzen, die ohne Zweifel Genien sind, möchten für menschliche Festhaltungsmittel zu luftig und geschickt sein, und sich bald frei machen. — Besser dürfte es sein, Seine Majestät der König forderte Etwas von dem Prinzen, was selbst die Gemahlin zu leisten nicht im Stande wäre. Dann bliebe er vielleicht aus Scham in seinem unterirdischen Reiche, und käme nie wieder."

Dieser Rath gefiel Allen darum, weil Keiner einen besseren wußte. Aber was sollten sie denn fordern?

Darauf hatte das Weib auch schon gedacht. „Euere Majestät," sagte sie, „fordere doch ein Zelt, welches ein einziger Mensch mit der Hand umfassen kann, und worunter dennoch die ganze Armee Eurer Majestät Platz haben möge."

Das war ein übergöttlicher Gedanke, und als am andern Morgen Ahmed seinen Vater besuchte, sagte dieser mit vielen Worten, daß ihm der Zufall das Glück des Prinzen verrathen habe. Er sei der Gemahl einer wunderschönen und sehr mächtigen Fee, die auch ihm, dem Vater ihres Gemahls, Etwas zu Gunsten thun werde, und ihm unglaubliche Ausgaben ersparen könne. — Hierauf kam dann die Bitte um ein Zelt hervor, wie es die Zauberin angegeben hatte.

Der Prinz erstaunte über die Entdeckung seines Geheimnisses und noch mehr über das seltsame Ansinnen seines Vaters. Noch nie hatte er selbst die Macht seiner Gemahlin auf die Probe gesetzt, und wußte nicht, wie weit diese reiche; aber daß sie ein solches Zelt hervorzubringen im Stande sein werde, bezweifelte er sehr. Indessen versicherte er den Vater, den Wunsch seiner Gemahlin vorzutragen, und setzte hinzu: „Wenn ich aufhören sollte, Euer Majestät zu besuchen, so ist es ein Zeichen, daß ein solches Zelt unter die Unmöglichkeiten gehört."

Seine Majestät machten noch viele Worte; aber Ahmed reiste sogleich ab, und kam bei guter Zeit nach Hause, aber mit verdrießlichem Gesicht.

Paribanu errieth bald, was vorgegangen sein möchte, und befragte den Prinzen; aber erst nach vielen Bitten erfuhr sie, daß dem König seine Vermählung bekannt sei, und den höchst seltsamen Wunsch desselben.

Paribanu erinnerte ihn an die Worte, die sie ihm hatte sagen lassen, als er ihrer Pflege das kranke Weib empfehlen ließ. Sie erklärte ihm, wie Alles zusammenhing, und was man befürchte; denn die Genien, welche den Prinzen in Gestalt von Reitern begleiteten, hatten genau bemerkt, was am Hofe des Königs vorging.

„Prinz," sagte sie, „Ihr scheint geglaubt zu haben, die Gewährung des Wunsches Eures Vaters übersteige meine Kräfte; aber es gibt noch schwierigere Dinge, die ich ohne Mühe hervorbringen kann. Eröffnet mir nur künftig ohne Zurückhaltung, was Euer Herr Vater wünscht. Mir liegt daran, ihm zu beweisen, wie hoch ich Euch ehre."

Sie ließ ihre Schatzmeisterin rufen. „Nurgihan," sagte sie, „bringe mir das größeste Gezelt aus meinen Schatzkammern;" und sie brachte es. Es war so klein, daß man es in der Hand gemächlich verbergen konnte, und Ahmed mußte es sich ansehen. Er schüttelte aber leise den Kopf und sahe bedenklich aus. Paribanu lächelte über ihn, und sagte: „Nurgihan, gehe und spanne das Zelt auf der großen Ebene auf, damit der Prinz sehe, ob es seinem Herrn Vater auch recht sei."

Als das Zelt aufgespannt war, fand es Ahmed so groß, daß das Heer seines Vaters zweimal darunter Platz gehabt hätte. Vor Erstaunen blieb er stumm, und küßte nur dankbar die Hände seiner Gemahlin.

„Prinz," sagte diese, „ich merke wohl, daß Euch das Zelt groß genug scheint; wisset aber auch, daß es sich nach der Zahl der Geladenen ausdehnt oder verengt, so daß es auch für einen einzigen Mann nur eben die rechte Größe hat. Erquickt Euch, mein geliebter Gemahl, und bringt es sodann

noch heute Eurem Herrn Vater. Er soll nicht denken, daß Ihr erst Mühe gehabt hättet, ein solches Gezelt von mir zu erlangen, und eben so wenig, daß ich erst Mühe gehabt hätte, dasselbe hervorzubringen."

Mit seinen leichten Rennern war der Prinz noch bei guter Zeit bald wieder beim Vater, und behändigte ihm das Zelt. Der Vater erschrak, denn er hatte die Rückkunft des Prinzen nimmer wieder erwartet. Aber es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, als am andern Morgen das Zelt aufgeschlagen wurde, und sich ohne alles Zuthun immer mehr und mehr erweiterte, bis es Platz für sechsmalhunderttausend Mann hatte, und dann sich wieder verengte, bis zu dem Raum für einen Mann.

Der König hielt wieder geheimen Rath mit der Zauberin und den Günstlingen, und die Zauberin rieth, das Wasser des Lebens aus dem Löwenbrunnen von dem Prinzen zu fordern. Sie wußte wohl, daß Lebensgefahr dabei war, dasselbe zu holen; denn sie hatte es von den Dienerinnen Paribanu's gehört.

Ahmed erstaunte, als er hörte, was sein Vater forderte, und meinte, der Vater habe wohl mit dem Gesundheitsapfel können zufrieden sein, um sein Leben zu erhalten.

Als der Prinz zurückgekehrt war, brachte er tausend danksagende Worte vom Vater zurück; aber er eröffnete zugleich den neuen, noch seltsameren Wunsch, den er sehr mißbilligte.

„Lasset es gut sein," antwortete Paribanu. „Man sucht Euch zu verderben; das soll aber nicht gelingen. Lasset Euch zwei Pferde bereit halten, lasset einen Hammel schlachten und in vier Theile theilen, und legt diese Theile auf eins der beiden Pferde, auf das andere aber setzet Euch selbst. Sodann nehmt diesen Knauel Zwirn. Morgen mit frühem Tage reitet fort, und sobald Ihr aus der eisernen Pforte seid, werfet den Knauel vor Euch hin. Er wird zu laufen anfangen und nur erst aufhören, wenn Ihr an den offenen Pforten einer alten Burg seid. Innerhalb derselben liegen vier Löwen; zwei wachen und zwei schlafen; aber die wachenden werden die schlafenden brüllend erwecken, sobald sie Euch gewahr werden. Ihr aber reitet dreist zu, und werfet Ihnen die Hammelsviertel hin, so werden sie Euch gehen lassen. Eilet dann auf den Burghof, in dessen Mitte Ihr den Brunnen mit dem Lebenswasser antreffen werdet. Schöpfet eilends mit einem Gefässe, das Ihr mitnehmen müsset, aus dem Brunnen und kehret schnell zurück, damit die Löwen noch beim Fressen sind, und Ihr desto sicherer durch sie hin könnt. — Uebrigens sollt Ihr wissen, daß dieses Wasser von Koboldeu und Erdgeistern in unterirdischen Tiefen durch Feuer bereitet wird. Es gibt den Feigen Muth, macht die Muthigen rasend, die Stummen beredt, lehrt tanzen und taumeln, schafft festen Schlaf, benebelt die Weisen, daß sie die Dinge nicht unterscheiden können, verursacht, daß die Schwachen tausendfältiges tolles Zeug begehren, richtet viel Händel an, und wird einmal in künftigen Zeiten in Schlachten Wunderdinge verrichten. Die Menschen werden es nämlich nach zehntausend Jahren erfinden,

und es ebenfalls Lebenswasser, oder Aquavit oder wohl auch Branntwein nennen."

Der Prinz kam Allem getreulich nach. Die Löwen brüllten zuerst, und fraßen alsdann, ohne sein zu achten. Das Wasser wurde geschöpft und die Rückkehr war sicher. Aber zwei der Löwen folgten ihm nach. Der Prinz zog seinen Säbel, sahe aber bald, wie freundlich dieselben waren und vertraute ihnen. Einer derselben ging seitwärts in einem Bogen um ihn herum, um einige Schritte vor ihm vorauszukommen und ihm voran zu gehen; der andere ging hinter ihm drein. Beide schienen ihn schützen zu wollen, sie begleiteten ihn aber nur bis an die Pforten des Königspalastes und kehrten friedlich im schnellen Trabe zurück.

Als der Prinz das Lebenswasser gebracht hatte, dankte ihm der König abermals mit vielen schmeichelnden Worten; die Veziere aber ärgerten sich, daß derselbe der Gefahr entgangen sei.

Wieder ein neues Stück hatte die Hexe ersonnen, dessen Wirkung gewiß unfehlbar sein sollte. Der König forderte, als ein großer Liebhaber von Seltenheiten, einen kleinen Mann, anderthalb Fuß hoch, mit einem schwarzen Barte von dreißig Fuß Länge, der auf der Schulter eine eiserne Keule von fünfhundert Pfund trüge und mit derselben so leicht als mit einem Spazierstöckchen hantiren, aber zugleich sprechen könnte. An einem solchen Kerlchen hätte er dann eine Seltenheit, wie man sie an keinem Fürstenhofe fände, an welchen man schon damals auch Zwerge hielt, welche um so höher geschätzt wurden, je garstiger und widersinniger sie gebildet waren.

Was der Prinz auch einwenden mochte, der Vater bestand auf einen so verzerrten Zwerg.

Als er das kindisch eigensinnige Verlangen seiner Gemahlin vortrug, und tausend Bedenklichkeiten äußerte, lachte dieselbe und sagte: „Diese Aufgabe ist leichter, als Euer Herr Vater wohl gedacht hat; denn den kleinen Mann, welchen derselbe verlangt hat, findet er bis auf's Haar in meinem Bruder Schaibar, der eine ehrliche Haut ist, nur ist er blutdürstig und fürchterlich rachsüchtig, wenn man ihn beleidigt hat. Ich will ihn kommen lassen, aber erschreckt nicht vor seiner fürchterlichen Gestalt."

„Ist er Euer Bruder," versetzte fein der Prinz, „so kann ich ihn ja nicht mit Furcht und Abscheu, sondern nur mit Liebe und Ehrfurcht ansehen."

Schaibar wurde durch ein auf Kohlen gestreutes Räucherwerk herbeigerufen, und trat mit gebieterischem Schritt ein. Sein dicker Bart starrte dreißig Fuß lang vorweg, und sein eben so dicker Knebelbart ging weit bis über die Ohren hinauf, und bedeckte ihm das Gesicht. Die kleinen Schweinsaugen lagen tief im Kopfe, der mit einer spitzen Kappe bedeckt war; dabei hatte er vorn und hinten einen Buckel.

„Was ist das für ein Mensch?" fragte er die Fee mit funkelnden Augen, indem er auf den Prinzen zeigte, welchen ein kaltes Grausen überlief. Als ihm aber seine Schwester Bericht gethan, und um Verzeihung gebeten hatte, ihn nicht zur Hochzeit eingeladen zu haben, indem er damals mit einem

Kriegszuge hätte zu schaffen gehabt, wurde er sehr freundlich und bot dem Prinzen seine Dienste an.

Als er hörte, worauf es ankam, wollte er sogleich den Marsch antreten; allein die Schwester bat ihn, das bis morgen zu verschieben, indem sie ihm noch manche Nachricht ertheilen müßte über Alles, was mit dem Prinzen und dessen Vater bisher vorgegangen sei.

Bei früher Tageszeit kamen Ahmed und Schaibar in die Hauptstadt, wo Alles mit Entsetzen vor dem Ungeheuer flohe. Auch die Wachen im Königspalast entflohen mit Zittern und Beben, und so kamen Beide ohne Hinderniß in den großen Saal, wo der König, umgeben von seinen Ministern, auf einem Thron saß.

Ohne erst zu erwarten, daß er dem König vorgestellt wurde, ging Schaibar auf den Thron zu und fuhr den König mit furchtbarer Stimme an: „Du hast mein begehrt. Hier bin ich. Was willst du?"

Der König hielt beide Hände vor die Augen, und hätte sich auch gern die Ohren damit zugehalten, um den Donner der furchtbaren Stimme nicht zu hören. Vor Entsetzen konnte er nicht antworten. „Was willst du?" fragte Schaibar noch zweimal schrecklicher, und als er abermals keine Antwort empfing, rief er: „Sprich!" und schlug ihn zugleich mit der geschwungenen Keule todt, ehe es der Prinz verhindern konnte. Einmal in's Todtschlagen gekommen, schlug er links und rechts die Veziere und Günstlinge todt, auf jeden Schlag Einen, um sie für den Unrath zu bezahlen, welchen sie dem König statt guten Rath gegeben hatten. Nur der Großvezier blieb verschont, weil er Alles, was vorgegangen war, immer widerrathen hatte. Auch die Zauberin mußte herbeigeholt werden. Zitternd fiel sie vor dem Schrecklichen nieder. „Ha," sagte Schaibar, „du zitterst, du hast das Fieber wieder; ich will dir's vertreiben;" und damit schlug er ihr den Kopf ein.

Mit dem Allem war Schaibar noch nicht zufrieden, sondern er drohete der ganzen Stadt den Kopf einzuschlagen, wofern sie nicht freiwillig seinen Schwager Ahmed zum König ausriefen. Das geschah mit tausend Freuden und lautem Jubelruf, der Keule wegen, und die Großen des Reichs huldigten dem Prinzen mit großem Entzücken, und nachdem Schaibar seine Schwester geholt hatte, wurde auch dieser gehuldigt; denn obwohl sie eine mächtige Königin unter der Erde und geistiger Natur war, verschmähete sie doch den Thron eines Erdkönigs nicht.

Der König bezeigte sich gnädig gegen den Bruder Ali, der an allen Händeln keinen Antheil genommen hatte, und schenkte ihm auf Lebenslang eine große Provinz. Hußein sollte sich ebenfalls eine Provinz aussuchen, aber er blieb lieber als Derwisch in seiner Einsamkeit, wo er nicht leicht zu befürchten hatte, daß ihm der Kopf könnte eingeschlagen werden.

Das Zauberpferd.

In der uralten Heldenzeit wurde in Persien das Fest des Neujahrs mit großem Gelärm, mit Schauspielen, Tänzen und Gauklerkünsten, mit Klang und Sang, mit Saus und Braus und Schmaus wohl vierzehn Tage hinter einander gefeiert, und vierzehn Tage gingen noch nachher darauf, sich von den Freudenfesten zu erholen.

Dieses Fest zog viele Ausländer an den Königshof nach Schiras, der alten Hauptstadt Persien's. Es kamen Prinzen, Fürsten und Herren, es kamen Gelehrte, Künstler aller Art, und auch solche, die aus der Tasche in die Tasche spielten; natürlich fanden sich auch Lummerer, Müssiggänger und Pflastertreter, welchen das Jahr zu viel Tage hatte, mit welchen sie Nichts anzufangen wußten, und Lungerer, die hier oder da einen guten Bissen wohlfeil zu erschnappen suchten, von allen Arten. Mit einem Worte, es kamen viel artige, feine, weltgewandte Leute, die Pracht und Herrlichkeit des Festes mit anzuschauen.

An einem der Tage dieses Festes trat vor den Thron des Königs ein Indier mit einem Pferde aus Holz, welches prächtig aufgezäumt und gesattelt, und so kunstvoll gearbeitet war, daß man es kaum von dem schönsten Persischen Pferde unterscheiden konnte.

Der Indier rühmte dem König sein Holzpferd als das größte Wunder der Welt an, dieser aber antwortete ihm: „Dein Pferd ist allerdings höchst künstlich gearbeitet, allein es gibt schon noch Künstler in meinem Lande, die ein ähnliches hervor zu bringen ihm Stande sein würden, oder das Deinige wohl gar noch überträfen."

„Herr," versetzte der Indier, „es ist auch nicht die äußere Gestalt, worin der Werth meines Pferdes beruht, sondern dessen geheimnißvoller Gebrauch. Wer mit diesem bekannt ist, kann auf demselben nach allen Weltgegenden, in sehr kurzer Zeit, und schneller als ein Vogel, durch die Luft hinkommen."

Der König, welcher der Seltsamkeiten und Wunderdinge schon viele besaß, nahm sich vor, auch dieses Pferd zu besitzen, was es auch kosten möchte; doch wollte er, als ein bedächtiger Herr, zuvor erst eine Probe von der Tugend desselben mit seinen eigenen Augen sehen.

Sogleich trat der Indier in den Steigbügel, schwang sich leicht auf das Pferd, und erbat sich des Königs Befehle, wohin er auf seinem Lustpferde reiten solle?

Etwa sechs Meilen von Schiras lag in blauer Ferne ein hoher Berg. „Begib dich dorthin," sprach der König; „du wirst am Fuße dieses Berges einen Palmbaum finden, der jetzt eben in der Blüthe stehen muß, bringe mir zum Wahrzeichen einen Blüthenzweig, so werde ich über die Schnelligkeit deines Pferdes urtheilen können."

Der Indier drehte einen Wirbel, der sich aus der Mähne der Pferdes

ein wenig erhob, und im Augenblick sauste dasselbe durch die Luft hin, und stieg so schnell und hoch, daß es in zwei Augenblicken die schärfsten Augen nicht mehr sahen. Das ganze Volk begleitete ihn mit lautem Jubelgeschrei.

Kaum war eine Viertelstunde vorbei, so erschien er schon wieder in der Höhe, und ließ sich mit dem blühenden Zweige zur Erde herab, welchen er zu den Füßen des Königs niederlegte.

Jetzt war der König entschlossen, das Pferd um jeden Preis zu erlangen, denn solch ein kostbares Kleinod hatte er in seinem Schatze nicht, und dieses allein schien ihm mehr werth, als alle übrigen Kostbarkeiten, die er besaß, zusammen genommen.

„Ich danke dir," sagte er zu dem Indier, „daß du mich mit einer solchen Kostbarkeit bekannt gemacht hast, und um dir zu beweisen, wie hoch ich es achte, bin ich bereit, es zu kaufen, wenn du es ablassen willst."

„Herr," erwiderte der Indier, „ich wußte wohl, daß der mächtigste Monarch auf Erden, der seiner Weisheit wegen allenthalben gepriesen ist, mein Wunderpferd nicht nur schätzen, sondern auch zu besitzen wünschen würde, und ich bin bereit, es den hohen und edlen Wünschen Eurer Majestät zu überlassen, aber ich weiß nicht, ob Ihr die Bedingung zu genehmigen geruhen werdet, unter welcher ich es allein abstehen kann. Ich habe dem Meister und Erfinder desselben meine einzige Tochter dafür gegeben, und demselben versprochen, es nur durch Tausch in andere Hände kommen zu lassen."

„Wohl!" antwortete der König, „ich bin zum Tausch bereit. Wähle dir unter meinen Provinzen und Städten eine aus, welche dir gefällt, ich trete sie dir ab."

Die Gedanken des Indiers aber gingen um Vieles höher hinauf. „Herr," sagte er, „verzeihet. Nur um den Besitz der Prinzessin, Eurer Tochter, kann ich mein Pferd vertauschen."

Die Großen des Hofs lachten theils, theils wurden sie unwillig, theils bedenklich über die ausschweifende Forderung des Indiers, der König selbst aber schien sichtlich zu schwanken. Das Pferd war einzig in seiner Art, aber die Prinzessin in der ihrigen gar nicht. Was sollte er thun?

Als der Thronerbe, Firuz Schah, ein feuriger Prinz, die Unschlüssigkeit des Vaters merkte, sagte er: „Wie, gnädigster Herr, ist es möglich, daß Ihr einen Augenblick über die vermessene Forderung dieses Gauklers zweifelhaft sein könnet? Ich bitte Euch, zu bedenken, was ihr Eurem uralten Fürstenstamme schuldig seid; was fremde Höfe sagen würden und ob der verwegene Indier nicht vielleicht daran denken möchte, mit der Prinzessin ein Recht auf den Thron und durch nichtswürdige Künste das Reich zu erlangen, wo alsdann auch das Pferd wieder in seinen Besitz käme."

Der Vater schwieg so still, als hätte er in unsern Tagen gelebt, wo die in kurzer Zeit weise gewordenen Söhne die Väter hofmeistern. Er schwieg still und dachte blos das Seinige, und als er genug gedacht hatte, sprach er laut: „Wir wollen uns nicht übereilen. Auch wird es gerathen sein, noch

eine Probe mit dem Pferde vorzunehmen, aber durch eine andere Person, als den Indier selbst."

Kaum hatte der König das gesagt, als Prinz Firuz, der seine Kühnheit und seinen Scharfsinn gern bewundern sahe, schon auf dem Pferde saß, und durch die Lüfte, zum Erstaunen des ganzen Volkes, dahinflog, und Allen aus dem Gesicht kam.

Der Indier warf sich erschrocken vor dem Thron des Königs nieder, und sagte: „Herr, ich bürge für kein Unglück, was dem Prinzen widerfahren kann. Seine Hoheit hat ohne Zweifel wahrgenommen, daß ich beim Aufsteigen in die Luft einen Wirbel drehete. Aufgestiegen ist er nun auch, aber er hat an das Herabkommen nicht gedacht. Entdeckt er nicht noch einen sehr verborgenen Wirbel, so kommt er bis über die Sterne hinaus und fährt in den Himmel; ich aber bin unschuldig."

„Unschuldig, du verruchter Schwarzkünstler?" brüllte des Königs Löwenzorn. „Unschuldig? — Sperrt ihn in das engste und festeste Gefängniß, und ist der Prinz in drei Monaten nicht zurück, so soll er mit seinem Leben mir zahlen!"

Was auch der Indier, ja selbst der Großvezier vorstellten, so half es ihm Nichts. Der Sultan beharrte dabei.

Darin hatte er Recht, und mithin wurde der Indier eingesperrt; das Fest aber endigte sich kläglich.

Prinz Firuz mit seinen hohen Gedanken stieg höher und immer höher, und es wurde ihm immer banger und banger, und in der Angst begriff er, daß man zu hohe Gedanken haben, und in der Welt zu hoch steigen könne.

Er stieg. Er drehete und zog an dem Wirbel hin und her, aber er stieg und war bald über die Erde hinaus, von der er keinen Berg und kein Thal, kein Land und kein Meer mehr sahe. Das aber sahe er, daß seine Scharfsichtigkeit Blödsichtigkeit, und seine Kühnheit Dummheit gewesen sei. Er fürchtete sich, die erhabene Physiognomie an dem Mond oder an den Sternen zu zerschellen, oder gar über Gott hinaus zu kommen, über den siebenten Himmel hinaus, in die leere Unermeßlichkeit.

Mitten in seiner Angst dachte er: „Ich bin der Prinz Firuz, und mein Vater ist König von Persien, — es kann daher mir nichts Uebels begegnen."

Sein Glaube betrog ihn nicht. Er hatte endlich wohl geahnt, daß vielleicht zum Hinunterreiten ein anderer Wirbel nöthig sein möchte, als zum Hinaufsteigen. Er suchte und fand. Unter dem rechten Ohre des Holzpferdes fand er einen sehr verborgenen Wirbel, welchen er kaum gedrehet hatte, als er zur Erde hinab sank, aber in mäßiger Bewegung.

Tiefer und immer tiefer sank das Pferd hinab, indem es immer mehr und mehr dunkel ward. Er war zuletzt schon wieder unter dem aufgegangenen Monde herab, und sehr beunruhigt über den Ort, wo sich das Pferd herablassen möchte, als es auf einmal nach Mitternacht still stand.

Entkräftet stieg er ab, und fand sich auf dem platten Dache eines

großen Palastes, welches rings umher mit einem Marmorgeländer umgeben, und mit Bäumen und Blumen besetzt war. Eine Treppe führte von dem Dache in den Palast hinunter; aber er zweifelte, ob er dieselbe hinabsteigen sollte, denn er wußte nicht, wo er war, und ob man ihn feindselig oder freundschaftlich aufnehmen würde.

Indem er noch schwankte, kam eine Dame im leichten Nachtkleide die Treppe herauf. Es war die Prinzessin von Bengalen, die hier auf ihrem Landhause sich aufhielt, und weil sie nicht hatte schlafen können, heraufgekommen war, der lieblichen Nachtkühle zu genießen.

Sie erschraken Beide ein wenig vor einander, aber Firuz Schah sahe bald, daß er eine Prinzessin vor sich hatte, und warf sich vor ihr nieder, ihre Gnade anzuflehen. Er sagte, wer er sei, und erzählte ihr das Wunder seines Hierseins nebst aller Gefahr und Noth auf seinem Luftritte, und bat um ihren Schutz.

„Prinz," sagte sie, „Ihr seid in ein Land gekommen, wo die Gastlichkeit und Menschlichkeit mit allen ihren milden Sitten zu Hause sind. Aber Ihr bedürft ohne Zweifel Nahrung und sodann der Ruhe, und sollt mir ein willkommener Gast sein."

Hierauf führte sie ihn in den Palast hinab, in einen prächtig erleuchteten Saal, weckte ihre Leute und ließ eine Menge Gerichte auftragen, von welchen er wählte, was ihm gefiel und sich dann zur Ruhe begab.

Weil der Prinz herzlich müde war, legte er sich nieder, und schlief fest.

Nicht also aber die Prinzessin. Sie begab sich auch zur Ruhe, aber sie schlief nicht, sondern war beunruhigt; denn das Bild des schönen Prinzenjünglings stand immer vor ihren Augen, wiewohl dieselben geschlossen waren.

Am andern Morgen schmückte sich die Prinzessin sehr sorgfältig, denn sie wußte wohl, daß Kleid und Schmuck mit Geschmack ausgewählt die Schönheit erhöhen.

Sie ließ sich bei dem Prinzen zuerst anmelden, und dieser war bereit, sie zu empfangen.

Hier setzten die Beiden sich mit den allerzierlichsten und gekünstelsten Worten und Sitten in die angenehmste Unterhaltung der Welt.

In zwei Tagen sprachen die sämmtlichen Hofleute der Prinzessin von der seltsamen Gunst des Schicksals, zwei Liebenswürdigkeiten, so seelenverwandte Seelen einander zuzuführen, und behaupteten, das wundersame Holzpferd müsse eigens dazu erfunden sein, daß beide prinzliche Naturen zum gegenseitigen Anschauen ihrer Göttlichkeit hätten gelangen können.

Acht Tage waren schon verflossen, ohne daß Seine Hoheit, der Prinz Firuz, an Allerhöchstdero Herrn Vater gedacht hätten; als aber die Prinzessin ihn aufforderte, dem König, ihrem Herrn Vater, sich vorzustellen, dessen Hauptstadt nur einige Stunden entfernt war, fand großes Bedenken statt, weil Seine Hoheit weder Kleid, noch Gefolge, noch Geld hatten, welches Alles von der Prinzessin anzunehmen, das Zartgefühl Höchstderoselben fast zu verwunden

schien. Dagegen fand es Prinz Firuz nicht unzart, die Prinzessin zu überreden, sich mit ihm auf das Zauberpferd zu setzen und dem Könige Persien's sich als künftige Schwiegertochter vorstellen zu lassen.

Sie hatte alle Anstalten getroffen, daß, außer ihren Vertrautesten, Niemand im Palaste ihre Abwesenheit bemerkte. In zwei, drei Tagen glaubte sie durch die Kraft des Holzpferdes mit dem Prinzen wieder zurück zu sein, und dieser könnte in den wenigen Tagen Alles dazu einrichten, daß ihm ein großes Gefolge nachkäme, mit welchem er sich dann dem Könige von Bengalen vorstellen, und um die Prinzessin werben könnte.

So hatten sie es sich Beide ausgedacht.

Die Reise ging fort, und in wenigen Stunden war man in der Nähe von Schiras. Es verstehet sich aber, daß der Prinz nicht auf dem Holzpferde mit der Prinzessin in Schiras einzog; denn das wäre sehr unschicklich gewesen; sondern er stieg mit ihr auf einem nahen Landhause des Königs ab, und ließ sie unter der Pflege des Hausverwalters, er selbst aber ritt auf einem prächtigen Pferde an den Hof des Königs von Persien.

Das Lärmen mit Pauken, Hörnern, Trompeten und Trommeln, das Jauchzen des Volkes, und die Verwirrungen der Freude, welche die Ankunft des Prinzen hervor brachte, sind nicht zu beschreiben, und waren um so größer, da man schon Trauer um ihn, als einen Todten angelegt hatte. Der Indier wurde hochgnädig in Freiheit gesetzt mit dem Bescheid, sich sein Unglückspferd auf dem Landhause zu holen, und damit sich zu entfernen.

Der Prinz erzählte dem Vater, was ihm begegnet sei, und bat um dessen Einwilligung zur Verheirathung mit der Prinzessin von Bengalen, die er augenblicklichst erhielt.

Der König wollte in seiner großen Freude die Prinzessin mit seinem ganzen Hofe selbst abholen, in seinen Palast einführen, und sogleich mit seinem Prinzen vermählen, aber alle diese frohe Mühe hatte ihm der Indier erspart.

Voller Wuth, und sinnend auf Rache, eilte er zum Landhause, wo sich sein Pferd befand. Daß auf demselben eine Prinzessin von Bengalen, die Braut des Prinzen, mitgekommen sei, hatte ihm nicht verborgen bleiben können, da sich das Gerücht davon am Hofe und in der Stadt verbreitet hatte.

Der Indier kam auf dem Landhause an, und der gutmüthige Hausverwalter freute sich über die Befreiung desselben; denn er wußte, um welcher ungerechten Sache willen derselbe eingekerkert worden war.

„Den König,“ sagte der Indier, „hat vor Freuden über die Rückkunft seines Sohnes der Schlag gerührt, und die Aerzte geben ihm nur noch einige Stunden Leben. Er will noch vor seinem Ende die Gemahlin seines Prinzen sehen, der von seinem Bette nicht weg darf. Ich soll sie eiligst auf meinem Pferde ihm zuführen. Laß die Prinzessin einen großen Schleier überwerfen, und sich sogleich hinter mich auf's Pferd setzen.“

In der Bestürzung geschahe, was der Indier verlangte und dieser erhob sich mit der Prinzessin auf dem Pferde in die Luft.

Eben hatte der König den Zug nach dem Landhause angetreten, als der Indier mit lautem Frohlocken über der Stadt mit seiner Beute erschien und dem Könige und dessen ganzem Hofe Trotz bot.

Was half alles Jammern und Wehgeschrei und was nützten alle Verwünschungen! Der Indier hatte die Prinzessin und flog mit ihr davon.

Der Prinz Firuz war entsetzt über die listige Bosheit des Indiers, aber er begriff, daß hier nur Entschlossenheit und Muth vielleicht noch retten könnten, aber nicht unthätiges Klagen. Er setzte seinen Gang nach dem Landhause fort, wo der Verwalter, der schon von dem Unheil unterrichtet war, vor ihm niederfiel und den Tod von der Hand des Prinzen erwartete. Dieser aber entschuldigte ihn und klagte seine eigene Unvorsichtigkeit an.

Der Prinz ließ sich aus einem nahe gelegenen Kloster eine Derwischkleidung bringen, versahe sie mit Perlen und Diamanten statt des Reisegeldes, und ging in der Mitternacht fort, mit dem festen Vorsatz, nicht wieder zu kommen, er hätte denn seine Seele, sein Leben wieder gefunden, nämlich die Prinzessin. Er ging fort, aber freilich auf's Ungewisse hin.

Noch desselben Tages kam der Indier in das Paradies der Welt, in das Königreich Kaschmir, unweit der Hauptstadt in einem Lustgehölze an. Da es ihn hungerte und die Prinzessin Durst hatte, so ließ er sich nieder, stieg mit der Prinzessin vom Pferde ab und ging umher, Obst zu suchen, welches Hunger und Durst zugleich stillte und fand dessen bald genug.

Als beide sich mit dem Obste erfrischt hatten, wollte der Indier mit der Prinzessin weiter ziehen, sie aber weigerte sich, sich wieder auf's Pferd zu setzen. Seine liebkosenden Worte waren vergebens, seine Drohungen waren es auch. Da wollte er sie mit Gewalt hinaufheben, aber sie widersetzte sich mit der Kraft der Verzweiflung, sie stieß den Indier, sie kratzte ihn mit den Nägeln, sie schlug ihn mit geballter Faust in's Gesicht; das würde ihr jedoch wenig geholfen haben, denn gegen die Stärke des Indiers hätten sich ihre Kräfte bald genug erschöpfen müssen. Aber ihr entsetzliches Gekreisch half.

Mitten im heftigsten Faustkampfe kam eine Schaar Reiter daher, die Beide umringten. Sie bestand aus dem Sultan von Kaschmir und dessen Gefolge, mit welchem er von der Jagd zurückkehrte.

„Wer bist du?“ fragte der Sultan den Indier, „und was hast du mit dieser Dame vor?“ — „Herr,“ sagte der freche Mensch, „wer hat sich darein zu mischen, wenn ich mein ungehorsames Weib züchtigen will?“

Da erhub die Prinzessin ihre flehende Stimme und sagte: „Herr, glaubt diesem trotzigen Räuber nicht, der mich auf diesem verwünschten Zauberpferde dem Prinzen von Persien geraubt hat. Ich bin eine Prinzessin von Bengalen.“

Der Sultan war ein Herr von tiefer Einsicht und von schneller Gerechtigkeit und von unerschütterlichem Muthe. Er las in der erhabenen Miene der Dame, in ihrer Schönheit und in ihren thränenvollen Augen die Wahr-

heit ihrer Aussage und mit einem einzigen Streich seines guten Säbels flog der Kopf des unbewehrten Indiers ab.

Da lagen Kopf und Rumpf des Räubers und die Prinzessin war von ihm befreit.

Der Sultan von Kaschmir war auch ein Herr von Welt und Lebensart und beklagte den Unfall, welcher der Schönen widerfahren sei, ließ sie in seinen Palast bringen und sie auf die ausgesuchteste Weise von den Damen seines Hofes bedienen und entfernte sich, indem er ihren Dank verbat, damit sie sich völlig erholen könne.

„Das ist ein edelmüthiger Fürst," dachte die Prinzessin, „und in seinen Gesinnungen fast so erhaben als der Prinz Firuz. Ohne Zweifel wird er uns Beide wieder mit einander vereinigen, wenn er unsere Liebe und unser Unglück gehört haben wird."

Am andern Morgen wurde die Prinzessin durch den Lärm der Pauken und Trompeten und anderer Instrumente aus süßem Schlummer geweckt. Sie wußte nicht, wozu der Lärm solle und ob er nicht gar ihr zu Ehren angestellt sei? — Sie stand auf und kleidete sich so kostbar an, als sie konnte.

Kaum war sie mit ihrem Schmuck fertig, als der Sultan, der sich davon hatte Nachricht geben lassen, in's Zimmer trat und ihr erklärte, der Freudenlärm sei zu Ehren ihrer Vermählung mit ihm selbst, zu welcher er sich sogleich entschlossen hätte, als er sie im Gehölze erblickte.

Die Prinzessin fiel in Ohnmacht, als sie von der Ehre hörte, die ihr zugedacht war. Der Sultan bildete sich ein, das sei eine Folge vom freudigen Schrecken und gab sich alle Mühe, sie bald wieder zu sich zu bringen; sie erholte sich aber nicht so schnell wieder, als er gehofft hatte, und als sie wieder zu sich kam, war sie überaus entkräftet.

In ihrer Entkräftung aber hatte sie noch Kraft genug, über ihre Lage nachzudenken. Sie sahe, daß der edelmüthige Sultan ein Mann sei, mit dem man nicht lange handeln könnte und nahm ihre Maaßregeln. Sie fing an irre zu reden und sprach in unterbrochenen Zwischenräumen immer verworrener. Sie schien zu schlummern und fuhr dann heftig aus dem Schlummer auf; ja, endlich fuhr sie auf den Sultan zu, als wollte sie über ihn herfallen und schrie dazu, als ob sie mit dem Indier handgemein geworden wäre.

Der Sultan wurde bestürzt, entfernte sich und überließ die Kranke ihrem Frauenzimmer; aber aus der Hochzeit ward desselben Tages Nichts und die nächsten Tage ward auch Nichts daraus; denn die Verwirrung wollte sich nicht geben.

Es wurden nach und nach die gelehrtesten Aerzte des ganzen Königreichs herbei gerufen, die wirklich auch allesammt sehr gelehrt herausbrachten, daß diese Krankheit eine Art wahnsinniger Verrückung, fast etwa wie eine Raserei sei, von welcher einige Arten heilbar wären, andere aber unheilbar. Sie verordneten Pulver, Pillen und Tränke, welche die Kranke auch zuweilen in guten Stunden einnahm, zuweilen aber den Aerzten an den Kopf warf. Niemals ließ sie einen Arzt so nahe an sich kommen, daß er ihr den Puls befühlen

konnte. Wollte es aber einer wagen, so gerieth sie in Wuth, sprang zu und zerkratzte ihm das Gesicht so sehr, daß aus der gelehrten Miene eine Jammermiene wurde. Zuletzt wollte sich gar kein Arzt mehr finden, welcher Lust hatte, den großen Lohn zu verdienen, welchen der Sultan dem verhieß, welcher die Prinzessin heilen würde.

Firuz Schah war indessen in aller Herren Länder umhergereist und hatte nach Neuigkeiten von Prinzen und Prinzessinnen und von den Fürstenhöfen gefragt, aber er hatte Nichts erfahren. Endlich hörte er in Indien viel von einer Bengalischen Prinzessin reden, die an dem nämlichen Tage ihren Verstand verloren, an welchem der Sultan von Kaschmir sich mit ihr hatte vermählen wollen.

Jetzt hatte Firuz einen Fingerzeig und reiste nach der Hauptstadt Kaschmir's, eilte an den Hof des Sultans und ließ sich ihm vorstellen. Er that sehr geheimnißvoll und sagte, obwohl er nur ein Derwisch und kein Arzt sei, habe er doch auf seinen langen Reisen und durch vieles Nachdenken manche wunderkräftigen Arzneien aufgefunden, auf welche die Herren Aerzte nicht gekommen wären. Verhalte es mit der Krankheit sich also, wie man ihm beschrieben hätte, so wolle er, wenn man ihn in Allem gewähren ließe, seinen Kopf als Pfand für ihre Heilung einsetzen. Er sprach mit so viel Sicherheit, als wär' er ein Jahr lang als Marktschreier umhergezogen und der Sultan faßte großes Vertrauen zu ihm und ließ ihn gewähren.

Der Derwisch betrachtete die Prinzessin erst von einem höher liegenden Kabinette aus. Er sahe sie, er hörte sie ein trauriges Lied singen und er wurde überzeugt, daß sie seine vermißte Angebetete und die Krankheit Verstellung sei und schritt zur Kur.

Als er sich, nachdem sich Jedermann aus der geöffneten Thür des Zimmers hatte entfernen müssen, dem Bette der Prinzessin allzusehr nähern wollte, vergaß sie den Respekt gegen die Derwischkleidung und wollte auf den Herannahenden zu. Er aber fing leise an, die erste Strophe eines Persischen Liedes zu singen, welches er sie gelehrt hatte. Sie wurde aufmerksam und ließ ihn mit der zweiten Strophe so nahe heran kommen, daß er ihren Puls befühlen konnte.

Die Prinzessin hatte ihn ungeachtet der Verhüllung bald erkannt und indem er heimliche Worte zu ihr murmelte und seltsame Zeichen dazu machte, gab er ihr nur Anweisung, wie sie zu Werke gehen solle und auf welche Weise sie sich befreien wollten. Sie sollte nur, mit mancherlei Rückfällen, allmälig gesund zu werden scheinen, und auf dem Zauberpferde wollte er sie davon führen.

Wie erfreut war der Sultan über den außerordentlich günstigen Anfang der Heilung; und als am dritten Tage die Prinzessin den Sultan empfing und mit ihm vernünftige Worte sprach, war er entzückt. Er erklärte den Derwisch für den ersten und einzigen Arzt der Welt, zum geheimen Obbergrath und zweitem Oberstallmeister, zum geheimen Schlüsselträger und zu Folge dessen natürlich zum ersten Leibarzt, der ihm Unsterblichkeit verschaffen müsse.

Seit acht Tagen waren die Anwandelungen der Prinzessin immer seltener und schwächer geworden, aber in den nächsten acht Tagen kam es nicht weiter mit ihr. Früh vier Uhr hatte sie jeglichen Tag heftige Anwandlungen, und der Derwisch sagte, hier sei noch Etwas von Zauberei verborgen, wohinter er alles Fragens bei der Prinzessin ungeachtet nicht kommen könnte. Hätte er nur heraus, woran es hier hinge, so sollte der Sultan jede Stunde heirathen können.

„Wetter," sagte der Sultan; „Herzensfreund! Sie ist auf einem verdammten Pferde, welches in meiner Schatzkammer steht, durch die Luft hier angekommen und in dem Pferde liegt die Zauberei gewiß und wahrhaftig, glaube ich!"

„Euer Scharfsinn betrügt Euch nicht," sagte der Derwisch. Dann schwieg er mit sinnender Miene und zählte und rechnete an den Fingern; dann that er seinen Mund auf und sagte: „Befehlt, daß man mir in Allem, was ich verordnen werde, streng folge; übermorgen um fünf Uhr soll sie gesund sein, oder ich will mein Leben verloren haben."

Uebermorgen kam. Alles Hofgesinde stand im Schloßhofe in frühester Morgenstunde im Kreise und in der Mitte des Kreises stand das Zauberpferd; rechts desselben die Prinzessin, links der Derwisch und an jeder Seite ein Hofdiener. In einem innern und engern Kreise dampften Wunderkräuter auf heißen Pfannen und dicker Rauch stieg zum Himmel auf. Jetzt mußten die Diener der Prinzessin auf's Pferd helfen und dasselbe sinnig und stillschweigend herumdrehen, indem er mancherlei wohlriechendes Kraut und Holz mit murmelnden Worten auf die Pfannen warf, unter welchen ein Feuer unterhalten worden war.

Jetzt, als der Rauch am Dicksten aufstieg, rief er den Dienern zu: „Eilt schnell in den äußern Kreis und rettet Euch."

Indem sie entflohen, schwang er sich auf's Pferd, drehete den Wirbel, stieg in die Luft auf und rief dem Sultan und dem Hofe, freundlich mit der Hand winkend, ein: „Lebt wohl!" zu.

Dahin flogen sie. Wie aber der Sultan ihnen nachfluchte, dann jammerte, wie die Reitenden die beiderseitigen Eltern aufsuchten und diese überglücklich waren, sie aber sich dann vermählten und grausam überglücklich waren, und was dergleichen mehr ist, ist zu erzählen nicht nöthig.

Hassan der Seiler.

Zwei Freunde in Bagdad hatten ihren ewigen Streit, wie man zu Geld und Gut kommen könne, und ob das wohl ein sehr überflüssiger Streit sein mochte, so wollte doch keiner dem andern nachgeben. Die Freunde hießen S a a d i und S a a d. Der erstere, ein unendlich reicher Mensch, behauptete, nur Geld erwerbe Geld und mache glücklich; der andere, von mäßigem Ver-

mögen, behauptete, daß, wenn der Himmel wolle, man durch das kleinste Ding reich und glücklich werden könne. Wer von Beiden Recht mag gehabt haben, möget Ihr selbst entscheiden. Indessen wurden sie, wie Ihr schon wißt, über diesen Punkt niemals einig, blieben aber, was Beiden zur Ehre gereicht, mit ihren Herzen einig und einander zugethan, obwohl der Saadi so sehr, sehr reich war und Saad nur zum nöthigen Auskommen hatte.

Eines Tages, als sie mit einander spazieren gingen und diesen ewigen Streitpunkt wieder verhandelt hatten, kamen sie an der Werkstätte eines Seilers vorbei, der in großer Dürftigkeit zu sein schien und es auch war. Sie sprachen mit ihm und fragten, was das Gewerbe einbringe und er sagte: „Meine Dürftigkeit seht Ihr schon aus meinem Anzuge. Ich bin ein Seiler, wie Ihr seht und mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater sind auch Seiler gewesen und eben so arm als ich. Wenn jedoch Gott so viel gibt, als wir bedürfen und Gesundheit obendrein, so ist man ja glücklich genug, denn Viele sind mit vielem Gelde reich zwar, aber vielleicht nicht so heiter und fröhlich als ich!"

Saadi sprach zu ihm: „Ihr treibt, wie Ihr sagt, Euer Gewerbe schon lange und seid noch in solcher Dürftigkeit? — Etwas hättet Ihr doch müssen jedes Jahr erübrigen können?"

„Lieber Herr," sagte der Hassan, „ich habe eine Frau und fünf Kinder, von welchen keines mich noch unterstützen kann, aber ein Bischen Brod und Bekleidung müssen sie doch alle haben und tausend kleine Nothwendigkeiten wollen alle besorgt und bestritten sein! Und wenn man kaum so viel verdient, als man täglich dringend nöthig braucht, so kann man ja Nichts zurücklegen!"

Der reiche Saadi begriff das freilich nicht so ganz, denn dazu war er zu reich, obwohl er Nichts dazu sagte, aber Saad begriff es.

Saadi stand ein wenig nachdenkend still: „Freilich," sagte er, „Ihr mögt wohl Recht haben, daß Ihr nicht wohlhabender und reicher seid. Indessen nehmt einmal diese Börse mit zweihundert Goldstücken, — nehmt diese zweihundert Goldstücke und sehet zu, ob Ihr mit denselben Euch nicht zu den reichsten Handelsleuten Eures Standes hinaufhelfen könnt."

„O lieber Herr," sagte der Hassan, „der vierte Theil Eurer Gabe würde wohl ausreichen, mich bei meinem ehrlich treuen Fleiß, bei meiner Thätigkeit, und weil ich so wenig bedarf, in der viel bevölkerten Stadt Bagdad reicher zu machen, als die reichsten von meinem Gewerbe."

Hassan wollte seinem Wohlthäter den Rockzipfel küssen, aber Saadi entfernte sich mit seinem Freunde.

Der Seiler hatte seine zweihundert Goldstücke und wußte vor Freude nicht, wo aus noch ein.

Ihr denkt nun wohl, er habe Alles stehen und liegen lassen und sei im Galopp nach Haus gelaufen; aber das that er nicht, sondern er war ein ordentlicher, gesetzter und vernünftiger und erwerbsamer Mann und arbeitete, bis die Abendfeierstunde kam. Dann ging er nach Hause. Wir wollen ihn

einmal selbst weiter fort erzählen lassen, wie er es dem neugierigen Khalifen Harun Alraschid erzählen mußte, den Ihr schon kennt, zumal, da es nicht abzusehen ist, warum wir ihm unsere Lunge leihen sollten. — Er selbst erzähle!

„Ich hatte mein Geldchen," sagte er zum Khalifen, „in die Falten meines Turbans vertheilt und war gar nicht Willens, meine Frau von meinem übergroßen Glück Etwas wissen zu lassen; denn ich dachte, sie möchte mancherlei Staat und viele schöne Kleider von mir verlangen, in der Meinung, daß die zweihundert Goldstückchen gar niemals alle werden könnten.

Für zehn Goldstücke hatte ich Hanf und Flachs eingekauft und von denselben auch Etwas auf Fleisch verwendet, was wir lange nicht gegessen hatten. Als ich von diesem Kaufe nach Hause ging und mein Fleisch in der Hand hielt, kommt ein gieriger Geier herabgeschossen und stößt auf mein Fleisch. Ach wer Alles wissen könnte! Ich hielt mein Fleisch fest und dagegen stößt der gierige Geier auf meinen Turban und führt ihn in die Luft mit fort, und mein Schreien und Nachrufen brachten ihn mir nicht wieder, so weit ich ihm auch nachlief. Also war ich hundert und neunzig Goldstücke ärmer.

Ich ging recht traurig nach Hause und ließ meine Frau gar Nichts merken.

Vor der Hand freilich hatten die zehn Goldstücke mir Etwas an Hanf verschafft und mir Vieles erleichtert. Aber lieber Gott, reich konnt' ich nunmehr doch nicht davon werden. Ich war jedoch bald wieder zufrieden, tröstete mich so gut ich konnte und sagte: „Gott hat mir's gegeben, Gott hat mir's gleich wieder genommen, er weiß schon, was er thut und ich unterwerfe mich ihm recht gern." Was am Traurigsten dabei war, war, daß mein Wohlthäter, wenn er mich wieder in derselben Armuth fände, denken mußte, ich hätte seine Gaben liederlich verschwendet.

So dachte er aber auch wirklich, als er nach sechs Monaten bei meiner Seilerbahn vorbei ging und mich in der nämlichen Armseligkeit traf, wie zuerst, nur daß ich mir einen neuen Turban hatte kaufen müssen.

Ich erzählte ihm meinen Unfall mit aller Umständlichkeit. „Hassan," sagte er; „man muß nicht lügen und trügen; Ihr erzählt mir ein Märchen, gesteht es nur; Ihr habt Euch gute Tage gemacht, wie viele Eures Gleichen, die, wenn sie ein wenig Geld haben, denken, es könnte nicht alle werden. — Wie übel ersonnen ist Euer Vorgeben von dem Raub des Geiers. — Seit welcher Zeit stoßen denn die Geier auf Turbane, die ihre Gefräßigkeit doch nicht befriedigen können? Geier suchen ja nur Fleisch."

„Herr," antwortete ich, „ich dulde alle diese Vorwürfe und will gern noch viel härtere erdulden; denn ich weiß, ich habe sie nicht verdient und Euch muß ja freilich wohl die ganze Geschichte unglaublich vorkommen."

„Gut," sagte Saadi, „ich will Eurem ehrlichen Gesicht einmal trauen, obwohl mir Alles zu seltsam vorkommt. Hier sind andere zweihundert Goldstücke; nehmt sie, verwahrt sie besser und wenn ich wieder komme, hoffe ich Euch im Wohlstande anzutreffen."

„Das ist die Frage," sagte lächelnd Saad; ich aber dankte dem Wohlthäter viel tausend Mal mit den herzlichsten Worten.

Ihr könnt denken, daß ich mein Gold auf's Beste zu verwahren gedachte. Ich nahm zehn Goldstücke von der Summe, kaufte dafür Hanf, Lebensmittel und einige Kleinigkeiten. Das übrige verpackte ich in Leinwand, und weil ich es wieder nicht für rathsam hielt, der Eitelkeit meiner Frau Etwas davon wissen zu lassen, verbarg ich heimlich das Pack mit den Goldstücken auf dem Boden eines Gefäßes voll Kleie, das seit undenklicher Zeit in einem Winkel unseres kleinen Hauses unbeachtet da stand.

Ja! gegen den Geier war ich nun sicher; aber war ich's auch gegen den Zufall? — Ach, wenn der Bettler Nichts haben soll, fällt ihm ja, nach bekanntem Sprichwort das Brod aus der Tasche!

Ich war den andern Tag wieder zu meiner Arbeit gegangen, als daher durch die Gasse ein Seifenhändler gegangen kommt und seine Seife ausruft von der wohlriechenden Art, deren sich die Frauen in den Bädern zu bedienen pflegen, um eine feine zarte Haut zu erhalten. Meine Frau hätte gern solche Seife gehabt, aber nur hatte sie kein Geld, was sie sich jedoch nicht wollte abmerken lassen. „Mann!" rief sie den Händler an, können wir vielleicht einen Tausch machen? Ich habe hier Kleie, die steht mir im Wege; könnt Ihr sie gebrauchen, so gebt mir Seife dafür, baar Geld will ich nicht dran wenden."

„Oh," sagte der Händler, „Kleie kann ich schon gebrauchen; Geld und Geldeswerth sind mir einerlei."

Sie wurden des unglücklichen Tauschhandels bald einig, und als ich Abends nach Hause komme und in den Winkel sehe, wo das Gefäß gestanden hatte, — denn daß ich dahin zu sehen gewiß nicht werde vergessen haben, könnt ihr leicht denken, — ach, unglücklicher Blick, der Winkel war leer!

„Frau," sagte ich heftig und zitternd, „wo ist das Gefäß mit Kleie, das dort in dem Winkel stand?" — Da erzählte sie mir mit geläufiger Zunge, was sie für einen herrlichen köstlichen Tausch getroffen hätte, und wäre die Kleie, die schon so lange unnütz da gestanden, gegen ein großes — so großes Stück wohlriechender Badeseife so glücklich los geworden.

Da verzweifelte ich fast und erzählte ihr mein ganzes Unglück mit den ersten und den andern zweihundert Goldstücken. Und sie fing an zu heulen und zu schreien, und raufte sich in den Haaren, und schimpfte und schalt mich aus.

„Du thörichter, jämmerlicher Mensch," sagte sie, „du dummer, erzdummer Mann; sieh, wenn du deiner Frau getraut hättest, da wär' das ganze Unglück nicht geschehen und wir wären nun wohlhabende und wohl gar vornehme Leute."

Ich armer Mann, ich konnte ja dagegen Nichts sagen, denn zum Theil hatte sie ja wohl nicht Unrecht!

Freilich; wir fragten hin und her nach dem Seifenhändler, aber Niemand, weder in unserer, noch in den nahe gelegenen Gassen wollte ihn

kennen. Die Zeit tröstete uns wohl ein wenig; wir waren ja der Armuth gewohnt, aber meine Angst, wenn die beiden Freunde wieder kommen würden, und wie ich mich vor ihnen würde schämen müssen und vor ihnen verstummen, und wie sie mich für einen ausgemacht schlechten Menschen halten müßten, — die Angst war sehr groß und kam mir nicht vom Herzen.

Nach langer geraumer Zeit kamen die beiden Freunde wieder und der Saadi hatte behauptet, ich müsse nun ein reicher Mann sein, weil nicht immer ein Geier käme, der einen Turban mit Goldstücken wegraubte.

„Das müssen wir erst sehen und erfahren," sagte Saad. Indem sie nun unterwegs darüber hin und her redeten, fällt dem Saad ein Stück Blei in die Augen, das auf der Straße lag. Er hebt es auf und steckt es in seinen Busen. Und so kamen sie denn zu mir. — Ich stand stumm und beschämt vor ihnen, erzählte meinen neuen Unstern, aber Saadi wollte mir nicht glauben. „Ich gebe den Versuch auf, Euch aufzuhelfen," sprach er empfindlich und schwieg alsdann.

„Nun," sagte Saad, „lieber Hassan, Geld und Gut habe ich nicht übrig, aber hier habe ich unterwegs ein Stück Blei gefunden, das freilich wohl keinen Asper werth sein mag, indessen, wenn Gott will, können hunderttausend Goldstücke und noch mehr daraus werden. Hier habt Ihr's, nehmt es; haltet es nicht allzu gering."

Saadi lachte hell und laut auf; Saad schwieg still; und ich nahm mit Dank, bloß aus großem Respekt, das Stück Blei und steckte es in meinen Busen, zumal da die Armuth auch den Heller nicht gering achten muß, obwohl ich gar Nichts davon hoffte.

Ich kam des Abends nach Haus, und hatte mein Bleistück ganz vergessen, als es mir beim Auskleiden herab fiel, und ich es in Gegenwart meiner Frau auf's Kamingesimse legte.

Wir legten uns sämmtlich zu Bette. — In derselben Nacht wollte ein Fischer in meiner Nachbarschaft seine Netze zum frühen Morgenfischfang zurecht machen, und siehe da, es fehlt ein Stück Blei.

Er stöbert die Frau aus dem Bette heraus und sagt: „Frau, mir fehlt ein Stück Blei am Netze; geh', klopfe die Nachbarn heraus aus dem Schlafe, ob sie ein Stück Blei haben, denn in den Buden bekommst du jetzt noch keins, und ich muß vor Tage fort; sage den Nachbarn, was ich auf den ersten Zug bekomme, soll dem gehören, der mir das Blei gibt."

Die Frau geht von Thür zu Thür, und pocht die Nachbarn aus dem Schlafe, aber findet kein Blei. Da sie wieder zurückkommt, wird der Mann bös und grimmig. „Bist du da, bist du dort gewesen? Bei dem, bei jenem?" fragt er heftig.

„Ja, ja, ja!" schreit sie ihm in die Ohren, daß er's hören konnte, „da bin ich gewesen."

„Bist du denn auch bei Hassan Alhabbal gewesen?"

„Der wohnt ja an der Welt Ende," spricht die Frau, „und ist ein erbärmlicher Lump; es ist eine große Frage, ob du bei ihm noch ein Brod

rindchen findest, wie sollte er denn zu Blei kommen, welches er ja in seinem Gewerbe nicht einmal braucht?"

„Gleich geh, du erzdumme Trine, du Balg;" sprach der Mann, indem er drohend einen tüchtigen Knittel empor hob; — „gleich geh, oder" — da wies er ihr den Knittel!! Die Frau begriff den triftigen Grund und den Knittel, und ging.

Sie klopft an Hassan's Thür; die Frau Hassan guckt zum Fenster hinaus, und fragt nach ihrem Begehren und Verlangen, und freut sich mit vielen Worten, daß sie der Frau Nachbarin mit einem Stück Blei auszuhelfen und zu dienen gerade im Stande sei, und die Frau Nachbarin dankte denn auch mit vielen schönen und höflichen Worten, und verheißt ihr, was der erste Zug brächte, sollte ihr gewiß werden.

Was der erste Zug brachte, war ein großer, wunderschöner, dem Fischer selbst unbekannter Fisch. Er hätte ihn gern selbst behalten, aber er hielt sich auch als braver Mann selbst Wort, und der Fisch wurde der Frau des Seilers überbracht, und war groß genug zum Abendessen für die ganze Familie.

Die Frau schlachtet den Fisch, und dachte: da soll sich der Vater einmal recht freuen, wenn er den wunderschönen Fisch auf dem Tisch sieht, und soll recht rathen, woher ich ihn bekommen habe. — Einen so wunderschönen Fisch haben wir fast gar nicht gesehn. — — Sie schlachtete den Fisch, wie gesagt, und fand in seinem Bauche einen Stein, welchen sie für ein Glasstück hielt.

Als ich nach Hause kam, zeigte mir die Frau den Fisch, den sie gekocht hatte, und den Stein, und sagte zu mir: „Mann, guck' einmal, der muß ein großes Stück Glas verschluckt haben, sieh, wie hell und glänzend es ist!" Wir aßen den Fisch mit herzlichem Vergnügen, und wurden alle satt davon. Das Glasstück gab ich den Kindern zum Spiel, und es ging aus einer Hand in die andere. Als nun aber der dunkle Abend hereingebrochen war, hatte ich das Glasstück auf das Gesimse des Kamins gelegt. Die Kinder sollten zu Bette gehen, allein das Glasstück fing an zu flimmern und zu leuchten, und die Kinder holten es sich wieder vom Gesimse herab, und stritten sich darum, wer es haben sollte, und lärmten und schrien und lachten und weinten gegen und mit einander so gewaltig sehr, daß wir alle erst in später Mitternacht zur Ruhe kamen. — Nun! wir Eltern hatten tüchtig mit hinein geschrien, und Ruhe geboten, aber es hatte wenig geholfen. Man weiß ja, wie Kinder sind, wenn die Eltern nicht allzu barsch und rauh sind.

Ich hatte, nachdem Alles schlief, noch meine eigenen Betrachtungen über die seltsamlichen Redensarten des Saad und über das kleine Stück Blei, das nicht den zehnten Theil so viel werth war, als der Fisch, am Meisten aber über das leuchtende Glas.

„Ei!" dachte ich, „wenn sich bei dem Glase das Oel für die Lampe ersparen ließe, das wäre doch für uns arme Leute auch nichts Geringes, und das Stückchen Blei thäte uns schon große Dienste.

In solchen Gedanken schlief ich ein, hatte aber am andern Morgen Alles so ordentlich verschlafen, daß ich an meine Arbeit ging, ohne weiter an irgend Etwas zu denken, als wie ich das tägliche Brod für mich und die Meinigen erwerben wollte.

Neben meinem Häuschen wohnte ein reicher Jude mit seiner Frau, und ihre Schlafkammer war von der meinigen nur durch eine sehr dünne Wand abgesondert. Die Jüdin kam am andern Morgen zu meiner Frau, nachdem ich schon auf Arbeit gegangen war, und beklagt sich gar sehr über das Gelärm des gestrigen Abends, vor welchem sie und ihr lieber Mann, der Joseph, kein Auge hätten zuthun können, so arg wäre es gewesen.

„Ih! ja freilich, liebe Nachbarin Rahel," erwiderte meine Frau, „es ist uns auch eben nicht viel besser gegangen; wir sind erst recht spät zur Ruhe gekommen, denn die Kinder wollten sich ja mit allem Schelten und Drohen gar nicht beschwichtigen lassen."

„Nun? Main? was hat's denn gegebt? — Was hat's denn gehabt?" fragte die Rahel meine Frau.

Meine Frau erzählt ihr denn Alles nach Weiber Art und Weise vom Bleistück an, das die Fischerin in der Nacht suchte und von dem herrlichen großen Fisch, der uns Allen so herrlich geschmeckt hätte, bis zu dem leuchtenden, aus dem Bauche des Fisches genommenen Stück Glases, welches alle Ursache des Lärmens der Kinder gewesen wäre, und uns, wenn er nur nicht bald aufhöre zu leuchten, das Oel auf lange Zeit würde ersparen können; was sie dann auch hoffte und glaubte, und was für unsere Armuth gewiß recht wünschenswerth wäre.

„Nu!" sagte die Rahel, „kann man denn nicht sehen das Glas? — Bin doch eine Liebhaberin gewest von solchem Glase meine Lebstage lang. Ich möchte es wohl haben, ob's freilich Nichts nutz ist. Es ist bloß des Spaßes wegen, und weil ich einmal den Narren hab' gefressen daran."

„Da seht es selbst an," sagte meine Frau, in dem sie ihr das Glasstück vom Kamingesimse herunterholt. — „Seht es selbst an, denn ich verstehe solches Gezeugs gar nicht."

Die Jüdin sah auf den ersten Blick, daß das leuchtende Glas ein Diamant der ersten und seltensten Schönheit war. „Nachbarin," sagte sie, „wollt Ihr verkaufen das Glasstückchen, so bin ich die Käuferin, und will Euch geben zwei Goldstück."

Meine Frau war doch auch einmal klug, und dachte: Zwei Goldstück? — das ist viel; hinter dem leuchtenden Glase liegt mehr. „Nachbarin," sprach sie, „ohne Vorwissen meines Mannes darf ich es doch wohl nicht verkaufen."

„Nun, wir wollen doch wohl werden eins des Handels, ich will nur erst gehn und sagen meinem Mann, daß ich habe ein schönes Glasstückchen zu kaufen, ob er's ist zufrieden, damit er mich nicht schilt aus."

Sie ging zu ihrem Mann, der schon in seiner Bude war, erzählte ihm die Ursache des Lärms von gestern Abend, und von dem wunderherrlichen Diamant, den die dummen Teufel für ein Glasstück ansähen.

Meine Frau, einmal zum Verstand gekommen, ging vom Verstand auch nicht ab, denn sie war hartnäckig in allen Dingen. Die Jüdin bot immer mehr und mehr, aber meine Frau blieb dabei, ihr Ehemann, nämlich ich, hätte den Handel zu machen.

Es war Mittagszeit, als ich nach Hause kam, und meine Frau eröffnete mir, wie die Jüdin auf das Glasstückchen immer höher und höher geboten habe, bis auf zwanzig Goldstücke. Das Gebot und Saad's Reden, und die Heimlichkeit, mit welcher die Jüdin Alles hatte betreiben wollen, fielen mir auf, und machten mich bedenklich, und ich meinte, es möchte wohl gar ein Diamant sein, obwohl ich in meinem Leben noch keinen gesehen hatte.

Die Jüdin unterhandelte mit mir, und ich schwieg stille; — denn, wenn man nicht weiß, was man thun soll, so schweigt man ja.

„Nachbar," sagte sie, „wir wollen machen kurzen Handel. Seht, das Glas möcht' ich einmal gern haben, weil ich habe viel Aehnliches, und bin doch eine Liebhaberin davon, und biete Euch der Goldstücke fünfzig. Das ist doch viel Geld!"

Das stieg mir immer mehr in den Kopf, und ich dachte: das muß ein raritätischer Diamant oder so was sein, wenn eine Jüdin so drauf versessen ist, und so hoch und so schnell im Gebot hinaufgeht, und schwieg stille, und sagte bloß: „Hm," — und sie bot mir hundert Goldstücke.

Nun wußt' ich ungefähr, woran ich war, und daß ich einen der köstlichsten Diamanten besäße, und sagte, daß ich ihn für hunderttausend Goldstücke nicht weggeben würde, und daß andere Juweliere mir schon noch mehr geben würden.

„Was hilft das lange Hin- und Herreden?" sprach ich, nachdem sie 1000, dann 5, dann 10 und 20, und am Ende 50,000 Goldstücke geboten hatte. „Ich gebe ihn nicht unter 100,000 Goldstücken." Die Jüdin lief und holte ihren Mann. Der Jude kam, sahe mein Glasstück, den leuchtenden Diamant, und obwohl er selbst kein halbes Goldstück werth sein mochte, hatte er doch viel tausend Goldstücke in seinen Kästen und hatte mit seinen Glaubens- und Handelsgenossen die hunderttausend Goldstücke bald zusammen gebracht.

Der Diamant war sein; die Goldstücke waren mein.

Gern wäre ich nun dem Saad dankbar zu Füßen gefallen, und dem Saadi auch, aber ich wußte nicht, wo diese Männer wohnten.

Alles Einredens meiner Frau ungeachtet, die gleich an kostbare Kleider und allerlei Staat und Prächtigkeit dachte, verwendete ich das Geld nach meinem Sinn, weil ich wohl wußte, daß man Millionen verschwenden kann, wenn man thöricht damit umgeht. Ich nahm einen Theil meines Geldes, und machte allen armen Seilern, deren es in Bagdad so viele gibt, Vorschüsse, damit sie alle Arten Seilerwaaren, vom Schiffstaue an bis zum Hasenzwirn für mich verfertigten, jeder die Waare, auf welche er sich am Besten verstand. Jetzt arbeiteten alle Seiler in ganz Bagdad für mich, und da ich jede abgelieferte Arbeit pünktlich und gut bezahlte, so arbeiteten sie gern und fertigten

tüchtige Waare, und ich bin der einzige und alleinige Händler mit Seilerwaare in der Stadt und in der Gegend umher geworden.

Ich mußte große Niederlagen miethen, die weit umher zerstreut lagen, so daß sie sich schwer übersehen ließen. Ich kaufte daher ein überaus großes, aber schon fast ganz verfallenes Gebäude und ließ es neu aufbauen. So groß es aber auch ist, so enthält es doch nur Niederlagen und so viel Platz, als ich mit den Meinen zur Wohnung brauche.

Nach langer, langer Zeit kamen die beiden Freunde, die meiner ganz vergessen zu haben schienen, durch die Straße, wo ich sonst arbeitete, und verwunderten sich, mich nicht dort bei meiner Arbeit zu finden. Sie dachten, ich möchte gestorben sein, und fragten nach mir, und als sie hörten, ich sei ein reicher Kauf- und Handelsherr geworden, für den alle Seiler in Bagdad arbeiteten, und daß ich einen großen Palast in der und der Straße bewohne, so erstaunten sie noch mehr.

Sie kamen mich aufzusuchen, und als sie das große Haus sahen, glaubten sie doch, es möchte ein Irrthum vorwalten, und es müsse in einem solchen Hause ein großer, vornehmer Herr wohnen. Sie fragten zweifelnd den Thürhüter, ob hier wirklich Cogia Hassan wohne, wie man ihnen gesagt hatte, oder ob man sie fehl gewiesen hätte?

„Ihr seid nicht fehl, sondern ganz recht," sagte der Thürsteher, „und der Herr wird wohl in dem großen Saale sein und Ihr werdet wohl einen Sclaven finden, der Euch melden wird."

Ich lief meinen Wohlthätern freudig entgegen und wollte ihnen den Rockzipfel küssen, was sie aber nicht zugaben. Dagegen umhalseten und küßten sie mich und ich sagte ihnen Beiden den gerührtesten Dank.

„Nun es freut mich, es freut mich von Herzen, Freund Hassan," sagte Saadi zu mir, „Euch in dem Zustande zu sehen, den ich Euch immer gewünscht habe. Aber wenn ihr mir erlauben wollt, freimüthig zu sein, so begreif' ich fürwahr nicht, warum Ihr mir zweimal ein seltsames Mißgeschick vorgegeben habt, das Euch doch wohl nicht betroffen hat. Ich kann nicht anders glauben, wenn Ihr mich nur nicht für eitel halten wollt, als daß die paar hundert Goldstücke, die ich Euch zu zweien Malen gab, den Stamm Eures Glücks gemacht haben!"

Saadi setzte das umständlich aus einander; aber Saad schüttelte den Kopf verneinend, obwohl er den Saadi nicht unterbrach, indem er wohl wußte, daß es sehr unhöflich und unanständig sei, einen Anderen nicht erst ausreden zu lassen.

„Laß doch Freund Hassan sprechen!" sagte Saad zum Saadi.

Ich mußte denn wohl sagen, wie sich Alles begeben hatte, vom Anfang bis zu Ende. Aber Saadi fand Alles märchenhaft und unglaublich, den Verlust der Goldstücke eben sowohl, als die Geschichte mit dem Blei und dem Fische.

Es wollte bald Abend werden und die beiden Freunde wollten Abschied nehmen; aber sie gaben meinen inständigen Bitten nach, bei mir zu Abend

zu essen, zu übernachten und mir noch den andern Tag zu gönnen. Sie besahen sich Alles in meinem Hause, sie fragten dies und das, und waren damit zu meiner Freude eben so wohl zufrieden, als mit meinem Abendessen, bei welchem ich mit Klang und Gesang und nach unserer Sitte denn auch für Balletttänzerinnen nach dem Essen gesorgt hatte.

Den andern Morgen fuhren wir, um die schöne Frische und Kühlung des Morgens zu genießen, noch vor Sonnenaufgang auf dem Tigris, auf einer schön ausgeschmückten Gondel, die ich besaß, mit sechs Ruderern nach meinem Landhause, das ich mir gekauft hatte, um doch zuweilen von dem unruhigen und unaufhörlichen Kauf- und Handelswesen einmal ein wenig Ruhe und Erholung zu haben.

Wir kamen an und meine Gäste verwunderten sich über die Lieblichkeit des Hauses und des Gartens, über die schöne Lage, und über die noch weit schönere Aussicht.

Ein Wald von Orangen- und Zitronenbäumen, mit allen Blüthen und Früchten geschmückt, und mit einem kleinen Bach gewässert, gefiel ihnen am Meisten. Der Schatten, das sanfte Murmeln des Bachs, die Frische unter den Bäumen, der Gesang unzähliger Vögel mit schönstem Gefieder, vergnügten sie sehr, und sie blieben fast bei jedem Schritt stehen um zu schauen und zu hören, und mir ihre Freude und Bewunderung über die höchst angenehme Besitzung zu erkennen zu geben, und mir ihre Dankbarkeit zu bezeigen über den schönen Tag, den ich ihnen hätte machen wollen.

Am Ende des Fruchtwaldes stand ein anderer Wald von hohen Holzbäumen, und hier führte ich sie in ein kleines Häuschen, beschattet von hohen schönen Palmen, um ihnen einige Erfrischungen anzubieten.

Zwei meiner Söhne, die mit ihrem Lehrer der gesunden und schönen Luft wegen auf dem Landhause waren, hatten im Holze Vogelnester gesucht, und eins auf einem sehr hohen Baume gefunden, welches sehr groß und breit war.

Sie baten den begleitenden Sclaven, das Nest ihnen herab zu holen.

Er holte es, und siehe da, es war aus einem Turban gemacht, den meine Kinder mir mit großem Freudengeschrei brachten.

Meine beiden lieben Gäste waren über solch ein wunderseltsames Nest eben so verwundert, als ich und die Kinder.

Ich erkannte bald meinen Turban wieder, den mir der Geier geraubt hatte; ich suchte die hundert und neunzig Goldstücke in demselben vor den Augen meiner Wohlthäter; ich fand sie, ich zeigte sie ihnen. Saadi war erstaunt, erkannte manche der Goldstücke wieder, die sich besonders auszeichneten, und auch den Beutel, in welchen er mir dieselben geschenkt hatte, und Saad lächelte. — In diesem Punkte war ich nun wohl bei den beiden Herren gerechtfertigt.

Aber Saadi äußerte, daß denn doch gewiß die zweihundert andern Goldstücke den ersten Anfang meines Glücks gemacht hätten, — denn vom Geld

und Golde schien er einmal nicht abgehen zu können. — Indessen sollte mich auch hier der Zufall rechtfertigen.

Wir hatten erst die Hitze des Tages vorbeigehen lassen, und ritten nun spät Abends nach Bagdad, weil die Rückreise zu Wasser gegen den Strom allzu viel Zeit würde erfordert haben.

Wir waren zwei Stunden geritten, als wir in meinem Hause angelangt waren. Es war schon Mitternacht, und die Pferde sollten gefüttert werden. Ich weiß nicht, wie es kam, daß meine sonst sehr ordentlichen Leute doch vernachlässigt hatten, Gerste für die Pferde im Vorrath zu haben. In der Mitternacht waren die Magazine alle geschlossen und in der Nachbarschaft hielt Niemand Pferde, und also war keine Gerste zu erborgen. Aber ein Gefäß mit Kleie fand einer meiner Sclaven in der Nachbarschaft, und fütterte die hungrigen Thiere damit, und indem er die Kleie unter die Pferde vertheilt, damit jedes doch etwas habe, findet er unten ein schweres Päckchen in Leinwand gewickelt, welches er mir brachte, weil er mich mehrmals hatte erzählen gehört, wie es mir mit dem Turbane und mit dem Kleienfaß ergangen sei.

Vor den Augen meiner Freunde knüpfte ich das Leinwandpäckchen auf, und es fanden sich abermals die 190 Goldstücke in demselben.

„Ach, Ihr werthen, hochlieben Herren und Wohlthäter!" rief ich aus; „Gott will mich rechtfertigen bei Euch, damit ich nicht in Euren Augen als ein Lügner und Trüger erscheine!"

Saadi glaubte jetzt Alles!

Ich wagte es nicht, ihm die Goldstücke wieder zu geben, oder nur anzubieten, ich bat ihn nur, selbst anzuordnen und zu befehlen, wie sie angewendet werden sollten.

Wir wurden einig darüber, daß diese Goldstücke den Armen gehören müßten. Ich konnte sie ja mit Ehren nicht behalten, da Gott mich so reich gesegnet hatte, und Saadi konnte sie mit Ehren nicht wieder nehmen, wie ich wohl selbst fühlte, und wollte es auch nicht. — Also blieben sie den Armen.

Wir aber sind treue Freunde geworden, die sich herzlich lieben und ehren, und schon manche schöne Freudenstunde mit einander verlebt haben, und noch zu verleben hoffen und gedenken!

„„Ach was ist das Leben ohne Freundschaft und Freunde!! Und was ist des Menschen Arbeiten und Mühen, ohne ein höheres Geschick!!""

So sprach Hassan zu dem Khalifen, und der Khalif nickte ihm einen gnädigen Beifall zu und entließ ihn! — Da ging er nach Hause.

Ali und Mirsa.

Der Schach Jehus herrschte in einem großen Lande in Asien. Er war immer unmuthig, zornig, unzufrieden mit aller Welt, herrisch, argwöhnisch, und daher oft grausam.

Dieser Schach hatte einen sehr ungestalteten Sohn, Namens Ali. Sein Rücken war gekrümmt, und hatte einen ansehnlichen Höcker, dergleichen sich auch auf der Brust fand; seine Beine hätten einem Dachshunde recht schön gestanden; der Mund war von einem Ohr bis zum andern gespalten; die Nase war wie der Rüssel eines Ferkels, und die Schielaugen waren ein wenig stark triefend.

Trotz seiner garstigen Gestalt war dieser Prinz allgemein geachtet und geliebt; denn seine Einsicht und seine freundliche Güte, sein Bestreben Allen gefällig zu werden, so weit es möglich war, söhnte Jedermann mit ihm aus, und ließ es bedauern, daß er so ungestaltet war. Wer öfter mit ihm umging, dachte kaum mehr an die Unform seines Körpers, die man überhaupt bald ertragen lernt, während hingegen eine häßliche Seele ewig unerträglich bleibt.

Der Schach suchte seine Staaten immer mehr zu vergrößern und hatte vorzüglich ein mächtiges Nachbarreich in's Auge gefaßt, welches nur eine einzige Erbin hatte. Mit einer Heirath zwischen ihr und seinem Sohne dünkte ihm Alles abgemacht.

Der Schach von Jehus glaubte seine Absicht um so leichter zu erreichen, da die Erbin des Nachbarreichs von Gestalt fast eben ein solches Scheusalchen war, als sein Sohn, aber ebenfalls auch ihrer angenehmen Gemüthsart und aller übrigen vortrefflichen Eigenschaften wegen so geliebt, als dieser.

Die Prinzessin hieß Mirsa.

„Die Beiden," dachte der Schach Jehus, „geben ein wunderliches Paar, das man so häßlich auf der Welt nicht mehr finden kann, und Mirsa, die gewiß auf Erden kein Mensch begehren wird, wird Gott danken müssen, wenn sie noch mein Sohn zur Gemahlin verlangt."

Nachdem der Schach Mirsa's Bildniß erhalten hatte, ließ er Ali kommen, und sagte: „Nimm dieses Gemälde und gewöhne dich daran. Das Original soll deine Gemahlin werden!"

Tausend demüthige Ausreden des Sohnes konnten den Willen des Vaters nicht ändern. „Wahrhaftig," sagte dieser, „dir mit deinem Schweinrüssel steht es eben an, ekel zu sein; du bist ja selbst ein vollkommenes Scheusal."

„Leider bin ich das," versetzte Ali, „und habe Mühe genug, mich selbst zu ertragen; aber unmöglich würde es sein, außer mir noch ein gleiches Scheusal zu ertragen."

„In der That, mein theurer Sohn," versetzte der Schach mit grimmigem Stirnrunzeln und zornfunkelnden Augen, „in der That, du bist wohl ein wenig allzu zart in deinem Geschmack; ich hoffe, er wird sich in dem bekannten Felsenthurm ändern."

Der Schach ließ Ali in eine uralte, große und mit vielen Thürmen versehene Burg einsperren, die ehedem zum Gefängniß für widerspenstige Emire diente. Weil aber, wie uns die Weisen lehren, mit der Zeit Alles viel vollkommener wird, so hatten sich im Verlauf von zwei Jahrhunderten

gar keine Emire gefunden, als lauter artige. Ali hätte nun artiger, als alle seine Vorgänger sein sollen, aber er machte eine Ausnahme, und darum kam er in den Thurm, wo aus Mangel an widerspenstigen Emiren das Meiste verfallen, und das noch Vorhandene so uralt war, als wäre es vor Erschaffung der Welt schon da gewesen.

Was sollte Ali hier mit sich selbst anfangen? — hier wo er nicht einmal Ratten und Mäuse zur Gesellschaft hatte. — Er verlangte Bücher zu seiner Unterhaltung, und bekam die Erlaubniß, aus der alten Thurmbibliothek sich deren so viele bringen zu lassen, als nur immer da wären; aber sie waren so alt, daß er nicht einmal darin lesen konnte. Er nahm andere und immer wieder andere, und studirte, und muthmaßte, und verglich, bis er da und dort einigen Sinn heraus brachte.

Der Schach ließ erst, seitdem der störrige Sohn eingesperrt worden war, um die Prinzessin für seinen Sohn anhalten. Wie sträubte sich die arme Mirsa, als man ihr das Bildniß des überaus häßlichen Gemahls zeigte; wie bat sie, sie immerdar ledig bleiben zu lassen! Aber wie vergeblich war Alles! Ihr Herr Vater, der die Verbindung mit Ali für sehr vortheilhaft hielt, und eben nicht zu den weichherzigen Naturen gehörte, hielt ihr einen Spiegel vor. „Da," sagte er, „schau hinein und danke Gott." — Alle ihre Thränen bewegten ihn nicht; sie mußte mit dem Gesandten des Schach Jehus abreisen.

Indessen, bis Mirsa ankam, ging es dem Ali recht trübselig. Niemand durfte ein Wort mit ihm sprechen; die alten Bücher waren so schwer zu verstehen; die Gemächer und Säle waren alle so groß und hohl; die Kost bestand aus schmalen Bissen und bloßem Wasser, und alle Tage und Nächte waren so lang. Hätten die Hüter nun noch dem armen Gefangenen, wie sie eigentlich angewiesen waren, übel begegnet, so wäre sein Unglück noch größer gewesen. Das aber konnten sie nicht über das Herz bringen.

Eines Tages wandelte Ali in einer großen Gallerie auf und ab, und dachte seinem traurigen Schicksale nach, das ihn so mißgestaltet gemacht hatte, und ihm nun noch gar ein Scheusal von Gemahlin aufdringen wollte, als seine Augen von ungefähr auf die bemalten Scheiben der Fenster fielen. Er staunte über die Richtigkeit der Zeichnungen, und über die Lebhaftigkeit der schönen Farben. Er hätte gern gewußt, was die auf den Scheiben vorgestellten Geschichten bedeuten sollten, aber das vermochte er nicht herauszubringen.

Höchst verwundert war er aber, daß er auf einem Gemälde sich in seiner ganzen verzerrten Gestalt höchst genau und richtig abgebildet erblickte. Er wußte ja doch, daß binnen zweihundert Jahren kein menschliches Wesen in diese alte Burg gekommen war. Er fand sein Bildniß auf vielen anderen Scheiben so vorgestellt, als ob er im obersten Geschoß des großen Thurms sich befinde, in welchem seine Wohnzimmer waren; auf einigen Bildern war es, als ob er in einer Mauer Etwas suche, und auf andern wieder, als habe er in der geöffneten Mauer einen goldenen Korkzieher gefunden. Daneben sahe

er auch ein wunderschönes Mädchen mehrmals dargestellt, dessen Gesichtsbildung höchst geistreich war. Es zog seine Augen immer auf dieses schöne Bild hin, welches ihn wundersam bewegte. Er wußte nicht, wie und warum es ihm beim Anschauen desselben so seltsam ward, und warum er davon nicht los konnte. Genug, er sahe so lang darauf hin, bis die Nacht einbrach.

Er war in sein Zimmer zurückgekehrt, und nahm zur Zerstreuung seiner Gedanken das erste beste Buch, das ihm in die Hand fiel. Die Pergamentblätter desselben waren am Rande mit schönen, aber wunderlichen Figuren bemalt, die Deckel von Gold mit verschlungenen Buchstaben mit blauem Schmelz. Er fing in dem Buche an zu blättern, und siehe das Wunder! — Er findet dieselben Geschichten, in gleicher Größe, Art, Kunst und Farbe darin, die auf den Fensterscheiben standen. Darunter waren Zeilen geschrieben, von welchen er aber mit aller Mühe kein Wort, ja selbst keinen Buchstaben und keinen Zug verstand. Aber es kam noch seltsamer und wunderlicher.

Er blättert weiter und findet auf dem einen Blatte ein ganzes Chor kleiner Musiker. Kaum hatte er sie recht angesehen, so fangen die kleinen Leute an, lebendig zu werden. Sie streichen auf ihren Geigen auf, sie flöteniren und harfeniren, trompeten und blashornen. Alles zwar nur sehr schwach und leise, aber doch munter und lustig, fein und lieblich. „Wozu soll die Musik?“ dachte Ali, aber es fand sich bald, wozu sie sollte: denn auf dem nächsten Blatte fanden sich Herren und Frauen, alle prächtig geschmückt, weil ein Ball gegeben wurde, wo alle Welt sich drehete und tanzte. — So ungefähr wußte Ali nun wohl, wie das mit dem vorigen Blatte zusammenhing. Er sahe, daß hier ein großes Fest gegeben wurde, aber warum und wozu, das wußte er freilich nicht. Daß man aber von einem Balle nicht mit trockenem Munde weggehen würde, durfte er vermuthen. In Wahrheit fand er auch auf dem nächsten Blatte ein herrliches Gastmahl, welches ihm würzig und lieblich entgegen duftete. An großen Tafeln saßen kleine Personen und aßen und tranken, und Eine darunter nahm den Becher, und sagte, indem sie sich zu ihm wendete: „Auf dein Wohlergehen, liebster Ali. Denke daran, uns unsere Königin wieder zu schaffen, welches dein Schade nicht sein soll. Wolltest du nicht daran denken, möchte dir's übel bekommen.“

Ali, von allen vorherigen Wunderdingen ohnedieß schon mitgenommen, gerieth bei diesen Worten in solches Entsetzen, daß er das Buch zu Boden fallen ließ, er selbst aber fiel ohnmächtig gleich hinterdrein.

Seine Wächter hatten den Fall gehört, liefen herbei, und brachten ihn wieder zu sich selbst. Sie fragten, was ihm zugestoßen sei? Er antwortete, er bekomme so wenig und so schlecht zu essen, daß es kein Wunder sei, wenn er abfällig werde, und in seiner Phantasie Dinge zu sehen geglaubt habe, deren doch keins in der Wirklichkeit vorhanden sein könne.

So dachte er in der That auch da noch, als er sich völlig wieder erholt hatte.

Die Hüter, die Ali liebten, brachten ihm, gegen das scharfe Verbot des Vaters, gute Speise und Trank, mit welchen sie sich selbst hinlänglich versehen hatten. Als er sich gelabt hatte, nahm er in Gegenwart der Wächter das Buch wieder vor, und sahe von allem vorhin Gesehenen eben so wenig noch Etwas, als seine Wächter. So wußte er nun, woran er war, und welche Macht der Magen über den Geist hatte.

Als er aber des andern Tages wieder in die Gallerie ging, und fand wieder Alles wie des Tages zuvor, da fing er doch an, an der Phantasie zu zweifeln, zumal da er sehr gut gegessen hatte, welches der Phantasie gar nicht zuträglich sein soll. Er vermuthete, daß hierunter ein Geheimniß liegen müsse, welches es auch sein möge, und suchte dahinter zu kommen.

Er stieg mühsam in's oberste Stockwerk hinauf, schlug an verschiedenen Stellen mit einem Hammer gegen die Mauer, bis er eine Stelle fand, die ihm hohl zu sein schien. Er öffnete dieselbe und fand einen goldenen Pfropfenzieher, mit dem er Nichts anzufangen wußte. Indem er darüber nachsann, fällt ihm ein großer Eckschrank in die Augen, der alt und unscheinbar in einem Winkel stand. Er suchte überall an demselben, da und dort, aber er fand kein Schloß. Es fiel ihm aber ein kleines Loch in die Augen, in welches er den Korkzieher steckte. Er drehete und zog dann mit aller Macht, und der Schrank ging auf, und es fand sich, daß die schlechte alte Außenseite das schönste Innere verbarg. Die Schubfächer waren von Ambra, von Bergkristall, von den seltensten Bernsteinstücken, von der köstlichsten Perlmutter, und enthielten die kostbarsten Sachen allerlei Art, worunter die Juwelen die unbedeutendsten waren.

Ali besahe den Inhalt aller Schubfächer, deren unglaublich viel waren; in einem der letzten Fächer fand er einen kleinen Schlüssel, welcher aus einem einzigen Smaragd geschnitten war, und rings umher Alles, leuchtend wie ein Karfunkel, bestrahlte; und als er mit demselben eine kleine Thür unten am Boden des Schrankes aufschloß, lag ein noch heller strahlender und leuchtender wirklicher Karfunkel darin, der als Deckel über eine Schale von kostbarem, aber seltenem Gestein lag.

Welch' ein Anblick, als er den Deckel abhob, und in der Schale eine im Blute schwimmende Menschenhand fand, die ein reich besetztes Bildniß zwischen den Fingern hielt. Seine Haare sträubten sich, seine Knie schlugen zusammen, sein Herz stockte. Jedoch faßte er sich, und dachte an alle Wunder, die ihm schon begegnet waren, und insonderheit an die gefährlichen Worte der kleinen Person auf dem Pergamentblatte. Er heftete seinen Blick auf die Hand. „Unglückliche Hand," rief er, „welchem zärtlichen Prinzen oder welchem tapfern Helden magst du angehört haben, und welche boshafte Tücke hat dich von dem Arm abgehauen, dessen Zierde du warst. Kannst du ein Zeichen noch geben, so laß mich wissen, was ich für dich thun kann! Ich stehe gern zu deinen Diensten, und habe ein Herz, Alles für dich zu unternehmen, was ich vermag."

Die Hand, welche solchen Anerbietungen nicht widerstehen konnte, fing

an ihre Finger zu bewegen und sich dadurch verständlich zu machen; denn die Fingersprache war in jener alten Zeit sehr bekannt und verständlich.

„Siehe!" sprachen die Zeichen der Finger, „siehe in diesem Bilde die Angebetete, von welcher mich die Wuth der Eifersucht getrennt hat. Dir ist es aufgehoben, viel für uns zu thun. Aber gehe jetzt sogleich auf die Gallerie und bemerke die Stelle, die von den einfallenden Strahlen der Sonne am Meisten vergoldet wird. Suche dort und du findest mein Kleinod!"

Die Hand hörte auf zu sprechen, wie sehr auch Ali wünschte, daß sie fortplaudern möchte. Sie antwortete ihm auf alle seine Fragen nicht mehr.

Da er wohl erachten konnte, es möchte auf eine solche Hand doch viel ankommen, so stellte er sie in ihrer Schale wieder an ihren Ort, verbarg den Korkzieher in die Mauer an der Stelle, wo er ihn gefunden hatte und eilte in die Gallerie hinab, um das Weitere zu erfahren.

Als er eintrat, zitterten klirrend die Fensterscheiben. Er sah, daß die Sonnenstrahlen auf das Bild eines jungen Mannes fielen, dessen Schönheit und Hoheit ihn anzogen. Er schob das Gemälde fort und stellte es an einen andern Platz, fand aber hinter demselben nur ein Getäfel von Ebenholz mit goldenen Leisten, wie es überall an den Wänden der Gallerie sich fand. Er sah aber, um sich Raths zu erholen, nach den Gemälden der Fensterscheiben, die ihm ja bisher Alles angedeutet hatten und fand, daß er das Getäfel aufschieben müsse. Er versuchte das! Es gelang, und er trat in einen Saal von Porphir mit schönen Bildsäulen. Der Saal führte zu einer Treppe von Agatstufen, an den Lehnen mit Gold eingelegt. Als er die Treppe hinaufgestiegen war, kam er wieder in einen Saal, der mit dem kostbarsten, hellglänzendsten Lazur ausgelegt war. An den Saal stieß eine Reihe der prachtvollsten Zimmer, in welchen Alles wohl erhalten und mit den herrlichsten Malereien und andern Kostbarkeiten versehen war.

Er kam zuletzt in ein Geheimzimmer, wo er eine Dame auf einem Bette ruhend fand, welche vollkommen dem Gemälde zu gleichen schien, das die abgehauene Hand zwischen den Fingern hielt. Sie schien im Schlummer zu liegen, aber in einem sehr unruhigen, und dem schönen Gesicht waren tiefe Züge eines dauernden Grams eingedrückt.

Mit aufmerksamer und mitleidiger Theilnahme betrachtete unser gutherziger Ali die Schläferin. Ihre athmende Brust hob sich und sie fing an im Schlafe zu sprechen, obwohl anfangs sehr unvernehmlich. „Denkst du, Grausamer," sagte sie in unterbrochenen Worten, „ich würde dich lieben? — Dich? — Hast die liebe Hand abgehauen, — sie ist dir furchtbar. — — Lieben? Dich? Nein, nimmermehr! — Dich! dich! dich! mein theurer Prinz — dich; ja dich wiedersehen!"

Thränen liefen über die Wangen der Schlafenden, indem sie dies sagte. Während Ali sie in seinem Herzen beklagte und ungewiß war, ob er sie aus ihrem traurigen Traum erwecken sollte, erhob sich eine liebliche Musik, wie von einem Chor von Nachtigallen und Grasmücken. Gleich darauf kam, von vielen Singvögeln begleitet, ein Adler geflogen, der überaus groß war, und

einen goldenen Zweig in seinen Klauen hielt, besetzt mit Rubinen, welche wie Kirschen gestaltet waren. — Unverwandt heftete der Adler seine Augen auf die schlafende Schöne, schwang dann seine Flügel, um auf dieselbe hinzufliegen und in seinen zitternden Schwingen und Federn lag unverkennbar ein Ausdruck voll Sehnsucht, aber eine unsichtbare Gewalt schien ihn zu hindern, bis zu derselben hin zu gelangen. Er betrachtete nun Ali mit scharfem Auge, flog dann auf denselben zu und überreichte ihm den Zweig. Dabei erhoben die Vögel ein fröhliches, aber durchdringendes Singen und Zwitschern.

Ali brachte den Adler, den Zweig und die schlafende Dame in seinen Gedanken in Verbindung und hatte darüber keinen Zweifel, daß hier ein Zauber walte. Er nahm den Zweig und berührte die schöne Schläferin damit, die in demselben Augenblick erwachte, den eben mit einem traurigen Schrei entfliehenden Adler erblickte, und ihm, die Arme nach ihm ausbreitend, nachrief: „Bleib! o mein Geliebter bleib!"

Er blieb nicht und die Dame wendete sich jetzt zu Ali. „Ich weiß, was ich dir schuldig bin," sagte sie; „dir verdank ich's, daß ich aus einem Schlaf erwacht bin, der schon zweihundert Jahre gedauert hat, und an welchem die verhaßte Liebe eines Zauberers Schuld war. Es steht in meiner Macht, dir zu vergelten, sage nur, was du wünschest; ich bin eine Fee."

„Ich bin wenig zu beklagen," antwortete Ali, „obwohl die Natur ein wenig allzu ungünstig gegen mich gewesen ist. Alles, was ich wünsche, ist, Euch zu dienen; und wenn ich es vermag, Euch zu Eurem Geliebten zu verhelfen."

„Großmüthige Seele," sagte sie, „du verdienst glücklich zu sein; sei äußerlich so schön, als du es innerlich bist." Bei diesen Worten berührte sie ihn mit ihrem Zweig und in dem Augenblick war er verwandelt und hundert Meilen weit davon in einen Wald versetzt, der ihm ganz unbekannt war.

Die Wächter Ali's waren in der höchsten Noth, als sie des Abends denselben nirgends fanden; denn den Schach durften sie die Wahrheit nicht wissen lassen. Er hätte sie gewiß als Mitschuldige an Ali's Verschwinden grausam gestraft. Sie ersannen einen Rath, nahmen den Kleinsten unter ihnen, machten ihm zwei große Buckel legten ihn in Ali's Bette und benachrichtigten den Schach, daß derselbe sehr krank sei. Der Schach sagte bei sich selbst: „Finten sind das! Pfiffe sind's! Der Patron will nur wieder aus dem Kerker. Es ist gut," sagte er gleichgiltig zu dem, welcher diese Nachricht brachte und entließ ihn.

Während Ali im Kerker war, kam die Prinzessin Mirsa in einer Sänfte, wohl eingepackt am Hofe des Schachs an. Als dieser sie noch viel mißgeschaffener fand, als er gedacht hatte, empfing er sie mit Spott. „Ei, meine schöne Mirsa," sagte er, „Ihr habt fürwahr mit Eurer allerliebsten Figur eben Ursache gehabt, Euch gegen dem Krummbuckel zu sträuben. Es ist wahr, der Kerl ist häßlicher als ein alter Kater, aber Ihr seid ja tausend Mal häßlicher als er."

„Sie irren sich, gnädiger Herr," antwortete Mirsa, „wenn Sie Ihre

seinen Höflichkeiten für das Mittel halten, Liebe in mir zu ihrem Sohne zu erwecken. Ich weiß, wie mich die Natur gemißhandelt hat, eben darum sollten Sie, wenn Sie edel wären, meiner schonen. Indessen erkläre ich hiemit fest, daß ich lieber unverheirathet sterben, denn als die Gattin ihres buckeligen Sohnes leben will."

„Das wäre der Tausend, mein schönes weises Kind!" sagte der Schach. „Aber damit soll Eure Weisheit nicht loskommen. Ich habe mich einmal in den Handel eingelassen und habe so einige Hoffnung, trotz Eurer Ungnädigkeit, ihn auszuführen."

Es ist Schade, daß wir nicht so ausführlich beschreiben dürfen, mit welchen anmuthig spitzen Worten sich noch beide Theile ein wenig zu prickeln und anzubohren fortfuhren. — Indessen wurde der Schach aufgebracht, entfernte sich ohne weiter zu antworten und ließ Mirsa in ihre Zimmer bringen.

Sie wurde bald allgemein von den Hofdamen geliebt; aber sobald diese zu Gunsten Ali's wirken wollten, wurde sie sehr ernst und brach das Gespräch ab: denn so weise sie war, wollte sie dennoch keinen Gemahl, an dem Nichts gut wäre, als blos die Herzensgüte. Das gute Kind fühlte sehr wohl, daß es ein eigenes interessantes Ding um eine erträgliche Menschengestalt ist.

So war es eine Zeitlang gegangen, als der Schach die Nachricht von dem erdichteten Tod seines Sohnes bekam. Jetzt kam er beinahe von Sinnen, nicht weil sein Sohn todt war, sondern weil mit dessen Tode alle Vergrößerungsplane gescheitert waren. Er mußte einen Gegenstand haben, an welchem er seine Wuth auslassen konnte und er nahm Mirsa dazu, und ließ sie sogleich, statt des Sohnes, in den Thurm einsperren. Die Arme wußte nicht, warum sie so übel behandelt wurde; sie sprach stark zu ihren Hüterinnen gegen das ihr zugefügte Unrecht; aber Niemand wagte, dem Schach es zu hinterbringen.

Mirsa mußte sich fügen. Zu ihrer Unterhaltung ging sie täglich auf die Gallerie, dort die Gemälde zu betrachten. Sie konnte nicht begreifen, warum sie dort überall ihre eigene armselige Figur abgebildet fand, und hielt es für eine rachsüchtige Tücke des Schachs, zumal da sie überall auch die Bildnisse einer wunderschönen Schäferin und eines eben so schönen Schäfers auf den Gemälden antraf. Sie vermuthete es sollte die Häßlichkeit ihrer eigenen Ungestaltheit durch den Abstich zu ihrer Kränkung noch auffallender werden und sie wurde es auch für ihr eigenes Gefühl, ach, schmerzlich genug! „Wie glücklich," sagte sie mit Thränen, „müssen so schöne Leute sein!"

Sie hatte kaum ihre Augen getrocknet, so sieht sie, nicht ohne Entsetzen, ein altes Weib vor sich stehen, tausendmal häßlicher als sie selbst, zerlumpt gekleidet und mit einem weißgelben Muffe versehen.

„Mirsa," sprach die Alte, „ich habe deine Worte gehört und tadle sie nicht. Wie gering ich dir auch scheinen möge, so bin ich doch mächtig genug, dich so schön zu machen, als diese Schäferin und dieser liebenswürdige Schäfer würde dann dein Liebhaber werden. Indessen könnt' ich dir nicht dafür stehen, wie es dann mit deinem Herzen aussehen würde; denn die Schönheit hat

schon Viele verdorben. Ich habe bloß deinetwegen diesen Muff mitgebracht. Hauchst du am gelben Ende hinein, so erlangst du Schönheit; am weißen Ende hinein gehaucht, wirst du immer tugendhafter und edler."

„Gib mir den Muff, liebe Alte," sprach Mirsa; „hier braucht es keines langen Wählens." Sie nahm den Muff, und hauchte in's weiße Ende hinein. „Wohl dir!" sprach die Alte und verschwand.

Das Gefühl nach dem Rechten getrachtet zu haben, beruhigte Mirsa, wenn zuweilen das Verlangen nach gefälliger Bildung in ihr zu lebhaft werden wollte. Sie hoffte Nichts weiter als Erlösung aus ihrem Kerker, aber sie hoffte vergebens; denn ihr Vater, den sie mit einem großen Kriegsheer zu ihrer Befreiung erwartete, wußte nicht von ihrer Einkerkerung, weil ihre Briefe an ihn aufgefangen waren.

Sie hatte die Zeit berechnet, wo ihr Vater mit seinem Heere da sein könnte und stieg mit einer unsäglichen Mühe und mit vielem Ausruhen bis in das oberste Stockwerk des Thurms, wozu sie fast einen halben Tag brauchte. Sie sahe zum Fenster hinaus nach des Vaters Armee, und ersahe Nichts. Sie ruhete sich aus, und schauete alsdann im Zimmer umher. Sie sahe eine Stelle in der Mauer, die erst frisch und schlecht zugeflickt zu sein schien. Sie untersuchte die Stelle und fand den Korkzieher. Sie fragte: „Wozu soll der hier?" — Sie entdeckte den Schrank und das Loch darin; sie öffnete den Schrank mit vieler Mühe; sie durchsuchte denselben, sie fand die im Blute schwimmende Hand, sie entsetzte sich so sehr, daß sie die Schale beinahe hätte fallen lassen. Aber eine feine Stimme rief ihr zu „Muth! Muth! dein Glück hängt an diesem Abentheuer!" Sie wußte nicht, woher die Stimme kam, aber sie vertraute derselben. „Was aber soll ich thun?" sagte sie zweifelnd vor sich hin. „Nimm die Hand! nimm die Hand!" wisperte die Stimme. — „Unter dein Bett verbergen, dem Adler geben, der an's Fenster kommt!"

Mit Grausen zog sie die Hand aus dem Blute, die aber im Augenblick wie eine Wachshand wurde. Sie umwickelte dieselbe mit einem Tuche, und steckte sie in ihren Rock.

Eben kamen die Aufwärterinnen, die sie überall im Thurme mit Angst gesucht hatten, nahmen sie mit Freuden, und trugen sie die Stufen herab. In den nächsten zwei Tagen ereignete sich Nichts; aber in der dritten Nacht schlug beim Schein des Vollmondes ein großer Adler in der Mitternacht an's Fenster. Mirsa öffnete es ihm und reichte ihm die Hand dar, die er in seine Klauen nahm und damit verschand. Einen Augenblick darauf stand ein Jüngling vor ihr in Götterschönheit; sein Diadem von Diamanten funkelte wie ein Gürtel von Sternen um seine Stirne, und sein Ansehn war blendend, als wär' er aus einem höhern Reiche der Wesen gekommen; in der Hand hatte er das Bildniß der Dame, die wir schon kennen. „Mirsa," sagte er, „ich danke dir viel und bin glücklich. Werde auch glücklich!"

Bei diesen Worten berührte er sie mit dem Bildniß der Dame und sie

entschlummerte in Ohnmacht. Als sie erwachte, glaubte sie zu träumen; denn sie fand sich am Ufer eines Baches, und wußte nicht, wie sie dahin gekommen war. Es weiß ja freilich so Mancher nicht, wie er dahin oder dorthin gekommen ist, und denkt denn doch, es müsse so sein. Aber als sie sich im Bache bespiegelte, und sich nun so ganz dem Bilde der Schäferin auf den Glasscheiben ähnlich fand, da wußte sie nicht, ob sie es selbst noch wäre, oder ob ein seltsamer Wahnsinn sie überfallen habe. Sie war eine Schäferin, und doch war sie eigentlich eine Prinzessin, wie sie gar wohl sich erinnerte. Sie trug, wie die Schäferin im Bilde, einen weißen Anzug vom feinsten Musselin mit Brabanter Kanten, die schon zweitausend Jahre vor ihrer Erfindung heimlich allgemein bekannt waren, und einige strahlende Diamanten hielten den Gürtel besetzt. Sie war eine Prinzessin und eine Schäferin, und, was die Hauptsache war, sie war schön. Ihr Schäferstab war dick vergoldet, wie man sich denken kann, und die Bänder um den Hut waren mit Edelsteinen besetzt, wie sich ebenfalls von selbst versteht, weil es eine Schäferprinzessin war. — Seltsam, daß sich eine am Ufer des Baches weidende Schafheerde bei ihr einfand, sich um sie her lagerte, als hätte sie ihr schon lange angehört, und der hütende Spitzhund, mit Namen Philax, sich vor ihr auf die Hinterbeine niedersetzte und wedelnden Schwanzes ein Stücklein Brod von ihren schönen Händen schmeichelnd erharrte.

„Was bin ich denn nun eigentlich?" fragte sie sich selbst. „Schäferin oder Prinzessin?" — Sie wußte sich die Frage nicht zu beantworten. Hirtin zu sein, war so süß; Prinzessin zu sein, war so hoch und erhaben. Prinzessin aber und Hirtin zugleich, war Alles in Allem und in Einem.

Sie wußte nicht einig mit sich zu werden und schlummerte unter dem Schatten eines schönen Baumes in ihren zweifelnden Gedanken ein.

Ziemlich ähnlich war es Ali gegangen. Er fühlte, daß eine ziemliche Umwandlung mit ihm vorgegangen war, und er sahe dieselbe mit eigenen Augen, als er an einen klaren, von hohen Erlen umschatteten Teich kam, und im Wasser des Teiches seine Gestalt erblickte. Er fand, daß er bis auf die kleinsten Züge dem Schäfer glich, welchen er auf den Fensterscheiben gesehen hatte, bis auf die Kleidung sogar. Selbst eine Heerde Schafe fand sich auch bei ihm ein, so, als ob sie nie einen andern Herrn gehabt hätte, und der treue Hund mit freundlich wedelndem Schwanze fehlte der Heerde auch nicht. Sogar für eine Hütte hatte der Zauberer gesorgt, die Alles enthielt, was ein Schäfer zu seinem Glück verlangen kann. Sie lag am Ende des Waldes in einem blumenreichen, von schönem Silberbach durchschlängelten Thale. An beiden Ufern des Baches standen die Hütten friedlicher Hirten unter Fruchtbäumen.

Bald war Ali mit den gutmüthigen Hirten des Thales bekannt, und hatte mit ihnen schon eine Zeitlang gelebt; aber wie schön Alles war, dennoch fand er sich sehr einsam und allein.

Als er eine Zeitlang im einförmigen Hirtenleben zugebracht hatte,

kommt er durch den Zufall an den Ort, wo die schöne Schäferin schlummert. Wie ward es ihm, da er sie selbst erblickte, die schon im Bilde sein Herz bewegt hatte. Er zitterte, er kniete neben ihr nieder, und war im Anschauen der himmlischen Gestalt versunken. Sie erwachte und war betroffen, den schönen Schäfer auf den Fensterscheiben hier lebendig zu sehen. Beide näherten sich bald einander; denn sie waren einander ja schon durch die Gemälde bekannt, und daher liebten sie sich einander auch sehr bald, obwohl Keins in dem Andern etwas Höheres vermuthete, als Schäfer und Schäferin.

Sie erzählten sich, wie oft sie einander gesehen hätten. Da gab es Fragen, da gab es Antworten, da gab es Bewunderung und Erstaunen, und sie wußten nun, wer sie waren, und fühlten, daß sie vom Schicksal für einander bestimmt wären, obwohl sie sich in ihrer vorigen Gestalt so sehr vor einander gegraut hätten.

Sie blieben, was sie jetzt waren und verlangten nicht in das Leben der vorigen Hoheit zurück. Sie hatten Gesundheit, Unschuld, Frieden und Liebe, und waren glücklich dadurch. Er lehrte die Hirten des Thales Bäume veredeln, eßbare Kräuter erziehen, und mancherlei Künste mehr, und sie lehrte die Hirtinnen mancherlei weibliche Künste, die zur Anmuth und Bequemlichkeit des Lebens dienen.

Aus dem Thale, worin sie lebten, stammt das schöne Hirtenleben her, welches späterhin in Arkadien wieder recht aufblühete, und aus diesem Thale dorthin gekommen war.

Der dumme Xailun.

Der Xailun nämlich war hübscher Leute Kind zu Bagdad, und fehlte ihm eben gar Nichts als ein wenig Menschenverstand, oder so etwas Aehnliches, was wie Verstand aussahe, womit viele vornehme und gelahrte Leute sich gar gut durch die Welt helfen und für witzig gehalten werden. So Etwas hatte er aber nicht, und weil er demnach so gar dumm war, daß er sich auch nicht einmal klug stellen konnte, so gaben ihm die Eltern ein verständiges und braves Weib, die Oithba, und meinten, die werd' ihn schon anders machen und den Kopf zurecht setzen.

Sie fand denn auch bald, daß er eine grundgute Seele sei, und wär' er nur nicht so faul, so verschlafen, so gefräßig und so grunddumm gewesen, hätte kein Mensch an ihm Etwas aussetzen können. Aber er schlief bis gegen Mittag, aß für sechs oder acht Mann, und lief dann überall in Bagdad umher, und wo ein Zusammenlauf des Volks war, mußte er auch darunter sein, schauete und gaffte mit seinem aufgesperrten Maul mit drein, wußte niemals was es gab, bekam aber oft seine tüchtigen Püffe mit ab, und kam mit blauem Auge und verbundenem Kopfe nach Hause.

Sein bischen Vermögen war bald drauf gegangen, Oithba liebkosete

und bat ihn, er möge doch ein anderer Mensch werden, und Etwas durch Arbeit verdienen; das wollte aber nicht helfen, wiewohl er sonst sehr folgsam war.

Ein Tages sollte er Wäsche aufhängen und trocknen; als aber seine Frau nachsahe, lag die Wäsche an der Erde; er aber sprach mit einer Eidechse mittlerer Größe, einem Karduon, der an einem Steinhaufen saß, und zu Xailun's Worten mit dem Kopfe nickte, welches diesen Thieren so eigen ist.

„Was machst du da?" fragte Dithba. — „Ich spreche ein Bischen mit meinem Vetter;" antwortete er. — „Ist denn der Karduon dein Vetter?" fragte Dithba weiter; und er antwortete: „Ei ja freilich!" und wendete sich zum Thiere und fragte: „Nicht wahr, du bist mein Vetter?" und der Karduon nickte dazu mit dem Kopfe.

Dithba wurde ungeduldig, gerbte ihm das Fell ziemlich mit einem da liegenden Stecken durch und befahl ihm die Wäsche aufzuhängen. Das that er, und sahe ganz verdutzt aus.

„Wart!" dacht' Dithba. „Es ist gut, daß du dich fürchtest. Furcht regiert die Welt, sonst würde sich kein Mensch um den Khalifen kümmern. Wart! du sollst arbeiten, und die Kinder mit ernähren lernen, du stämmiger Schlunks."

Sie befiehlt ihm tausend Dinge im Hause zu thun und zu ordnen, und wo er säumen will, macht der Stecken ihm Lust. Als er aber einen Augenblick Luft hat, entwischt er aus dem Hause, läuft in Bagdad umher, gerathet in ein Menschengedräng und kommt, wohl zerbläut und zerprügelt, spät Abends nach Hause, wo er von Dithba nicht mehr mit dem Stecken, sondern mit einem Prügel einige Nachhülfe bekam.

Dithba verband ihm darauf die Wunden und predigte ihm des andern Morgens lang und breit vor, er müsse ein anderer Mensch werden, und vor allen Dingen Arbeit suchen, und wo er künftig keinen Verdienst in's Haus bringe, solle er weiter keine Kost haben als Prügelkost.

Während der drei oder vier Tage, daß er noch braun und blau blieb, und sich inne halten mußte, klang die ewige Predigt: „Werde ein anderer Mensch, und arbeite, oder du bekommst Prügel."

So jagte sie ihn denn eines Tages hinaus, nachdem er wieder heil war, und befahl ihm Brod mitzubringen, wenn er nicht geprügelt sein wollte.

Er geht suchend umher und kommt vor einem Bäckerladen vorbei. Das Brod roch und sahe so niedlich und appetitlich, Bäcker und Bäckersbursche waren rothwangig und wohlgenährt — und Xailun geht in den Laden hinein, und meinte, wenn er hier so ein vierzehn Tage nach Herzenslust von dem schönen Brode essen könnte, würde er werden wie der Bäcker, so schön und feist; dann wäre er ein ganz anderer Mensch.

Der Bäcker findet einen tüchtigen stämmigen Burschen an ihm, und nimmt ihn in Arbeit. Er muß mit dem Handbeil kleine Reisigbündel zum Heizen hacken, bekommt ein schönes großes Brod zu Mittage, und da der

Bäcker hört, daß Xailun Weib und Kinder zu Hause habe, gibt er ihm des Abends drei Brode mit, die bringt Xailun nach Hause und wird von Oithba nicht wenig gelobt.

Als er andern Tags zu lange schlafen wollte, wird er mit dem Stecken aufgeweckt und muß zum Bäcker. So ging es acht Tage hinter einander. Das Brod des Bäckers wollte ihm aber nicht mehr so gut schmecken als am ersten Tage, und ein anderer Mensch war er auch nicht geworden, denn er bekam noch alle Tage seine Schelte und auch wohl Prügel.

Er sucht herumlaufend ein anderes Unterkommen und kommt zu einem berühmten Speisewirth, der ihn in Dienst nahm. Da gab es nette, wohlgekleidete Leute, welchen die Behaglichkeit und das Fett auf dem Angesicht glänzten, und er denkt hier in kurzer Zeit ein ganz anderer Mensch zu werden. Des kostbaren Essens geht von den Neigen genug ab, sich recht voll zu stopfen; ein bischen Tisch auf- und abdecken, Schüsseln auftragen und abtragen und dergleichen ist gar keine Arbeit, und des Abends bringt er eine große, hoch aufgehäufte Schüssel mit den Ueberbleibseln von mancherlei Speisen spät nach Hause. Da es so viel und kein Brod ist, denkt Oithba, er habe gestohlen, und fängt in ein wenig umgekehrter Ordnung an, ihn erst ganz ordentlich auszuprügeln und sodann auch ordentlich auszufragen. In ihrem Verdachte geht sie mit Xailun zum Speisewirthe und dieser voll Achtung gegen so große Ehrlichkeit gibt ihnen noch mancherlei Geschenke mit.

Jetzt gab es weder Schelte noch Prügel. Xailun ging gern zu seinem Herrn und brachte immerdar genug mit, um seine Familie zu erhalten. Auch wollte er durchaus ein anderer Mensch werden und eben so vollwangig aussehen, wie die andern im Speiseladen, deshalb er sich auch öfters in dem Metallspiegel besahe, der im Laden hing.

„Was machst du da vor dem Spiegel?" fragte sein Herr. „Ja!" sagte er, „da will nun meine Frau haben, ich soll ein anderer Mensch werden, und da besah ich mich im Spiegel, aber es will nicht, und will nicht!"

„Hm!" sagte der Speisewirth, der ein Spaßvogel war, „wenn du dich ändern willst, so könnt' ich dir dazu verhelfen. Der Küchenjunge ist gestorben, und du kannst in seinen Dienst treten!"

Ja, meinte Xailun, wenn er die Kleidung mit bekäme, so wollte er's wohl, denn er habe den lieben Gott ja schon lange gebeten, ihn zum andern Menschen zu machen.

Er wurde Küchenjunge und bekam die rußige Kleidung desselben zur Lust aller Leute im Hause. Er war aber vergnügt wie ein Eichhörnchen, wenn's Nüsse knackt, und dachte, nun sei er mit der Kleidung zugleich ein anderer Mensch geworden.

Er muß aufwaschen in schmieriger Kleidung, und durch seine Ungeschicklichkeit kommt der Ruß von den Geschirren an seine Hände und in sein Gesicht, und als er einen Augenblick Zeit hat, in den Spiegel zu sehen,

kommt er sich so abscheulich vor, daß er in der Angst nach Hause läuft. — Doch denkt er, nun bin ich ja wohl ein anderer Mensch und Oithba wird mich nicht kennen.

Sie kannte ihn auch nicht gleich, als er kam, und nahm als ein entschlossenes Weib den Prügel, um den schmierigen Rüpel aus dem Hause zu treiben; allein da er schrie und sie seinen Bart sahe, erkannte sie ihn bald, und weil er aus dem Dienst gelaufen war, und Nichts mitgebracht hat, bekommt er der Prügel noch mehr. Man sieht, sie hielt einige Stücke auf die Hauptgrundwissenschaft, durch Prügeln Alles zu bessern.

Xailun bekommt seine Kleidung wieder und im Verlangen ein anderer Mensch zu werden, kommt er bei einem Pastetenbäcker an, in dessen Laden die höchste Nettigkeit war. Die Arbeit, die man ihm aufgibt, kann er verrichten und die Pasteten schmecken gut, schmecken dermaßen gut, und er darf so viel davon essen, als ihm beliebt, dessen aber sehr viel war. Hier hofft er ganz anders zu werden, daß seine Frau ihn bald nicht mehr wieder erkennen soll. Des Abends bringt er gar liebliche Pasteten mit nach Hause, und erzählt, wie er nun auf dem Wege sei, gewiß ein anderer Mensch zu werden.

Es kam das große Fest der Muselmänner, der Rhamadan, und Xailun mußte nun Pasteten herumtragen und verkaufen. Man machte ihm begreiflich, welche Münze er für diese und für jene Pastete nehmen müßte. Es ging Alles gut, und die Rechnung, die er ablegte, war richtig.

Aber es trat ein neues Unglück für den armen Xailun ein, wie denn alle guten Köpfe nicht ohne große Prüfungen bleiben können. Er mußte zum Esel werden, der die Mühle trieb, weil der eigentliche Esel gestorben war, das Mehl zu fehlen anfing, und die Nachfrage nach Pasteten sehr groß war.

„Du mußt mir das Mehl mahlen," sagte der Meister; „denn der Esel ist gestorben, und ist nicht gleich ein anderer zu haben." Xailun war sehr willig; denn er wußte nicht, welche mühselige Arbeit der Esel hatte und meinte, sie sei so leicht, wie seine bisherige.

„Aber ich werde doch auch andere Kleidung bekommen?" fragte Xailun.

„Freilich!" sagte der Pastetenbäcker; „die Kleidung des Vorfahren." So steckte man ihn denn in das Zeug des Esels, stellte ihn in die Mühle, trieb ihn an, klatscht' ihn mit der Peitsche, bis er, da die Stunde kam, triefend von Schweiß ausgespannt wurde, und zum Mittagsessen eine derbe Kost vorgesetzt bekam, wie sie sich zu der schweren Arbeit schickte, nämlich harte Saubohnen, die er kaum zerbeißen konnte, mit Zwiebel und stinkendem Leinöl angerichtet.

Nach der Mahlzeit wird er wieder eingeschirrt, und da der volle Magen mit den unverdaulichen Bohnen ihm die Arbeit recht schwer machen, und es doch gefördert sein will, bekommt er die Peitsche in vollem Maaße. Aber kaum ist er zu Abend ausgespannt, so läuft er mit Kummt, Gurt und Riemen und mit Staubmehl eingepudert über die Gasse zu Oithba,

die ihn ganz ordentlich durchgerbt, nachdem sie sich von Allem erst hat erzählen lassen.

Der arme Xailun betrübte sich, daß er noch kein anderer Mensch geworden sei, und das ausgestandene Leid machte ihn auf einige Tage krank.

Den dritten Tag wurde er wieder hinausgejagt, Arbeit zu suchen, und ein anderes Wesen zu treiben.

„Anderes Wesen?" sagte er, und sann darüber; aber es war ihm zu hoch, und sinnend kam er vor die Stadt zu einem Garten, worin Bäume mit Granaten, Orangen, Aepfeln und allerlei anderem Obst standen.

„Hier wollt' ich wohl anders werden, wenn ich nur essen dürfte, so viel ich wollte," sagte er zu sich selbst, und geht in den Garten hinein, wo eben der Gärtner die reifsten und schönsten Früchte abnimmt, und seiner Frau zureicht, welche sie zierlich in Körbe legt.

Xailun bietet sich an und wird angenommen. Er nimmt Aepfel ab und ißt eben so viel, als er abgenommen hat, und es wird ihm nicht gewehrt. Man setzt ihm ein kleines Dienstlohn für den Monat aus, wovon er aber kein Wort begreift. Man sagt ihm, er solle es für die Arbeit haben, die im Garten vorkomme; aber dabei denkt er bloß daran, Früchte abzunehmen, und dabei nach Herzenslust zu essen. Er ißt Abends und Mittags mit seinem Herrn und den übrigen ganzen Tag ißt er Obst, und denkt, nun könne die Aenderung nicht mehr fern sein, und Oithba sollt' ihn nicht mehr erkennen, wenn er wieder nach Hause zurückkehre. Er war nämlich bisher auch Abends und Nachts beim Gärtner geblieben, und Oithba hatte Sorge seinetwegen, konnte ihn aber nicht aufsuchen, denn sie lag im Kindbett.

Xailun mußte von Zeit zu Zeit Obst auf Eseln zu Markte bringen, und die Ochsen zur Tränke führen, mit welchen gepflügt wurde, und die er, der guten Bekanntschaft wegen, seine Kameraden nannte. Aber von den Kameraden verunglückte einer, und Xailun mußte ändern, und sollte eine Zeit lang dessen Stelle vertreten. Man legte ihm das Joch auf, und man umhüllte ihn mit Ziegenfellen, gegen die Stiche des Ungeziefers, das dennoch jede bloße Stelle und jedes Loch fand, und ihn jämmerlich zerstach.

Diese Aenderung gefiel ihm nicht, und am Abend lief er eilends bis nach Bagdad. Die Thore waren schon geschlossen, so muß er denn sich auf den Begräbnißplatz unter ein überbautes Grab legen.

Es kommen in der Frühe drei Todtengräber, um eine Leiche zu beerdigen, und finden einige Gräber aufgewühlt, und die Leichen sind fort. „Ha!" rufen sie entsetzt, „da ist der böse Geist wieder in der Nacht da gewesen, und hat die Leichname gefressen!" und als sie jetzt den Xailun erblickten, rufen sie voll gräßlichen Schreckens: „Da ist der böse Leichengeist!"

Der dadurch erwachte Xailun fährt auf, sieht drei blinkende Grabscheite auf sich gerichtet, womit sie zitternd sich ihn vom Leibe halten wollten, und setzte in der Angst mitten durch die Todtengräber. Da diese sehen, daß er sich fürchtete, so bekommen sie wieder Herz, setzen ihm nach, rufen: „Der Leichengeist, der Leichengeist! Haltet ihn auf! Schlagt ihn todt!"

Der Volksauflauf wird sehr groß; alle Welt schreit: „Der Leichengeist! haltet auf! schlagt todt!“ aber alle Welt läuft aus Furcht vor dem wunderlichen Wesen her, und wagt nicht Hand anzulegen, und die mitlaufenden Hunde bellen zwar, halten sich aber in der Entfernung.

Xailun kommt glücklich in sein Haus; aber Dithba, die ihn nicht kennt, denkt, das Unthier will ihr Kind fressen, und treibt ihn entschlossen mit dem Prügel hinaus. Da die Leute sahen, daß er sich vor Prügeln fürchtet, so lassen sie es nicht daran fehlen, legen Hand an, und bringen ihn in das Gefängniß, wo ihn der Stockmeister mit Zittern und Beben empfängt.

Es zeigte sich bald, daß er ein Mensch war, und weil einige von seinen Nachbarn mit unter dem Volkshaufen waren, die seine Gutmüthigkeit bezeugeten, so bringt man ihn zu Dithba, die ihn herzlich bemitleidet, ihn pflegt und seine Wunden verbindet.

Tags darauf legt sie ihr Kind in einem Korbe auf ihre Eselin, und in einem anderen Korb den Kummt und die Ziegenfelle, und zieht mit einigen Nachbarn zum Gärtner, dem sie erzählt, was für Unheil er angerichtet hat, und ihm das Dienstlohn abfordert. Um nur keine Händel zu bekommen, gibt ihr der Gärtner zwei Zechinen, welches viel mehr war, als der Lohn betrug.

In einigen Tagen hatte sich Xailun erholt, und Dithba fängt die alte Predigt an, er müßt' ein anderer Mensch werden, und für den Haushalt verdienen. Aber was war zu machen, da er schon überall gewesen war? —

Dithba hat einen glücklichen Gedanken. Da er schon Pasteten verkauft hatte, so machte sie ihn zum Handelsmann. Er muß eine Erdart graben, welche man Kindern in die Wiege streut, weil sie alle Feuchtigkeit einschluckt. Mit dieser Erde wird die Eselin beladen. Xailun setzt sich hinten drauf, und ruft durch die Straßen Bagdad's: „Erde für Kinder! Erde für Kinder!“

Eine Weile geht die Sache gut, aber dann nickt der Ausrufer ein, und die Eselin führt ihn nach Belieben dahin, und dorthin, bis zu den Thoren hinaus, wo sie am Euphrat säuft, und dann nach ihrem Stalle zurückeilt, in welchem sie ihr Füllen hat. Xailun schläft fort, und als die Eselin zur niedrigen Hausthür hinein will, stößt er sich so heftig mit dem Kopfe gegen die Schwelle, daß das Haus dröhnt, und er mit blutendem Kopfe und Nase von dem Thiere herabfällt.

Dithba erräth Alles, wäscht ihn, gibt ihm einige Maulschellen, sagt, er solle Arbeit suchen, und würde er nun nicht bald ein anderer Mensch, so solle er so viel Schläge haben, daß er den Himmel für eine Sackpfeife ansehen solle, aber nicht ein einziges Stückchen Brod.

Xailun denkt, der liebe Gott möge wohl draußen unter freiem Himmel seine Bitte, ihn zu einem andern Menschen zu machen, besser hören, als im Geräusche zu Bagdad. So geht er denn sehr weit von Bagdad hinaus.

Hier findet er die Steintrümmer eines Palastes und auf einem der Steinhaufen einen Karduon, der ihn mit hellen Augen ansieht.

„Ei, Herr Vetter,“ sagte Xailun, „wohnst du denn auch hier?“ und als

das Thier mit dem Kopf nickte, sagte er: „Nun, das ist hübsch, daß du mich noch kennst und mich verstehst; aber so sprich auch mit mir." Der Karduon nickte und nickte und sprach nicht. Darüber wird er ungeduldig und droht, den Vetter mit einem Steine zu werfen, wenn er nicht spräche, und da das nicht geschahe, wirft er wirklich mit einem Stein nach ihm, und das Thier verkriecht sich unter dem Steinhaufen.

„Wart' nur!" sagt Xailun hitzig, „du sollst schon sprechen;" und räumt den Steinhaufen hinweg, findet aber den Vetter nicht, wohl aber eine schwarze Marmorplatte mit einem Ringe, an dem er die Platte aufhebt, und sieht nun eine Treppe, die zu einem weiten Gewölbe führt.

„Aha," sagt er, „da wohnt also der Vetter! Das ist wohl sein Lusthaus? Nun! ich will ihn doch aufsuchen," und somit geht er in das Gewölbe hinunter.

Hier findet er gleich am Eingange mehrere Töpfe, und meint, hierin bewahre der Vetter seinen Vorrath, nimmt den Deckel von einem Topfe ab, und bringt eine Handvoll Goldstücke heraus, die er für Möhrenscheiben hält, wie seine Frau der Eselin zum Futter schnitt.

Tief hinten in dem Gewölbe war es ganz finster. Dort, meinte er, würde sich der Herr Vetter wohl aufhalten, aber er konnte ihn freilich dort nicht finden. „Kommt nur vor, Vetter!" rief er, „oder ich nehme Euch Eure Möhrenscheiben weg, und bringe sie unserer Eselin." So that er auch wirklich, als der Vetter nicht kam, und stopft seinen Turban mit den Scheiben voll, nachdem er erst Klettenblätter, die am Eingange standen, hineingelegt hatte. So hatte er es einmal von seiner Frau gesehen, als sie Pflaumen geschenkt bekommen hatte.

Er versucht eine und die andere Scheibe unterwegs, aber er wirft sie weg, weil sie viel zu hart zum Zerbeißen sind. „Nun," sagte er, „die müssen noch tüchtig gekocht werden, oder die Eselin muß bessere Zähne haben, als ich. Er kam nach Haus, erzählte Alles, und meinte, der Vetter würde sich recht ärgern, daß er ihm die Scheiben weggenommen hatte. Oithba wußte bald, woran sie war.

Da sie aus allen Umständen abnahm, daß der Ort kaum einige Stunden von der Stadt sein könne, und da der Dummling auch den Eingang zum Gewölbe aufgelassen hatte, weil der Vetter ihn schon selbst wieder bedecken würde, so nahm sie ihren Entschluß, sattelte die Eselin, legt die Säcke in die Körbe, kauft vom besten Brod für Xailun, damit er unterwegs zu beißen habe, und läßt sich den Weg zum Lusthause des Vetters von ihm zeigen.

Es war noch Alles, wie es Xailun gelassen hatte, und selbst der Deckel war nicht auf den Topf gestülpt. Sie füllt die Säcke mit Scheiben, die ihr Mann herauftragen muß, der es mit seinem spitzen Verstande bemerkt, daß sie etwas schwerer sind, als Säcke mit Möhren. Xailun schreit mit voller Kehle nach dem Vetter, den er gar zu sehr liebte, welches sie ihm aber verbietet, weil es dem Herrn Vetter in den Ohren weh thun würde. Er muß dagegen, nachdem die Eselin volle Ladung hatte, die Platte wieder auflegen

und Steine darüber herwerfen und kam in der Dämmerung unangehalten nach Hause.

Dithba war eine verständige Frau. Sie verbarg ihren Scheibenschatz höchst sorgfältig, und von dem, was in dem Turban gewesen war, schaffte sie sich nach und nach manche Bequemlichkeit und ihrem Manne besseres Essen und einen neuen, aber schlichten Rock, jedoch Alles so unmerklich, daß es nicht auffallen konnte.

Einstmals will sie dem Xailun auch ein gutes Essen machen, und schickt ihn aus, Fleisch, Reis und Kichererbsen einzukaufen, und gibt ihm zu jeder Waare ein besonderes Geldpäckchen.

Es ist bekannt, daß große Genies meistens ein schwaches Gedächtniß haben, weil das Gedächtniß in's Gehirn geschlagen ist. Das war der Fall mit Xailun. Fleisch und Reis hatte er behalten und gekauft, und bringt es der Dithba, aber das Wort Kichererbsen hatte er vergessen.

Dithba schreit ihm das vergessene Wort dreimal in die Ohren, und schickt ihn wieder aus. Er sagt sich das Wort unaufhörlich vor, und denkt es nun schon zu behalten; aber da begegnete ihm unglücklicherweise einer seiner ehemaligen Kameraden, und sagt:

„Potz tausend, Xailun, du hast ja einen neuen Rock, und bist viel hübscher als damals, wo du Esel und Ochse warst, und Leichen aus den Gräbern verzehrtest; und sieh mal, was für einen scharmanten Bauch du dir angeschafft hast!"

Xailun ward ganz verwirrt. „Ach," seufzte er, „wär' ich doch nur ein ganz anderer Mensch, daß mich Niemand mehr kennte, und wüßte, daß ich ein Ochse und Esel gewesen bin." Darüber vergaß er das Wort, und mußte abermals seine Frau fragen, die sagte es ihm, und ließ es ihn zwanzigmal wiederholen, und drohete, ihn ärger zu prügeln als je, vergäße er's einmal. Da sagte er: „Kichererbsen! Kichererbsen!" immer laut vor sich hin.

Da stößt er auf einen Perlenhändler, der ruft: „Perlen, Perlen!" Der neugierige Xailun weiß nicht, was Perlen sind, fährt aber, wie er Andere thun sieht, in eine von den Schachteln mit Perlen, nimmt eine Hand voll heraus, und, um sein Wort nicht zu vergessen, ruft er: „Kichererbsen! Kichererbsen!"

„Was, du Bengel?" sagt giftig der Handelsmann; „willst du Spitzbube meine Waare verdächtig machen?" und damit schlägt er unbarmherzig auf ihn ein, und bei jedem Puff sagt er: „Perlen heißt's, Perlen!"

Xailun spricht bei sich selbst: „Ich glaube fürwahr, so hieß es auch, was Dithba sagte," und ruft nun laut vor sich hin: „Perlen, Perlen!" dann aber, als er's glaubt, gewiß zu behalten, leiser: „Perlen, Perlen!"

Da kommt er an den Laden eines Mannes, dem diesen Morgen Perlen gestohlen waren. Der mochte wohl auch so eine Art Genie sein, wie Xailun, und dachte: „Der Kerl hat meine Perlen gewiß; er hat vorhin viel lauter gerufen, und nun er an meinen Laden kommt, ruft er mit halber Stimme." Der Mann erwischt ihn beim Kragen, und da Xailun erschrickt, zweifelt er

nicht mehr, der sei der Dieb, kommt aber endlich dahinter, daß er sich geirrt hat, zumal da ihm die Nachbarn den rechten Verstand leihen.

„Aber,“ sagt er, „warum rufst du denn Perlen?“

„Ja!“ sprach Xailun noch ängstlich, „wie soll ich denn sagen?“

„Sage: Es ist nicht wahr!“ antwortete der Kaufmann ärgerlich und ließ ihn stehen.

„Es ist nicht wahr!“ rief er nun; aber da kam er zu einem Platz, wo Jemand Masch rief. Dagegen rief Xailun: „Es ist nicht wahr!“ und bekam richtig wieder Prügel, mit dem Bedeuten, es heiße Masch!

Das Wort sagte er wieder laut vor sich hin, und kommt an das Ufer des Euphrats, wo ein Fischer schon seit einigen Stunden vergebens auf guten Fang wartet.

„Masch! Masch!“ sagt Xailun, und bekommt das Fell wieder ausgeklopft, weil der Fischer glaubt, er wolle mit diesem Worte den Fang behexen. Xailun fragt wieder kläglich, wie er denn sagen müsse? „Stelle dich hieher zu meinem Netze,“ sagt der Fischer, „und sprich: Im Namen Gottes: für einen lieber sieben, und zwar von den größesten und ansehnlichsten!“

Aber Xailun meinte, so lang sei das Wort wohl nicht gewesen, das seine Frau ihm gesagt habe; der Fischer versichert ihm aber, er sei ein Rindvieh; das Wort habe allerdings so geheißen, und müsse so lang sein. Da mußte er es denn sagen. Aber als der Fischer sein Netz herauszog, lief er eilends davon, und ruft: „Für Einen lieber Sieben!“ das Uebrige hatte er sogleich wieder vergessen.

„Für Einen lieber Sieben!“ ruft er, indem eben die Leiche eines Kadis zur Grabstätte gebracht wird. Man erstaunt über solche Ruchlosigkeit, man macht ihm heftige Vorwürfe, man droht.

„Ach, lieber Gott!“ sagt Xailun, „ich weiß gar nicht mehr, wie ich sagen soll?“ — Eine alte Sclavin hilft ihm aus der Noth, und spricht: „Sage, Gott erhalte seinen Leib, und nehme sich der armen Seele an!“

So sagt er auch so lange, bis ihm ein todter Esel in einer engen Gasse entgegen gekarrt wird. „Gott erhalte seinen Leib, und nehme sich seiner armen Seele an!“ ruft er. Da fällt Alles über ihn her mit Prügeln und Schimpfen. „Hund! Ungläubiger! Schwein!“ rufen sie, und wollen ihn todt schlagen; aber ein Satz über die Karre rettet ihn. Aber daß man ihn einen Ungläubigen gescholten hat, zwingt ihn laut aufzuheulen, denn er war ein guter Muselmann. Oithba mußte den armen, gutmüthigen Tropf trösten, und bedauerte das vielfältig ausgestandene Leid, das er ihr, wie ein Kind der Mutter, klagte.

Ungern ließ jetzt Oithba ihren Xailun ausgehen, da es ihr nicht schwer ward ihn zu erhalten. Sie wollte nicht, daß er das Stadtmärchen würde, und immer in neue Händel geriethe, auch fürchtete sie, er möchte einmal von den Möhrenscheiben plaudern. Er aber konnte das Herumwandern nicht lassen, und war oftmals fort, ehe sie sich dessen versahe, besonders weil er um so leichter ein anderer Mensch zu werden hoffte.

So war er auch einmal eines Tages zur Stadt hinaus gekommen und erblickte von fern einen Wald. „Halt," denkt er, „da sind recht viel Obstbäume; da kann ich Obst essen, so viel ich mag, und dann kann es doch wohl anders mit mir werden." Wie erstaunte er aber, als er auf so hohen Bäumen kein Obst fand.

Er hört tiefer im Gehölz ein Geschrei, läuft nach seiner Weise drauf zu, und kommt unter Räuber, die eben ihren Raub theilen. Sie nehmen ihn gefangen, sehen wohl, wie dumm er ist, rathschlagen aber doch, ob sie ihn nicht ihrer Sicherheit wegen umbringen sollen. Da kommt Einer aus der Bande und sagt an, daß Reiter schnell gegen sie vordrängen und zwar von mehreren Seiten, worauf die Räuber sich schleunigst fortmachten und dachten weder an Xailun, noch an ihre Beute.

Xailun öffnete die Packe und will wissen, was darin ist, als die Reiter eben ankommen, ihn als einen Raubgesellen gefangen nehmen und in's Gefängniß liefern, ohne daß er recht wußte, weßwegen? Man machte es ihm aber bald verständlich.

Er kam in einen Kerker, wo der höchst gefährliche und schlaue Räuber Fetah verwahrt wurde, dem schon der Tod zuerkannt war. Dieser merkt im Gespräch bald, welch einen Dummling er vor sich habe, fragt ihm Alles ab, was ihm begegnet war und hört, daß er immer so gern ein anderer Mensch hätte werden wollen und hätte es nicht vermocht, mit aller seiner Mühe nicht.

Fetah ergreift das zu seinem Vortheil. Er hatte sich vor seiner letzten Räuberei Bart und Haar schwarz gefärbt und dicke Augenbrauen aufgeklebt, und sich überhaupt schwarz gemacht wie ein Neger. Xailun aber war in Vielem in seiner Gestalt dem Fetah sehr ähnlich.

„Xailun," sagte er, „du hast es nicht recht angefangen mit dem Anderswerden. Ich will es dich lehren und wir wollen Beide zusammen ganz andere Menschen werden. Dann würde dich deine Frau nicht mehr prügeln und Niemand dich für einen Spitzbuben ansehen. — Wir wollen einmal Beide einander den Rücken zukehren und du sollst gegen Mittag hin um Verwandlung zu dem lieben Gott beten, ich aber gegen Mitternacht hin."

So geschah es. Fetah taucht ein Schnupftuch in seinen Wasserkrug und wäscht sich Haare und Bart ab, schwärzt aber dagegen bei der angezündeten Lampe die Hände mit Ruß, kehrt sich dann um und fragt: „Nun, Xailun, habe ich mich nicht geändert? — Schau! so will ich dich auch ändern, und dir meine Züge auf dein Gesicht bringen. Damit schwärzt er ihn im Gesicht, Haare und Bart desselben waren ohnehin schon sehr schwarz und wechselt nun auch die Kleider mit ihm. Fetah's Rock war aber viel besser und neuer, als Xailun's Rock.

Von den Räubern, unter welche Xailun gefallen war, hatte man mehrere aufgegriffen, die beim Verhör von ihm aussagten, er sei ein dummer Teufel, den sie im Walde gefunden und sich mit ihm belustigt hätten. — Das Gericht beschloß, den einfältigen Menschen loszugeben. Man läßt den Pinsel kommen, für welchen der Stockmeister der veränderten Kleidung und des andern Ge-

sichtes wegen den Fetah hält; der Richter bedauert ihn und spricht: „Geh' nach Hause, du armes Thier, und wenn es möglich ist, so sei künftig nicht mehr so grundhagelsdumm."

Jetzt läßt der Richter den vermeintlichen Fetah kommen, nämlich den Xailun. Man liest ihm einen ganzen Bogen voller Unthaten her, die er begangen haben soll und von welchen er kein Wort weiß und man liest ihm auch sein Urtheil vor, das lautet: „Mit dem Strange vom Leben zum Tode!"

„Wer hat denn das Alles gethan?" fragte Xailun. „Steht denn nicht auf dem Papiere, daß ich ein ganz anderer Mensch bin? Seht mich auch nur drauf an!"

Alles, was er noch sagte, war eben so verkehrt; aber die Richter denken Fetah will sie durch verstellte Einfalt betrügen, sie aber lassen sich nicht irre machen, sondern geben den Befehl zur Hinrichtung.

Dithba hatte indessen ihren Mann überall gesucht, auf Straßen und in Hospitälern und kommt zuletzt auch in's Gefängniß, wo man ihr sagt, man habe einen sehr einfältigen Menschen losgelassen. Da geht sie nach Hause und denkt, er wird schon da sein, weil er zu Brode gewöhnt war. Er ist aber nicht da. Sie geht hierauf wieder in's Gefängniß und hört, daß ein Anderer, der mit dem Einfältigen zusammen gesessen, eben zum Hochgericht geführt werden soll. Sie geht mit und kennt ihren Mann anfangs in der Verkleidung und Gesichtsfarbe nicht. Aber bald entdeckt sie ihn an einer Menge von närrischen Manieren, Stellungen und Geberden, aber doch noch nicht ganz gewiß. Als er aber vor dem Thore bei einem Steinhaufen vor einem Karduon stehen bleibt und ihn: „Guten Morgen, Vetter!" anredet und sich nicht sogleich von demselben will wegbringen lassen, da weiß sie, wer er ist, fällt dem Richter zu Füßen, sagt ihm, das sei ihr armer, blödsinniger Mann und nachdem sie ihn überall abgerieben hat, erkennen Alle aus seiner Nachbarschaft den armen Xailun, der seiner Frau auf ihre Fragen antwortet, der Andere, der neben ihm gesessen, habe ihn so aufgeputzt und verschmückt, daß er nun ein ganz anderer Mensch geworden sei.

Jetzt kam ein Reiter gesprengt und versicherte dem Richter, dieser hier sei Fetah nicht, denn er sei mit demselben oft handgemein gewesen und habe ihn eben wieder eingefangen.

Der Richter ließ den Xailun wieder auf so lange in's Gefängniß zurückgehen, bis er dem Khalifen Bericht erstattet hätte. Er kam jedoch bald los.

Xailun wurde ordentlich nachdenklich und meinte, wenn er nur das Haus, wo der liebe Gott wohne, einmal finden und ihm seine Noth selbst klagen könne, da würde es besser mit dem Anderswerden gehen, als jetzt, wo ihn seine Frau bald wieder erkannt hätte.

So entwischt er denn einmal wieder, geht dahin und dorthin und wenn man ihn fragt, sagt er, er suche das Haus, wo der liebe Gott wohne. Viele bedauern den armen Menschen, Andere machen sich einen Spaß mit ihm und verweisen ihn an verschiedene Orte und ein Hauptspaßnarr, der sich sehr witzig bedünkte, wies ihn in den Palast des Khalifen.

Die Khalifenknechte wollen ihrem Herrn, sich aber noch mehr, eine lustige Stunde machen und Einer derselben führt ihn durch viele Zimmer und Höfe.

„Ei! der liebe Gott wohnt doch recht prächtig und schön!“ schmunzelte der glückliche Xailun. Unter lautem Jubel und Halloh führte man ihn bis in die Pforten des Thronsaals.

„Dort, auf dem Thron da, sitzt er,“ flüsterte der Thürhüter ihm zu, „nun gehe hin und sprich mit ihm.“ Xailun ging hin.

„Ei, wie bist du so schön, du lieber Gott du!“ sagte er, „und funkelt Alles um dich her und nun ich dich einmal habe, so will ich's dir auch sagen, daß ich ein Küchenjunge gewesen bin und ein Ochse, ein Esel und Hexenmeister und ein Straßenräuber, den sie hinrichten wollten, und ein böser Leichengeist. Das hat mir aber Alles nicht geholfen; denn meine Frau hatte mich doch wieder erkannt und ich habe richtig meine Prügel bekommen. Kurz und gut, lieber Gott, mach' mich nun auf einmal zu einem andern Menschen, daß sie mich gar nicht wieder erkennt. Der Karduon aber ist mein Vetter!“

Der Khalif hatte große Mühe, ernsthaft zu bleiben bei diesem und vielem andern tollen Zeuge, das der Schwachkopf durch einander vorbrachte; befahl aber dem Thürhüter, ihn in ein anders Zimmer zu bringen und ihn dort zu verwandeln.

Tausend tolle Dinge nahm man nun mit ihm vor. Man gab ihm die niedlichsten Speisen und die köstlichen Weine. Er wußte nicht, was für ein Getränk der Wein ist, aber er ließ es sich wohl schmecken. Man brachte ihm ein Schlafpülverchen bei, man badet und salbet ihn, schminkt ihn, kräuselt sein Haar, scheert ihm den Bart ab, bekleidet ihn mit himmelblauem Gewand, schmückt ihn mit einer Sonne von Edelsteinen und mit Perlenschnüren, legt ihm Schärpe und Stirnbinde um, zieht ihm Halbstiefel an und läßt ihn unter dem Thronhimmel eines prächtigen Spiegelsaales auf einem Sopha ausschlafen.

Er wacht unter den Tönen der Musik auf und erblickt sich überall in den Spiegeln des Saales, der von zweihundert Wachskerzen erleuchtet war, und hält die Bilder für Engel, die er mit seiner Nasenspitze berührt, um sie zu küssen. Er weiß in der Betäubung nicht einmal Etwas zu denken, geschweige zu sagen.

Endlich kommt er ein wenig zu sich selbst. „O!“ sagt er, „was ist denn aus mir geworden? — Komm her, Xailun, und sieh' es mit an, daß du es meiner Frau wieder sagen kannst! — Ihr, die Ihr so schön seid,“ sagt er zu den Spiegelbildern, „sagt, wo ist der arme Xailun? Ich werde weinen, wenn ich ihn nicht mehr sehen soll!“

Eine Stimme von oben herab sagt ihm, er selbst sei Xailun, und auf seine Fragen erfährt er, die schönen Bilder in den Spiegeln, deren Nasenspitzen so kalt wären, seien alle er selbst.

Da wollte er den lieben Gott bitten, ihm die Bilder zu schenken, damit er sie zu seiner Frau tragen könnte, und als man ihn fragte, ob er nicht lieber beim lieben Gott bleiben wolle, sagte er: „Ja! alle Tage fünf Stunden, die übrigen bei Oithba, die ja seine Frau sei und mit der er Kinder habe. Nun würde sie ihn gewiß nicht prügeln, da sie ihn nun gar nicht erkennen könne.“

Es ging ein ganzer Tag unter den herrlichsten Festen hin, und der Khalif, der von Allem Zeuge war, war unbeschreiblich belustigt. Xailun aber meinte, er sei im Paradiese; aber als es wieder in die Nacht ging, kam er in die Hölle, denn die Herren Sclaven machten sich mit ihm ein Späßchen ihrer Art.

Der arme Xailun hatte wieder ein Schlafpülverchen bekommen. Man zieht ihm rauhe Ziegenfelle an, an welchen vorn an der Hand Geierkrallen befestigt sind; man bedeckt ihm den Kopf mit einer gehörnten Bockslarve, setzt an die Stelle der Augen große feuerfarbige Glasaugen und verunstaltet ihn auf's Fürchterlichste.

So tragen sie ihn in ein unterirdisches Gemach, das sie mit Spiegeln behängen und mit Lampen erleuchten. Sie weiden sich nach seinem Erwachen an den Ausbrüchen seines Entsetzens, an seinem Heulen, Schreien, Wimmern und Jammern. — Das war eine Lust, bei welcher es ein Wunder war, daß der arme Blödsinnige nicht wahnsinnig wurde. Vielleicht schützte ihn das Eine gegen das Andere.

Ihn erlöst der Sclavenaufseher, der beim Anbruch des Tages die Sclaven nicht fand und bald herausbrachte, wo sie steckten. Er ließ Xailun ordentlich wieder bekleiden und ein sehr gutes Frühstück vertilgt alle Angst. Xailun sieht sich bartlos in einem Spiegel und gefällt sich. Er sei ein junger Muselmann geworden, meint er, und werde seiner Frau desto besser gefallen. Daß er nicht bei dem lieben Gott selbst, sondern nur bei dem Khalifen und im Palaste desselben sich befinde, hatte man ihm früherhin schon entdeckt.

Der Aufseher berichtet dem Khalifen den Sclavenunfug von vergangener Nacht. Der Khalif sagt, sie sollten gepeitscht werden, hätte ich nicht selbst Veranlassung gegeben. — Aber laß Oithba kommen. Ich will die Frau sehen, die einen solchen Bären mit Prügeln gebändigt und ihn sich doch so anhänglich gemacht hat. Ich muß Ihr den Verdruß vergüten.

Oithba wird beschieden, und man erzählt ihr Alles, was mit Xailun im Palaste vorgegangen ist. Sie, als ein gescheutes Weib, nimmt sogleich ihre Maaßregeln, um Vortheil aus dem Vorfall zu ziehen. Sie kleidet sich anständig an, hängt an jeder Seite des Gürtels einen Beutel mit tausend Zechinen, wirft den Schleier über und läßt sich zum Thron des Khalifen führen, vor dem sie sich niederwirft.

„Oithba,“ sagt der Khalif, „du weißt, was in meinem Palaste mit deinem Manne vorgegangen ist. Sein Blödsinn ist die Ursache davon, und wird ihn noch in tausendfältiges Unheil verwickeln, unter welchem du auch mit leiden mußt. Ich erbiete mich, deine Ehe mit ihm zu trennen, und ihn in eine Versorgungsanstalt bringen zu lassen.“

„O, hoher Herr,“ erwiderte Oithba; „Xailun ist vor Gott mein Mann und der Vater meiner Kinder und von Grunde des Herzens gutmüthig. Gott hat ihn mir mit seinem schwachen Verstande anvertraut. Wolltest du ihn einsperren lassen, so würde ich untröstlich sein, denn ich weiß, wie unglücklich er sein würde. Hätte er Jemanden in seiner Blödheit Schaden gebracht, hier, Herr, ist mein ganzes Vermögen, zweitausend Zechinen, womit ich ersetzen will.“

Dem Khalifen gefiel sehr, was sie sagte: die Treue, die Gewissenhaftigkeit der Frau und ihr zwar nicht schönes aber geistvolles Gesicht gefielen ihm. Er sagte dem Oberkämmerer ein paar heimliche Worte und dieser ging und kam mit einer Schatulle zurück, in welcher viertausend Goldstücke waren; zugleich brachte er Xailun mit, in einen Ehrenpelz gekleidet.

„Dithba," sagte der Khalif, „hier ist dein Mann, den ich um deinetwillen mit einem Ehrenpelz habe bekleiden lassen. Nimm hier auch viertausend Zechinen von mir zum Geschenk; sei glücklich mit Xailun, und bedarfst du meiner, so komm!"

„Nun ein anderer Mensch, ein ganz anderer!" rief Xailun zu seiner Frau, die ihn mit sich nahm.

Jetzt, da es in Bagdad hieß, der Khalif habe der Dithba eine große Kiste voll Gold geschenkt, konnte sie von ihren heimlichen Schätzen unbesorglich Gebrauch machen. Sie kauft ein geräumiges Haus am Markte, schafft erst des Abends mit Xailun ihr Gold hinein, kauft demnächst Geräthe aller Art und richtet sich nett und bequem, aber nicht auffallend und prächtig ein. Sie kauft sich ein tüchtiges Maulthier, besucht damit des Vetters Lusthaus einige Mal mit Xailun ganz allein und holt ihm die Möhrenscheiben allesammt ab, die er nicht hatte essen mögen.

Jetzt miethet Dithba auch Sclaven, und unter denselben einen sehr verständigen, welcher blos dazu bestellt ward, Xailun in Aufsicht zu nehmen, daß er in der Stadt keine dummen Streiche beginge und wenn der Sclav sagte: „Dithba will's nicht haben," so folgte er ihm. So lebte Xailun ganz nach seiner Lust, aber ohne dumme Streiche zu machen, an welche mit der Zeit das Andenken immer schwächer wurde.

Dithba half einem braven Kaufmann, der auf dem Fall stand, mit zehntausend Zechinen unter dem Vorwande, daß er ihrem Xailun immer gütig und freundlich begegnet sei. Sie nahm keine Zinsen. Der Kaufmann half sich, zahlte wieder und rühmte Dithba's Großmuth. Sie lieh noch einigen andern Kaufleuten unter gleichem Vorwande.

Man hörte bald davon, wie viel sie darauf gebe, daß man dem Xailun gut begegne und wo nun dieser sich sehen ließ, hatten seine Sclaven ihn vor den Umarmungen und Liebkosungen und Anerbietungen zu retten, womit man ihn überhäufen wollte.

Dithba wurde bald überall verehrt, denn es hieß, sie habe Antheil an den Unternehmungen der reichsten Handelshäuser.

Da nun noch obenein Dithba einen so guten Tisch führte, daß selbst vornehme Beamte des Khalifen sich dabei einfanden und Xailun so eine und die andere Redensart von den Gästen aufgeschnappt hatte oder von den Sclaven zugeflüstert bekam, auch ganz manierlich bei Tische sich hatte geberden gelernt, gleich den vornehmsten Herren, so sprach Niemand mehr vom dummen Xailun. Und ließ er auch je zuweilen etwas Albernes heraus, so hieß es, er sei ein angenehmer und spaßhafter Herr.

Das machten das schöne Geld und die guten Bissen.

Anhang.

Kalmuckische Märchen.

Von der Flasche und dem Kreisschwinger.

Es lebte vor uralter Zeit ein wilder, hochmüthiger Mann im Lande Barschis, der Niemand über sich leiden wollte und selbst nach seinem Chan oder Fürsten Nichts fragte, der doch viel mächtiger war, als er.

Da sprach der Chan zu dem Manne: „Du nichtswürdiger, hochmüthiger Mann, fort mit dir, fort aus meinem Reiche; such' dir ein anderes Reich!" So sprach der Chan und der wilde Mann ging aus dem Reiche des Chans.

Auf dem Wege, den der Mann nahm, erreichte er eines Mittags einen Wald und fand in dem Walde ein umgekommenes Pferd, und nahm von demselben den Kopf, knüpfte sich diesen an den Gürtel und kletterte auf einen Baum.

Gegen Mitternacht versammelte sich unter dem Baume ein großer Haufen von Geistern, die auf Pferden von Baumrinde saßen und auch Mützen von Baumrinde auf hatten und um den Baum sich herum lagerten.

Nachher versammelten sich noch andere Geister und lagerten sich auch um den Baum. Sie saßen aber auf Pferden von Papier und hatten auch papierne Mützen auf.

Während die unten Versammelten mancherlei Speise und Getränke zu sich nahmen, blickte der Mann ängstlich vom Baume herab und dadurch löste sich der Pferdekopf von dem Gürtel und fiel unter die Geister herab, die sich gewaltig entsetzten und mit großem Geschrei dahin und dorthin entflohen.

Am andern Morgen stieg der Mann von seinem Baume herunter und sprach: „Diese Nacht waren hier doch so viele Speisen und Getränke und nun ist Alles verschwunden." Indem er so sprach und sich umsahe, fand er eine Branntweinflasche von Leder, wie die Kalmucken sie zu verfertigen pflegen und weil er gern trinken wollte, legt er die Flasche an den Mund. Da stürzten aus derselben Fleisch und Kuchen und andere eßbare Dinge herab.

Der Mann sprach: „Diese Flasche ist ein Wünschelgefäß, das Alles, was verlangt wird, herbeischafft, darum so nehm ich's mit." Und so nahm er's denn auch mit.

Hierauf ging er seines Weges weiter und fand einen Mann, der hielt ein Schwert in der Hand. „Wozu hältst du dies Schwert in der Hand?" fragte Jener.

Der Mann antwortete: „Dieses Schwert ist Kreisschwinger geheißen. Spreche ich zu demselben: „Dort hat mir Jemand meine Sachen entwandt,

geh' und bring sie zurück und tödte den Menschen, so geht es und bringt mir die Sachen und tödtet den Menschen."

Hierauf versetzte der Erste: „Alles, was du wünschest, gibt dir dieses Gefäß. Wenn du willst, so laß uns tauschen."

Sie tauschten nun, aber nach geschehenem Tausche hieß es: „Kreisschwinger, hole mir meine Flasche zurück und tödte den Menschen." Und Kreisschwinger ging hin und tödtete seinen vorigen Herrn und brachte die Flasche zurück.

Da er noch weiter fort ging, fand er einen Menschen, der einen eisernen Hammer in der Hand hielt. Den fragte er: „Wozu hältst du diesen Hammer in der Hand?" — Der Andere antwortete: „Schlag ich neunmal mit diesem Hammer in die Erde, so entsteht eine eiserne Mauer von neun Kreisbogen."

Da sprach der Erste: „Laß uns tauschen; ich gebe dir die Flasche, welche dir Alles gewährt."

Sie tauschten hierauf, aber als der Tausch geschehen war, mußte Kreisschwinger die Flasche zurückbringen und den Menschen tödten.

Als der Mann weiter kam, fand er einen Menschen, der einen Sack von Ziegenfell auf dem Schooße hielt und fragte: „Wozu hältst du diesen Sack?" Der antwortete: „Dieser Sack ist ein wunderbares Ding. Schüttelt man ihn, so regnet es; schüttelt man ihn sehr, so regnet es sehr."

Da hieß es wieder: „So laß uns gegen diese Flasche tauschen, die dir Alles gewährt."

Als der Tausch nun geschehen war, mußte Kreisschwinger wieder hin, den Mann tödten und die Flasche zurück bringen.

Als nun der Mann alle diese wunderbaren Dinge besaß, sprach er bei sich: „Nun wird mir der Chan Nichts können anhaben und wenn er noch zweimal so grimmig und gewaltig wäre und ich gehe in sein Reich dennoch wieder zurück."

Er kehrte zurück, verbarg sich aber am Tage in der Nähe des Palastes. Als aber die Mitternacht hereinbrach, nahm er den eisernen Hammer und schlug damit neun Mal die Erde. Da entstand eine eiserne Mauer von neun Kreisbogen.

Am andern Morgen sprach der Chan: „Diese Nacht war hinter dem Palaste ein gewaltiges Tock, Tock." Da sahe die Chanin hinaus und sprach, hinter dem Palaste sei eine eiserne Mauer von neun Kreisbogen entstanden.

Der Chan versetzte voll Grimm: „Sicher ist der wilde Bösewicht wieder gekommen und hat dieß angerichtet; aber wir wollen doch sehen, wer von uns unterliegen soll, er oder ich?"

Nun ließ der Chan das ganze Volk aufbieten und es mußte mit Blasebälgen, mit Holz und Kohlenhaufen kommen, um die eisernen Mauern hinwegzuschmelzen und den Mann mit den Seinen selbst mit zu zerschmelzen; und die Glut fing an.

„Ach Sohn," sagte die Mutter, die mit ihm in den Kreisbogen war, „das Feuer des Chans zerstört die wundervollen Mauern und wir werden

müssen verbrennen.“ Der Sohn aber sprach: „Mutter, sei ohne Sorgen; ich finde schon Mittel.“

Da schüttelte er den ziegenfellenen Sack, und schüttelte ihn heftig und immer heftiger, und also regnete es immer heftiger und am Ende so heftig, daß nicht nur das Feuer gelöscht und die Blasebälge, Holz und Kohlen hinweggeschwemmt wurden, sondern daß sogar ein großer See entstand.

Wie es nun aber weiter gegangen ist, weiß Niemand. Aber Jene sind auch nur Kalmucken, da kann man eben nicht Mehreres fordern.

Die Mütze.

Es herrschte in uralter Zeit ein mächtiger Chan über ein großes Land voller Marktplätze, in welchem viel Volks lebte. Das Land war sehr fruchtbar, wenn der Fluß übertrat, der durch das Land floß, und die Felder durch Ueberschwemmungen fruchtbar machte. Der Fluß trat aber nicht alle Jahre über, und dann kam über das Land großes Elend und Hunger. Das machten aber zwei große Krokodilfrösche; die wohnten an den Quellen des Flusses in einem großen Sumpfe.

Die Frösche fraßen gern Menschenfleisch. Da mußte man ihnen von Zeit zu Zeit einen Menschen in den Fluß werfen, an welchem sie eine Zeitlang zu zehren hatten; wenn aber das nicht geschah, so verstopften sie die Quellen des Flusses, und dann verdorrte das Land. Dann warf man einen Menschen, den das Loos traf, in den Sumpf, worauf sie das Wasser wieder frei ließen.

Einst traf nun das Loos den Chan selbst, den Fröschen zur Mahlzeit geliefert zu werden.

Der Chan wollte sich den Fröschen ausliefern lassen; aber sein Sohn, ein hochherziger Jüngling, gab es nicht zu. Jetzt gab es einen Wettstreit der Ehre, der Liebe, der Zärtlichkeit.

„Ich bin alt, mein Sohn,“ sagte der Vater; „bleibe du, und herrsche nach den Gesetzen! Ich aber will gehen, weil es anders nicht sein kann.“

„O Himmelsabkömmling,“ rief der Sohn, „das geht nicht an. Du hast mich mit Sorgfalt gepflegt; jetzt muß ich dir danken! Wenn Chan und Chanin zurückbleiben, was bedarf es dann meiner, zumal da der Brüder noch drei sind!“ So sprach er, und das Volk wandelte jammernd um ihn im Kreise herum, und begab sich dann wieder zurück.

Der Sohn des Chans hatte von früher Kindheit an einen Gespielen gehabt, den Sohn eines armen Mannes, mit welchem er aufgewachsen war und gelebt hatte. Er ging zu diesem und sprach: „Lebe nach dem Willen der Eltern, und lebe vergnügt! Ich gehe zum Besten des Reichs, mich von den Fröschen verzehren zu lassen.“

Der Sohn des armen Mannes sagte: „Du Chans-Sohn! Ich bin mit

dir aufgewachsen; wir haben zusammen gespielt, wir haben zusammen gelebt; so laß uns, wenn's sein muß, auch zusammen sterben."

Beide machten sich auf, und gingen zu den Fröschen, und kamen an den Rand des Sumpfes. Da hörten sie die beiden Frösche, deren einer gelb, der andere blau war, über mancherlei Dinge sprechen. Da sagte der gelbe Frosch: „Der Chans-Sohn und sein Begleiter werden kommen, die sollen uns eine köstliche Speise sein. Aber wüßten die Beiden es, wenn sie Jedem von uns den Kopf mit dem Schwerte zerspalteten, und der Chans-Sohn mich gelben Frosch verzehrte, und des armen Mannes Sohn dich blauen Frosch, daß sie dann Gold und Erz speien würden, so viel sie wollten, und würden hohe Männer werden, und würden die Quellen nicht mehr verstopft, — das wäre für uns sehr übel."

Der Chans-Sohn verstand die Sprache von allen Geschöpfen, und also begriff er die Rede der Frösche. Und als die Frösche Menschenfleisch witterten, und die Köpfe an dem Rande des Sumpfes hervorsteckten, da zerspalteten sie die Köpfe der Frösche, und aßen sie, und ging ihnen Gold und Erz aus dem Munde nach Herzenslust.

Der Gefährte sprach nun: „Die Frösche sind beide getödtet; der Lauf des Flusses wird nicht mehr gehemmt; laß uns also nach unserm Lande zurückkehren."

Doch der Chans-Sohn verstattete dies nicht, und sprach: „Kehren wir nach unserm Lande zurück, dann wird es heißen: Es sind Gespenster gekommen, und alles Volk wird fliehen vor uns; laß uns lieber noch weiter ziehen, es wird uns Nichts fehlen; denn wir haben Gold und auch Erz."

Als sie darnach wandelnd über einen Berg zu einer Branntweinhütte gelangten, in welcher zwei Weiber von reizender Bildung wohnten, Mutter und Tochter, da sprachen sie also: „Wir wollen Branntwein kaufen!" Die Weiber fragten: „Was habt Ihr für Branntwein zu geben?" Da spien sie Gold und Erz, und die Weiber ließen die Wanderer in die Hütte, reichten ihnen Branntwein in Menge, machten sie trunken, warfen die Trunkenen aus der Hütte hinaus, und behielten das Gold und das Erz.

Beide erwachten, und zogen weiter bis an die Mündung eines Flusses und wurden in einem Hain einen Haufen zankender Kinder gewahr. „Worüber," sprachen sie, „zankt Ihr Euch wohl?"

„Wir haben," hieß es, „im Walde hier eine Mütze gefunden und Jedes begehrt sie."

„Wozu," fragten die Wanderer, „dient denn die Mütze?"

„Diese Mütze hat die Eigenschaft," versetzten die Kinder, „daß, wer sie aufsetzt, weder von T ä n g ä r i, noch Menschen, noch T s c h ä d k ü r n gesehen werden kann."

„Nun, so begebt Euch denn bis an das Ende des Waldes, und kommt laufend zurück. Ich verwahre indessen die Mütze, und reiche sie dem Ersten von Euch, der von dem Laufe zurückkommt."

So sprach der Chans-Sohn, und die Kinder liefen, aber fanden die

Mütze nicht; denn der Chans-Sohn hatte sie auf den Kopf des Begleiters gesetzt. „Eben war sie doch da," sprachen die Kinder, „und jetzt ist sie weg." Nachdem sie die Kinder, ohne sie zu finden, gesucht, gingen sie jammernd zurück.

Jene zogen noch weiter, und fanden im Walde einen Haufen zankender Tschädkürn, und sprachen: „Worüber zankt Ihr Euch wohl?"

„Ich," riefen sie Alle, „hab mich dieser Stiefel bemächtigt!" „Wozu dienen diese Stiefel?" fragten sie.

„Wer diese Stiefel anzieht," versetzten die Tschädkürn, „erreicht das Land, das er wünscht."

„Nun," hieß es, „so begebt Euch an jenen Weg, und wer zuerst laufend hieher kommt, soll diese Stiefel bekommen."

Auf diese Worte liefen die Tschädkürn; aber die Stiefel waren in den Busen des Begleiters gesteckt, der auf dem Kopfe die Mütze hatte. Die Tschädkürn sahen die Stiefel nicht mehr, suchten vergebens und gingen zurück.

Hierauf zogen der Fürst und sein Begleiter die Stiefel an, Jeder Einen, und wünschten sich nach dem Wahlplatze eines chanischen Reichs. Sie wünschten und kamen an, und legten sich schlafen, und früh am Morgen erwachend, befanden sich Beide in der Höhlung eines großen Baumes, mitten auf dem Wahlplatze des Reichs, wo eben das Volk versammelt war, einen heiligen Baling zu werfen. „Auf wessen Kopf der Baling fällt," sagte das Volk, „der sei unser Chan."

So sprachen sie werfend; aber der Baling des Schicksals fiel auf den Baum.

„Was ist das?" sprach das Volk verwundert; „erwählet zum Chan ist ein Baum?" — „Lasset uns sehen," hieß es von Andern, „ob nicht der Baum etwas Fremdes verberge?"

Als sie nun nachsahen, traten der Chans-Sohn und sein Begleiter hervor. Aber das Volk stand im Zweifel und fragte: „Wer soll denn nun Chan sein?"

„Lasset es den sein," sprach der Begleiter; „denn er ist schon eines Chans Sohn, und speiet Gold; ich aber bin eines armen Mannes Sohn, und speie nur Erz."

Da sagte das Volk: „So soll er denn Chan sein; du aber sei sein Minister."

In der Nähe des chanischen Palastes befand sich ein hohes Gebäude, und jeden Tag begab sich die Chanin dahin. „Warum," dachte der Minister, „geht wohl jeden Tag in diese Wohnung die Chanin?"

So denkend setzte er die Mütze auf, und folgte der Chanin durch die geöffnete Thür von einer Treppe zur andern, bis zu dem Dache hinauf. Sie legte Kissen und Polster aufeinander, bereitete mancherlei Getränke und Speisen, und zündete zum Wohlgeruch Weihrauch und Kerzen an. Der Minister aber setzte sich mit der unsichtbar machenden Mütze in einen Winkel, und blickte nach allen Seiten umher.

Bald darauf entschwebte dem Himmel ein großer reizender Vogel. Die

Chanin empfing ihn mit duftenden Kerzen. Der Vogel setzte sich erst auf das Dach und sang lieblich; dann kam er zur Chanin, und lagerte sich auf die seidenen Polster, und genoß von den Speisen und Getränken.

Der Vogel sprach mit der Chanin, und sagte: „Nun bist du Gemahlin des Chans, den dir das Schicksal beschied; doch was hältst du von ihm?" Die Chanin antwortete: „Ich kenne den Fürsten zu wenig, um von seinen Vorzügen und Mängeln zu sprechen."

Die Zeit war vorüber gegangen; die Chanin hüllte sich in ihre Kleider, und ging in den Palast zurück.

Am folgenden Tage folgte der Minister der Chanin wie das vorige Mal, und vernahm diese Worte: „Morgen will ich als Wundervogel deinen Gemahl besuchen." Die Chanin aber sprach: „Es sei also."

Als die Zeit vorüber war, kehrte die Chanin zurück; aber der Minister erzählte seinem Herrn Alles, und sie hielten Rath, den Vogel zu tödten. Als nun am andern Morgen der Vogel kam, fing ihn der Minister, der die Mütze auf hatte, und der Chan hieb ihm mit dem Schwerte den Kopf ab. Dann wurde der Vogel in's Feuer geworfen, und als er anfing zu brennen, verwandelte er sich, und wurde zum Jüngling von unvergleichlicher Bildung. Als der Jüngling erkannt ward, war er der Bruder der Chanin.

Unsichtbar in der Mütze ging oft der Minister umher, und sahe, was sich begab. Sich nahend einem Hause, erblickte er durch eine Spalte der Thür einen Menschen, der ein Eselsbild ausbreitete, und sich auf dem Bilde umherwälzend, erhielt er die Gestalt eines großen Esels, und lief als Esel umher, und schrie wie ein Esel. Dann wälzte er sich von Neuem, und erschien wieder in Menschengestalt. Zuletzt nahm er das Papier, rollte es zusammen und steckte es in die Hand eines Götzenbilds.

Der Mann kam heraus; der Minister aber ging unsichtbar hinein, und eingedenk der schlechten That in der Branntweinshütte, geht er zu der Branntwein verkaufenden Mutter und ihrer Tochter, und sprach mit verschlagenen Worten: „Euch für Eure Wohlthat zu lohnen, bin ich zu Euch gekommen." Mit diesen Worten reichte er den Weibern drei Goldstücke, und die Weiber sprachen: „Du bist wirklich ein guter Mensch; aber wie bist du wohl zu dem Golde gekommen?"

Der Minister antwortete: „Hin und her mich wälzend auf diesem Papier habe ich das Gold erlangt."

Nach diesen Worten sagten die Weiber: „So vergönne uns doch, daß wir uns ebenfalls wälzen." Beide wälzten sich, und wurden in Esel verwandelt.

Der Minister führte die Esel zum Chan, und der Chan sprach: „Gib sie hin, daß sie Erde und Steine tragen, so sind sie bestraft." So sprach er, und die Esel mußten drei Jahre Erde und Steine tragen, und ihr Rücken ward wund und mit Blut und Eiter bedeckt. Da sahe der Chan ihre Augen voll Thränen, und sprach zu dem Minister: „Quäle die Thiere nicht mehr, sie sind nun genug gestraft."

Hierauf holte der Minister das Papier, und als sie sich darauf herumgewälzt hatten, waren sie zu zwei zusammengeschrumpften Weibern geworden. Aber der Chan ließ sie ernähren.

Das Glück des Faulen und Dummen.

Vor alter Zeit lebten in einem großen Lande ein Mann mit seiner Frau; und weil das Land groß war, so hatten sie alle Beide Platz genug darin.

Der Mann hatte schlechte Eigenschaften, und wollte nur essen, trinken und schlafen; aber zu arbeiten hatte er niemals Lust, und die Frau mußte Alles allein verrichten. Weil aber zwei essen und trinken wollten, aber nur Eins arbeitete, so konnte das Wesen nur so lange dauern, als das ererbte Vermögen des Mannes vorhielt. Nachmals kam der Mangel in's Haus, den man daran ersahe, daß man Nichts sahe.

Einst sprach die Frau zum Mann: „Du Faulsack; durch dein schlechtes Leben hast du all dein großes Vermögen durchgebracht. Es ist hohe Zeit, daß du auch Etwas thust. Steh doch auf vom Lager, und während ich auf dem Felde bin, gehe hinaus und schaue umher."

„Wenn's eben nicht mehr ist," dachte der Mann; „das will ich denn wohl noch machen können;" und so stieg er denn des Tages ein paarmal vom Lager auf, und sahe nach allen Gegenden umher. Das that er gewöhnlich alsdann, wenn er ohnedieß nicht mehr schlafen konnte.

Einstmals schaute er auch so ein wenig umher, und sahe hinter der Pagode (Götzentempel) Leute mit Heerden und Lastvieh vorbeiziehen. Die Leute waren fort, aber dagegen häuften sich auf einem Platze Füchse und Hunde und Vögel mit großem Gelärme zusammen.

Der Mann hätte nicht nöthig gehabt, zum Platze hinzugehen; denn die Frau hatte ihm ja nur geheißen, ein wenig umher zu schauen, nicht aber zu gehen. Indessen ging er doch hin, weil er gern wissen wollte, was es dort gäbe, obwohl die Neugier sein Fehler sonst gar nicht war. Hatte er zu essen und zu trinken vollauf, so ging ihn die ganze Welt weiter Nichts an. Damals ging er aus Langeweile doch hin.

Als er hinkam, fand er einen Darm wie ein lederner Schlauch mit Butter gefüllt, den nahm er, obwohl es doch Mühe machte, denselben aufzuheben, und er sich darnach bücken mußte und legte ihn daheim auf ein Gestelle.

Als die Frau nun vom Felde zurück kam, wurde sie den Darm mit Butter gewahr und fragte: „Wo ist dieser Darm mit Butter gefunden?" Der Mann antwortete: „Ich schaute ein wenig umher, da hab ich den Darm denn gefunden und hab ihn auch mitgenommen." Die Frau sprach hierauf: „Wer immer zu Hause auf dem Lager bleibt, findet Nichts. Du

bist nur einige Tage ein paar Augenblicke ausgegangen, und hast schon so viel gefunden!"

Da fuhr ein besonderer Geist in den Mann, zumal, weil der Butterdarm ihm gar sehr gefiel, und er sprach zu der Frau: „Schaff mir denn ein Pferd und Kleider und einen Leithund, damit ich umherziehen und suchen kann."

Die Frau schaffte ihm, was er verlangt hatte und der Mann nahm seinen Bogen, setzte sich zu Pferde, zog den Hund am Leitseil hinter sich her, und ritt auf gut Glück in die Welt hinein.

Schon war er über mehrere Flüsse gekommen, als er einen Fuchs ansichtig wurde, den er verfolgte, weil der Fuchspelz eine schöne Mütze für seine Frau gäbe. Der Fuchs flüchtete aber in eine Höhle. Da legte der Mann seine Kleider nebst Bogen und Pfeil auf den Sattel des Pferdes, und an den Zaum des Pferdes band er den Leithund, dann nahm er die Mütze und bedeckte damit den Eingang der Höhle, und wollte den Fuchs in die Mütze treiben und darin fangen. Der Fuchs blieb aber im Loche. Da ergriff er einen Stein und schlug damit oben auf die Höhle. Da fuhr der Fuchs aus der Höhle heraus, die Mütze kam auf den Kopf des Fuchses, der damit in vollem Rennen davon lief. Das Pferd erschrak vor dem bemützten Thiere, der Leithund aber erschrak nicht mit; denn er roch schon, daß es ein Fuchs war, und wollte den Fuchs verfolgen. Somit liefen denn Pferd und Leithund davon, und waren in ein paar Augenblicken dem Manne aus den Augen. Er suchte sie zwar, aber er fand sie nicht, und blieb zurück ohne Pferd und Hund, ohne Bogen und Pfeil, ohne Mantel und Mütze und ohne alle Bedeckung des Körpers.

Wo sollte der jämmerliche Mann nun hin? Nach Hause getraute er sich nicht, aus Furcht vor der Frau. — So zog er denn weiter und immer weiter, bis er in das Land eines mächtigen Chans oder Fürsten kam. Wer aber wissen will, wie er sich bis dahin hat durchgeholfen, der muß ihn selbst darum fragen; denn darüber kann ich Niemand berichten, indem der Mann es mir nicht gesagt hat.

Weil er sich schämte, verkroch er sich in einen der Ställe des Chans und zwar, weil er doch in kein Mauseloch ging, in einen großen Heuhaufen hinein, so tief hinein, daß nur die beiden Augen hervorsahen.

Nicht lange nachdem er sich verkrochen, lustwandelte die Gemahlin des Chans zwischen den Ställen und Viehhöfen hin und her; denn das sind dort die Alleen. Sie trug am Leibe den Wunderstein oder Talisman, auf welchen das Heil des ganzen Reichs ankam; aber sie verlor ihn, und der Mann im Heu sahe das wohl, kam aber aus dem Heu nicht hervor, um es anzusagen. Die Chanin ging nach dem Palaste zurück, und vermißte den Stein nicht. Der Stein wurde aber mit Viehdünger und anderem Unrath auf einen großen Misthaufen geworfen und kein Mensch merkte es. Der aber im Heuhaufen saß, hatte es wohl gemerkt; aber er blieb stumm und sagte kein Wort.

Am andern Morgen wurde der Wunderstein denn doch vermißt. Da war große Noth am Hofe und die Zauberer und Wahrsager, Seher und Zeichendeuter mußten allesammt herbei, und unter Paukenschlag wurde dem Volke verkündet: „Der Wunderstein, der Schutz und Schirm des Reichs, sei abhanden gekommen, und wer ihn wieder bringen könne, solle viel Pferde und Kühe und Kameele und Schaafe bekommen, welche dort, wo man das Geld nicht kannte, fast den einzigen Reichthum ausmachten. Aber Niemand von den Zauberern wußte, wo der Wunderstein hingekommen war, und was sie nicht wußten, das sagten sie denn auch nicht, — so weise waren sie schon. Wo der Stein aber sein könnte, das wußten sie wohl, und das sagten sie auch; nämlich er könnte da und er könnte dort vielleicht sein. Freilich konnte er überall sein, nur war er nicht da und nicht dort, sondern ganz wo anders. Aber der es wußte, der sagte es Anfangs gar nicht.

Es gab ein so großes Rennen und Laufen und Hin- und Herfragen um den Wunderstein, daß selbst der Mann im Heu am Ende aufhorchte, und so viel hörte, daß er zuletzt auch sahe, worauf es ankäme. Da erhob er sich mit halbem Leibe aus dem Haufen, bis ihn Jemand erblickte und fragte: „Wer bist du?"

„Ich bin ein Zauberer," antwortete der Mann.

„Nun so gehe zum Chan," hieß es da. „Der Wunderstein des Reichs ist verloren gegangen, und alle weisen Leute haben ihn nicht können wieder herbeischaffen. Siehe, ob es dir gelingt; der Chan will es reichlich vergelten."

„Ja! den will ich gewiß schaffen," sagte der Mann, der alle Stunden klüger und listiger wurde, obwohl er so dumm blieb als zuvor; „den will ich gewiß schaffen, nur kann ich mir keine Kleider schaffen, das geht über meine Kunst, und darum bin ich nackt; und Essen kann ich mir auch nicht schaffen und bin sehr hungrig."

Dem Chan wurde gesagt, es liege ein nackter Zauberer im Heuhaufen, der gewiß ein sehr weiser Mann sei, und den Stein zu schaffen versprochen habe. Da bekam der Mann Kleidung und Essen und wurde vor den Chan geführt.

„Was bedarfst du zum Zauberwerk?" fragte der Chan.

„Ich bedarf eines Schweinkopfs, fünf fünffarbiger Tücher und eines großen Balings," war die Antwort. „Dessen bedarf ich." Ein Baling ist ein heilig gehaltenes Bild von Teig, meistens in Gestalt einer Pyramide.

Was er bedurfte, bekam er, und stellt darauf den Schweinskopf mit den fünffarbigen Tüchern geschmückt an einen Baum und der Baling wird daneben befestigt. Der Mann aber saß drei Nachtzeiten in sinnender Betrachtung, am Baume.

Am festgesetzten Tage versammelte sich das Volk, und der Zauberer legte das lange weite Gewand, die Durga, um, welche auch zum Zauberwerk gehörte.

Als das Volk beisammen war, nahm der Zauberer den Schweinskopf

und schwenkte ihn nach dem Volke zu, dahin und dorthin und sprach: „Da ist er nicht und dort ist er auch nicht."

Da wurden die Leute sehr froh, weil keiner unter ihnen den Wunderstein verheimlicht hatte.

„Nun!" sprach der Zauberer, „da der Stein unter den ehrlichen Leuten nicht ist, so wollen wir ihn denn wohl anderwärts finden."

Hierauf zog er singend nach dem Palaste des Chans, der ihm mit seinen Begleitern im feierlichen Gesange mitsingend nachfolgte.

Als nun der Zauberer zum Misthaufen kam, blieb er stehen, und das Volk blieb mit ihm stehen.

Der Zauberer nahm eine seltsame Miene an, sahe den Misthaufen an, schauete starr auf eine einzige Stelle, und sprach, indem er auf die Stelle zeigte: „Hier muß der Stein liegen!"

Da lag denn der Stein wahrhaftig.

„O! großer Zauberer! großer, größester Zauberer!" schrie das Volk, und der Chan und sein Hof schrieen am Lautesten.

Der Zauberer dachte bloß an seine verlornen Sachen und sprach: „Wenn ich ein Pferd habe mit Sattel und Zeug, Rock und Mantel und Mütze, Bogen und Pfeil, einen Leithund und noch dazu einen Fuchs, so bin ich zufrieden."

Der Chan sprach: „Das ist ein seltsamer Mann, der nur so wenig fordert," und befahl, man solle ihm Alles geben, was er verlange und noch zwei Elephanten dazu mit Fleisch und Butter beladen.

Mit solchen Gütern zog der Mann fort und kam nach Hause zu seiner Frau.

Die Frau hatte ihn schon von Ferne bemerkt, und wenn sie auch ihn nicht bemerkt gehabt hätte, hätte sie doch die beiden belasteten Elephanten bemerkt, denn für solche Dinge hatte sie Falkenaugen.

Sie kam ihm nahe bei der Wohnung mit erquickendem Trank der Götter, mit Branntwein entgegen und umhalsete ihn, und küßte ihn und sprach: „Mann! du glücklicher Mann! Wie hast du so schöne Kleider an? Und wie hast du die Elephanten mit so vielem Fleisch und Butter erlangt?"

Der Mann erzählte, wie Alles gegangen sei, recht umständlich, und wußte sich mit seiner Weisheit nicht wenig; aber die Frau sagte:

„Du erbärmlicher Pinsel! Nicht mehr hast du gefordert? — Morgen geh ich mit einem Schreiben an den Chan."

Die Frau, welche wohl eine Gelehrte sein mochte, und wenn auch nicht, wie unsere Damen, eine Schriftstellerin, doch eine Briefstellerin, schrieb den Brief mit folgenden Worten, im Namen des Mannes also:

„Weil mir bewußt war, daß der verlorne Wunderstein beim Chan ein großes Uebel würde zurücklassen, hab ich das Pferd nebst dem Hunde und Fuchs verlangt. Was mir aber der Chan zu meiner Belohnung will senden, das steht noch in seinem Belieben."

So weise Worte ließen das Herz des weisen Chans nicht ungerührt; und er sandte dem Zauberer die kostbarsten Dinge. Dieser aber lebte von nun an mit seiner Frau recht ruhig und vergnügt, und verlangte in der Welt Gottes Nichts weiter; denn er dachte, er hätte genug. Er aber sollte noch viel mehr haben, indem das Glück der Vormund der Dummen ist. So braucht er denn den Verstand gar nicht, und die Arbeitsamkeit auch nicht, sondern, wie Viele, nur die einzige Kunst, das Glück auf seiner Seite zu haben.

In einem benachbarten Lande hatte ein Chan sieben Söhne, die waren in einem Walde lustwandeln gegangen. Da kam ein herrliches Mädchen daher mit einem Büffel. Der älteste Sohn fragt: „Mädchen, wer bist du? — Und was machst du mit dem Büffel?"

Sie aber sprach: „Ich bin die Tochter eines Chans, und reise umher, die Welt zu besehen, und der Büffel muß mich begleiten; denn ich reite auf ihm, wenn ich müde bin." — Das Mädchen aber und der Büffel waren zwei böse Geister, Mangusch genannt, und waren ausgezogen, Menschen auszusaugen und zu verderben.

Die Söhne des Chans allzumal hatten keine Frau. Da sprach der älteste: „Mädchen! willst du mich freien?" Sie antwortete: „Wenn ich dir hübsch genug bin, will ich dich freien." — Hübsch genug war sie ihm aber, und also freiten sie sich denn.

In kurzer Zeit aber starb der älteste Sohn des Chans, und die fünf andern Chans-Söhne heiratheten das Weib alle nach einander, und starben auch alle nach einander; denn das Leben wurde ihnen von der Mangusch ausgesogen. Und als sie der jüngste Sohn des Chans geheirathet hatte, wurde auch dieser sehr krank, und der alte Chan gerieth in große Sorge und Noth, weil der junge Chan nur noch sein einziger Erbe und Thronfolger war.

Die Hohen und Weisen am Hofe wußten keinen Rath mehr. „Wir haben," sagten sie, „bei der Krankheit der Chans-Kinder das Beste gerathen, was wir nur wußten, und es hat Nichts geholfen, denn alle Sechs sind gestorben. Wir wissen Nichts weiter zu rathen. Aber zwei Gebirge von uns wohnt ja der gewaltige Zauberer, der den Wunderstein wieder herbei gebracht hat; den laßt uns holen."

Es wurden vier reitende Boten zu ihm gesendet; die sagten ihm an, was sie begehrten. „Eine Nacht muß ich mich bedenken," sagte der Zauberer zu den Boten, „und morgen sollt ihr Bescheid haben, was hier zu thun ist."

Er erzählte während der Nacht seiner Frau den Vorgang. „O weh!" sagte die Frau. „Bisher warst du der wundervolle Zauberer, nun aber ist es mit deinem Wissen zu Ende. Doch zu reisen bist du gezwungen."

Am andern Morgen sprach der Zauberer zu den Boten: „Mir ist im Traum ein glückliches Zeichen geworden. Wir reisen noch heute."

Er that sein langes Gewand um, band seine Haare auf dem

Scheitel zusammen, und nahm den Schweinskopf mit den fünf fünffarbigen Tüchern.

So kam er zu der Wohnung des Chans. Die beiden Mangusch aber hatten ihn schon im Voraus gar sehr gefürchtet; denn sie hatten von der Gewalt des Wundermanns so Vieles gehört, und sahen ihn nun in diesem Zauberaufzug, und dachten, er hat ganz das Ansehen und die Geberde eines wissenden Mannes.

Der Zauberer trat zu dem kranken Chan ein, stellte einen Baling auf das Kissen seines Lagers und den Schweinskopf zu den Füßen desselben. Darüber gerieth des Chans Frau in gewaltige Angst, und vergaß die Seele des Kranken zu ängstigen und schlüpfte zur Thüre hinaus. Hierauf ließ die Krankheit sogleich etwas nach, und der Chan fiel in einen festen, stärkenden und tiefen Schlaf, so daß man auch den Athem nicht hörte.

Da wurde es aber dem Zauberer sehr bange und er sprach: „Die Krankheit ist schlimmer geworden.“ Und als er nun rief: „Chan! Chan!“ und dieser keinen Laut von sich gab, so glaubte er, der Kranke sei verschieden, ihm aber würde es übel ergehen. Da nahm er den Schweinskopf, und wollte durch die Thür sich retten. Weil es aber schon dunkle Nacht war, so kam er in die Geldkammer. Da rief es: „Diebe! Diebe!“ — Er entfloh und kam in die Geschirrkammer. Da rief es: „Greifet den Dieb!“ So ging's in noch manche Kammer, und überall rief es: „Diebe! Diebe!“ und — „greifet, haltet den Dieb!“ Da lief er vor Angst in den Stall, um am andern Morgen zu entweichen.

In dem Stalle lag ihm aber ein Büffel im Wege, und lag so müde da, als hätte er eine weite, weite Reise gemacht. Der Büffel aber war der andere Mangusch. Der Zauberer nahm den Schweinskopf, und schlug den Büffel zwischen die Hörner. Da sprang der Büffel zitternd auf und entfloh eilends.

Der Zauberer schlich dem Büffel nach und hörte, daß dieser zur Frau des kranken Chans sprach: „Der Zauberer weiß Alles! Er wußte, daß ich im Stalle lag, und hat mir mit seinem schrecklichen Zeichen drei gewaltige Schläge gegeben! Wie wird es uns ergehen!“ — „Ach!“ antwortete sie, „mir ist sehr bange! Schlimm, sehr schlimm wird es uns gehen! Morgen läßt er die Männer versammeln mit Wehr und Waffen, und zu den Weibern spricht er: „Schafft Brennmittel herbei!“ Dann sagt er: „Führt den Büffel herbei!“ und wenn du erschienen bist, so schlägt er dich mit seinem Zeichen, und weil alles Sträuben Nichts hilft, so mußt du deinen angenommenen Körper ablegen, und deine wahre Gestalt annehmen. Dann wird das Volk mit Schwertern und Spießen über dich herfallen, dich erst tödten, und dann auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Hierauf läßt er mich auch herbeiführen, und es wird mir nicht besser ergehen. O ich fürchte mich sehr!“

„So?“ sagte der Zauberer, nachdem er Alles gehört hatte; „So ist es? Da ist ja die Sache ganz leicht gethan!“

Jetzt ging er mit dem Schweinskopf zum Kranken, und stellte den Baling

auf und nachdem er seine Zauberworte gemurmelt hatte, fragte er, wie sich der Kranke befände? Da hieß es, der sei seit der Ankunft des Zauberers in einen stärkenden Schlummer verfallen und befinde sich nun viel besser.

„Nun!" sprach der Zauberer, „so lasset morgen das sämmtliche Volk sich versammeln, und die Weiber zu zwei Scheiterhaufen Brennholz mitbringen."

So geschah es. Als nun am andern Morgen die Scheiterhaufen aufgebaut waren, und der Büffel war vorgeführt worden, legt der Zauberer seinen Sattel auf den Büffel, und reitet ihn dreimal im Kreise herum, murmelt Zauberworte, und schlägt den Büffel dreimal mit dem Schweinskopf, und spricht: „Leg deinen Körper ab, und nimm deine wahre Gestalt an!"

Mit diesen Worten war der Büffel in einen greulichen Mangusch verwandelt. Seine Augen trieften von Blut, seine Nasenlöcher dampften von giftigem Qualm, und die häßliche Zunge hing weit zum Maule heraus; seine gekrümmten Unterhauer — Zähne — reichten bis zu der Brust und die Oberhauer bis über die Stirn. So gräßlich sahe das Ungeheuer aus, welches nun von dem ganzen Volke angefallen und getödtet wurde. Dann wurde es in Stücke zerhackt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Jetzt wurde die Chanin auch herbeigeführt, und kam mit lautem Geschrei, und es erging ihr, wie dem Büffel. Sie konnte gegen die Macht des Schweinskopfs nicht bestehen, und mußte ihre schöne Gestalt ablegen, und wurde zum häßlichsten weiblichen Mangusch, der auch getödtet, zerhackt und verbrannt wurde.

Der Zauberer bestieg nun sein Pferd, um nach dem Hofe des Chans zu reiten, dessen Prinz nun völlig wieder gesund war; aber er kam erst am dritten Tage an den Hof; denn das Volk ließ ihn nicht von sich. Es pries das Lob des großen Zauberers; es verbeugte sich tief vor ihm; es gab ihm viele Geschenke; es streuete nach der Landessitte Getreidekörner über ihn, denn Blumenbekränzung kannten sie nicht und überall mußte er einkehren und sich mit dem Besten bewirthen lassen.

Als nun am dritten Tage der Zauberer zu dem Palaste kam, sprach der Chan zu ihm: „Wie kann ich nun dich wohl lohnen?"

Der Zauberer sprach: „In unserm Lande sind wenig Nasenhölzer, die wir dem Ochsen durch die Nasenknorpel ziehen könnten, um sie damit zu lenken. Gib mir dergleichen Hölzer."

So sprach er. Der Chan aber dachte, wenn der Mann nicht so gewaltig weise wäre, so würde ich ihn für erzdumm halten, so schlechtes Ding fordert er für so großes Werk. Er ließ ihm aber drei Säcke mit Nasenhölzern geben, und noch sieben Elephanten dazu, beladen mit Fleisch und Butter. Damit kehrte der Mann nach Hause zurück.

Nahe bei seiner Wohnung kam ihm die Frau mit Branntwein entgegen, und als sie die Elephanten sahe, sprach sie: „Jetzt bist du ein wackerer Mann geworden!" Und als sie in's Haus gegangen waren, fragte die Frau: „Wie bist du zu so großen Geschenken und Gütern gekommen?"

Der Mann antwortet: „Ich habe den Chan-Prinzen gesund gemacht, und zwei böse Mangusch verbrannt, die ihn krank machten, und habe mir Nasenhölzer zum Geschenk geben lassen, und die Elephanten gab mir der Chan noch dazu.“

„O du erbärmlicher Tropf!“ rief die Frau, „für so große Verrichtung hast du Nichts weiter gefordert als Nasenhölzer? — Wie dumm!“

Sie nasete ihn um der Nasenhölzer willen entsetzlich, und der Mann wußte gar Nichts zu sagen.

Die Frau schrieb einen Brief an den Chan, als wäre er von ihrem Manne geschrieben und trug denselben zum Chan hin. Der Brief aber lautete also:

„Weil dem Zauberer bewußt war, daß von dem großen Uebel des Chans-Sohn ein kleineres Uebel zurückbleiben würde, hat er die Nasenhölzer gefordert. Was aber der Chan dem Zauberer zur Belohnung will geben, das stehet in seinem Belieben.“

Der Chan, ein weiser Herr, sprach: „Der wissende Mann hat recht! Mein Prinz wäre ohne ihn gestorben und das Reich wäre zu Grunde gegangen. Meine Räthe und Diener und am Ende ich selbst hätten den beiden Mangusch gewiß zur Speise gedient.“

So sprach der Chan und sandte dem wissenden Manne Elephanten, Kameele und Tragochsen in Menge, alle beladen mit kostbaren Geschenken.

Der Mann aber mit dem Schweinskopfe konnte nun essen und trinken und schlafen aus all seinen Kräften sein Leben lang. Aber das that er denn auch!

Maßang.

Eine Frau in Indien brachte statt eines Menschen ein häßliches Wunderding zur Welt, einen Maßang. Es war ein Mensch mit Hörnern eines Ochsen und einem langem Kuhschwanz. Der Vater wurde unwillig und sagte: „Der stößigen Menschen sind so schon so viel, ich will ihn tödten,“ aber der Maßang sprach: „Tödte mich nicht, Vater, du sollst auch belohnt werden.“ „So bleib denn am Leben,“ sprach der Vater, „aber geh' fort.“

Der Maßang ging fort und kam in's Innere eines Haines, dessen Bäume waren dunkel. Im Haine aber stand ein schwarzfarbiger Mensch, den fragte der Maßang: „Wer bist du?“ — „Ich bin,“ war die Antwort, „ein schwarzfarbiger Mensch, denn ich bin vom Haine geboren und heiße Iddär. Ich folge dir nach, wohin du auch gehest.“

Beide gingen weiter und kamen zu einem dichten Grasplatze. Da fanden sie einen grünen Menschen, den fragten sie: „Wer bist du?“ — „Ich bin,“ versetzte dieser, „ein grüner Mensch, denn ich bin vom Grase geboren und heiße Gägär. Ich will Euch begleiten.“

Die drei kamen an einen Schilfplatz, wo sie einen weißen Menschen fanden, den fragten sie: „Wer bist du?“ — „Ich bin,“ antwortete der, „ein weißer Mensch und bin vom Schilfe geboren. Ich heiße Abdär und will Euch begleiten.“

Darauf zogen alle Vier weiter und gelangten zu einem Berge und in der Vertiefung des Berges fanden sie eine große Hütte, in welcher vollauf zu essen und zu trinken war. Sie fragten nicht, wem das gehöre, sondern sie aßen und tranken und blieben in der Hütte.

Jedes Tags sollten drei von ihnen auf die Jagd ziehen und der Vierte die Hütte hüten und Alles besorgen.

Den ersten Tag blieb der Waldsohn Jddär in der Hütte und kochte Fleisch für die Andern, als eine Alte die Leiter anlegte und zur Thüre heineinkam. „Wer da?“ rief er, und als er nun hinsahe, war es eine kaum spannenlange Alte, die einen Tragsack auf dem Rücken hatte, nicht größer als ein kleiner Apfel.

„Oh!“ sprach die Alte, „so einer sitzt jetzt da. Du kochst Fleisch und hast auch Milch. Laß mich doch auch ein Wenig davon kosten. Ich bin klein und brauche nicht viel.“ Als sie aber von Fleisch und Milch ein klein Wenig gekostet hatte, verschwand Beides und die Alte entfernte sich.

Der Waldsohn schämte sich, daß die Speisen weg waren und fürchtete sich vor den Andern, nicht wissend, wie er sich sollte entschuldigen. Da er nun aus der Hütte blickte, fand er zwei Pferdehufen. Diese nahm er und machte eine Menge Pferdetritte damit um die Hütte und schoß einen Pfeil in den Hof.

Die Jäger kamen nach Haus und fragten: „Wo ist Fleisch; wo ist Milch?“ Der Waldsohn antwortete: „Es kamen hundert Leute zu Pferde, drangen in's Haus, nahmen Fleisch und Milch und schlugen mich halb todt. Geht selbst hinaus und schauet es. Da schaueten sie hinaus, fanden die Pferdetritte und den Pfeil und sprachen: „Deine Worte sind wahr.“

Am andern Tage blieb der Grüne in der Hütte zurück, dem ging es gleich also. Weil er aber zwei Rinderfüße fand, machte er eine Menge Tritte damit um die Wohnung und sagte: „Es kamen hundert Leute mit beladenen Kühen und raubten die Speisen.“

Am dritten Tage blieb der Weiße in der Hütte, dem ging es nicht besser. Er machte mit zwei Maulthierfüßen viel Maulthiertritte und sagte, hundert Leute auf Maulthieren ankommend, hätten die Speisen genommen.

Am vierten Tage blieb der Maßang daheim und bereitete die Speisen. Da kam die Alte und sagte: „Ha, so Einer sitzt dies Mal da! — Laß mich doch von Milch und Speise ein Wenig kosten?“ Aber Maßang dachte, diese Alte ist gewiß die drei vorigen Male da gewesen. Thu ich, was sie verlangt, so weiß ich nicht, was daraus kommt. Darum sagte er: „Alte! ehe du kosten darfst, mußt du zuvor erst mir Wasser schaffen.“ Er reichte ihr aber einen durchlöcherten Eimer, den nahm sie. Als er ihr aber nachsahe, wurde sie höher und immer höher und endlich so hoch, daß sie an den Himmel hinanreichte.

Während sie Wasser schöpfte und wieder schöpfte und doch Nichts bekam, durchsuchte der Maßang den Tragsack der Alten. Er nahm ein Darmseil, einen eisernen Hammer und eine eiserne Zange heraus und legte ihr einen verrotteten Hanfstrick und hölzernen Hammer und Zange hinein.

Als die Alte zurückkam, sprach sie: „Ich kann mit deinem Eimer nicht schöpfen. Willst du mir aber Nichts zu essen geben, so laß uns sehen, wer der Stärkste ist." Damit band die Alte den Maßang mit dem verrotteten Strick, den er zerriß. Aber das Darmseil, womit der Maßang die Alte band, konnte sie nicht zerreißen.

„Hierin hast du gesiegt," sagte sie, „nun aber wollen wir mit der Zange uns zwicken." Sie zwickte ihn, aber das half Nichts; er aber zwickte ihr ein großes Stück Fleisch aus der Brust, daß sie schreiend ausrief: „O Jüngling! du hast eine unbarmherzige Faust."

Als nun die Alte mit dem Hammer auf den Maßang schlug, flog der Hammer von dem Stiel und Maßang blieb unverletzt. Darauf nahm der Maßang seinen Hammer, den er im Feuer erst glühend gemacht hatte und schlug damit Schlag auf Schlag auf die Alte, daß sie, mit Blut und Brandblasen bedeckt, laut heulend entfloh.

Als die drei Gefährten zurückkehrten, sagten sie: „Maßang, du hast gewiß zu dulden gehabt." Er aber antwortete: „Ihr seid feig und habt gelogen, ich aber habe die Alte bezahlt. Auf! wir wollen ihr nachgehen."

Sie folgten der Blutspur, welche sie zu einer furchtbaren Felsenhöhle führte, von großer Tiefe. Auf dem Boden derselben lag die blutige Leiche der Alten, unter Haufen von Gold und Erz, unter Panzern und Schwertern.

„Seht!" sagte der Maßang, „wie das Finstere in Finsternissen wohnt! Aber die Frage ist, wer will hinabsteigen und die kostbaren Sachen mir zureichen?" Die Gefährten entschuldigten sich und sagten: „Wir gehen nicht, denn gewiß ist die Alte eine Hexe."

Da ließ sich Maßang in die Tiefe hinab und reichte den Gefährten die Sachen. Die aber wurden geblendet von dem reichen Gute und sprachen unter einander: „Ziehen wir den Maßang hinauf, dann behält er Alles für sich; wir gehen lieber mit den Sachen davon, dann muß der Maßang sterben."

„Treuloser Verrath!" jammerte Maßang; „soll ich hier sterben?" Er suchte nach Speise umher, aber in der Höhle war nur Rinde zu finden. Maßang pflanzte darauf die Rinde in die feuchte Erde und sagte: „Bin ich ein wahrhaftiger Maßang, so müssen drei große Bäume aus diesen Rinden erwachsen."

Nach diesen Worten legte sich Maßang zur Leiche der Alten, aber wegen der unreinen Berührung der Leiche schlief er mehrere Jahre.

Als er erwachte, ragten drei große Bäume bis über den Eingang der Höhle hervor, an welchen er freudig hinauf kletterte.

Er begab sich alsbald nach der Hütte, wo er zuvor gewohnt hatte; die Hütte war aber verlassen. Da nahm er seinen eisernen Bogen und seine Pfeile und machte sich auf, die Gefährten zu suchen. Diese hatten Häuser gebaut und Weiber genommen.

„Wo sind Eure Männer?“ fragte Maßang die Weiber. — „Unsere Männer sind auf der Jagd,“ versetzten die Weiber. Da ging Maßang hinaus, dieselben zu suchen.

Sie kamen eben zurück und erzitterten heftig, als sie ihn erblickten und sprachen: „O! daß wir so übel gethan haben! Der Maßang wird uns tödten!“ Sie gingen zu ihm hin und sagten knieend: „Du bist der Gerechte, wir aber haben gesündigt. O, tödte uns nicht! Nimm unsere Häuser und Kinder und Weiber und all unser Gut, aber tödte uns nicht!“

Hierauf sprach Maßang: „Fürwahr, Ihr waret nicht redlich! Aber behaltet, was Ihr habt und lebt wie zuvor. Ich gehe den Vater zu lohnen.“ Und er zog weiter.

Die Gefährten sahen ihm traurig nach und sprachen: „Wie ist er so großmüthig; wie ist der Geist in dem häßlichen Körper so hoch und so mild. Lasset uns werden, wie er ist!“

Maßang kam in ein unbekanntes Land. Da fand er einen Brunnen am Wege und aus dem Brunnen schöpfte ein herrliches Mädchen. Das Mädchen ging, und wo es hintrat sproßten wunderliebliche Blumen unter seinen Tritten hervor. Maßang folgte dem Mädchen nach, denn es war ihm, als zög' es ihn nach.

Da kam er mit dem Mädchen in den Himmel und Churmusta, der Beschützer der Erde, kam ihm entgegen und sagte: „Himmelssohn, ich habe dich lange erwartet; es ist gut, daß du herkommst. Wir haben täglich mit dem Heere des Schumnus zu streiten, welche die Erde wollen. Morgen sieh unserm Kampfe zu, übermorgen sei unser Gefährte. Die weißen Schaaren sind die Tängäris, die schwarzen aber die Schumnus.

Als am dritten Tage die weiße Schaar von der schwarzen bedrängt ward, spannte der Maßang seinen Bogen, zielte nach dem Auge des Führers der Schwarzen und traf ihn, daß er heulend entfloh und seine Gefährten mit ihm.

Churmusta sprach: „Deine That ist lobenswerth, aber geh und verrichte noch Eins. Durch einen kleinen Umweg gelangst du zur Höhle des Schumnus; geh ohne zu zagen und sprich: „Ich bin ein Menschenarzt.“ Führt man dich zu dem Schumna-Chan, den Pfeil aus dem Kopfe zu ziehen, dann bewege den Pfeil, streue sieben Getreidearten gen Himmel und stoße den Pfeil tiefer in den Kopf.“

Maßang umherirrend gelangte an die Höhle und klopfte an die Thür. Da trat ein altes Schumnuweib hervor mit feuerspeiendem Munde und fragte: „Was hast du gelernt?“ — „Ich bin ein Menschenarzt,“ antwortete Maßang. Da wurde er in die Wohnung geführt und betrachtete die Wunde des Chans und rüttelte an dem Pfeil. „Schon,“ sprach der Chan, „ist mir viel leichter geworden.“ Da stieß Maßang plötzlich den Pfeil in die Wunde bis zu der Mitte hinein und streute das Getreide gen Himmel und klirrend fielen Ketten vom Himmel. Während Maßang die Ketten ergriff, schlug ihm das feuerspeiende Schumnuweib mit einem eisernen Hammer auf die Brust, daß von

dem Schlage sieben Sterne entstanden und Maßang wurde an den Ketten gen Himmel gezogen. „O,“ sagte der Maßang, „nun bin ich gestorben und kann dem Vater nicht lohnen!“

„Weil du dem Schumna-Chan getödtet hast und ein dankbarer Sohn bist, sollst du den Vater dennoch belohnen. Nimm die Tängäritochter und gehe mit ihr zur Erde zurück zum Vater und lebe so lange mit ihr auf der Erde, bis hundert Jahre um sind.“

Das Mädchen nahm Maßang bei der Hand und sprach: „Ich will dich zur Erde hinabführen.“

Als sie waren zum Vater gekommen, sagte die Tängäritochter: „Gib acht, was ich thue!“ Da schüttelte sie die rechte Hand und Haufen von Gold und Erz fielen herab; dann schüttelte sie die linke Hand und es kamen Speisen und Getränke hervor. Hierauf ging sie in weiten Kreisen um die Hütte des Vaters und es entstanden Lusthaine mit Fruchtbäumen, Wiesen und Blumen und Quellen. Darauf sagte sie: „Nun will ich deine Gemahlin werden,“ und berührte die Hörner und den Kuhschwanz, daß sie abfielen. „Siehe,“ sagte sie, „nun hast du genug, den Vater zu lohnen!“

Als nun die Drei noch hundert Jahre in Frieden und Glück gelebt hatten, gingen sie zu Chormusta in den Himmel.

Sonnenschein und Mondschein.

In einem glücklichen Lande herrschte Güchanas. Dieser Chan hatte von seiner ersten Gemahlin einen Sohn, der hieß Sonnenschein. Nach dem Tode derselben heirathete der Chan wieder und bekam einen Sohn, der hieß Mondschein.

Die Brüder liebten einander von Herzen; aber als sie erwachsen waren, sagte die Chanin zu ihrer Vertrauten: „So lange der ältere Chans-Sohn lebt, ist er der Erbe des Reichs und Mondschein hat Nichts; ist aber der Aeltere aus dem Wege, so wird er Chan. Ersinne ein Mittel!“

„Das Mittel hab' ich ersonnen,“ versetzte die Vertraute. „Narrani ist uns treu. Wenn der mit dem Chans-Sohne jagt, soll der ihn heimlich umbringen.“

Mondschein vernahm diese Worte und sprach zu dem älteren Bruder: „Dir strebt meine Mutter nach dem Leben, damit ich das Reich erbe. Das ist nicht gut. Laß uns Beide entfliehen!“

„Ich will entfliehen,“ versetzte der Aeltere, „du aber bleibe bei Vater und Mutter.“ — „Ich kann nicht bleiben,“ sagte der Jüngere, „wo du bist, da will ich auch sein und nirgends anders.“

Als sie mit einem Sack voll Kuchen schon weit weggezogen waren durch Ebenen und Berge, suchten sie einen Fluß und gelangten zuletzt an einen, der war vertrocknet. Da sank Mondschein kraftlos zur Erde. Aber der Bruder

sprach zärtlich: „Verzweifle nicht und bleib hier. Ich gehe und suche Wasser auf jener Höhe."

Nach langem vergeblichem Suchen kam Sonnenschein wieder und fand den Bruder verschmachtet. Da klagte er weinend um den Bruder: „Ach, wärst du geblieben!" Er bedeckte in zärtlicher Liebe die Leiche des Bruders mit Steinen und als er den Segen des Wiedersehens gesungen, wanderte er über zwei Anhöhen und kam an die Thür einer Höhle, innerhalb der Höhle saß der weise und fromme Greis Arschi.

„Woher kommst du?" fragte der Greis. „Deine Geberden verrathen tiefe Rührung." Der Jüngling erzählte ihm Alles.

Arschi nahm Heilmittel und Wasser und ging mit dem Jünglinge zum Steingrabe des Bruders und brachte diesen in's Leben zurück.

„Werdet Beide meine Söhne!" sprach der Greis und sie wurden es und blieben bei dem Alten. Der Alte unterrichtete sie in mancher Kunst und mancher Tugend, wovon Chans-Kinder oftmals Nichts lernen und sie waren glücklicher denn in dem Palaste des Vaters.

In diesem Lande herrschte ein furchtbarer Chan von großer Macht; aber mächtiger als er waren zwei Krokodille, welche die Quellen des Flusses verstopften, womit die Felder bewässert wurden, wofern ihnen nicht ein Jüngling geopfert wurde, geboren im Tigerjahre. Sie wohnten aber in einem Sumpfe nahe an den Quellen.

Es kam die Zeit des Opfers, aber man suchte vergebens nach einem Sohn des Tigerjahres und das ganze Volk gerieth in Angst und Zagen.

Da traten Leute zum Chan und berichteten: „Nicht weit von hier wohnt am Flusse der alte Arschi und hat einen Sohn des Tigerjahres. Wir sahen ihn, als wir das Vieh tränkten."

Nachdem das der Chan vernommen, sandte er zehn Boten mit Schwertern und sprach: „Geht, ihn zu holen."

„Was habt Ihr zu suchen?" fragte Arschi, als sie an die Thür klopften. „Der Chan," versetzten sie, „spricht zu dir: Du hast einen Sohn des Tigerjahres. Sende ihn mir; das Reich bedarf desselben."

Arschi antwortete: „Wie könnt Ihr so sprechen? Wer sollte bei mir einsamen Alten wohl wohnen?"

So sprechend ging er hinein, verschloß die Thüre und versteckte den Jüngling in ein Faß, worin man Branntwein brennt, legte den Deckel darauf und verklebte die Ritzen. Als nun die Boten die Thür zertrümmernd hineindrangen, Alles durchsuchten, den Jüngling aber nicht fanden, sagten sie: „Weil der Gesuchte nicht hier ist, soll auch im Hause Nichts bleiben und Arschi muß umkommen." So sprechend zogen sie die Schwerter, aber der Jüngling sprach: „Haut meinen Vater nicht; ich bin hier."

Die Boten nahmen ihn mit sich und Arschi blieb weinend und klagend zurück.

Da nun der Jüngling in die Wohnung des Chans trat, sah ihn die Tochter des Chans und wurde von Mitleid bewegt, schlang die Arme um

seinen Nacken und sprach: „Du darfst nicht sterben," und als man ihn fortführen wollte, ihn in's Wasser zu werfen, rief sie: „Werft ihn nicht, oder werft mich auch mit in's Wasser."

Wegen dieser Worte ergrimmte der Chan und sprach: „Weil diese Dirne so wenig für die Wohlfahrt des chanischen Reiches bedacht ist, so werde sie, mit dem Sohne des Tigerjahres zusammen gebunden, den Krokodillen vorgeworfen."

Als nun der Jüngling mit dem Mädchen zusammen gebunden, in's Wasser geworfen war, sprach er: „Warum mußt du sterben, du himmlisches, mitleidiges Mädchen; mich mochte man opfern, weil ich ein Sohn des Tigerjahres bin." — „Nein, du dankbares Herz," versetzte das Mädchen, „wie solltest denn du umkommen, da du aus Liebe und Dankbarkeit zu Arschi sprachst: Hier bin ich! Nein, ich sterbe gern mit dir, da bleiben wir beisammen. Doch fürchte ich mich sehr." So sprachen sie.

Die gefräßigen Ungeheuer hörten diese Worte und wie auch menschenwürgende Menschenungeheuer zuweilen Anwandlungen von Großmuth und Mitleid haben, so hatten sie dießmal die Krokodille, vielleicht weil sie schon übervollen Fraß gehabt hatten. Sie setzten Beide an's Ufer zurück.

„Komm, Jüngling, jetzt mit mir nach dem Palaste und bleibe bei mir!" sagte das Mädchen; er aber versetzte: „Hab' ich meinen Vater Arschi gesehen, so komm' ich und ungetrennt leben wir alsdann beisammen."

Als der Jüngling an die Höhle des Greises kam, hörte er denselben laut jammern: „Mein Sohn! mein Sohn!"

„Jammre nicht, mein Vater, jammre nicht," rief draußen der Jüngling; „es ist gerettet dein Sohn und steht draußen." Da öffnete Arschi die Thür und sie lagen sich einander in den Armen und der Jüngling erzählte von dem Mitleide der Krokodille.

Als auch die Chanstochter wieder nach dem Palaste zurück gekommen war, wunderte sich der Chan und das Volk. Sie aber erzählte von dem Mitleiden der Krokodille und das Volk ging, sich tief verneigend, drei Mal um die Chanstochter herum und sang ihr Lobgesänge.

„Es ist sehr gut," sagte der Chan zum Mädchen, „daß du wieder da bist, aber der Sohn des Tiegerjahres ist wohl umgekommen?"

„Nein," sprach das Mädchen, „die Krokodille haben mir nur seiner Milde wegen das Leben geschenkt!"

„Das ist ein Wunder," riefen der Chan und das Volk und der Chan gebot seinen Ministern: „Auf, bringt mir den Jüngling und seinen Vater Arschi mit Ehren und Freuden!"

Sie brachten dieselben und Mondschein nahmen sie auch mit, und das Volk wandelte neunmal lobsingend um sie herum.

„Wundervoller Jüngling," sprach der Chan, „bist du wohl wirklich ein Sohn des Arschi?" Der Jüngling antwortete: „Ich und dieser sind Söhne des Chans Güchanas. Weil meine Stiefmutter aus Liebe zum eigenen Sohn mich zu tödten beschlossen, bin ich entflohen und, begleitet von meinem

jüngern Bruder, aus Liebe sind wir zu Arschi gekommen und sind seine Söhne geworden!"

„Edelherzige Jünglinge! Edelherziger Greis!" rief der Chan. Er überhäufte sie mit Ehren und Geschenken, und gab dem ältesten Jüngling seine Tochter zur Gemahlin. Er sandte darauf die Drei mit großer Begleitung zum Chan Güchanas.

Als sie nahe zum Palaste desselben gekommen waren, schrieben sie diesen Brief:

„Zu dem chanischen Vater sind, zurückkehrend, beide Brüder gekommen."

Seit vielen Jahren hatten Vater und Mutter über ihre Söhne gejammert, und waren im Jammer alt und finster geworden und einsam geblieben. Der Chan sandte viele Leute ihnen entgegen. Als aber die Chanin den Aeltesten und seine himmlische Gemahlin erblickte, und die Leute und Schätze, welche sie mitbrachten, ward ihre Mißgunst so groß, daß sie Blut spie und starb; denn das Glück der Guten ist das Unglück der Bösen.

Der Stein.

In früherer Zeit lebte der Sohn eines Priesters, der verkaufte seinen Acker, und kaufte dafür drei Klafter Tuch, Handel damit zu treiben, und reiste in ein anderes Land.

Auf dem Wege sah er einen Haufen Kinder, die hatten eine Maus an einer Schnur, und warfen sie in's Wasser und zogen sie wieder heraus. Da bat er die Kinder, barmherzig zu sein, und die Maus laufen zu lassen. Die aber sagten trotzig: „Was geht das dich an? Wir lassen sie nicht!" Da gab er ihnen eine Klafter des Tuches, und die Maus war befreiet.

Bald darauf fand er einen Haufen anderer Kinder, die hatten einen jungen Affen gefangen, den schlugen sie, und schlugen ihn sehr und sagten: „Spring! spring ordentlich! spring besser!" Aber der junge Affe konnte es noch nicht und machte jammervolle Geberden.

Der Mann erbarmte sich des Affen und wollte ihn losbitten; aber weil ihn die Kinder nicht losließen, gab er ihnen die zweite Klafter Tuch, da ließen sie ihn los.

Weiter davon hatte ein Haufen Knaben einen jungen Bären, auf welchem sie ritten und ihn prügelten. Da mußte er sein letztes Tuch hingeben, ehe sie den Bären in den Wald ließen.

Nun hatte der Mann Nichts zu handeln und Nichts zu zehren, und dachte: „Was soll ich nun anfangen?"

Als er so denkend weiter ging, fand er auf einer Schilfwiese ein großes Stück seidenen Zeuges mit Goldblumen durchwirkt, das war sehr kostbar.

„So hat denn," sprach er zu sich selbst, „der Himmel das Tuch siebenfältig ersetzt, um der Barmherzigkeit willen, die du geübt hast." Aber bald dachte er anders.

Es kamen Leute daher und sahen das Zeug und fragten: „Woher hast du das kostbare Seidenzeug? Das Zeug ist mit andern Stücken aus der Schatzkammer des Chans gestohlen. Nun haben wir endlich den Dieb gefunden; aber wo hast du die anderen Sachen?"

Sie führten ihn vor den Chan, welcher sprach: „Weil du so Unziemliches begangen, so lege man dich in einen großen Kasten, den man mit einem Nagel von Holz verschließe, gebe dir zwei Brode mit und werfe dich in's Wasser."

Also geschah es. Aber der Kasten blieb bald hängen am Ufer. Die Luft im Kasten ward bewegt und der Priestersohn wäre beinahe erstickt; aber da knasperte etwas am Holznagel und rief ihm zu: „Nun drücke ein wenig am Deckel!" und als er drückte, wurde es eine kleine Spalte, und der Eingesperrte bekam ein klein wenig Luft, und erkannte durch die Spalte die Maus, welche er losgekauft hatte.

Die Maus sprach zu ihm: „Halte dich noch ein wenig bis ich meine Gefährten herbei rufe; für mich allein ist es zu schwer!"

Die Maus kam mit dem Affen und mit dem Bären. Der Affe erweiterte die Spalte so viel, daß der Bär mit seiner Pratze hinein konnte, und darauf den Kasten mit Gewalt aufbrach, daß jetzt der Mann heraus konnte und sich auf einem Rasenplatze mitten im Flusse niederließ. Alle drei Thiere brachten ihm hierauf Obst und allerlei Speisen.

Am andern Morgen erblickte der Mann am Ufer einen hellen Schein, und sandte den Affen hin. Der Affe brachte ihm einen glänzenden Stein, der ein Wunderstein war.

Da wünschte sich der Mann an's Land, und als er auf dem Lande war, wünschte er sich einen Palast, und alsbald stieg mitten auf einem großen Platze ein Palast empor mit allen Gebäuden, Thüren und kostbaren Geräthen, und mancherlei Bäume standen umher, und Springbrunnen trieben lieblich helles Wasser aus Marmorbecken gen Himmel. In diesem Palaste wohnte er nun, und behielt seine drei Thiere bei sich.

Nach einiger Zeit kamen Kaufleute nach dieser Gegend, die staunten, sagend: „Wo kommt denn der Palast her? Hier war sonst ein wüster Platz!" Sie befragten den Priestersohn, und dieser zeigte ihnen den Wunderstein, und erzählte ihnen alle seine Schicksale.

Da sprach der Eine: „Nimm Alles, was wir haben, nur laß uns den Stein." Gutmüthig gab er ihnen den Stein, und ließ ihnen auch ihre Ladungen; „denn," sagte er, „ich bin ja glücklich und reich genug!"

Die Kaufleute waren aber nicht dankbar, wie die Thiere; denn sie waren nur Kaufleute, und die Gutmüthigkeit hielten sie wie Viele, die nicht Kaufleute sind, für Einfalt.

Als am andern Morgen der Priesterssohn erwachte, saß er im Flusse auf dem Grasplatze, und Alles war verschwunden.

Indem er trauernd da saß, kamen die Thiere und fragten: „Was ist dir geschehen?“ Als er es ihnen erzählte, sprachen Jene: „Du bist fürwahr zu beklagen; aber sprich, wohin ist der mit dem Steine gegangen? — Wir wollen ihn suchen gehen.“

Als sie nun zu dem kamen, der den Wunderstein hatte, sagten Bär und Affe: „Maus, schau umher, wo sich der Wunderstein findet!“

Die Maus schlüpfte durch alle Löcher, und kam in ein geschmücktes Gemach, wo der Kaufmann schlief, welcher den Stein bekommen hatte. Der Stein hing am Ende eines Pfeiles, und der Pfeil steckte in einem Reishaufen, und neben dem Reishaufen lagen zwei angebundene Katzen. Da wagte die Maus sich nicht an den Wunderstein, und sagte es den Gefährten.

Der Bär war immer träge, und daher immer dumm, weil Beides zusammen gehört und sagte: „So ist also kein Mittel mehr, laßt uns demnach umkehren.“ Der Affe aber widersprach ihm, sagend: „Wohl gibt es vielleicht noch ein Mittel. Maus! gehe zu dem Kaufmann, und benage ihm sein Haar, und in der nächsten Nacht siehe, wer neben dem Kissen des Kopfes wird angebunden sein.“

Als am nächsten Morgen der Kaufmann sein Haupthaar benagt fand, band er zu Abend die Katzen an's Kopfkissen an.

Die Maus konnte aber in der nächsten Nacht nicht an dem Pfeil zum Wunderstein hinan. „Nun,“ sagte der Bär, „da gibt es denn weiter kein Mittel, kommt, laßt uns umkehren.“ Der Affe aber sagte: „Wohl gibt es dennoch ein Mittel, laßt uns nur nicht gleich verzagen. Maus! gehe und durchwühle den Haufen Reis, bis der Pfeil umfällt, dann bringe den Stein im Maule hierher.“

Die Maus schleppte den Wunderstein bis zum Loche, sie konnte ihn aber nicht durchbringen, denn der Stein war zu groß. Das klagte sie denn den Gefährten. „Nun,“ sagte der Bär, „so gibt es weiter kein Mittel, und wollen wir wieder nach Hause; denn der Affe und ich können doch nicht durch das Mauseloch kriechen.“ Aber der Affe erweiterte das Loch mit seinen Pfoten, bis die Maus mit dem Steine hindurch konnte.

Jetzt wanderten sie zurück, und da sie durch einen Fluß kamen, setzte sich die Maus in's Ohr des Bären, der Affe aber, den Wunderstein in dem Munde, auf den Rücken desselben.

Als sie in den Fluß kamen, rühmte sich der Bär, daß er auch einmal Etwas that, und sagte: „Seht! ist das nicht gut, daß ich Euch alle Drei tragen kann: Affe, Maus und Wunderstein? Aber das macht, weil ich stärker bin, als Ihr.“

Als nun keine Antwort erfolgte, wurde der Bär recht grollig, und sagte: „Wollt Ihr nicht antworten, so werf' ich Euch beide in's Wasser.“

„Thue es nicht!“ sprach der Affe und der Wunderstein fiel aus dem

Munde in's Wasser. Als sie jetzt über den Fluß waren, zürnte der Affe, sagend: „Du, Bär, bist doch wahrlich ein dummes Thier!“ Da erwachte die Maus und fragte: „Was gibt es?“ und der Affe erzählte Alles und sprach: „Den Stein aus dem Wasser zu bringen, ist schwerer als Alles. Jetzt wollen wir fortgehen, dahin und dorthin.“ Die Maus aber versetzte: „Ich will es versuchen, den Stein aus dem Wasser zu bringen. Ihr Beiden setzet Euch weiter ab.“

Die Maus lief längs des Flusses auf und ab, gleichsam als wäre sie ängstlich; da sprachen die im Wasser: „Maus was hast du für Unruhe?“

Die Maus sprach: „Wißt Ihr denn das nicht einmal, daß ein großes Heer anrückt, das alle Wasserbewohner aus dem Wasser treiben will?“

„O, Unglück,“ riefen die Wasserbewohner, „so rathe denn, was nun zu thun sei.“

„Es bleibt,“ sprach die Maus, „kein anderes Mittel, als Steine herbei zu tragen, und am Ufer einen Damm aufzuführen.“ So sprach sie, und die im Wasser brachten Steine aus der Tiefe des Flusses und endlich brachte ein großer Frosch den Wunderstein und sagte: „Der Stein ist recht schwer!“

„Maus, du bist klug,“ sagte der Affe, als der Stein da war. Darauf kamen sie zum Priestersohn, der aber kaum noch lebte. Als er aber den Stein wieder hatte, wünschte er sich an's Land, wünschte dann wieder einen Palast, geschmückt wie der erste und noch mehr.

Den Stein ließ er nun nicht mehr von sich, aber die drei treuen Gefährten auch nicht. Der Bär aß und schlief; der Affe aß und tanzte, und die Maus aß und schlüpfte durch alle Winkel und Löcher, und der Priestersohn litt keine Katze im Palaste.

Die weiße Eule.

Vor alter Zeit lebte ein Hausvater in einem blühenden Lande, der hatte drei Töchter, die abwechselnd die Kälber hüten mußten.

Als einst die älteste Tochter beim Hüten eingeschlafen war, ging ein Kalb verloren. Sie suchte das Kalb, und kam zu einem Hause mit rother Thür, und ging hinein. Erst kam sie zu einer goldenen, dann zu einer silbernen, dann zu einer ehernen Pforte, und fand nun einen Käfig von Gold, und in dem Käfig saß eine weiße Eule.

„Was willst du?“ fragte der Vogel.

„Ich,“ war die Antwort, „habe ein Kalb verloren, und bin gegangen, es zu suchen.“

Der Vogel sagte darauf: „Werde meine Frau, dann sollst du dein Kalb finden, sonst aber nicht.“ Das Mädchen aber versetzte: „Eine Vogel-

frau mag ich nicht werden, und sollte ich das Kalb nimmerdar wieder erlangen, denn die Vögel gehören zum Vieh."

Am folgenden Tage war die zweite Tochter eingeschlafen, und ein Kalb ging verloren. Sie kam auch zum Vogel, und sollte seine Frau werden, sie aber sagte: „Ich mag nicht."

Als es am dritten Tage der jüngsten Schwester nicht anders erging, und sie zum Vogel kam, sagte dieser zu ihr: „Werde meine Frau, dann sollst du dein Kalb haben." Hierauf sprach das Mädchen: „Dein Wille möge geschehen; ich bin es zufrieden." So wurde sie denn die Frau des Vogels.

Nach einiger Zeit geschahe es, daß ein dreizehntägiges Fest bei einem Tempel gefeiert wurde, und sich zum Zusehen eine Menge Menschen versammelte, die Vogelfrau auch mit darunter.

Unter den Weibern war sie die Erste und unter den Männern war Einer, der auf einem Schimmel um die Versammlung herum ritt, und alles Volk rief: „Der ist der Erste."

Der Vogel fragte die zurück gekommene Frau: „Welche waren wohl unter den versammelten Männern und Weibern die Ersten?"

Die Frau sprach: „Unter den Männern war es Einer, der auf einem Schimmel herumritt, den ich aber nicht kannte; unter den Weibern aber war ich es selbst wohl."

Dasselbe geschahe elf Tage immer wieder. Am zwölften Tage aber saß die Vogelfrau neben einer Alten, die fragte: „Wer wird wohl heute der Erste sein?" Darauf versetzte sie: „Unter den Männern ist es der auf dem Schimmel, unter den Weibern bin ich es. O, wär' ich mit diesem Manne verbunden; aber mein Gemahl ist nur ein Vieh, denn er ist nur ein Vogel."

So sprach sie weinend. Aber die Alte versetzte: „Sprich nicht dergleichen Worte. Der Reiter auf dem Schimmel ist ja eben dein Gemahl. — Geh' morgen nicht in die Versammlung, sondern verbirg dich im Hause, bis dein Gemahl das Vogelhaus verläßt, den Schimmel aus dem Stalle zieht, und in die Versammlung reitet. Verbrenne alsdann das Vogelhaus, so wirst du ihn immer in seiner wahren Gestalt erblicken."

Die Frau that, wie ihr gerathen ward, verbrannte das Vogelhaus. Als der Mann nun nach Hause zurückkam, wunderte er sich, daß die Frau schon da war. Dann fragte er: „Wo ist mein Vogelhaus?" Die versetzte: „Ich habe es verbrannt." — Der Mann aber klagte und sprach: „Himmel! das ist sehr übel. Das Vogelhaus war meine Seele; gleich wie bei andern ihr Gold, ihre Kleider, ihr Ehrenstand ihre Seele sind." Da klagte die Frau mit ihm und sprach: „Was ist nun wohl anzufangen?" Darauf versetzte der Mann: „Jetzt gibt es keinen anderen Rath mehr, als daß du hinter die Thür dich setzest, und Tag und Nacht mit dem Schwerte rasselst. Hört das Rasseln auf, so kommen die Tschädkürs und reißen mich fort. Sieben Tagzeiten kämpfe ich gegen die Tschädkürs."

Nach solchen Worten sperrte die Frau ihre Augenlider mit Hölzern auseinander, und nahm das Schwert, und rasselte damit. So durchwachte sie sechs Nachtzeiten. Aber in der siebenten Nacht fielen ihr die Augen nur einen halben Augenblick zu, und plötzlich rückten die Tschädküren den Vogelmann hinweg. Da lief ohne Nahrung, sinnlos und jammernd die arme Vogelfrau umher und rief: „O mein Vogelmann! mein lieber, lieber Vogelmann!"

Als sie lange, lange gesucht, hörte sie des Gemahls Stimme aus einem Flusse. Sie lief auf den Fluß zu, und erblickte den Gemahl neben einem Tschädkürriesen, der hatte siebentausend Paar Stiefel auf dem Rücken. „Ueber dein Wiedersehen und deine Treue bin ich gar hoch erfreut!" sprach der Vogelmann. „Ich muß Wasser für die Tschädküre tragen, und habe alle diese siebentausend Paar Stiefeln bei dieser Arbeit verbraucht. Hast du mich lieb, und willst du mich wieder haben, so eile zurück, und baue mir ein neues Vogelhaus, und weihe es mit Segenssprüchen zur Seele. Dann kann ich zurück."

Schnell wie der Wind verschwand er bei diesen Worten. Die Frau aber eilte nach Hause, machte ein Vogelhaus, und weihete es ein.

Da erschien der Vogelmann auf dem Dache des Hauses und ging in sein Vogelhaus. Aber da erhielt er seine Gestalt, die er reitend auf dem Schimmel gehabt hatte und sagte: „Nun bleib ich immer bei dir, wie ich jetzt bin; denn du hast mir durch deine treue Liebe die Seele wieder gegeben; denn treue Liebe ist die Seele des Lebens, und darum bist du meine Seele von jetzt an."

Des Chans Sohn.

Ein Chans-Sohn verliebte sich in ein Mädchen voll Schönheit und Tugend und Geist, das zwei Meilen weit von ihm wohnte und sagte: „Du bist meine Gemahlin!" Das hielt er aber noch heimlich, denn das Mädchen war nur die Tochter eines gemeinen Hausvaters.

Der Chans-Sohn starb, ohne daß das Mädchen Etwas davon erfuhr. In einer Nacht, da eben der Mond aufgegangen war, hörte es an der Thür klopfen und der Chans-Sohn trat herein. Da ging es ihm freudig entgegen und bewirthete ihn mit Arak und Kuchen.

„Gemahlin," sprach der Chans-Sohn, „komm mit mir." Sie folgte ihm und Beide gelangten zur chanischen Wohnung, aus welcher ein Schall von Klangbecken und Pauken hervordrang.

„Chan, was ist das?" fragte die Gemahlin. „Weißst du das nicht?" antwortete dieser, „es wird mein Leichendienst gehalten."

„Dein Leichendienst?" sagte sie betroffen; „was ist denn dem Sohne des Chans widerfahren?" — „Er ist verschieden," war die Antwort, „und wird dich in jeder Vollmondsnacht besuchen."

„Wie aber," fragte sie, „wirst du mich können besuchen, wenn du verschieden bist?"

„Weißst du nicht," versetzte der Verschiedene, „daß treue Liebe nimmer verscheidet, sondern dauert bis über das Grab?" Damit verschwand er. Sie aber jammerte ihm laut nach und rief: „Chan! Chan! kehre wieder. Ach, warum bist du verschieden?"

Als im nächsten Vollmond der Verschiedene wieder zu ihr kam, sagte sie mit Thränen: „Es ist schön, daß du in jeder Vollmondsnacht zu mir kommst, allein viel schöner wäre es, du könntest alle Nacht zu mir kommen!" Darauf erwiderte der Chans-Sohn: „Wenn du Muth hättest, dann könnte ich wohl kommen; aber du bist noch zu jung und wirst Nichts vollbringen!" — Darauf sprach sie: „Treue Liebe wagt Alles und selbst das Leben; ich will es vollbringen!"

Der Chans-Sohn sprach hierauf: „So begib dich denn in der nächsten Vollmondsnacht eine Meile von hier zu dem Eisen-Alten und reiche ihm Arak. Hierauf gelangst du zu zwei großen Widdern; ihnen gib diesen würzigen Kuchen. Weiter triffst du auf einen Haufen Bewaffneter mit Panzern und Rüstungen, diesen gieb Fleisch und Kuchen. Von dort gelangst du zu einem großen schwarzen Gebäude mit Blut bedeckt und statt der Fahne ist eine Menschenhaut aufgestellt. An der Thür des Hauses stehen zwei Höllendiener, welchen du Ehrenopfer von Blut reichen mußt. Jetzt gelangst du in's Haus und triffst neun schreckliche Beschwörer und neun Herzen, die stehen um einen Chans-Thron und eins darunter ist noch frisch und blutend, die andern acht sind alt. Das sind aber die Herzen von Chanen und ihren Söhnen. Die acht Alten aber werden rufen: „Nimm mich! Nimm mich!" Das frische aber wird rufen: „Nimm mich nicht!" Das aber sollst du nehmen, denn es ist mein Herz, damit lauf eilends zurück, aber du darfst dich nicht umsehen. — Hast du dies Alles vollbracht, dann darf ich allnächtlich zu dir kommen."

Zwar fürchtete sich das Mädchen sehr, aber die Liebe besiegte die Furcht, und es ging in nächster Vollmondsnacht, theilte die Opfer aus und gelangte in das Gebäude. „Nimm mich nicht," rief das frische Herz, aber das Mädchen nahm es dennoch und eilte mit demselben davon.

Die neun Beschwörer liefen nach und riefen: „Haltet! Haltet den Dieb des Herzens!" aber die beiden Höllendiener sagten: „Wir haben Blut zum Ehrenopfer bekommen; wir halten nicht!" Die Beschwörer riefen den Bewaffneten zu; die aber sagten: „Wir haben Kuchen und Fleisch bekommen; wir halten nicht." — Jene riefen den Widdern zu; die aber sprachen: „Wir haben würzigen Kuchen bekommen; wir halten nicht." Da riefen sie dem Eisen-Alten zu; der aber sagte: „Ich habe Arak bekommen und halte sie nicht!"

Jetzt ging das Mädchen ohne Furcht nach Hause und als es hineintrat, stand der Chans-Sohn im Feierkleide da und umschlang den Nacken des Mädchens und sprach: „Nun hab' ich mein Herz wieder und bin wieder durch treue Liebe lebendig."

Sie gingen hierauf zu den Eltern des Jünglings, welche heftig er-

schraken. Aber der Jüngling erzählte, was sich begeben hatte und wie ihn das treue Mädchen wieder lebendig gemacht hätte. Da wurde es seine Gemahlin.

Die sieben Zaubermeister.

Es lebten in Mittel-Indien sieben weise Zaubermeister, die hatten viel Lehrlinge ihrer Kunst; aber die Lehrlinge lernten nicht viel; denn die Meister oder Professoren waren so weise, daß sie die Schüler eben nicht sehr mit Weisheit überhäuften und viel Ferien gaben, damit die Schüler Zeit hätten, Alles von sich selbst herauszubringen. Außer den ordentlichen und bestimmten Feierzeiten hatten die Meister bald den Husten, bald den Schnupfen, bald eine nothwendige Geschäftsreise auf vier oder fünf Tage, bald eine dringende Abhaltung: — nämlich ein großes Gastmahl. So behielten denn die Jünger, mit den heiligen Feier- und Festtagen, über ein halb Jahr Zeit zum Selbststudiren.

In so vieler Zeit hätte sich nun wohl etwas Tüchtiges erlernen lassen; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß die jungen Dummrians gerade dadurch träger und fauler wurden und die weisen Meister wußten es trotz ihrer Weisheit auch nicht und betrübten sich darüber tief, nicht blos bis in's Herz, sondern bis in den Magen hinein, indem ihr einziger Wunsch war, die Jünger sollten die Meister einst nach ihrem Leben einmal übertreffen und so sollte es immer fortgehen, bis endlich das Weltheil gekommen wäre.

Da war einmal ein junger sinnender Schleffel, der war ein Prinz, nämlich ein Chans-Sohn, der brachte in den Ferien so Mancherlei heraus und war bis so weit gekommen, daß er sich in ein Pferd verwandeln konnte.

Als ein verwandeltes Pferd trat er vor die sieben Meister hin und wieherte.

Nach vielem Sinnen brachten sie es heraus, das sei ein magisches Pferd, worin sich einer ihrer Schüler verwandelt habe, welches ihnen aber gar nicht gelegen war; denn der Schüler möchte die Meister wohl gar am Ende zu Eseln machen; und wenn auch nicht das, würde er doch, als ein noch unreifes Genie, die edle Kunst der Magie sehr unvorsichtig anwenden und wohl gar so gemein machen, daß kein Mensch mehr an die Wunderbarkeit und Vortrefflichkeit derselben glaubte. Um das Dunkel ihres Heiligthums zu schützen, beschlossen sie das Pferd zu tödten und griffen es in Gestalt von sieben Löwen an.

Das geängstigte Pferd sprang in den nahen Fluß und nahm die Gestalt eines Fisches an. Die sieben Weisen verwandelten sich in sieben Reiher, verfolgten den Fisch und hätten ihn beinahe gefangen; aber er nahm die Gestalt einer Taube an, sie hingegen wurden zu sieben Habichten, die die arme Taube über Berge und Thäler und Flüsse verfolgten, bis sie zur beruhigenden Höhle gelangte, wo sie sich in den Busen eines Oberweisen, Nangasuna verbarg.

„Was mag das bedeuten?“ — dachte Nangasuna, — „daß diese Taube von sieben Habichten verfolgt wird? — Taube,“ fragte er, „wie kommst du hieher?“ Da erzählte die Taube die Ursache und sagte: „Es werden sieben Bettler kommen und um Nangasuna's Rosenkranz bitten. Dann will ich mich in das größte Kügelchen des Kranzes verwandeln, du aber geruhe dieses in den Mund zu nehmen und den Rosenkranz von dir zu werfen.“ Also geschahe es und die weggeworfenen Kügelchen des Kranzes wurden zu Würmern und die sieben Bettler wurden zu sieben Hühnern und fraßen die Würmer. Da ließ Nangasuna das größeste Kügelchen aus seinem Munde fallen, das verwandelte sich in einen Menschen mit einem Schwerte in der Hand.

Als nun der Mensch mit dem Schwerte die sieben Hühner getödtet hatte, ward der Oberweise in seiner Seele betrübt und sagte: „Indem ich einen einzigen Menschen am Leben erhalte, werden sieben getödtet. Dies ist wahrlich nicht gut.“

Auf diese Worte erwiderte der Andere: „Wisse, daß ich ein Chans-Sohn bin; und wenn das nicht genug ist, so will ich dir dienen, mich von Sünden zu reinigen.“

Der Oberweise versetzte: „Weil gegen einen Chans-Sohn die ganze Welt Nichts ist, so ist es gut, wenn ihrer auch siebenmal hunderttausend wären getödtet worden; dennoch aber sollst du mir dienen. Geh' in den kühlen Hain der Todten, wo Siddikür weilt, der oben von Gold und unten von Erz und dessen Kopf mit Silber bedeckt ist. Nimm ihn und bring' ihn. Wer mir ihn bringt, den mach' ich zum tausendjährigen Menschen auf Erden.“

Darauf begann der Jüngling: „Den Weg, welchen ich machen muß, die Nahrungsmittel, deren es bedarf und Alles, was ich beobachten muß, geruhe mir, o Nangasuna, zu sagen.“

Dieser versetzte: „Also geschehe es. Eine Meile von hier nach Morgen zu, gelangst du zu einem finstern Walde, durch welchen ein schmaler Pfad nur hindurch führt. Hier wohnen lauter Gespenster. Sie werden alle um dich herum kommen, dann rufst du mit lauter Stimme: „Gespenster Chu lu chu lu sochi;“ dann werden sie zerstieben. Hierauf wird kommen ein Haufen nackter Gespenster, dann sprich: „Chu lu chu lu sochi.“ Dann werden Kindergespenster kommen, dann sprich: „Ri ra ri ra padra.“ Hierauf wirst du in der Mitte des Hains finden den Siddikür, sitzend neben dem Wunderbaum. Erblickt er dich, so steigt er hinauf. Dann nimm die Mondaxt und drohe mit wilder Geberde, den Baum umzuhauen, so kommt er herunter. Zum Forttragen nimm diesen hundert Menschen befassenden Sack und zum Festschnüren dieses hundert Klafter lange Seil. Dieser unvergängliche Kuchen ist deine Reisekost. Hast du nun aber die Last auf dem Rücken, dann wandere hieher und sprich nicht.“

Alles geschahe also, wie Nangasuna gesagt hatte und Siddikür wurde in den Sack gesteckt und fortgetragen.